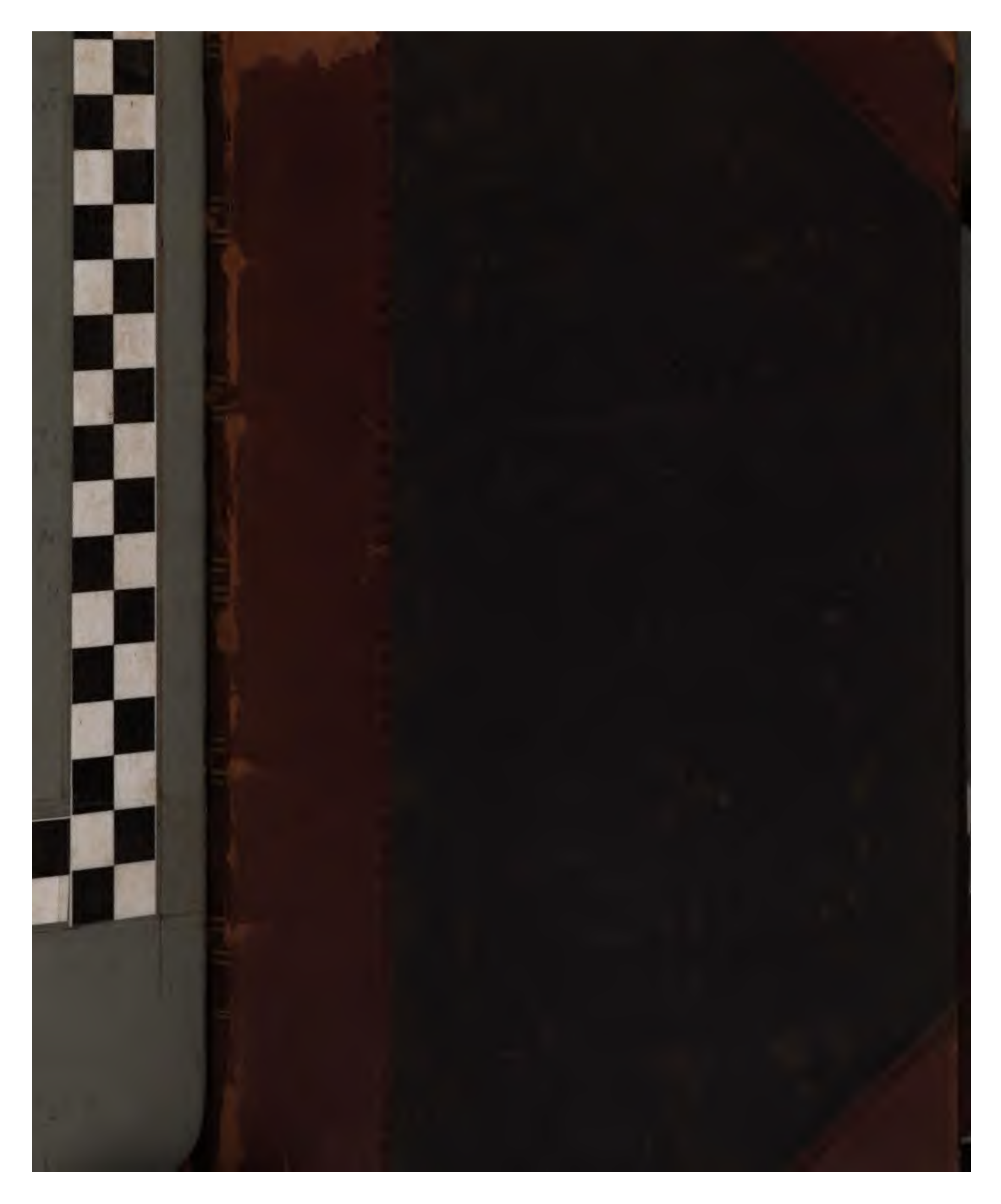



600031718Q

Graf Albert von Hohenberg,

Rotenburg und Haigerloch

vom Hohenzollern Stamme.

Der Sänger und Held.

Ein Cyklus von kultur-historischen Bildern aus dem dreizehnten Jahrhundert

von

Prof. Dr. **Ludwig Schmid.**

Mit drei Illustrationen.



Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1879.



Graf Alberts Reitersiegel
vom Jahr 1284.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Alberts Leben und Wirken

als Privatmann, Graf und Reichsstand.

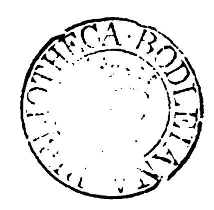
Von

Prof. Dr. **Ludwig Schmid.**

Mit drei Illustrationen.

Zweiter Band.





Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1879.

Zweiter Abschnitt.

Dritter Abschnitt.

Vierter Abschnitt.

Fünfter Abschnitt.

Inhalts-Verzeichniß.

Einleitung.

Erster Abschnitt.

Neunter Abschnitt.

Sechster Abschnitt.

Siebenter Abschnitt.

Achter Abschnitt.

Neunter Abschnitt.

Dreizehnter Abschnitt.

Vierzehnter Abschnitt.

Fünfzehnter Abschnitt.

Sechzehnter Abschnitt.

Siebzehnter Abschnitt.

Einleitung.

I.

Graf Albert folgt 1253 seinem Vater in der Reichsgrafschaft Hohenberg ꝛc. und gründet seinen eigenen Hausstand.

Kaum hat sich über einen Abgeschiedenen das Grab geschlossen, so treten zumal wenn derselbe Familienvater, reich an Macht und Besitz gewesen, noch dazu eine hohe Stellung eingenommen, an die Hinterbliebenen unabweisbar und allzufrüh für deren Trauer mancherlei Geschäfte und Sorgen um das Irdische heran, welchem der Dahingegangene auf immer hatte Valet sagen müssen. So kam es nach dem Tode des Grafen Burkard auch auf unserer Rotenburg.

Da war in erster Linie die Gräfin Mechtilde in das ihr im Ehevertrag zugesagte Wittum (Leibgeding) einzusetzen. Solches geschah in Gegenwart und mit „Kundschaft“ von sieben hohenbergischen Rittern durch deren Bruder, den Grafen Rudolf von Tübingen-Herrenberg, welchen sie zu ihrem Vogt genommen.[1] Sodann war vornehmlich Verfügung zu treffen bezüglich der Land' und Leute, welche durch Burkards Abscheiden herrenlos geworden waren. Da handelte es sich vor allem um die von ihm hinterlassenen Grafschaften. Die zwischen dem Oberlauf des Neckars und der Donau gelegene mit der Hauptburg Hohenberg (bei Spaichingen), welche ihr und dem ganzen Geschlechte den Namen gegeben, war Lehen des deutschen Reichs und ein namhafter Theil der großen, einem ansehnlichen Fürstenthum gleichen Grafschaft, welcher das Haus Zollern in den ältesten Zeiten vorgestanden.[2]

Gegen den Schluß des zwölften Jahrhunderts spaltete sich nämlich, wie wir oben im ersten Bande Seite 3 f. des Näheren ausgeführt, der mächtige Grafenstamm Zollern in drei Zweige: die schwäbischen Zollern im engeren Sinne, welche im Besitz der ältesten Stammburg des Gesammt-

hauses blieben und in dem erlauchten Fürstenhause Hohenzollern noch fortblühen; die burggräflich-Nürnbergischen Zollern, welche durch Vermittlung der späteren Markgrafen von Brandenburg und Herzoge von Preußen auf dem Preußischen Königs- und nunmehrigen Deutschen Kaiserthrone sitzen; endlich die Hohenbergischen Zollern, deren Ahnherr der Urgroßvater des Grafen Albert, des Haupthelden unseres Bilderkreises, ist. Dieser dritte Zweig ist 1486 im Mannsstamme erloschen, nachdem dessen ansehnliche Herrschaften zunächst meist an Wirtemberg und Habsburg-Oestreich übergegangen waren. In unserem Jahrhundert ist beinahe alles an ersteres gefallen. Nur die Herrschaft Haigerloch ist nach zeitweiser Entfremdung wieder an das Stammhaus Zollern gekommen und demselben bis auf unsere Tage herab auch verblieben.

Wie aber im Mittelalter das Lehenwesen durch alle Stände des Reichs in dem Maße geherrscht, daß selbst Kaiser (wenigstens von der Kirche) Lehen getragen, so trugen die Grafen von Zollern und Hohenberg auch solche von dem Bisthum Bamberg. Es waren dies die zu den Burgen Rotenburg und Horb gehörigen Herrschaften, wie auch manches von Nagold. Anderes und gewiß sehr ansehnliches war Eigenthum des Hohenbergischen Hauses.

Die Auseinandersetzung einer so großen, ausgebreiteten Hinterlassenschaft wie die Burkards erforderte sehr reifliche Erwägung, wenn man die Ansprüche der Söhne und Töchter nach Recht und hergebrachtem Brauch befriedigen wollte. Und solches konnte nur von einem Rathe angesehener und erfahrener Männer geschehen. Graf Albert, welcher, wie unsere Leser wissen, als sein Vater seinen Mairitt in den Schwarzwald angetreten, zu einem Besuch auf die Burg Fürstenberg und darnach zu seiner Schwester Gertrud in die Schweiz geritten (s. 1. Band S. 335), war wie auch sein Schwager, Graf Rudolf von Habsburg, nach dem plötzlichen Abscheiden des Grafen Burkard sofort auf die Rotenburg gerufen worden.

Der zusammenberufene Familienrath bestand aus dem bereits erwähnten Grafen Rudolf von Tübingen, dem inzwischen herbeigeeilten Hohenbergischen Eidam Rudolf von Habsburg und einigen vertrauten und mit den Verhältnissen genau bekannten Dienern des Grafenhauses, dem alten Kämmerer Dietrich, dem Marschalken Bertold von Ehingen, Ritter Hermann von Owe u. a.

Und das schließliche Resultat der Berathungen dieser Herren war in der Hauptsache folgendes: Albert, als dem ältesten von Burkards Söhnen wurde für's Erste die Reichsgrafschaft Hohenberg im engeren Sinne zugetheilt. Dazu war nun zwar die kaiserliche Genehmigung beziehungsweise Belehnung nöthig, aber bei den damaligen wirren Ver-

hältnissen des deutschen Reichs, in welchem sich zwei Könige — der Staufer Konrad IV. und Wilhelm von Holland — um die Oberherrlichkeit stritten, fiengen die Fürsten und Grafen bereits an, wie souveräne Herren über Land und Leute des Reichs zu verfügen und sich um dessen Oberhaupt wenig zu kümmern.[3]

So war denn der Graf von Habsburg, welcher auch sonst nicht gewohnt war, viel Federlesens zu machen, der Meinung, man solle inzwischen unbedenklich die Erbtheilung vornehmen, die Belehnung aber erst später nachsuchen, wenn das Reich einen von dem Mehrtheil der Fürsten anerkannten König haben werde. Es konnte um so mehr geschehen, als so diejenige Grafschaft des Hohenbergischen Hauses, welche Reichslehen war, wie Rechtens nicht getheilt wurde,[4] und nach dem schwäbischen Landrecht, wenn zwei Könige erwählt waren, keiner das Recht hatte, Reichslehen zu leihen, wohl aber der Pfalzgraf bei Rhein. Diesem Rath pflichteten auch die anderen Herren bei.

Zu der namengebenden Stammburg Hohenberg gehörten unmittelbar sechs im Umkreise des Berges gelegene Dörfer und ebenso viele Burgen und unsere Leser kennen von den auf den letzteren seßhaft gewesenen ritterlichen Dienstmannen bereits die von Wehingen (s. S. 128. Bd. I.). Mit dieser Grafschaft fielen unserem Helden auch die im wildromantischen Donauthale zwischen Tuttlingen und Sigmaringen gelegenen Burgen Werenwag, Wildenstein, Kallenberg und Falkenstein nebst den dazu gehörigen kleinen Herrschaften sowie das Städtchen Friedingen an der Donau zu. Die genannten Burgen haben wir bereits im ersten Bande S. 132 eingeführt. Von der Unzahl der übrigen in Alberts Grafschaft Hohenberg im engeren Sinne gelegenen Ortschaften — Städtchen, Dörfern und Weilern — nennen wir nur Spaichingen, Schömberg, Ebingen und Binsdorf. Ferner wurde ihm zugetheilt die Burg Haigerloch mit der dazu gehörigen Herrschaft, bestehend aus der gleichnamigen Stadt und dreizehn Dörfern, darunter Imnau, welches in unseren Tagen als Badeort einen Namen hat. Unter dem Titel Graf von Haigerloch ist Albert als Minnesänger und Kriegsheld besonders in ferneren Ländern des deutschen Reichs berühmt geworden, hieß aber doch meist Graf von Hohenberg, mitunter auch Graf von Rotenburg. Denn er erhielt ferner das Schloß Rotenburg auf dem Berge bei Weiler mit der dazu gehörigen Herrschaft, welche nahezu alle Ortschaften des jetzigen Königlich-Württembergischen Oberamts Rotenburg umfaßte. Unsere Leser kennen davon bereits den uralten Ort Sülichen, das dahin ehedem eingepfarrt gewesene Städtchen Rotenburg — zu Alberts Zeiten der zu seinem gleichnamigen nahen Burgsitz gehörige Hauptherrenhof (s. unten) — die Dörfer Wurmlingen, Kiebingen, Ober- und Niedernau,

welch' letzteres seit Jahren ein beliebter Badeort ist. Endlich wurden unserem Helden zugetheilt folgende Schlösser und dazu gehörige kleine Herrschaften: die Neckarburg unfern Rotweil, Werstein am Neckar (zwischen Horb und Sulz) und Isenburg nicht weit von Horb in einem Seitenthälchen des Neckars. Wir haben im ersten Bande bereits die freien Herren eingeführt, welche die letzteren zwei Burgen von Alberts Hause zu Lehen getragen. Auf den Schlössern Hohenberg, Haigerloch und Rotenburg hielt Graf Albert abwechslungsweise, meist aber auf letzterem Hof.

Von diesen drei Grafenburgen besteht in wohnlichem Stande, allerdings in ganz veränderter Gestalt nur noch Haigerloch. Von Hohenberg auf dem Oberhohenberg und Rotenburg bei dem Dorfe Weiler sind kaum noch Ruinen vorhanden. Ersteres wurde, nachdem es im Jahr 1381 mit der dazu gehörigen Herrschaft von dem ganz herabgekommenen Grafengeschlecht an das Erzhaus Habsburg-Oestreich veräußert worden, von der Reichsstadt Rotweil in einer Fehde mit dem damaligen Pfandinhaber der Burg, einem Herrn von Hornstein, im Jahr 1449 zerstört. Doch stand noch im Jahr 1604 ein „hoher starker Mantel" (eine hohe Mauer, welche die Burg von dem übrigen schmalen Bergrücken, auf dem sie stand, abschnitt), und einiges Mauerwerk; jetzt gewahrt man nur noch die Spuren von einigen Gräben, welche einst quer über den Rücken hinliefen. Aber höchst großartig, bis zu den Schweizeralpen reichend, ist die Aussicht auf dem Oberhohenberg, dem höchsten Punkt der Schwabenalb, welcher tausend Meter über dem Meere liegt und, dem Hohenstaufen ähnlich, schlank und stolz über die umliegenden Berge sein Haupt erhebt. Betritt der Wanderer die hoch über der Menschen Wohnungen in stiller Abgeschiedenheit gelegene öde Stätte, wo die Stammburg eines einst so mächtigen Geschlechts gestanden, so überkommt ihn eine hehre Stimmung, bald aber drängen sich ihm ernste Betrachtungen auf über die Vergänglichkeit und Wandelbarkeit alles Menschenwerks und entlocken ihm den Ausruf: „sic transit gloria mundi."

Für den längeren Bestand des Schlosses Rotenburg bei Weiler erwies sich der Umstand nachtheilig, daß unser Held in den letzten Jahren seines Lebens auf einer reizend über dem Städtchen Rotenburg gelegenen Anhöhe ein geräumigeres Schloß, das nun den Namen Neu-Rotenburg erhielt, erbaute. So schnell in Abgang gekommen wurde Alt-Rotenburg, wie man nun das Schloß auf dem Berge bei Weiler nannte, nachdem es mit Zugehör längst auch an das Erzhaus Oestreich gekommen, im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts abgebrochen, um Material zu bekommen zum Bau eines Kapuzinerklosters in dem nahen Rotenburg-Ehingen. Auf dem verödeten Berge steht aber seit wenigen Jahren ein in

gothischem Style aufgeführter Thurm mit angefügtem Mauerwerk, das „Minnesänger- und Siegesdenkmal“ des Sülchgauer Alterthumsvereins (s. S. 52 f. im ersten Bande). Neu-Rotenburg hat sich, allerdings in ganz anderer Gestalt und Verwendung noch erhalten. Es ist der Sitz einer Strafanstalt geworden.

Von den oben genannten zu Graf Alberts Herrschaft ehedem gehörigen Ritterburgen bestehen noch in wohnlichem, indeß sehr verändertem Zustande Werenwag und Wildenstein im Donauthal, die anderen genannten Burgen dorten imponiren dem Touristen durch ihre großartigen Ruinen. Von der Neckarburg und Isenburg sind nur wenige Reste erhalten. Von dem bedeutenderen Herrensitze Werstein dagegen sieht der Leser, welcher sich vom Dampfrosse zur vormaligen Reichsstadt Rotweil führen läßt, links auf waldiger Höhe über dem Dorfe Fischingen noch ansehnliche, durch die Fürsorge Seiner Königlichen Hoheit des Fürsten K. A. von Hohenzollern vor weiterem Zerfall geschützte Ruinen ragen. Nahe bei der Stadt Rotenburg Neckar aufwärts steht bei dem Dorfe Obernau noch ein stattlicher alter runder Thurm von der Stammburg der in unserem Bilderkreis oft auftretenden Ritter von Owe.

Burkard, dem zweiten, noch minderjährigen Sohne des dahingegangenen Grafen, wurden zunächst unter Vormundschaft seiner Mutter und seines Oheims, des Grafen Rudolf von Tübingen, vornehmlich diejenigen Besitzungen zugetheilt, welche sein Vater durch seine Vermählung mit Mechtilde, der Tochter des Pfalzgrafen Rudolf II., an sich gebracht. Es waren dies die Burgen und dazu gehörigen Herrschaften Nagold, Wildberg, Altensteig, Bulach und Haiterbach. Hohen-Nagold, wo einst der berühmte Schwabenfürst Gerold und in späterer Zeit die erlauchten, mächtigen Pfalzgrafen von Tübingen, nach diesen unsere Grafen von Hohenberg (siehe den 10. Abschnitt des ersten Bandes) Hof gehalten, ist noch in sehr ansehnlichen Ruinen darunter gewaltige Thürme in romanischer Bauart vorhanden. Und für dasselbe trifft auch zu, wie Hebel in seinem unvergleichlich schönen Gedicht: „die Wiese“ * uns das verfallene Röttler-Schloß (im badischen Schwarzwalde) und dessen Vergangenheit vorführt, indem er also singt:

„In vertäfelte Stube, mit goldene Lüste (Leisten) verblendet,
Hen (haben) sust (sonst) Fürste gewohnt und schöni fürstligi Fraue.
Herren und Herren-Gesind und d' Freud isch z' Röttle deheim gsy (gewesen).“

„Aber jez isch (ist) alles still. Undenklichi Zite
Brenne keini Liechter in sine verrissene Stube,

* Ein Waldstrom, der im südlichsten Schwarzwalde, an dem hohen Feldberge entspringt, und bei Klein-Hüningen im Kanton Basel in den Rhein mündet.

Flackeret kei Füür (Feuer) uf siner versunkene Füürstet;
Goht (geht) kei Chrueg in Cheller, ke (kein) Züber aben (hinab) an Brunne.
Wildi Tube niste dört-uf mosige Bäume."

Für Ulrich, des dahingegangenen Grafen jüngsten Sohn, wurden von dem eingesetzten Familienrath gewisse Besitzungen seines Hauses reservirt. Derselbe wie auch sein Bruder Burkard wurden ihrem mütterlichen Oheim Graf Rudolf von Tübingen zur Vollendung ihrer ritterlichen Erziehung übergeben. Ulrich ist aber im frühen Mannesalter gestorben.

Burkards zweite Tochter Mechtilde, deren frommer Sinn sich schon im zarten Kindesalter kundgegeben und welche inzwischen zur Jungfrau herangewachsen war, nahm bald nach dem erschütternden Tode ihres Vaters mit voller Zustimmung ihrer Mutter in dem Kloster Wald (in den Hohenzollernschen Landen) den Schleier. Ihr wurden von dem Familienrathe gewisse Einkünfte des Hauses Hohenberg zugewiesen, welche nach ihrem Tode dem Kloster zufallen sollten. So wünschte es sowohl sie als ihre Mutter gehalten.

Graf Burkards älteste Tochter Gertrud, welche, wie unsere Leser bereits wissen, sich um das Jahr 1250 mit Graf Rudolf von Habsburg, dem nachmaligen römischen König, vermählte (siehe Abschnitt 5 und 8 des ersten Bandes), hatte als Heirathsgut die Hohenbergischen Herrschaften im Elsaß bekommen, welche fast das ganze vormalige Arrondissement Schlettstatt umfaßten.

Nachdem die Erbtheilungs-Angelegenheit erledigt war, besprach Graf Rudolf von Habsburg mit seiner „Schwieger" die von ihm bereits geplante Heirath seines Schwagers Albert. Die war, nachdem dieser längst volljährig und nun auch regierender Graf geworden, nicht mehr länger hinauszuschieben. Und Gräfin Mechtilde erklärte sich mit der von ihrem Eidame vorgeschlagenen Wahl der Tochter des Grafen Heinrich von Fürstenberg nicht nur vollkommen einverstanden, sondern freute sich herzlich darüber, nachdem sie gehört, daß das Band durch beiderseitige reine Minne geschlossen und geheiligt werde und auch ihre Tochter Gertrud diese Wahl sehr wünsche. Und Rudolf erbot sich, auf seiner Heimfahrt seinen Vetter auf Fürstenberg zu besuchen, mit diesem alles Nöthige zu bereden und die Heirath unverweilt in's Werk zu setzen. So geschah es denn auch. Und Margaretha erklärte sich ihrem Vater und dem Grafen Rudolf gegenüber bereit, Albert von Hohenberg mit Freuden ihre Hand zum Ehebunde reichen zu wollen. Bei der tiefen Trauer, in welche der hohe Bräutigam und sein Haus durch den erschütternden Tod des Vaters versetzt worden, erfolgte die Hochzeit aber ohne alles Gepränge und ohne jegliches Festgelage. Und noch ehe

die Wälder um das liebliche Neckarthal ihren bunten Farbenschmuck verloren hatten, zog Margaretha als wahrhaft glückliches Gemahl an der Seite ihres nicht minder glücklichen Albert in die reizend gelegene Rotenburg ein. Und in seinem ganzen Ehestande hielt er an dem Spruche des weisen Freidank fest, der da lautet:

„Swer minnet daz er minnen sol,
Dem ist mit einem wîbe wol."

und wiederum:

„Ein man sol sîn getriuwez wîp
minnen vür sîn selbes (eigen) lîp."

Darum durfte er mit dem Spruchdichter auch sprechen und von sich rühmen:

„Sît manz nu (wenn man denn) allez reden sol,
so ist zer werlde (auf Erden) nieman wol,
wan der (als wer) ein liebez wîp hât,
unt sich ûf ir triuwe lât (ihre Treue verläßt)."

II.

Der Gräfin Mechtilde Wittwensitz und ihres verstorbenen Gemahls letzte Ruhestätte im Kloster Kirchberg bei Haigerloch.

Nachdem sich Graf Albert auf der Rotenburg einen eigenen Hausstand gegründet, bat ihn seine Mutter, er möchte ihr eine bescheidene Behausung bei der Sankt Remigien-Kirche in Ehingen bauen lassen. Dort wollte sie ihren Wittwenstuhl aufschlagen — und er sollte unverrückt stehen bleiben bis an ihren Tod — jeden Tag die Messe in der nahen Kirche besuchen, am Grabe ihres Burkard beten und zum Seelenheil desselben den Armen ringsum eine Pflegemutter sein. So geschah es denn auch, und sie bezog, nachdem ihr Wittwensitz fertig dagestanden, solchen mit einem alten erprobten Diener und einigen ihrer Frauen.

Ein besonders feierlicher, heiliger Tag war der frommen gräflichen Wittwe immer der Todes- (Jahrs-) Tag ihres Gemahls. Da ließ sie nicht nur in der Sankt Remigien-Kirche von Ehingen, sondern in allen benachbarten Gotteshäusern „dessen jartag des abents mit vigilii und des morgens mit selmess" begehen, das Grab reich mit Kerzen beleuchten und die zahlreich herbeiströmenden Armen speisen und kleiden.

Nachdem solches eine Reihe von Jahren also geschehen, fühlte die Gräfin ihr Ende herannahen. Da verordnete sie, daß nach ihrem Tode

ihr Wittwensitz wie auch einige Gilten und Zinse ihres Wittums frommen Frauen, welche in klösterlicher Stille und Zucht, wenn auch ohne bestimmte Regel, gemeinsam Gott dienen wollten, übergeben werden, wogegen dieselben am Grabe ihres Gemahls fleißig beten sollten. [5] Und Graf Albert vollführte als guter Sohn getreulich den letzten Willen seiner Mutter. Doch sah er sich einige Zeit nach dem Tode derselben veranlaßt, den sterblichen Ueberresten seines Vaters eine andere Ruhestätte, nämlich im Chor der Kirche des von ihm besonders begünstigten Frauenklosters Kirchberg bei Haigerloch anzuweisen, wo sie noch liegen. [6] Der Sage nach soll aber der im Leben so jagdlustig gewesene Graf auch dort nicht zur Ruhe gekommen sein und die klösterliche Stille häufig gestört haben. Die Zimmerische Chronik, welche vor dreihundert Jahren geschrieben worden, meldet (Bd. IV. S. 220) nämlich, es sei seit vielen Jahren her zu Kilperg bemerkt worden, daß zu etlichen Zeiten ein längst verstorbener Graf von Hohenberg als wilder Jäger nachts mit Hunden nahe beim Kloster gehört werde, und also sein „gefert" treibe. Da sei einsmals, als solch' gespenstiger Jagdlärm wieder um das Kloster vernommen worden, dorten gerade Graf Eitelfritz von Zollern [7] gewesen. Der habe dem Jäger unerschrocken zugeschrien, zwar keine Antwort erhalten, seie aber darnach auf lange lebensgefährlich krank geworden.

In diesem zweiten Bande unseres Cyklus von kultur-historischen Zeitbildern wird sich nun das Leben und Wirken unseres Helden entrollen, dessen Name und Ruhm bald weit über die Grenzen seiner schwäbischen Heimat hinaus gefeiert wurde, und unter welchem Haigerloch, nach dem er vornehmlich benannt worden, Zollern und Hohenberg, die alten Stamm-Namen seines Hauses, überstrahlte. Mit Recht besang ihn daher Johannes von Würzburg also:

„Ach werder grafe Albrecht von Heyerloch (Haigerloch); durch frömde lant
waz din werder nam genant.
Für Hohenberg ist Heyerloch
kommen für (Hohenberg wird von Haigerloch überstrahlt); man nennet noch
auch sust minen herren
in allen landen verren [8] (fernen)."

Erster Abschnitt.

Graf Albert als Inhaber und Regent eines mittelalterlichen Kleinstaates.

Erstes Kapitel.

Die dem Hause unseres Helden beziehungsweise diesem zugehörige Grafschaft.

Zunächst dürfte im Interesse mancher unserer Leser am Platze sein, sie im Allgemeinen mit der Lage, Verbreitung und den Hauptbestandtheilen der Grafschaft Hohenberg im weiteren Sinne, welche zu Alberts Zeiten die Macht seines Hauses repräsentirte, bekannt zu machen. Dieselbe bildete, von den auf den „Fildern" (Württemberg), im Hegau,* bei Freiburg im Breisgau und in andern Gegenden gelegenen Herrschaften abgesehen, damals zwei große, rechts und links vom oberen Neckar liegende aber zusammenhängende Complexe. Verfolgt man auf einer nur einigermaßen guten Karte von Deutschland oder besser auf einer von Württemberg den Lauf des Neckars von seinem Ursprung oberhalb Rotweil bis Rotenburg beziehungsweise Tübingen und den der Donau von Tuttlingen bis Sigmaringen, so füllt der Complex der Grafschaft Hohenberg rechts vom Neckar zumeist den dazwischenliegenden Flächenraum, wenn man folgende Striche in Abrechnung bringt: die Gegend um den Neckar von oberhalb Oberndorf bis unterhalb Sulz, genauer vom Einfluß der Schlichem (rechts) bis zu dem der Glatt (links), welche zu den Besitzungen der Herzoge von Teck und der Grafen von Sulz gehörte; ferner die von Balingen, endlich die Striche um den Zollerberg, diese indeß nur theilweise, Hechingen

* Von den „Fildern" der Strich zwischen Eßlingen und Nürtingen; im Hegau die zur Burg Neu-Hewen gehörige kleine Herrschaft (vergl. Scheffels Juniperus).

und die obere bei Tübingen von rechts mündende Steinlach, endlich Mühlheim mit Zugehör im Donauthal. Letztere Striche von Balingen &c. waren damals zum größten Theil im Besitz der schwäbischen Linie Zollern im engeren Sinne. Der ansehnliche Landstrich, welcher sich links vom Neckar zwischen der Glatt und Ammer (oder Horb und Tübingen) über die Nagold und deren Zuflüsse bis zu den Quellen der Enz erstreckt, bildete den andern Complex, welcher auf der Linie zwischen Horb und Tübingen mit dem ersten zusammenhängt, so daß beide Complexe eine höchst ansehnliche, dabei arrondirte Grafschaft bildeten. Und ein Blick auf die unserer Geschichte der Grafen von Hohenberg angehängte Karte zeigt, daß dieselbe nahezu ganz die württembergischen Oberämter Spaichingen, Horb, Rotenburg und Nagold sowie das K. preußische Oberamt Haigerloch, überdies einen namhaften Theil des Oberamts Balingen umfaßte und noch eine ansehnliche Zahl von Ortschaften der angrenzenden Oberämter Herrenberg, Sulz, Oberndorf, Rotweil, Tuttlingen, insbesondere des badischen Amts Meßkirch dazu gehörte.

Von dieser höchst ansehnlichen Herrschaft, die manches Fürstenthum unserer Tage an Ausdehnung übertrifft, erhielt, wie wir in der Einleitung zu diesem Bande des Näheren auseinander gesetzt, nun unser Held bei der Erbtheilung nach dem Tode seines Vaters (1253) den ganzen rechts vom Neckar gelegenen Complex mit den Hauptburgen Hohenberg und Haigerloch nebst dem Schlosse Rotenburg und der zu letzterem gehörigen zum Theil auf der linken Seite des Neckars liegenden Herrschaft. Auch die obgenannten ansehnlichen Besitzungen seines Hauses auf den Fildern, im Hegau und bei Freiburg im Breisgau findet man in Alberts Händen. Außerdem standen, so lange (noch 1258) sein Bruder Burkard minderjährig war, die Burgen Nagold, Wildberg &c. mit den dazu gehörigen Herrschaften unter ihm.

Die politischen Verhältnisse der Grafschaft Hohenberg, deren Stellung zu Kaiser und Reich waren aber nicht für alle Bestandtheile derselben die gleichen. Der rechts vom Neckar gelegene Complex derselben war, wie bereits vorläufig bemerkt worden, mit Ausschluß von der zu Rotenburg gehörigen Herrschaft noch im letzten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts in der Hauptsache urkundlich eine von dem Reich zu Lehen gegangene Grafschaft, einzelne Stücke davon waren indeß von den ältesten Zeiten her Lehen des Klosters Reichenau. Rotenburg, Horb und Nagold mit Zugehör erweisen sich als Lehen des Bisthums Bamberg, an das, beziehungsweise das Kloster Stein am Rhein dieselben schon im Anfang des elften Jahrhunderts durch Schenkung von dessen Stifter Kaiser Heinrich II. gekommen

waren.[1] Wie auch sonst war aber von den zu Hohenberg, Rotenburg, Horb, Nagold &c. gehörigen Herrschaften sehr vieles unmittelbares und mittelbares (zu Lehen ausgegebenes) Eigen des Grafenhauses. Und unser Graf Albert wie auch dessen Vater führten schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, nachdem die Grafschaften längst erblich geworden, den fürstlichen Titel „von Gottes Gnaden Graf von Hohenberg“ und übten in ihrer Grafschaft die Landeshoheit aus. Diese floß schon daraus, daß sie in dem ganzen Umfang derselben, auch in den Herrschaften, welche sie von dem Bisthum Bamberg zu Lehen getragen, in des Königs Namen die höchste Richtergewalt übten,[2] und jeder Einwohner der Grafschaft in ihnen seinen Herrn zu erkennen hatte.[3] Auch stand ihnen in den zu ihrer Grafschaft gehörigen Territorien, insbesondere dem großen Complex rechts vom Neckar der Wildbann, die „Forstherrlichkeit“ zu.[4] So konnte denn im Jahr 1348 die Wittwe von unseres Grafen Albert Enkel, welche die Mitvormundschaft über ihren minderjährigen Sohn führte, von dessen Grafschaft als „ihrem land“ sprechen. In der That war schon unter Kaiser Rudolf von Habsburg die Eigenschaft, der Karakter der Grafschaften als vom Reiche zu Lehen gehend so verwischt, daß derselbe im Jahr 1283 die Fällung des Rechtsspruches, keine Grafschaft im Reiche dürfe ohne seine Zustimmung getheilt, verkauft oder gemindert werden, für nöthig fand.[5]

Doch sah sich das Grafenhaus Hohenberg noch in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts an die Zustimmung des Reichsoberhaupts gebunden, als es einer seiner Städte (Schömberg) einen Wochenmarkt, einer anderen (Binsdorf) ein eigenes Stadtrecht verlieh, offenbar weil dies Privilegien waren, deren Tragweite über die Grenzen seiner Herrschaft hinausreichten.[6]

Gehen wir zu den rechtlichen und sozialen Verhältnissen der Bevölkerung der Grafschaft Hohenberg und angrenzenden Bezirke wie solche in dem dreizehnten Jahrhundert und der ersten Hälfte des vierzehnten bestanden, über, so haben wir in der Hauptsache drei Klassen derselben zu unterscheiden: die der Edel-(Voll)-Freien, welche den eigentlichen Adel bildeten, die der von Hause aus hörigen Dienstmannen (Ministerialen), endlich als dritte die große unter sich nicht gleichartige Masse der auf dem Lande und in den gräflichen Städten sitzenden Leute.

Den Stand der Edelfreien oder Freiherren alten Stils, zu welchem auch die Grafen gehörten, haben wir mit Sicherheit in der oben bezeichneten Periode nur durch wenige Geschlechter vertreten gefunden: die der Herren von Werstein und Isenburg, welchen im Jahr 1237 das Prädikat „Baro“ beigelegt wurde, das schon im achten Jahrhundert,

indeß nur im Gegensatz von „mancipia“ (Unfreie, Leibeigene) vorkommt.[7] Sodann sind hier weiter aufzuführen die freien Herren von Waldeck (bei Calw), wohl zu unterscheiden von den gleichnamigen Dienstmannen (s. unten), die von Entringen (Oberamts Herrenberg), die von Zimmern, die Titular-Herzoge von Urslingen (Irslingen), die von Wildenstein vom Hause der Justinger (letztere drei Burgen bei Rotweil) und von Falkenstein im Donauthal, dieses Geschlecht als ein freies indeß erst aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts.

Um so zahlreicher war der Stand der Dienstmannen, welche im dreizehnten Jahrhundert, mitunter noch im vierzehnten Hörige ihrer Herren waren und wie ihre bäuerlichen und städtischen Standesgenossen mit dem Grund und Boden, darauf sie saßen, verkauft oder sonst hingegeben werden, endlich ohne Zustimmung ihres Dienstherren weder über sich selbst noch ihr Eigenthum verfügen konnten. Dasselbe galt auch für Frauen, welche von — dem Ministerialen-Stande angehörigen Eltern herstammten.[8] Dieselben standen theils als Kämmerer, Truchseße, Schenken und Marschalken den Hofhaltungen auf den Grafenburgen Hohenberg, Rotenburg, Nagold &c. vor, theils waren sie zu Vögten (Obervögten) der zu diesen Burgen gehörigen Herrschaften gesetzt. Anderen war die Hut von Burgen des Grafenhauses anvertraut, die hießen darnach Burgmannen auch Burggrafen; wiederum andere waren zu herrschaftlichen Beamten von Herrenhöfen bestellt. Alle aber waren ihren Herren zu Kriegsdiensten verpflichtet und hießen, wenn sie die Ritterwürde erlangt hatten, gemeinhin Ritter (milites). Daß man aber bei diesem Prädikat nicht ohne Weiteres an einen freien, adeligen Herren zu denken hat, beweist von anderem abgesehen der Umstand, daß in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts edle Herren, welche die Ritterwürde erlangt hatten, wiederholt als „miles liber oder nobilis“ auch „miles, homo liberae conditionis“ neben manchem einfachen „miles“ aufgeführt werden.[9]

Da Fürsten und Grafen darauf bedacht waren, zur Erhöhung des Glanzes ihres Hauses und Vermehrung ihrer Streitmacht viele Ministerialen zu haben und jeder Ritter das Recht hatte, einen kriegstüchtigen reisigen Knecht vom Stande der Hörigen oder Leibeigenen, welcher sich durch besondere Tapferkeit ausgezeichnet, zum Ritter zu schlagen, so war der Dienstmannen-Stand im ganzen deutschen Reich jener Zeit insbesondere auch in der Grafschaft Hohenberg sehr stark vertreten, und fast in jedem Dorfe saß ein solches Geschlecht auf einer kleinen Burg, einem „Burgstall,“ welcher wie jenes indeß meist Lehen des Grafenhauses war.* Hie und da hatte der Glanz eines fürstlichen Hofes,

* Siehe das Kapitel über das Kriegswesen.

die Ehre im Gefolge eines Mächtigen zum Turnei oder zur Heerfahrt auszuziehen, auch einen Voll-(Edel)-Freien verlockt, als Ministerial in die Dienste eines Fürsten oder Grafen einzutreten. Ein solcher wurde aber nicht selten von dem gewöhnlichen Dienstmanne unterschieden; so führt das Schenkungsbuch des Klosters Weißenau einen gewissen Ortolf von Bisinberc (Peißenberg in Oberbaiern) als „nobilis miles“ und Ministerialen des mächtigen Herzogs Welf († 1191) auf. Derselbe hatte aber selbst wieder einen Ritter zum Ministerialen und beurkundete sich eben auch dadurch als ein von Hause aus freier Herr. Da aber die Ritterschaft eine hochgeachtete große Kaste bildete, welcher auch Kaiser und Könige angehörten, und der Glanz der Ritterwürde schon im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts selbst den der edelfreien Geburt überstrahlte,[10] so standen die ritterlichen Dienstmannen schon im dreizehnten Jahrhundert über den freien Hintersaßen oder Bauern und schwangen sich darnach sogar in die Reihen des Adels empor. Indeß fehlt es nicht an urkundlichen Zeugnissen davon, daß selbst im ersten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts manche Dienstmannen noch nicht aus dem Stande der Hörigkeit, indem sie ohne ihres Dienstherren Zustimmung weder über sich noch ihr Eigen verfügen konnten, herausgetreten waren. Es belehrt uns nämlich eine Urkunde von unseres Grafen Albert Sohne Rudolf vom 29. Juli 1314,[11] daß, als sein einem ritterbürtigen Ministerialen-Geschlechte angehöriger „Diener,“ Konrad von Lustnau (bei Tübingen) „uf dem huse“ (Steinhaus, Burgstall), dessen Bruder Heinrich und Schwester Irmel sich selbst, ihre Leute (Leibeigenen) und Güter an das nahe Kloster Bebenhausen hingaben, solches nur „mit Hand und Willen“ des Grafen, ihres Herrn, geschehen konnte.

Die dritte Klasse der Bevölkerung der Grafschaft Hohenberg im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert begriff für's Erste was noch von vollfreien Bauern und Handwerkern übrig geblieben, welche in keinerlei Abhängigkeit weder von einem Grund- oder Hof- noch Landesherren (Herzog oder Graf), des letzteren als solchen Vogtei ausgenommen, standen.[12] Diese vollfreien Bauern müssen zu den Zeiten des schwäbischen Minnesängers Hartmann von Aue, welcher im letzten Viertel des zwölften und ersten des dreizehnten Jahrhunderts gelebt, an Freiheit den Edelfreien nicht nachgestanden sein, wenn derselbe in seiner idyllischen Legende von dem „Armen Heinrich“ diesen, einen von Geburt und Stand freien und zuvor reichen Herrn, sagen läßt, der „frie bûman“ (Bauer), welcher als Maier oder richtiger Colone auf dem Hofe saß, in den er sich, aussätzig geworden, zurückzog, seie ebenso frei als er, und er (der Freiherr) könne, wieder gesund geworden, darum dessen Tochter

heirathen, ohne eine Mißehe einzugehen (s. Abschn. VII). Freie Bauern und Handwerker gab es namentlich in Ober-Schwaben, in den jetzigen badischen Aemtern St. Blasien und Waldshut wie auch in Helvetien (der Schweiz) noch in der ersten Hälfte des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts [13] ziemlich viel, ihre Zahl war aber gegen früher sehr herabgeschmolzen. Schon unter den Karolingischen Kaisern und Königen hatten die Kriegspflicht, welcher auch die freien Landsaßen unterworfen waren, in späteren Zeiten Fehden und Kriege, von denen das Landvolk zumal viel zu leiden hatte, die Gewaltthaten von Herren und Rittern viele freie Bauern bewogen, sich in den Schutz eines mächtigen Grund- oder Landesherren, eines benachbarten Ritters, einer Kirche oder eines Klosters zu begeben, an dieselben ihr bisher freies Eigen hinzugeben und als Zinsgut oder Lehen von denselben zu nehmen. [14] Besitzlos, arm gewordene freie Landsaßen aber traten wie jener „frie bûman" in der Legende des „Armen Heinrich" als freie Colonen oder in anderen Eigenschaften in die Dienste von weltlichen und geistlichen Herren, Fürsten, Grafen, Aebten u. dgl., bei denen sie Unterhalt und Schutz fanden. [15]

Nicht selten geschah es, daß freie Bauern von einem mächtigen Herren gezwungen wurden, ihn als ihren Schutzherren anzunehmen und ihm dafür einen Zins zu entrichten, von demselben aber bald zu grundhörigen Leuten gemacht, ja von Haus und Hof vertrieben worden sind, wenn sie sich seinem Willen nicht hatten fügen wollen, ein Verfahren, wie solches von Guntram, dem Ahnherrn des Grafenhauses Habsburg, uns überliefert ist. [16]

Aus unserem Hohenberger Urkundenbuch ergibt sich mit Bestimmtheit kein freier Bauer oder Handwerker der Grafschaft Hohenberg, wenn nicht etwa jener Weber Hiltebold von Haigerloch, welcher im Jahr 1263 ohne jegliche Betheiligung der Grafen von Hohenberg-Haigerloch in Sachen von Gütern einen Vertrag mit dem benachbarten Kloster Kirchberg abgeschlossen, und der Heinbold von Wurmlingen, auf welchen wir unten zurückkommen werden, solche gewesen sind; [17] besäßen wir von der Grafschaft Hohenberg ein altes so spezielles Urbar-(Einkommens-)buch, wie das in den Anmerkungen mehrerwähnte Habsburg-österreichische, so würde es sich vielleicht anders herausstellen namentlich von den Hohenbergischen Herrschaften im Schwarzwalde. Die große Masse der Bevölkerung in den Städten, Dörfern und Weilern der Grafschaft scheint zu den Zeiten unseres Grafen Albert neben verhältnißmäßig sehr wenigen freien Zinsleuten von Kirchen und Klöstern [18] jedenfalls aus **Hörigen** und **Leibeigenen**, deren Grund- (Leib-)Herren die Grafen, sodann einige freie Herren, ritterbürtige Ministerialen, Kirchen und Klöster

waren. Aber auch über die Hörigen und Leibeigenen der beiden letzteren stand dem Grafenhause die landesherrliche Vogtei, über alle aber die hohe (peinliche) Gerichtsbarkeit (s. unten) zu, und die nicht gräflichen Grundhörigen und Leibeigenen waren so wenigstens landesherrliche Unterthanen desselben.[19] Die Hörigen saßen als erbliche Lehensinhaber, Maier, Colonen (Bauern) oder Handwerker auf den größeren oder kleineren Höfen (Mansen, Huben) und sonstigen kleineren Gütern der Grafen und Ritter, Kirchen und Klöster, an welche sie Lieferungen in Naturalien zu machen, Hellerzinse zu entrichten und Frondienste zu leisten hatten. Die hörigen Handwerker mußten für den Hof, die „Kammer“ und den Haushalt ihres Herrn, auf dessen Grund sie saßen und von dem sie auch Gütergenuß hatten, allerlei Geräthe und Kleidungsstücke fertigen, wozu sie wenigstens theilweise das Material, auch dafür mitunter einigen Lohn erhielten (s. unten hierüber mehr). Diese Bauern und Handwerker gehörten zum Grund und Boden, auf dem sie saßen und von dem sie lebten, wie der Wald, welcher darauf wuchs, waren grundgehörig. Sie waren an „die Scholle gebunden,“ konnten mit dem Gut verkauft, verpfändet oder verschenkt werden, aber nicht ohne denselben wie die Leibeigenen (s. unten). Der wahre Eigenthümer ihres Guts, der Graf, Edelfreie oder Ritter war ihr natürlicher Schutz-(Vogt-)Herr, den sie nicht willkürlich verlassen durften. Sie waren zugleich seine Schutzhörigen und von ihrem Nachlaß mußte dem Herrn das beste Gewand, beste Stück Vieh u. s. w. nach seiner Wahl in Natura oder Gelderſatz gegeben werden (s. unten). Der hatte sie auch in allen Angelegenheiten namentlich Rechtssachen, die über den Hofverband hinausreichten, zu vertreten. Innerhalb desselben hatten sie aber freie Hand über ihr eigenes Vermögen, selbst das Hofgut, natürlich unbeschadet der Rechte des Grundherrn, zu verfügen;[20] unter sich, den Genossen derselben Grundherrschaft, Ehen zu schließen, wobei der Hof- oder Grundherr nur um seine Einwilligung gebeten werden mußte, die nicht versagt werden sollte. Dagegen war zur Eingehung der Ehe mit einem Ungenossen die Einwilligung des Hofherrn nöthig und meist eine Abgabe in Geld oder Pfeffer dafür zu entrichten. Da hieß es nun: Das kostet seinen Pfeffer.

Bei all' dem und der Gebundenheit der Hörigen „an die Scholle“ waren dieselben indeß persönlich freie Leute, darum auch waffenfähig und kriegsdienstpflichtig, wie denn ihnen auch das Recht des Zweikampfes und der Fehde zukam. Und wenn sie gleich noch lange keine Vollfreie waren, so standen sie andererseits doch weit über den Leibeigenen, denn sie konnten solche, wie überhaupt Eigen besitzen; auch war eine Ehe zwischen einem Hörigen und einer Leibeigenen zum Nachtheil

des ersteren, der wie die Kinder dadurch unfrei wurde, eine ungleiche und ein Leibeigener wurde erst durch eine förmliche Freilassung ein Höriger. Diese freiere Stellung der Grundhörigen zu ihrem Herrn zeigte sich auch in einer gewissen Gegenseitigkeit der Pflichten und Rechte. Wenn nämlich einerseits derjenige Hörige, welcher die Verbindlichkeiten gegen seinen Herrn beharrlich nicht erfüllte, zur Strafe dafür als Leibeigener behandelt wurde, so war andererseits ein Höriger, dessen Herr seinen Verpflichtungen gegen ihn nicht nachgekommen, auch nicht gehalten die seinigen zu erfüllen, ja er wurde am Ende frei. Kam es aber über innere Angelegenheiten zwischen dem Grundherrn und seinen Hofhörigen zu Zwistigkeiten, so hatte jener sich dem Urtheil zu unterwerfen, welches unter dem Vorsitz des Maiers in dem darüber gehaltenen Fronhofgericht (s. unten) die zu Schöffen gesetzten Hübner gefällt hatten. Und solcher Fall mag nicht so gar selten vorgekommen sein, denn die Grundherren waren nicht berechtigt, ihren Hörigen ohne deren Zustimmung neue, weitere Auflagen zu machen, woran sich jene aber mitunter wenig kehrten, wie denn in der That namentlich von Seiten ritterschaftlicher Grundherren, Stifter und Klöster, die Leistungen derselben von Jahrhundert zu Jahrhundert gesteigert wurden und der Spruch: „unter dem Krummstab ist gut wohnen“ sich nicht immer und überall bewahrheitet hat. So tritt uns in einer Hohenberger Urkunde vom Jahr 1405 ein „Zinsmann“ des Klosters Reichenau entgegen, welcher in Gruol (Oberamts Haigerloch) seßhaft war und auf Bitte des Grafen Rudolf von Hohenberg, in dessen landesherrliche Vogtei er gehörte, von jenem an das Kloster Kirchberg gegeben wurde. Der übergebene „Zinsmann“ hatte aber an Reichenau zuvor „by lebendem lib sinen val und geläß“ (bei lebendem Leib seinen Sterbfall und Nachlaß) in barem Geld entrichtet, und wurde nun seinem neuen Herrn, dem Kloster Kirchberg, „ewiklich dienstbar und gehörte ihm mit lib und gut zu.“ Dieser „Zinsmann,“ welcher oder dessen Geschlecht von Hause aus jedenfalls dem Stande der Hörigen wo nicht freien Bauern angehört hat, war also in die Klasse der Leibeigenen, auf deren Stellung und Verhältnisse wir nun in Kurzem auch einzugehen haben, herabgedrückt.

Dieselben waren buchstäblich leibeigen, eigen nach (mit) dem Leib, daher fiel, wenn ein Leibeigener getödtet oder schwer verwundet wurde, das indeß geringe Strafgeld (das „Wergelt“), welches der Thäter zu bezahlen hatte, auch an den Leibherrn. So lange es diesem beliebte, waren die Leibeigenen an den Grund und Boden, auf dem sie saßen, an den sie aber keinerlei Recht hatten, gebunden; konnten dagegen nach dem Belieben des Herrn auch ohne das Gut, auf dem sie bis daher

gesessen und das ihre Heimat geworden, ehedem gegen ihren Willen verkauft oder sonst weggegeben, auch zum Heiraten gezwungen und noch im sechzehnten Jahrhundert gezüchtigt werden. Und wenn Leibeigene derselben Herrschaft unter sich eine Ehe eingehen wollten — eine andere war nicht gestattet — so mußten sie die Genehmigung ihres Herrn mit einer Abgabe erkaufen. Die Leibeigenen konnten lange kein Eigenthum besitzen, selbst was sie erworben, gehörte noch am Ende des dreizehnten Jahrhunderts ihren Herren, wenn diese es verlangten,[21] und nach dem Tode derselben fiel nicht blos wie bei den Hörigen das sogenannte Besthaupt (s. oben), sondern, wenigstens ehedem, der ganze Nachlaß, später die Hälfte an den Leibherrn. Diesem harten Loose entsprechend waren denn auch die Leistungen und Dienste, zu welchen sie ihrem Herrn verpflichtet waren. Dabei standen ihnen gegen diesen keinerlei Rechtsmittel zu Gebot, denn die Leibeigenen eines Fronhofes waren bei den dort abgehaltenen Jahresgerichten nicht stimmberechtigt, konnten so auch nicht zu Schöffen gewählt werden, wie die hörigen Hübner und Seldener (Haushäbigen).

Da und dort war indeß selbst in alten Zeiten Leibeigenen doch ein menschenwürdigeres Dasein beschieden. So jenem Balther, einem Leibeigenen des Klosters zu Säckingen am Rhein, welchem nicht blos verstattet war, die weltberühmte Klosterschule zu St. Gallen unter dem ebenso grundgelehrten als frommen Notker († 912) zu besuchen, sondern auch vier Jahre lang als Pilger in Frankreich und Spanien herumzuwandern und berühmte Klöster zu besuchen. Der sagte denn auch von sich, er sei zwar des Klosters „ze Seckingen eigen" und „gehöre demselben von rechter eygenschaft an, scheme sich des (aber) nit."[22]

Und im Laufe der Zeit wurde das Loos der Leibeigenen auch im Ganzen und Großen bedeutend gemildert. Es brachen sich, wenn gleich die Leibeigenen an die Scholle gebunden blieben auch der Ehezwang derselben von Seiten ihrer Herren da und dort bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts, ja die Praxis dieselben körperlich zu züchtigen sogar bis in's sechzehnte Jahrhundert fortdauerte und geübt wurde, doch freiere, auf reale Verhältnisse basirte Ansichten Bahn wie: kein Mensch habe ein Recht über den Leib eines andern, Abgaben und Dienste können nur von dem Inhaber und Nutznießer von Grund und Boden gefordert werden u. a. m. So war denn u. a. auch das Recht des Grundherrn den Leibeigenen ohne Grund und Boden und gegen seinen Willen irgendwie wegzugeben, gefallen. Statt an die Scholle gebunden zu sein, hatten sie im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts bei manchen Grundherrschaften „fryen gezog" (Zug), so die Leibeigenen des schwäbischen Benediktiner-Klosters Alpirsbach im Schwarzwald. Und äußerst

milde, gemüthlich schwäbisch klingt und muthet an die diesfallsige Stelle des Vogtbuchs von 1408—1417: „ob sich ainer anderswa baß (besser) mag began (befinden), denn hinder dem Gotzhus (als Hintersaße desselben), oder in der Vogty, den sal (soll) ein Vogt belaiten (begleiten, wenn er abzieht) vnd sal sprechen: var (geh') an (in) gottes namen und kom herwider, so du magst oder dir es wol fügt, so went (wollen) wir dir gütlich tun denne wir ie getaten" u. s. w.[23] Solche Leibeigene konnten nun mit Recht sagen: „unter dem Krummstab ist gut wohnen." Und wo die Genossen eines Herrenhofes alle Leibeigene waren, da konnten sie später auch als Schöffen der Fronhofgerichte unter dem Vorsitze des Maiers Recht und Urtheil sprechen. Auch ward ihnen das Recht eingeräumt, Eigenthum zu haben, selbst Grundbesitz zu erwerben, wie uns denn hohenbergische Urkunden von vermöglichen Leibeigenen berichten, wiewohl diese gemeinhin „arme Leute" hießen. In manchen Gegenden standen die Leibeigenen von einer größeren und kleineren Zahl Dörfer und Weiler von den ältesten Zeiten her, da sie wohl noch freie Landsaßen waren, in Genossenschafts-Verbänden, so in der Grafschaft Hohenberg die Angehörigen des „Altensteiger Kirchspiels," welches gegen 10 Ortschaften umfaßte. Wiewohl nun Grund und Boden derselben wie auch der Wildbann den Grafen von Hohenberg gehörte, so standen den darin gesessenen hohenbergischen Leibeigenen doch Nutzungsrechte auf Waide, Wasser (Fischwasser) und Holz (Brenn- und Bauholz) wie auch auf Schweinmastung und Eichellesen zu.[24] Erst im Jahr 1834 hörte der uralte Verband in Folge eines zwischen der Württembergischen Finanz-Verwaltung und den Kirchspiels-Genossen zu Stande gekommenen Waldtheilungs-Vertrags auf.

Da nun aber, wie bereits angeführt worden, gegentheils das Loos derjenigen Hörigen, welche sich nicht in den Ministerialen-(Ritter-) Stand oder zu freien Städtebürgern emporgeschwungen, gegen früher ein schlechteres geworden, so lebte die große Masse der Bevölkerung der kleineren Städte, insbesondere Dörfer, Weiler und Höfe der Grafschaft Hohenberg in der zweiten Hälfte des dreizehnten und ersten des vierzehnten Jahrhunderts in sozialen und rechtlichen Verhältnissen, welche so ziemlich in der Mitte standen zwischen denen der vormaligen persönlich freien Hörigen und denjenigen der völlig Unfreien oder Leibeigenen.

Zweites Kapitel.

Die Hofhaltung unseres Helden auf der Rotenburg.

I.

Die Hofbeamten.

Gleich den Kaisern und Königen von Deutschland, welche keine feste Residenz hatten sondern auf ihren Wanderungen durch das Reich bald in dieser oder jener Reichs-Burg oder Stadt mit Gefolge ihren Sitz aufschlugen, um ihren Herrscherpflichten nachzukommen, hatten auch die Grafen bis in's vierzehnte Jahrhundert herab meist keinen festen Wohnsitz, sondern hielten abwechslungsweise auf ihren größeren Burgen Hof. So unser Graf Albert und sein Vater Burkard auf den Schlössern Hohenberg, Haigerloch, Rotenburg, Nagold und Wildberg. Doch wohnten allem nach unseres Helden Mutter Mechtilde mit ihren Kindern und dieser als Graf selbst nebst seiner Familie meist auf dem in milder, reizender Gegend gelegenen Schlosse Rotenburg (s. S. 31 ff. des ersten Bandes), daher wir bei unserer Schilderung des gräflichen Hofhalts schon des uns hiefür zugemessenen Raumes wegen vornehmlich dieselbe im Auge haben.

Die Hofhaltung der Grafen von Hohenberg und anderer[25] als Genossen des hohen fürstengleichen Adels stand unter den vier obersten, meist ritterbürtigen Dienstmannen-Geschlechtern des Hauses[26] angehörigen Hofbeamten, dem Marschalken, Kämmerer, Truchseßen und Schenken, deren Amt erblich war,[27] wobei indeß nicht außer Acht zu lassen ist, daß noch im dreizehnten Jahrhundert auch Gräfinnen thätigen Antheil an der Führung ihres Haushalts nahmen, wie uns insbesondere von der Gemahlin des Grafen Rudolf von Habsburg, der Schwester unseres Helden, überliefert ist.[28]

Wie aus Urkunden des dreizehnten Jahrhunderts hervorgeht, hatte jede der genannten fünf hohenbergischen Grafenburgen ihre besondere Hofhaltung unter dem Marschalken rc. Mit dem vierzehnten Jahrhundert aber, um welche Zeit die ritterlichen Dienstmannen anfiengen sich in die Reihen des Adels aufzuschwingen, werden die genannten vier obersten Hofbeamten immer seltener aufgeführt. Doch erhielt sich bei manchem ihr Amtstitel im Familiennamen oder Wappen fort. So nannten sich gräflich-calwische Dienstmannen vom Geschlechte der Waldecker noch in viel späterer Zeit Truchseße (von Heimertingen) und eine andere Sippe derselben, die Reinharde von Calw, führten in ihrem

Siegel zwei Schlüssel von ihrem Kämmereramt her.* Indessen wird noch in den Jahren 1308 und 1316 ein Marschalk, 1312 ein Schenke und 1334 ein Kämmerer des Schlosses Rotenburg genannt. Wenn wir nun mit Folgendem ein — wenn auch nur skizzirtes Bild von dem Dienst und den Verrichtungen der genannten vier Hofbeamten zu entwerfen suchen, so sei im Allgemeinen zum Voraus bemerkt, daß, wenn dieselben ihren Herren oder hohen Gästen derselben bei festlichen Gelegenheiten auch manchen Dienst persönlich geleistet haben (s. unten),[29] sie die ihnen von Hause aus obliegenden Dienste unter ihrer Aufsicht und Verantwortlichkeit zumeist theils durch niedere ritterbürtige Hofdiener, welchen indeß auch nicht selten die Titel ihrer Vorgesetzten gegeben wurden, theils durch hörige oder leibeigene Knechte, welche beide ihnen zugetheilt waren, ganz versehen oder sich doch wenigstens von solchen Handreichung thun ließen. So meldet der Dichter der norddeutschen Heldensage Kudrun, daß an König Sigebants von Irland Hof bei einem Feste die „kamerknehte" (Untergebenen des Kämmerers) in den Saal Stühle und Tische trugen, auf (an) denen ein Theil der hohen Gesellschaft sich niederließ, während im Burghofe Ritter turnierten. Und in dem „gefüegen kameraere," welcher um reichen Lohn von „rothem golde" sich dazu hergegeben, vor der Wohnung der irischen Königstochter Hilde, seiner jungen Herrin, Wache zu halten, um zu verhindern, daß jemand eintrete, während der von ihr eingeladene Sänger und Held Horant ohne Wissen ihrer Eltern in ihrer „Kemenate" war und ihr „süße Weisen" sang, ist sicherlich nur ein dem Kämmerer zugeordneter niederer Hofdiener zu erkennen.[30]

Der Marschalk hatte, wie die ursprüngliche Bedeutung seines Titels „Pferdeknecht" sagt,** vor allem die Aufsicht über die Pferde und den Pferdestall, das zu deren Warte bestellte höhere und niedere Burggesinde (Knappen und gemeine Knechte) wie auch sämmtliches hiezu nöthiges Inventar an Ausrüstung 2c. Erwägt man die wichtige Rolle, welche die Pferde (Rosse) in der ritterlichen Zeit spielten, den verhältnißmäßig sehr hohen Preis derselben*** und nimmt hinzu, daß Fürsten und Grafen deren meist eine größere Zahl brauchten, da sie bei Ausbruch eines Krieges oder einer Fehde nicht selten ihre Dienstmannen damit ausrüsten mußten, so ergibt sich schon hieraus die hohe reale Bedeutung des Marschalkenamts. Und wenn uns durch völlig glaubwürdige

* So ein R. v. C., welcher in Pfäffingen bei Rotenburg saß, in Urkunden von den Jahren 1303 und 1339.

** Marc (Mar) = Roß, Streitroß; schalc = Knecht.

*** Das bereits erwähnte habsburg-östreichische Urbar gibt S. 10 den Preis eines Rosses in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zu 30 Mark Silber und gleich dem Werth eines ansehnlichen Hofes mit Leuten und Gütern an.

Zeugnisse überliefert ist, daß unser Held Albert, als er 1298 gegen die in Schwaben eingerückten Haufen des Herzogs Otto von Niederbaiern ausgezogen (s. letzten Abschnitt), mehr als vierzig seiner Dienstmannen beritten gemacht, so muß er einen ansehnlichen Marstall gehabt haben. Wie Ritter und Roß, Waffen und Rüstung zusammengehörten, so hatte der Marschalk auch gewöhnlich die Waffenkammer unter sich. Seine persönlichen Dienste betreffend führte der Marschalk, wenn sein Herr, der Graf, bei einem hohen Feste zu Rosse erschien, solches in der Regel selbst vor, half demselben darauf, indem er Zügel und Stegreif hielt. Kam auf den Grafenhof ein hoher Herr als Gast, so hatte zunächst der Marschalk für Beherbergung und Verpflegung von dessen Gefolge, wie auch die Unterkunft und Warte der Pferde zu sorgen.[31] Bei einem großen Hoffeste präsidirte er am Tische des anwesenden ritterlichen Gesindes[32] und machte, wie wir zu sagen pflegen, die Honneurs, während seine Collegen, der Kämmerer, Truchseße und Schenke ihren Dienst bei der Tafel hatten, an welcher die Herrschaft mit dem hohen Gaste und den Rittern saß. Von dieser Funktion des Marschalken in alten Zeiten ist die Marschalls-Tafel an manchen hohen Höfen unserer Tage ein Ueberbleibsel. Auf Reisen hatte der Marschalk seine Herrschaft zu begleiten und voraus für deren Unterkunft zu sorgen,[33] was an den Reisemarschall unserer Zeit erinnert. Bei Turnieren und andern ritterlichen Aufzügen erschien er an der Spitze der Dienstmannschaft seines Herrn und hatte die Funktion eines Festordners.[34] Auf Kriegszügen führte er das Heer, sorgte für Ordnung auf dem Marsche, Mannszucht in den Quartieren, für Proviantirung, steckte das Lager ab und half das Heer in Schlachtordnung aufstellen.[35] So darf man denn aus diesen Funktionen des Marschalken den Schluß ziehen, daß er in der Regel auch ein Meister in der ritterlichen Kunst und Kriegsführung und Knappen wie jungen Rittern am Hofe Lehrer und Vorbild war. Dieser hervorragenden und einflußreichen Stellung des Marschalken am Hofe war es auch ganz entsprechend, daß ihm ein Aufsichtsrecht, eine Gerichtsbarkeit über die Hofdienerschaft zukam,[36] was noch heute manchem Hofmarschall zusteht. Endlich war der Marschalk hie und da als Statthalter über ein ganzes Land gesetzt.[37]

Der Kämmerer hatte zunächst für die persönliche Bedienung seines Herrn und dessen Gäste zu sorgen und war streng genommen so von Hause aus nicht anders als der oberste ritterbürtige Kammerdiener, in anderen Beziehungen der Haushofmeister unserer Tage, der mit seinen Collegen, dem Truchseßen, Küchenmeister und Schenken für Hoffeste die nöthigen Vorbereitungen treffen mußte.[38] Hie und da hatte er statt des Marschalken auch für gute Unterkunft der Gäste zu

sorgen.[39] Wohl lesen wir in Schriften des dreizehnten Jahrhunderts, daß ein Kämmerer seinen Herrn zu bedienen hatte, wenn er zu Bette gieng und solches verließ, die Lichter zu bringen und voranzutragen, demselben das Bad zu bereiten und ihn dabei zu bedienen, wenn man zum und vom Tische gieng, ihm das zum Händewaschen nöthige Wasser zu reichen,[40] diese Dienste und andere auch einem Gast zu leisten hatte. Wenn aber ein ritterlicher Kämmerer eines Fürsten oder Grafenhofes sich dergleichen Verrichtungen hie und da auch persönlich unterzog, so that er's sicherlich nur in außerordentlichen Fällen an hohen Festen und vornehmen Gästen. Sonst sorgte der Kämmerer nur dafür, daß all' dies und anderes durch seine Untergebenen, den Unterkämmerer, die ihm beigegebenen Knappen und gemeinen Knechte in vorgeschriebener, üblicher Weise geschah, wie wir oben bereits angeführt haben. Andere Ehrendienste, z. B. bei festlichen Aufzügen vor seinem Herrn oder seiner Herrin herschreiten,[41] Schwert und Schild vortragen, ankommende hohe Gäste empfangen und darnach in die für sie bereit gehaltenen Kemenaten (Gemächer) geleiten, hat dagegen der Kämmerer und wo ein Oberkämmerer war sogar dieser selbst verrichtet. Eine andere Obliegenheit des Kämmerers bestand darin, daß er für alles was an Geräthschaften, Inventarstücken (Tischen, Bänken, Betten, Kleider ꝛc.) die Herrenfamilie bedurfte und zum standesgemäßen Haushalt des gräflichen Hofes erforderlich war, zu sorgen hatte. Insbesondere galt dies für den nöthigen Vorrath an verschiedenen Gewändern, da auch das höhere und niedere Gesinde, das ritterliche nicht ausgenommen, solche von der Herrschaft erhielt, und die üblichen Geschenke an Festgäste und deren Gefolge, an Boten und Fahrende häufig in Kleidern bestanden.[42] Mit dieser Funktion hieng es auch zusammen, daß er mit dem Truchseßen und Schenken die Vorbereitungen zu den Hoffesten traf. Sodann stand die Schatzkammer mit ihren Kostbarkeiten von Edelsteinen, Gold und Silber, die Gewandkammer und herrschaftliche Kasse unter dem Verschluß des Kämmerers, daher noch die heutigen, allerdings nun formellen Kammerherrnschlüssel. Von der näheren und häufigen Berührung, in welche das vielseitige und hochwichtige Kämmereramt, welches einen ganz vertrauten Diener voraussetzte, den Inhaber desselben mit der Herrenfamilie brachte, kam es wohl her, daß dem Kämmerer auch ein gewisser Einfluß auf Familienangelegenheiten seines Herrenhauses, die Erziehung der Kinder namentlich der Töchter zustand[43] und er insbesondere das Recht hatte, unangemeldet selbst in die Kemenate der erwachsenen Töchter einzutreten und ihr Ehrenwächter zu sein. Während der ritterliche Held und gefeierte Sänger Horant die irische Königstochter Hilde in ihrem Gemach heimlich mit seinem Gesang er-

götzte (s. oben), fügte es sich, daß trotz des als Wächter aufgestellten Unterkämmerers „der hoehste kameraere" plötzlich bei derselben eintrat, um sich mit ihr zu unterhalten, zu seinem größten Staunen und Unwillen aber den Sänger mit einem Gesellen antraf. Da sprach er zu Hilde: „Wer sind die hier sitzen?" zu den beiden Fremdlingen aber: „Wer hieß euch in die Kemenate eintreten? wer euch dazu verhalf, hat euch wahrlich einen schlechten Dienst erwiesen." Schon zitterten der Sänger und sein Genosse für ihr Leben, da stellte es sich glücklicherweise heraus, daß dieselben Verwandte des Oberkämmerers waren. Das rettete sie.[44]

Der Truchseße. Dessen Amt war an dem Hofe der merovingischen und theilweise noch an dem der karolingischen Herrscher des Frankenreichs, da mit demselben das des Haushofmeisters (Hausmajers) vereinigt gewesen, das erste unter den hohen Hofämtern. Doch war, als in späterer Zeit, im deutschen Reiche, an den hohen Fürstenhöfen ein besonderer Hofmeister aufgestellt worden, der Truchseße immer noch ein Hofbeamter, welcher allerdings nicht immer und überall in rühmlicher Weise* eine bedeutende Rolle spielte, wiewohl durch das bald geschaffene Küchenmeisteramt (s. unten) sein Wirkungskreis noch weiter beschränkt wurde. Da war es nun, zum Theil in Gemeinschaft mit dem Kämmerer und Schenken,[45] welch' letzterem im Uebrigen die Sorge für die Getränke besonders oblag (s. unten), vornehmlich seines Amtes für alles zu sorgen, was sonst nöthig war, wenn am Fürsten- oder Grafenhofe festliche Tafel gehalten werden sollte: da mußten im Saale des Palas Tische und Bänke zugerichtet, erstere mit den bis auf den Boden reichenden „Tischlachen" aus schneeweißem Linnen gedeckt, die Bänke mit weichen Polstern versehen, die Wände mit kostbaren Teppichen behangen, und wenn die hohe Gesellschaft sich niedergelassen, die Speisen aufgetragen werden. Erstere Anordnung geschah in Gemeinschaft mit dem Schenken,[46] für letztere zwei Verrichtungen war er, der Truchseße besonders verantwortlich, wie denn sein Titel „Schüssel- (Speise-) Träger" bedeutet. Auch für den Tisch derjenigen Gäste, welche nicht an der großen Hoftafel speisten, hatte er zu sorgen, ließ dieselben aber durch seine Untergebenen (die Untertruchseße) bedienen.[47] Der fränkische Minnesänger W. v. E. läßt in seinem Helden Parzival beim Mahl eines großen Hoffestes dem Wirt (Herrn) und den Frauen durch „megede" (weibliches Hofgesinde), den Edelfräulein durch Knappen, endlich den Rittern durch „Sarjante" (Fußknechte) aufwarten. Er selbst, der Obertruchseße, hatte, nachdem er seinen Obliegenheiten an der Tafel des Fürsten oder Grafen nachgekommen, die Ehre sich auch an derselben niederlassen zu dürfen.

* In den Schriften der Minnesänger und Dichter des Mittelalters wie denen des Gottfried von Straßburg figurirt der Truchseß als gefürchteter Intriguant.

Der Küchenmeister. Schon frühe wurde von dem Amte des Truchseßen das des Küchenmeisters als eines besonderen höheren Hofbeamten ausgeschieden, wie denn auch das Nibelungenlied neben dem Marschalken, Kämmerer, Truchseßen und Schenken Rumolt den „Küchenmeister“ am burgundischen Königshofe zu Worms aufführt.[48] Derselbe hatte die meist sehr geräumige Hofküche mit allen dazu gehörigen Geräthschaften („gewaltige Kessel, Pfannen, Häfen“ ꝛc.), das Küchenpersonal („die Köche, Küchenknechte oder Knaben“) unter sich, sodann für alles was zur Bereitung der Speisen gehörte, endlich für solche selbst zu sorgen, mußte daher mehr oder weniger doch Sachverständiger sein.[49] Unter den Hofbeamten unseres Helden Albert auf der Rotenburg befand sich auch ein Küchenmeister. Den hieß man nur „klein Heinze“ auch „klein Heinzelin von Costenz.“ Da nun Heinze (Heinz) schon eine Verkürzung von Heinrich, Heinzelin aber eine weitere von Heinze, somit „Klein Heinzelin“ eine dreifache von Heinrich ist, so müssen wir uns in diesem gräflichen Küchenmeister auf der Rotenburg eine Persönlichkeit von fast zwergartiger Gestalt vorstellen. Und es gewinnt so den Anschein, Albert habe dieselbe Liebhaberei gehabt, wie sein Schwager Rudolf von Habsburg, welcher als König neben zwei riesenmäßigen Rittern — einem Herrn von Hageneck (Elsaß) und von Baldeck (Schweiz) — einen Zwerg von 3½ Fuß, den „Ritter Konrad“ in seinem Gefolge hatte.[50] Sicherlich waren unter den schwäbischen Rittern, welche im Gefolge unseres Grafen zu reiten pflegten, in Bezug auf Größe und Gestalt auch auffallende Contraste zu dessen zwergartigem Küchenmeister.[51] Gewiß war es aber in der Hauptsache eine andere Eigenschaft des letzteren, welche unsern Helden bestimmte, denselben zu seinem Küchenmeister zu machen. Heinzelin, welcher wohl einem Constanzer Patriziergeschlecht angehört und in seiner Jugend sicherlich die Domschule seiner Vaterstadt besucht hat, war nämlich Dichter und seine Dichtung ist „ein letzter heiterer Nachklang aus einer besseren den Musen günstigeren Zeit.“ Er besaß eine für seine Zeit nicht gewöhnliche Bildung, denn er war mit der lateinischen Sprache wie auch den Meisterwerken der deutschen Poesie des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts vertraut, hatte die Schriften des Hartmann von Aue (Jwein und Gregorius), Wolframs von Eschenbach (Parzival), Gotfrieds von Straßburg (Tristan und Jsolde) u. a. gelesen, da er in seinen Schriften[52] aus denselben wiederholt Stellen fast wörtlich anführt. Der winzige Mann kann zwar nicht imponirt haben als „uzerwelter Degen“ wie jener Küchenmeister Rumolt am Hofe zu Worms, dagegen sicherlich durch seine Gelehrsamkeit und sein Dichtertalent, wohl auch sonst durch ein schneidiges Wesen in Wort und Schrift, wie es

sich nicht selten bei Persönlichkeiten seiner Art findet. Diese Eigenschaften und Vorzüge sind es auch ohne Zweifel gewesen, welche unsern Grafen Albert, der uns ja als besonderer Freund der Dichter überliefert wird und selbst Sänger war, bestimmt haben, „Klein Heinzelin" das Küchenmeisteramt seines Hofes, wohl zugleich eine Art von Sinekur, zu übertragen.[33] Nehmen wir noch hinzu, daß auch der Notar desselben ein witziger, lustiger Geselle war (s. unten), so stimmen beide Persönlichkeiten gut zusammen und mögen zu manch' einer heiteren, ergötzlichen Scene Anlaß gegeben haben. So darf man denn hieraus den Schluß ziehen, daß unter unserm Helden Albert, wenn seine Stellung als regierender Graf, Landvogt in Niederschwaben und Reichsstand ihm Muse gelassen und ihn nicht von Hause ferne gehalten, an dem Rotenburger Grafenhofe ein heiterer fröhlicher Ton geherrscht und edlere, höhere Genüsse als blos bankettiren 2c. geliebt und gepflegt worden.

In nahem Zusammenhang mit dem Amte des Truchseßen war das des Schenken, welcher für das Getränk zu sorgen hatte und unter dem sämmtliches Inventar der Trinkgeschirre (Kannen, Schalen, Becher 2c.) sowie der Keller mit allem was dazu gehörte stand. Auch er hatte sein eigenes Dienstpersonal (Knappen 2c.), welches nach seiner Anordnung die hohe Tischgesellschaft in Bezug auf die Getränke bediente, während er selbst bei festlichem Mahle seinem Herrn oder einem vornehmen Gaste den ersten mit funkelndem Wein gefüllten Becher knieend überreichte. Seines Amtes war es auch einem solchen den „Willkommwein" zu reichen.[54]

Zum höheren Personal am Grafenhofe Alt-Rotenburg gehörten endlich der Burgkapellan, der Leibarzt, der Falkner und wenn man will auch der Leibschneider des Grafen. Da die zunächst gelegene Kirche — die des heiligen Remigius in Ehingen-Rotenburg — in welche u. a. auch der am Fuße des Burgberges gelegene Weiler (jetzt Dorf Weiler) eingepfarrt, eine Stunde von dem Schlosse Rotenburg entfernt war, die hohe Burgfrau mit ihren Edelfräulein und Kindern aber jeden Morgen die Messe zu besuchen pflegte, und die anderen hohenbergischen Grafenburgen Burgkapellen hatten, so darf man annehmen das Schloß Alt-Rotenburg habe, wenn es uns gleich nicht ausdrücklich überliefert ist, auch eine solche, beziehungsweise einen Burgkapellan gehabt.[55] Dieser versah nicht selten nebenbei die Stelle des Lehrers der gräflichen Kinder oder Archivars und stand in der Regel auch sonst als Vertrauter und Berather in näheren Beziehungen zur Herrenfamilie, wie er denn auf Haigerloch, wenn der Graf dort Hof hielt, herkömmlich zur Tafel gezogen wurde.[56] Der gräfliche Leibarzt, welcher in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts genannt

wird, gehörte wie in jener Zeit meist auch sonst dem geistlichen Stande an, war nämlich zugleich Probst des Chorherrnstifts in Ehingen-Rotenburg. Der Falkner, welcher zum ritterbürtigen Hofgesinde gerechnet wurde, war in der angegebenen Zeit Berthold von Ulm und sein Siegel zeigt das Bild, wie ein Falke auf dem Rücken eines Reihers aus den Lüften herabschießt. „Meister“ Albrecht, des Grafen Rudolf Schneider, trifft man im Jahr 1330 bei diesem zu Wien.[57]

Die Hofbeamten wohnten, wie es ihr Dienst mit sich brachte, in der Regel auf der Grafenburg, so enge es auch wie bei unserer Rotenburg nicht selten hergegangen sein mag. Wenn dieselben aber ritterbürtigen Geschlechtern angehört haben, welche ganz in der Nähe ihres Herrensitzes wohnten, wie die Ehinger, die von Owe, die Merhelte von Wurmlingen, die Züttelmanne von Dettingen, so mögen sie, wenn ihr Dienst es erlaubte, zeitweise auch auf ihrer heimatlichen Burg, wo ihre Familie saß, gelebt haben. Sonst hatten die Hofbeamten freie Wohnung und Verköstigung am Hofe, auch, wenigstens bei Festlichkeiten, eine Art Dienstkleidung meist in den Farben des Wappens vom Herrenhause. Im Uebrigen hatten sie als Besoldung Bezüge an Geld und Naturalien, auch Benefizien, Kammer- und sonstige Lehen.[58] Zur Bestreitung der Auslagen für die Anschaffungen zum Haus- und Hofhalt waren ihnen mitunter gewisse Einkünfte der gräflichen Kammer zugewiesen.

II.

Die Hofhandwerker.

Wie bereits bemerkt, hatte jeder der oben aufgeführten Hofbeamten ein ihm zugeordnetes Dienstpersonal. Dazu kamen aber noch die Hofhandwerksleute. Diese hatten die ihnen von dem Marschalken 2c. für den gräflichen Haus- und Hofhalt ertheilten Aufträge auszuführen, mancherlei Lieferungen an denselben zu machen, auch unter der Leitung der Hofbeamten verschiedene Dienste am Fürsten- oder Grafen-Hofe zu verrichten. So mußten sie, als man am burgundischen Königshofe zu Worms hohe Gäste erwartete, unter der Aufsicht des Kämmerers und Schenken für dieselben die Gemächer („daz gesidele“) herrichten. Und zwar gehörten zum Amt jedes Hofbeamten gewisse, dessen Dienst entsprechende Handwerker. So waren dem des Marschalken zugeordnet: die Waffen- und Hufschmiede, die Schildmacher und Maler (die „Schiltaere“), die Satteler („Gereitter“), Wagner u. a. Dem Kämmerer: Bauhandwerksleute, „Steinmetzen“, Zimmerleute („Gademer“), Ziegler („Ziegelere“), Tischler („Tischer“), Glaser, Schmiede (Schlosser), ins-

insbesondere auch die Goldschmiede, Gerber („Ledergerwe"), Weber („Linwater, Zwilicher"), Schuhmacher („Suter"), Schneider, „Kürsener," Wachszieher, Hutmacher („Huter") u. a. m. Dem Truchseßen beziehungsweise Küchenmeister waren von Hofhandwerkern zugeordnet: Metzger („Metzeler"), Bäcker („Pfister"), Müller, Fischer, Gärtner, Hafner, Zinngießer, Kupferschmied, Keßler u. a. m. Dem Schenken: Küfer (Faßbinder), Bierbrauer („Briumeister") u. a. m.

Die Hofhandwerksleute genoßen erbliche Lehen- (Dienst-) Güter, saßen wie andere Hörige auf Grund und Boden ihrer Herrschaft,[59] mitunter in deren Häusern, mußten derselben aber dafür arbeiten und regelmäßige Lieferungen ihrer Fabrikate an die Hofhaltung machen,[60] erhielten jedoch das Material zu diesen zum Theil aus den Vorräthen des Herrenhofes oder schafften solches auf Kosten der Herrschaft an. Arbeiteten sie dagegen am Grafenhofe selbst, so erhielten sie Kost und nach Umständen auch Kleidung. So weit es unbeschadet ihrer Dienstpflicht gegen den Grafenhof geschehen konnte, durften sie auch anderweitige Bestellungen ausführen. Von ihnen wohnten des mangelnden Raumes wegen auf Alt-Rotenburg sicherlich nur einige wenige, etwa der Bäcker und Hufschmied, deren Dienste der Hof täglich bedurfte, wie auch die unentbehrlichsten Leute vom niedersten Gesinde z. B. Roßknechte und gemeine Mägde; das übrige Personal von Handwerkern und sonstigem niederem Hofgesinde saß in dem hart am Fuße des Schlosses gelegenen Weiler, in dem nahen Hofe auf der „Altstadt", vornehmlich aber und insbesondere die besseren Handwerker auf dem großen Fron- (Herren-) Hof,[61] aus welchem später die Stadt Rotenburg entstanden, und auf den wir unten näher eingehen werden.

Arbeiten und Lieferungen der wichtigsten zum Herrenhof Rotenburg gehörigen Handwerker.

Die Gold- und Silberschmiede fertigten für das Grafenhaus mancherlei Kleinode wie Arm-, Finger- und Ohrringe, Stirnbänder, „Fürspangen oder Heftlin" (Broschen, Agrafen), Spangen für Mäntel, Gürtelschnallen, Handspiegel aus polirtem edlem Metall, Becher und Schalen zur festlichen Tafel, Tafelaufsätze u. a. m.; zierten Harnische, Schilde, Helme, Zaumwerk und sonstige Ausrüstungs-Gegenstände der Rosse durch Vergoldung oder Beleg von edlen Metallen. Und wenn eine dergleichen Kunst-Arbeiten den hohen Beifall des gräflichen Herrn oder dessen Ehegemahls erhielt, da geschah es denn wohl auch, daß dem Meister neben dem Ersatz seiner Auslagen noch eine besondere Gunstbezeugung zu Theil, etwa dafür ein weiteres Lehengut gegeben wurde.

Die Waffenschmiede fertigten aus Eisen und Stahl Rüstungen,

Harnische (Ringpanzer, Eisengewand, Helme u. s. w.) und Waffen (Schwerter, Dolche, Lanzenspitzen, Streitäxte u. a.), an den Schilden die Buckel (den rundlichen, erhabenen Beschlag auf der Außenseite und Mitte derselben), die Spangen, welche von demselben zum Rande liefen und den Beschlag des letzteren selbst, alles dies aus Stahl. Auch diese Hofhandwerker mußten natürlich auf Kosten der Herrschaft das Rohmaterial dazu anschaffen, da der Vorrath des Herrenhofes an Materialien solches nicht besaß. Die Waffenschmiede standen im Mittelalter überhaupt und sicherlich auch in den Augen unseres ritterlichen Helden in besonderer Achtung und Gunst. Ein schon im dreizehnten Jahrhundert in dem Städtchen und Fronhof Rotenburg verbreitetes Geschlecht übte dieses Kunsthandwerk, woher ein Zweig desselben den Beinamen die „Stahler" („Stahelaere") führte. Derselbe bedeutet einen Verfertiger von Arbeiten aus Stahl, in engerem Sinne der meist aus Stahl gemachten Rüstungen und Waffen.[62] Stahler bekleideten unter unserem Grafen Albert auch das Amt eines „Ammans" über das Städtchen bez. den Fronhof Rotenburg (s. unten), daher ihr anderer Beiname „Amman", waren aber noch hörig. Dabei scheint Allem nach das ganze Geschlecht der Waffenschmiede-Zunft angehört zu haben, denn eine andere Sippe desselben führte in ihrem Schilde zwei sich kreuzende Streitäxte — wohl ein sogenanntes redendes Wappen. Die übrigen Hofhandwerker in Eisen und Stahl — die gemeinen Grob- und Hufschmiede, welche zugleich unsere heutigen Schlosser waren, und die Messerschmiede hatten für die Hofhaltung auf der Rotenburg zu fertigen bez. zu bestimmten Zeiten für dieselbe abzuliefern: Hufeisen, Schlösser und Schlüssel, Ketten, Nägel, Hacken, Kessel aus Eisen, Aexte, Sensen, Messer, Gabeln, Zangen, Scheeren, „Kerzstal" (Leuchter) u. a. m.

Die Künstler unter den Holz-Arbeitern dagegen fertigten aus feinem Ahornholz kunstreiche kleine „Laden", aus „Maser" von solchem aber zierliche „Köpfe" (Becher),[63] ferner aus schönem Eichenholz Truhen und Schreine mit Zieraten von Schnitzwerk. In der kleinen „Lade" verwahrte die Gräfin Geschmeide[64] und andere Kostbarkeiten, in den Truhen aber kostbare Kleiderstoffe (Seide, Sammt u. dgl.), Prachtstücke von Tischtüchern („Tischlachen"), feines Linnen u. a. m. Andere fertigten aus Eschenholz Schäfte für Speere oder Lanzen, Zwecke (Bolze) für die Armbrust[65] oder fügten aus hiezu tauglichem Holze (in den ältesten Zeiten von der Linde) das dreieckige „Schildbret" zusammen, wieder andere machten aus Buchenholz (Hagenbuchen)[66] das Gerüste (Gestell) von Sätteln. Die Küfer machten für den Herrenhof und die Burg Fässer, Bütten rc. Die Schreiner aus Eichen- oder Lindenholz Tische, Bänke, Stühle u. a. m. Die Wagner („Krumholze") fertigten

in Gemeinschaft mit den Grobschmieden die Wagen zum Führen von Heer- und Jagdzeug, „Kammerwagen" (Packwagen), Bauernwagen, Pflüge u. a. m. All' diesen Holzarbeitern wurde das nöthige Material aus den gräflichen Waldungen um Rotenburg geliefert; solches auszuwählen und fällen zu lassen war Sache der Forstknechte, die Herbeifuhr in den Herrenhof aber geschah in der Fron.[67] Die „Satteler" überzogen das Schildbrett mit starkem Leder, um dasselbe, wenn es durch den Lanzenstoß gespalten worden, wenigstens noch zusammenzuhalten, werden darum häufig neben den „Schildaere" (Schildmachern) genannt. Ferner fertigten sie das Kissen, auf welchem der Sattel lag, den Ueberzug desselben aus Leder, Filz, manchmal auch kostbaren Stoffen wie Sammt, endlich das ganze Riemenwerk der Ausrüstung („Gereite") des Pferdes. Das Leder wurde dem Sattler aus den Vorräthen des Fronhofs an Materialien geliefert, solches aber hatten die zu demselben gehörigen Gerber aus den Häuten von Hirschen, Ochsen, Rindern, Kälbern, Schweinen u. dgl. bereitet, welche die Metzger für den Bedarf der gräflichen Hofhaltung und des Herrenhofs geschlachtet hatten.

Ein anderer sehr nennenswerher Hofhandwerker war der Kürschner, da das Pelzwerk zumal in den höheren Kreisen des Mittelalters eine große Rolle gespielt hat. Ihm lieferten die Heerden des Herrenhofes und die herrschaftliche Jagd die Felle von Schafen, Ziegen, Füchsen, Mardern, Wieseln, Wölfen und Bären, an welch' letzterem reißenden Wilde es in den großen Waldungen in der Umgegend von Rotenburg insbesondere auch im Schwarzwald (s. oben) zu unseres Helden Zeiten und noch später nicht gefehlt hat. Diese Felle hatten die gräflichen Jäger an den Fronhof abzuliefern. Kostbares Pelzwerk wie Zobel und Hermelin mußte der Kürschner dagegen auf Kosten der Herrschaft von herumziehenden Krämern kaufen.

Auf den um die Rotenburg gelegenen kleineren Herrenhöfen des Grafenhauses mußten die Weiber von armen Hörigen und Leibeigenen den von den Bauernhöfen eingelieferten bereits gehechelten Flachs und Hanf um S. Martinstag in Empfang nehmen, das erhaltene Quantum den Winter über am Rocken spinnen und nach Ostern das gewonnene Garn an das Kellerei-Amt abliefern, wobei sie einige Heller oder zu ihrer „Ergötzung" einen kleinen Imbis erhielten. Alles so gesammelte Garn wurde darnach an den Hauptfronhof Rotenburg abgeliefert und von diesem den zu ihm gehörigen Webern übergeben, welche je nach der Qualität desselben daraus mehr oder weniger feines Linnen und Zwillich zu fertigen hatten, was von den Mägden des Herrenhofes darnach an „der Sonne gebleicht wurde". Die besseren Meister in der Weberei aber fertigten daraus die großen kunstreich gemodelten Tischtücher („Tisch-

lacken"), welche auf die Hoftafel gelegt würden und bis zum Fußboden des Saales herabhängen mußten.

Reiche Vorräthe von Wolle erhielt der Hauptherrenhof von den zahlreichen Schafheerden, welche so lange die Jahreszeit es zuließ auf den herrschaftlichen Waiden liefen, wenn aber Haide, Berg und Thal umher von Schnee bedeckt, in dem großen Schafhause untergebracht waren und von den Heuvorräthen des Hofes, welche die eigenen Wiesen ertrugen und zehentpflichtige Hörige abgeliefert hatten, ernährt wurden. Aus dieser Wolle fertigten andere zum Herrenhof gehörige Weber feinere und gröbere Wollenstoffe. Da sah man nun den Winter über in der großen saalähnlichen, von einem gewaltigen Kachelofen gut erwärmten Kammer über der Gesindestube des Weiberhauses von dem Herrenhof Mägde desselben und arme Weiber der umliegenden Dörfer emsig mit der Nadel beschäftigt. Diese nähten nach Weisung eines hofhörigen Schneiders und der beiden Obermägde aus dem gemeinen Leinen und den groben Wollenstoffen („Loden") Hemden und Röcke für Männer und Weiber vom niedrigsten Gesinde des Hofes und der Grafenburg, Bettzeug, Zelttücher u. a. m.[68] Feinere Arbeiten aus Linnen, Wollenstoffen ꝛc. wurden auf dieser unter thätiger Theilnahme der hohen Burgfrau selbst und nach Unterweisung des Hofschneiders von den gräflichen Töchtern und deren Gespielinnen gefertigt (s. den sechsten Abschnitt des 1. Bandes).

Noch erwähnen wir schließlich die Verwendung des als Zins eingegangenen Wachses. Daraus fertigte der Wachszieher große und kleine Kerzen (Lichter) für die Hofhaltung der Rotenburg, auf welcher man, wenn der Saal des Palas festlich beleuchtet werden sollte, die Hänge- und Wandleuchter, in den Kemenaten der hohen Herrschaft und ihrer Kinder den „Kerzstal" (Leuchter) auf dem Tisch damit besteckte.[69] Besonders dicke und lange Wachskerzen aber pflegte die fromme Gräfin Margaretha, unseres Helden Ehegemahl, an die Burgkapelle und die umliegenden Kirchen als Weihgeschenke zu geben. Wachs brauchte man u. a. auch auf der gräflichen Kanzlei zu den Siegeln, welche an die ausgefertigten Urkunden gehängt wurden, endlich auch zu den „Wachstafeln", auf denen der Burgkapellan seine Scholaren, die gräflichen Kinder, mit einem Griffel von Metall oder Glas ihre Schreibübungen machen ließ.

Drittes Kapitel.

Das Finanz- und Verwaltungs-Wesen der Grafschaft.

I.

Die Fron- oder Herrenhöfe im Allgemeinen.

Diese Höfe, zu welchen in der Regel größere geschlossene Güter, Maier- und Bauernhöfe [Mansen, Huben (Hufen)] gehörten (s. unten), welche gegen Zinse rc. als Erblehen ausgegeben waren, hatten eben im Gegensatz zu solchen Höfen daher ihren Namen, daß sie neben mancherlei Vorrathshäusern rc. die Wohnung des Grundherren [70] oder eines Beamten enthielten, welcher in dessen Namen über die dazu gehörigen Leute (die Hof- oder Grundhörigen und Leibeigenen) die niedere Gerichtsbarkeit ausübte (s. unten), darüber wachte, daß dieselben die ihnen auferlegten Dienste und Abgaben leisteten, diese sowie die Lieferungen in Naturalien, welche die Inhaber der Lehenhöfe zu machen hatten, in Empfang nahm und verwahrte. Jeder reiche Grundherr oder mächtige Landesherr (Fürst oder Graf) besaß eine größere Anzahl von Fronhöfen, welche in seiner Herrschaft oder seinem Lande zerstreut lagen. Unter denselben befanden sich in der Regel solche, welchen andere untergeordnet oder zugetheilt waren und an welche diese ihre eingegangenen Gelder und Natural-Abgaben soweit solche nicht zur Bestreitung des Aufwandes rc. für ihren Fronhof nöthig waren, ablieferten. Wenn ein Dorf oder Weiler keinen Fronhof hatte, so war darin ein Maierhof, welcher die Lieferungen an den nächsten oder Haupt-Fronhof zu machen hatte, oder es war durch den Schultheißen zu besorgen. Dergleichen bedeutendere Fronhöfe lagen meist in der Nähe von größeren Herrenburgen, deren Hofhalt von ihren Einkünften und Vorräthen bestritten wurde. So lag ein solcher Hauptfronhof des Grafenhauses Hohenberg am Abhang des nördlichen Ausläufers vom Oberhohenberg, auf dem die Stammburg unseres Helden stand und gehörte zu dieser. Er war ummauert (ein „Stettlin" oppidum),* sechs umliegende Dörfer mit vielen Höfen bildeten die nächste Zugehör desselben und waren ihm dienst- und zinspflichtig. Auch in der unmittelbaren Nähe der hohenbergischen Burgen Rotenburg, Haigerloch, Nagold und Wildberg befanden sich solche Haupttherrenhöfe, aus welchen schon im dreizehnten

* Von demselben datirt sich noch der Maierhof, welcher im Besitz der Freiherren von Ow ist, deren Ahnen zu den ritterlichen Dienstmannen und Lehensleuten der Grafen von Hohenberg gehörten. Vergl. Band 1. Abschnitt 12. Anm. 7.

Jahrhundert gräfliche Landstädte wurden. Es würde aber den uns zugemessenen Raum überschreiten, wollten wir weiter auf alle diese eingehen. Uns interessirt vornehmlich derjenige hohenbergische Hauptfronhof, aus dessen Einkünften die Hofhaltung unseres Helden auf seinem eine Stunde davon gelegenen Lieblingssitz Alt-Rotenburg bestritten wurde und aus dem am Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Stadt Rotenburg entstanden ist. Derselbe war durch die Niederlassung der zur nahen Hofhaltung gehörigen Handwerksleute (s. oben) und anderer untergeordneten Diener derselben sowie durch den starken Verkehr, welchen seine Stellung mit sich brachte, um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts bereits zu einem stadtähnlichen Gemeinwesen angewachsen, welchem ein gräflicher Grundhöriger als „Amman", sonst auch Schultheiß und Villikus (Maier) genannt,[71] vorstand, welcher im Namen des Grafen die niedere Gerichtsbarkeit ausübte beziehungsweise die Fronhofgerichte abhielt (s. unten), während das Verwaltungs- und Wirthschaftswesen des Hofes ein „Keller" mit anderen ihm beigegebenen Dienern besorgte. Zu diesem Hauptherrenhof, gleichfalls Rotenburg genannt, gehörten als nächste Zugehör viele größere geschlossene Güter, insbesondere drei in unmittelbarer Nähe gelegene große Maierhöfe, zu welchen Wohnhäuser, Scheunen, Hofräume, Gärten, Aecker (239 Jauchart), eine große Wiese, „(uf dem Burtinlé)", Nutzungsrechte an Waide, Wasser und Holz gehörten, ferner Bauernhöfe (Mansen, Huben) und andere kleinere Güter (Schuposen), was alles das Grafenhaus für Gilten und Zinse in Erbpacht ausgegeben hatte, endlich große Gärten und Wiesen, Weinberge, Wälder, Waiden, das Fischwasser im nahen Neckar, ein Weiher u. a. m. Dieser ohne Zweifel bedeutendste Herrenhof unseres Grafensitzes, welcher höchst wahrscheinlich den höher gelegenen Theil der heutigen Stadt Rotenburg, auf welchem unser Held um 1290 das Schloß Neu-Rotenburg erbaut, nebst Umgebung eingenommen hat, enthielt in erster Linie das ansehnliche in Stein aufgeführte Herrenhaus (das Amthaus), in welchem die herrschaftlichen Beamten ihren Sitz hatten, auch der Graf abstieg, wenn er den Fronhof besuchte, ein Gesindehaus, ferner neben einem ansehnlichen Hofraum große Scheunen mit Traschtennen, geräumige Speicher (Kästen), sonstige Vorrathshäuser oder Magazine, große Keller, Stallungen für Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine, Jagdhunde und Geflügel, verschiedene Werk- und Zeughäuser, Küchen, Bäckerei, Metzigen, eine Bierbrauerei, ein Gasthaus u. a. m. Alles dies ohne Zweifel durch eine besondere Ringmauer mit Thorthurm abgeschlossen. Zu demselben gehörten ferner als herrschaftliche Gebäude auch vier Keltern, ebenso viele Mühlen bei Rotenburg und die „Eich" (das Eichamt), von denen die alten Urkunden reden. Solch' große Räume und

Gelasse hatte auch der Hauptfronhof Rotenburg, in jetziger Sprache der Kameralamtshof der zu der gleichnamigen Burg gehörigen, in dem fruchtbarsten Theil der Grafschaft Hohenberg gelegenen großen Herrschaft, welche nahezu das jetzige Oberamt Rotenburg umfaßte, nöthig, da die Einkünfte derselben sehr namhaft waren und meist in Naturalien bestanden. Will man eine beiläufige Schätzung derselben im Ganzen in jetzigem Geld machen, so dürfte der Umstand, daß unser Graf Albert, welcher sechs Töchter standesgemäß verheirathet, im Jahr 1296 Burg, Stadt und Herrschaft Rotenburg um 3100 Mark Silber verpfändet, indeß bald wieder eingelöst hat, als Anhaltspunkt dienen. Aus andern Angaben folgt nämlich, daß nach dem angegebenen Pfandschilling die jährlichen Einkünfte der Herrschaft Rotenburg damals etwa 310 Mark Silber betragen haben, [72] was nach jetzigem Gelde ungefähr 37,200 Mark ausmachen würde. [73] Eine spezielle Zusammenstellung der Einkünfte der Herrschaft Rotenburg und vollends derjenigen von der ganzen Grafschaft Hohenberg [74] würde aber dem Charakter dieses Werkes widersprechen, dagegen möge uns der Leser nun im Geiste in den großen Herrenhof Rotenburg folgen, so wird er sich ein Bild von der Finanz-Wirthschaft eines deutschen Kleinstaates im dreizehnten Jahrhundert machen können.

II.

Der Hauptfronhof Rotenburg, das Central Rentei-(Kellerei-)Amt der Grafschaft Rotenburg.

Eine besondere Aufgabe der Beamten desselben war es, sich von Zeit zu Zeit von dem baulichen und ungeschmälerten Stand der von der Herrschaft in Erbpacht ausgegebenen Höfe und Bauerngüter zu überzeugen. Hatten sie Grund Zweifel darein zu setzen, so nahmen sie zwei Sachverständige zu sich, zu denen der Maier oder Lehenbauer auch zwei gab und im Nothfall ein fünfter als Obmann beigezogen wurde. Von diesen vier beziehungsweise fünf wurden nun Gebäude und Güter genau besichtigt. Etwaige Ausstellungen hatte der Inhaber innerhalb Monatsfrist zu bereinigen, widrigenfalls er den Hof ohne Widerrede zu verlassen hatte. Auch in andern Richtungen controllirte man die Besitzer der Höfe ꝛc.: sie durften keine Aecker zu Wiesen, noch es umgekehrt machen, keinen Dünger verkaufen, mußten dagegen die Aecker „in der Brach“ in vorgeschriebener Weise düngen.

Nicht geringes Geschäft machte das ganze Jahr hindurch den Beamten des Herrenhofes das Fronwesen. So mußten zur Zeit die Angehörigen des Städtchens Rotenburg, welche Roß und Wagen hatten,

das nöthige Brennholz auf den Fronhof, die Maier des nahen Dorfes Dettingen aber solches auf das Schloß Rotenburg führen und an beiden Orten wurde es in der Fron gespalten und in den Holzschopfen geschafft. Der Dünger aus den Ställen des Fronhofes und des Schlosses Rotenburg war auf die herrschaftlichen Aecker „in der Brach“ zu führen. Es mußten die gräflichen Felder für die Winter- und Sommerfrucht bestellt werden. Wollte die Herrschaft Neubauten oder Ausbesserungen an Gebäuden vornehmen, so hatten die Bewohner der umliegenden Dörfer für Herbeischaffung der nöthigen Baumaterialien (Holz, Steine, Kalk, Sand 2c.) zu sorgen, der Inhaber der gräflichen Ziegelhütte im Ehingerthal aber mußte die ihm als Zins auferlegte Zahl von Ziegeln — tausend Stück von jedem Brande — liefern.

Um St. Urbanstag (25. Mai) begannen die Dienste der Fronpflichtigen in den gräflichen Weinbergen. Im „Heuet“ besonders wurden viele Fronpflichtige aufgeboten. Da sah man die Leute von dem „Weiler,“ den Dörfern Schwaldorf, Frommenhausen und Dettingen auf der bei letzterem Orte gelegenen sechs Morgen großen Wiese beschäftigt. Ein Theil hatte gemäht, ein anderer die Mahden gedörrt, ein dritter das Heu auf die Wagen geladen und in die Scheune des Schlosses Rotenburg geführt. Besonders lebhaft und geschäftig gieng es aber um diese Zeit in dem weiten Neckarthal her. Da sandte der Villikus oder Amman einen Knecht nach Hirschau, Hailfingen und Seebronn mit dem Gebot, die in ersterem Ort seßhaften gräflichen Hörigen und Leibeigenen sollten das Gras der über zehn Morgen großen Herrschaftwiese im „Burtile“ (Birtinlé) abmähen, die in den beiden andern Dörfern aber dörren, aufschochen und in die Scheunen des Herrenhofes führen. Da säumten sich die Hirschauer nicht. Schon den Abend vor dem Auszug erklang durch das Dörflein das Dängeln der „Segensen“ (Schärfen der Sensen). Vor Tagesgrauen aber zog ein starker Haufe, bewaffnet mit Sensen und die Hüfte mit einem schwarzen Lederriemen, an dem vornen der „Kumpf“ (das hölzerne Gefäß mit dem Wetzstein) hieng, zum „Burtile“ und rüstig gieng's an die Arbeit. Da lagen, als die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hatte, Gras und Blumen regelrecht in „Mahden“ gereiht auf dem Wiesengrund. In den folgenden Tagen aber, wenn der Himmel günstig war, zog eine Schar von jungen Hirschauerinnen mit Gabeln und Rechen hinaus zur Wiese, um das Gras durch wiederholtes Wenden zu dörren und dann „aufzuschochen“ (in Haufen zu setzen). Da geschah es hie und da, daß während man unter dem leichten spielenden Geschäft scherzte und fröhliche Liedchen sang, eine der Maidle plötzlich laut aufschrie und aufsprang, denn sie hatte beim Umwenden einer Mahde eine lebendige Blindschleiche

in die Luft geschleudert. Auf erhaltene Botschaft führten die Hailfinger und Seebronner auf Karren und Wagen das Heu in den Herrenhof, und „barnten“ es mit Knechten in den dortigen Scheunen auf. Nach vollbrachtem heißem Geschäft erhielten sie ein „Fronmal“ in Brot, Käse und Apfelmost. Wenn Martini vorüber war, wurden Hörige und Leibeigene der umliegenden Dörfer, welche nicht bereits schon Dienste geleistet hatten und keinen „Zug“ besaßen, aufgeboten. Die mußten in den großen Dreschtennen der Scheunen des Fronhofes die Masse der eingelieferten Zehentgarben zc. dreschen, die Frucht auch auf die Speicher, das Stroh in die Scheunen schaffen. Ihr Dienst dauerte je eine Woche und während dieser Zeit hatten sie Kost und Liegerstatt im Fronhofe.

Vor allem aber wurde die Thätigkeit des Ammans (Villikus, Maiers, Schultheißen), des Kellers und der sonstigen ihnen untergeordneten Beamten und Diener des Herrenhofes fast das ganze Jahr hindurch sehr in Anspruch genommen durch die Sorge für rechtzeitige und vorschriftmäßige Entrichtung der Zinse und Steuern, die Lieferung der verschiedenen Gefälle und Gilten an Früchten, Wein und anderen Naturalien von Seiten der zur Herrschaft Rotenburg gehörigen Ortschaften beziehungsweise der zu dem Hauptherrenhof und den ihm zugetheilten kleineren Fronhöfen gehörigen Grundholden und Leibeigenen, wie auch der landesherrlichen Vogtleute (Schutzhörigen), die Beschaffung der mancherlei für den gräflichen Haus- und Hofhalt des nahen Schlosses Rotenburg nöthigen Lebensmittel und Inventar-Gegenstände, Geräthe zc. aller Art. So haben wir uns denn besonders zu manchen Zeiten und Terminen des Jahres [75] sowie wenn gewisse Festtage nahten, auf dem Herrenhofe Rotenburg neben dem oben geschilderten Geschäftsbetrieb ein vielgeschäftiges Treiben und lebhaften Verkehr vorzustellen. Es lagen das stattliche Urbarbuch und die „Zinsrödel,“ die sorgfältig auf Pergament geschriebenen Verzeichnisse 'und Register der Einkünfte des Fronhofes Rotenburg, welche sonst in einer eichenen, mit einem Wolfsfell überzogenen Truhe wohl verwahrt waren, manchen Tag auf dem plumpen Tisch in der großen Stube des Kellers. Ersteres war ein stattlicher Quartband mit dicken Decken aus mit Schweinsleder überzogenem Buchenholz und gewaltigen Schließen. Die Zinsrödel aber waren Rollen aus langen, schmalen Pergamentstreifen. Da erschien, um mit dem neuen Jahr alter Zeitrechnung zu beginnen, kurz vor Weihnachten, gewöhnlich am St. Niklastag, Friz genannt der „Asprian“ vom Städtchen Rotenburg, Erkenbrecht von Wurmlingen u. a. auf dem Herrenhof, um die Honig- und Wachszinsen zu bringen, welche sie von ihren „Honighuben“ zu entrichten hatten. Und ihre Immen (Bienenstöcke) mögen in manchem Jahr reichlichen Ertrag eingebracht haben,

wenn der Mai sich wonnig eingestellt, das umliegende weite Thal des Neckars wie ein großes Blumenbeet voll Wiesensalbei und Klee, Scabiosen u. a. ausgesehen und darnach die „Bluft" (Blüte) der vielen großen Linden auf dem Birtinlé das ganze Thal mit ihrem herrlichen Geruch erfüllt hatte. Da war's eine Lust gewesen, dem beständigen Zu- und Abfliegen, dem Arbeitseifer und Summen des fleißigen Bienenvölkleins zuzuschauen.

Kam Fastnacht heran, so gieng der Fronbote des Hofes mit einem Knecht, der auf einem Schiebkarren einen kolossalen Weidenkorb führte, in dem Städtchen Rotenburg von Haus zu Haus, um von denen, welche ihren Zins nicht in den Fronhof zu bringen hatten, solchen, nämlich ein Huhn („das Fastnachtshuhn") zu fordern. Solches hatte der Graf nicht blos als Grundherr von seinen Hörigen und Leibeigenen sondern als Landesherr auch von allen andern Insassen, gehörten sie nun einem andern geistlichen oder weltlichen Herrn an, oder waren es freie Bauern oder Zinsleute, für Schirm und Schutz zu fordern. Dabei durfte aber der Fronbote nicht in die Häuser eintreten, sondern der Zinspflichtige bot das Huhn demselben durch die äußere Gatterthüre des Hauses. Und die Erhebung dieses Zinses sollte, entgegen dem sonst derben nicht selten rohen Geiste des Mittelalters, so „still" geschehen, daß dadurch der Hahn „uff dem gader" nicht erschreckt, noch das Kind in der Wiege geweckt wurde. Und wo die Frau des Pflichtigen im Kindbette lag, da sollte der Bote des Fronhofes dem Huhn zwar den Kopf abreißen, im Uebrigen aber dasselbe zur Stärkung der Kindbetterin über den Gatter hineinwerfen. Auf den umliegenden Dörfern, welche keine Fronhöfe hatten, und den Maierhöfen sammelten auf Erfordern des Kellers vom Hauptfronhof der Schultheiß mit dem Bütel oder der Maier die Fastnachtshühner ein und lieferte sie an das Kellereiamt ab, ihnen aber wurde für ihre Bemühung nicht nur ihr Huhn erlassen, sondern eines noch gegeben.[76] Die so eingegangenen Hühner wurden vor der Hand in den großen Geflügelställen (dem „Hünrhus") des Herrenhofes untergebracht, bis man sie zu einem großen Theil zur Fastnachtfeier auf der Rotenburg ablieferte (s. unten). Unter anderen sandte auch der Keller des Fronhofs in Remmingsheim an den des Hauptfronhofs Rotenburg die vierundzwanzig Schilling-Heller ein, welche die dortigen Maierhöfe auf Fastnacht für Fische zu entrichten hatten.

An Ostern aber erschien der Keller des Fronhofs von Remmingsheim und Wolfenhausen selbst und lieferte die Steuer von den dortigen Huben (Bauernhöfen) im Betrag von zwei Pfund Heller und die „Osterstur" (Ostersteuer)[77] dieser Dörfer an die gräfliche Kammer ab. Letztere betrug fünfundzwanzig Pfund Heller und wurde wie herkömmlich in zwei

großen Beuteln aus Hirschleder übergeben. In denselben waren nun zusammen nicht weniger als sechstausend kleine fast laubdünne Silbermünzen.[78] Darum befanden sich, der bequemeren Controll wegen, mochte man nun nachzählen oder die Wage nehmen wollen, in dem einen Beutel fünfzehn, in dem andern zehn Beutelchen aus Leinen und in jedem derselben ein Pfund oder zweihundertundvierzig Stücke. Sie waren von verschiedener Form theils nur auf einer Seite,* theils beiden Seiten grob geprägt und zeigten mitunter ein Lamm und ein Kreuz, meist aber eine ausgestreckte Hand und ein Kreuz. Diese nannte man nach der schwäbischen Reichsstadt Hall, wo sie geprägt worden, Heller. Auf Ostern giengen auch theilweise der „Lemmer-Zehnten" und die Eierzinse in vielen hundert Stücken ein. So brachte u. a. Bertold Wighelin von Rotenburg den Eierzins von seinem Lehengut im Betrag von fünfzig Stück.

An St. Walpurgistag (1. Mai) aber waren die Beamten vornehmlich der Keller des Hauptfronhofes Rotenburg besonders in Anspruch genommen. Da saß dieser von Auf- bis Untergang der Sonne fast beständig auf seinem hohen Lehnstuhl unter der großen Linde des Herrenhofes, ihm zur Seite als Kammerschreiber Johannes der Schulmeister des Städtchens Rotenburg und zwei Hubner; auf einem Tische aber lagen Urbar und Zinsrödel. An dem genannten Tage war nämlich der Rest des Lämmerzehnten vornehmlich aber die erste Hälfte der jährlichen „Steuer" („Bete") von all' denjenigen zu dem Grafenschlosse Rotenburg beziehungsweise gleichnamigen Hauptfronhof gehörigen Ortschaften zu entrichten, welche solche nicht schon an vergangenen Ostern bezahlt hatten. Und es scheinen dies, Remmingsheim und Wolfenhausen ausgenommen, welche herkömmlicher- und ausnahmsweise solche schon an Ostern abzutragen hatten (s. oben), alle übrigen gewesen zu sein. Diese dem Grundherrn theils in Geld theils Naturalien zu entrichtende Abgabe war ursprünglich zu den anderen Leistungen der Leibeigenen und hörigen Grundholden eine Beisteuer für den Grundherrn, wenn er mit dem Ertrag seines Fronhofes beziehungsweise der dazu gehörigen Güter und der damit verbundenen Vogtei nicht ausreichte. Die Erhebung einer Steuer neben den sonstigen Abgaben aus Grund und Boden wurde aber als ein Unrecht („Ungelt"), als nicht berechtigt angesehen,[79] daher beruhte die Größe derselben anfänglich mehr oder weniger auf Uebereinkommen beider Theile, woher, wie manche meinen, auch ihr spezieller Name „Bete" als eine von dem Empfänger erbetene Beisteuer kommen soll, was aber wohl in seltenen Fällen zugetroffen sein mag.

* So die Brakteaten.

Jedenfalls sollte sie aber nicht ohne freiwillige Zustimmung der Leistenden und nur ausnahmsweise, in außerordentlichen Fällen erhöht werden,[80] darum hieß sie in ihrem ordentlichen Betrag „die gewöhnliche Stür,“ was aber eben beweist, daß es nicht immer dabei geblieben ist. Die Steuer (Bete) wurde nicht von den einzelnen Gliedern der Gemeinden, sondern von diesen im Ganzen entrichtet, daher auch „gemeine“ Steuer genannt, nachdem sie auf die Pflichtigen vertheilt und von ihnen erhoben worden. Die Eintreibung derselben erfolgte wo ein Fronhof war auf Anordnung des Villikus oder Amman sonst durch den „Dorfvogt“ oder Schultheißen. So war denn der Amman des Herrenhofs und Städtchens Rotenburg der erste, welcher am gemeldeten Tage seinem Amtsgenossen, dem Keller in drei seidenen Beuteln die „Maiensteuer“ im Betrag von etwa dreißig Pfund Heller übergab.[81] Darauf erfolgte auch die Ablieferung der Maiensteuer der übrigen etwa zwanzig kleineren Fronhöfe beziehungsweise Dörfer, welche zum Hauptherrenhof Rotenburg gehörten, durch die Keller oder Dorfvögte. Allen aber war im Herrenhause ein reichliches Mahl gegeben, bei dem mancher Becher Wein geleert und dazwischen von Amtsgeschäften dies und jenes verhandelt worden. An demselben Tage wurde auch eine namhafte Zahl „Maienhühner“ eingeliefert und in dem großen „Hünrhus“ des Herrenhofes untergebracht.

Ansehnliches Einkommen bezog das Haus unseres Helden auch von den Kirchen seiner Grafschaft, deren Patronat in seinen Händen war, da der Ueberschuß des Ertrags der zu einer Kirche gehörigen Güter über der Pfarrpfründe herkömmlich in die Kasse des Patronatsherrn fiel,[82] ein Verhältniß, auf das wir aber nicht näher eingehen können. So berief denn auf St. Johannis des Täufers (24. Juni) der Amman von Rotenburg unter anderem zunächst den Pfarrer von Sülchen-Rotenburg und die beiden von dem Grafen, seinem Herrn, bestellten „Pfleger“ der dortigen Kirche in den Fronhof, um mit dem Keller die Berechnung des Einkommens derselben machen zu lassen. Da war denn bei den reichen Einkünften der Kirche, in die das Städtchen Rotenburg, die Dörfer Seebronn, Wendelsheim, Kiebingen und Hirschau eingepfarrt waren, der Ueberschuß derselben über der Pfarrpfründe, welcher der „Kammer“ des Grafen zufiel, jedenfalls sehr ansehnlich.[83] Auf St. Johanns des Täufers Tag (24. Juni) und St. Margarethen (16. Juli) giengen auch mancherhand Zinse, an ersterem Tag namentlich diejenigen ein, welche von Mühlen und Höfen in Schweinen, Frischlingen, Rindern, Hämmeln, Kälbern, auch geräuchertem Fleisch, Schinken, „Schultern“ (Bug) und Speck zu entrichten waren.

Zur Zeit der Ernte sandte der Keller seine Leute vorab auf die Aecker der drei Maierhöfe, welche den „Vorschnit“ hatten, und der Bauernhöfe auf der Markung von Sülchen (Rotenburg) um die Dinkel-, Roggen- und Habergarben, welche der Herrschaft gehörten, abzuzählen und auf die Karren oder Wagen zu laden. Die Maier und Bauern aber mußten sie unentgeltlich in den Herrenhof führen, in dessen Scheunen sie aufbewahrt wurden. Da waren nun die Lasten der Pflichtigen sehr verschieden: so mußten die drei Maierhöfe des Fronhofes außer dem Zehenten auch die Hälfte aller Winterfrucht (Dinkel, Weizen und Roggen), von dem Haber aber dazu das Drittel der Garben geben, erhielten indeß, nachdem diese dort gedroschen waren, alles kurze Futter und Haberstroh zur Fütterung ihres Viehes, wie auch das Dinkelstroh zum Streuen und zur Düngerbereitung. Andere Höfe hatten zwar keine Zehnten, dafür aber die Hälfte und das Drittel der Garben, wieder andere das Drittel oder Viertel der Garben zu geben. Da füllten sich, als auch die Habereernte vorüber war, die „Barne“ (Böden) der großen Scheunen des Fronhofs, insbesondere lieferte der Laienzehnten der ansehnlichen und fruchtbaren Markung von Sülchen eine namhafte Zahl von Garben.[84]

Auf St. Michelstag (29. Sept.) gieng vollends der namhafte Rest der Steuer von Remmingsheim und Wolfenhausen beim Kellereiamt ein: sie betrug 36 Pfund Heller, 28 Malter Roggen und 30 Malter Haber. Noch eben in dem Herbstmonat (Sept.) hatte der Keller auch seine Leute ausgesandt, um von dem in der milden Gegend von Rotenburg reichlich wachsenden Obst den Zehenten einsammeln zu lassen. Daraus wurde Most, das Getränke für das niedere Gesinde und die Fronbauern, bereitet, manches davon auch gedörrt. Feinere Apfel- und Birnensorten aber, welche in dem großen Baumgarten des Fronhofes wuchsen, wurden zu Tafelobst gebrochen und mit einem Theil des gewonnenen Obstmostes seiner Zeit auf das Schloß geliefert (s. unten). Längst aber war der Kirschenzehenten eingeheimst und dessen Ertrag an die Hofhaltung abgeliefert, wo die Köche ein beliebtes „Muos“ u. a. daraus bereiteten.

Zur Zeit der Weinlese, um St. Gallentag (16. Oktober) waren der Keller, die Keltern- und Kellermeister, Eicher und Küfer des Fronhofes längere Zeit vollauf beschäftigt, denn das Grafenhaus besaß in vielen Halden, so zunächst in der „Burghalde“ auf der mittägigen Seite der Rotenburg und auch an andern Orten ansehnliche Weingärten, welche es durch die ihm Fronpflichtigen bauen ließ. Diese mußten nun auch unter Aufsicht von Fronhofdienern die Trauben „lesen, treten“, zur Kelter führen, keltern und schließlich unter Beihilfe der herrschaft-

lichen Küfer den Weinmost in den Fronhof schaffen. Ferner bezogen die Grafen von den zahlreichen Halden um die Rotenburg sehr namhafte Gefälle, denn neben denjenigen Weingärten, welche den Zehenten zu entrichten hatten, gab es solche, welche den dritten, vierten, achten und neunten Theil gaben. Dabei mußten alle pflichtigen Weinbergbesitzer in einer der vier herrschaftlichen Keltern „drucken“, was wieder ein ansehnliches Quantum Wein einbrachte. Da gieng es nun, wenn das Jahr ein weinreiches gewesen, auf unserem Herrenhof Rotenburg sehr lebhaft her: ein Karren oder Wagen mit von neuem Wein gefüllten Fässern, geleitet und geführt von lustigen Gesellen, löste vor dem großen Keller den andern ab und entlud seinen schäumenden Inhalt in die gewaltigen Fässer desselben. Und auch von auswärts, zum Theil aus größerer Ferne kamen Weinfuhren an. So von den nahen Dörfern Wurmlingen und Hirschau, wo das Grafenhaus theils eigene Weinberge besaß wie an dem „Pfaffenberg“ theils Gefälle und sonstigen Wein bezog. Es trafen von Wurmlingen auch mehrere Fuder neuen Weines ein, welche das Kloster Kreuzlingen von seinen Weinbergen am Kapellenberge den Grafen von Hohenberg, unter deren Landeshoheit Wurmlingen stand,[85] als „Schirmwein“ zu entrichten hatte; das nahe Dorf Hirschau lieferte eine Weingilt von $2^1/_2$ Fuder. Sodann kamen auch Wagenladungen neuen Weins von den gräflichen Weinbergen bei Endingen im Breisgau. Die brachten ein feiner Gewächs, als die Halden um Rotenburg erzeugten. Andererseits waren auch Weinfuhren von den gräflichen Keltern sonsthin abzufertigen, so vornehmlich auf die Grafenschlösser Haigerloch, Hohenberg, Nagold und Wildberg, in deren Umgebung kein Wein wuchs.* Es trafen auch mit Roß und Wagen Bauern von Schwenningen (badisches Amt Meßkirch), einem zu der hohenbergischen Burg Werenwag im Donauthal gehörigen Dorfe, ein, um die zwei Fuder Wein abzuholen, welche die auf derselben seßhaften Ritter von ihrem Dienstherrn herkömmlich aus den Rotenburger Gefällen erhielten. Da gab man denn auch allen diesen Weinfuhrleuten ein besseres und reichlicheres „Fronmal“ mit Fleisch und Wein, nicht wie sonst blos „rauhe Kost“ von Bohnen und Erbsen oder Habermus mit Obstmost.

Der Haupttermin des Jahres für die Ablieferung bez. den Einzug von Steuern, Gilten von Getreide, Zinsen und mancherhand anderen Einkünften des Grafenhauses war Martini. Da wurden an das Kellereiamt des Fronhofs Rotenburg entrichtet die zweite Hälfte der „gemeinen“ und „gewonlichen“ Jahres-Steuer der zu den gräflichen Grund-

* Im vierzehnten Jahrhundert wurde indeß auch bei Nagold Wein gebaut, was längst nicht mehr der Fall ist.

herrschaften gehörigen Orte, des Städtchens Rotenburg sowie der Dörfer und Weiler, sodann diejenige Steuer, welche die Hörigen, Leibeigenen und Hintersaßen der Grundherrschaften des Grafenhauses für Schutz und Schirm zu geben hatten. Jene wie diese, die „Vogtsteuer“ [86], wurden theils in Naturalien (Kernen, Weizen, Veesen (Dinkel), Roggen und Haber), theils in Geld entrichtet. Sehr namhafte Lieferungen von Giltfrüchten giengen an Martini namentlich von den meist verpachteten Laienzehnten, den vielen Bauernlehengütern sowie den Kastvogteien (Schirmvogteien der Kirchen) der zur Herrschaft Rotenburg gehörigen Ortschaften ein. So ist uns u. a. überliefert, daß der Laienzehnten von Seebronn eine Gilt von 40 Malter Roggen und die Kastvogtei von Bondorf [87] eine von 60 Malter, halb Roggen, halb Dinkel, abwarf. So hatten u. a. die Erblehenbesitzer dreier Bauernhöfe der Markung von Rotenburg-Ehingen der eine 10 Malter Kernen und Roggen, 4 Viertel Erbsen, 32 Viertel Haber, 9 Schilling Heller und 50 Eier, der andere 13 Malter 6 Viertel Roggen, 6 Malter Haber und 6 Viertel Erbsen, der dritte nebst dem Zehnten 14 Malter Roggen zu liefern.

An Martini kamen von Rotenburg in das Kellereiamt des Fronhofes auch alle die, welche von Häusern, Hofstätten (Bauplätzen), Gärten und Wiesen Hellerzinse zu entrichten hatten. Es kamen mit ihrem Zins auch die Inhaber der Mühlen und Fischwasser, die Bäcker und Metzger, welche auf den herrschaftlichen Brot- und Fleischbänken am Markte feil hatten, endlich auch der Bader (Barbier), welcher die „Badstube“ im Erbpacht hatte, und die Einwohner mit Bartscheeren, Aderlassen u. dgl. bediente. Da hatten's die Rotenburger etwas bequemer als die Bauern des zur hohenbergischen Herrschaft Haigerloch gehörigen Dorfes Rangendingen, denn die waren bei dergleichen Bedürfnisse in die herrschaftliche Badstube der eine Stunde entfernten Stadt Haigerloch „gebannt.“ Es giengen ferner auf Martini ein: die bei den andern Kellereiämtern eingelieferten „Frongelter“, zu welchen noch die von Rotenburg selbst kamen. Es konnten nämlich manche Frondienste mit Geld abgemacht werden. Auf Martini wurden auch entrichtet die Leib- (Kopf-) Zinse derjenigen hörigen und leibeigenen Leute, welche weder eigenen noch verliehenen Grundbesitz hatten, darum der Volkswitz diese jährliche Abgabe, welche meist nur in wenigen Hellern bestand, auch die „Habenichtsteuer“ nannte, dafür kam manchmal auch eine Gans oder ein Huhn, die „Leibgans oder das Leibhuhn.“ Groß aber war die Zahl der anderen von begüterten Grund- und schutzhörigen Leuten auf diese Zeit eingelieferten Hühner und Gänse, der „Martins-Hühner und Gänse.“

Zur Obliegenheit des Villikus (Ammans) und Kellers von dem Herrenhof Rotenburg gehörte es auch den Antheil, welchen ihre Herr-

schaft von dem Nachlaß jedes mit Tod abgegangenen Hörigen oder Leibeigenen herkömmlich zu fordern hatte, und den man das „Besthaupt“ auch den „Sterbfall“ nannte, einzuziehen. Da sandte man auf erhaltene Anzeige den mit diesem Geschäft beauftragten Fronboten mit einem Knecht in das Haus der abgeschiedenen Person, um nach Herkommen das Erbstück auszuwählen. Der nahm, wenn ein Mann gestorben war und Vieh hinterlassen hatte, hievon das beste Stück; waren es Pferde, das beste von diesen; wo solche nicht vorhanden dafür Rindvieh, den besten Ochsen oder die beste Kuh; wo er nur Geflügel fand, den besten Hahnen oder die beste Henne. Wenn der Verstorbene dagegen gar kein Vieh gehabt, da nahm der Beamte das beste Kleid oder das beste Stück von Wehr und Waffen desselben; hatte er aber Söhne hinterlassen, so sollte diesen der Harnisch, dem jüngsten insbesondere das „Swert“ verbleiben. Aus dem Nachlaß einer verstorbenen Weibsperson fielen der Herrschaft die „claider zu in denen sy an dem mentag ze kirchen gangen ist“, war sie aber in „Kindbeth“ gestorben, so wurde kein Besthaupt genommen, und so auch bei Mannspersonen gehalten, „welche gähen Todts verblichen, betrünschen zu Todt gefallen oder entleibt worden.“ Man erhob indeß auch von Personen, welche andern weltlichen Herren zugehörten, aber in der Grafschaft Hohenberg seßhaft oder doch gestorben waren, „das Besthaupt oder den Haubtfall“.[88]

Unserem Helden Albert stand als erblichem Inhaber einer ehemaligen Grafschaft des Reichs in deren Grenzen auch die Landeshoheit zu; er war Landesherr im eigentlichen Sinne des Worts. Als solcher hatte er ein Recht auf die Vogtei nicht blos über die in seinem Lande etwa noch seßhaften freien Bauern und sonstigen zinspflichtigen freien Leute, sondern auch über diejenigen Hörigen und Leibeigenen, welche auf da und dort in seiner Grafschaft zerstreut gelegenen Höfen und Bauerngütern anderer weltlichen und geistlichen Grundherrschaften, des Adels und der Ritterschaft, der Klöster und Kirchen saßen.[89] Der „Schirmwein“, welchen das Kloster Kreuzlingen bei Konstanz als Besitzer von Gütern und Leuten zu Wurmlingen an die Grafschaft Hohenberg zu entrichten hatte (s. oben), gehört zu diesen landesherrlichen Vogtei-Einkünften. Sonst bestanden diese auch in anderen Naturalien, namentlich Haber (Vogt-, Grafen-Haber), Hühnern (Vogt-, Schirm-, Fastnachts- 2c. Hühnern) oder in Geld (Grafen- und Vogtschatz, Vogtpfennig). Die von uns in Vorstehendem aufgeführten Einkünfte unseres Helden floßen indeß doch zumeist aus seiner Stellung als weitaus der reichste Grundbesitzer in seiner Grafschaft, aus seiner Hausmacht.

III.

Die Lieferungen des Hauptfronhofes an die gräfliche Hofhaltung der Rotenburg. [90]

Von den bei dem Kellereiamt Rotenburg in klingender Münze eingegangenen Steuern und Zinsen, den großen Vorräthen von Naturalien und Fabrikaten der Hofhandwerksleute aller Art wurden nun nach Zeit und Umständen auf Erfordern der Hofbeamten die nöthigen Lieferungen an die Hofhaltung der Rotenburg gemacht. Den täglichen Bedarf an Milch, Butter, Schmalz, Eier u. a. dgl., frischen Bohnen, Rüben, letztere zwei zu Gemüsen für das niedere Burggesinde, hatten aber die Maier „im Weiler" und auf der „Altstadt", den an Küchenkräutern (Lauch, Knoblauch, Zwiebel, Pastinack, Salbei, Sellerie, Petersilie, Kerbel, Münze, Kümmel, Anis, Fenchel, Rainfarren (tanacetum), Majoran u. a. m.) der Gärtner aus dem beim Weiler gelegenen Küchengarten zu liefern, da der Schloßgarten mit seinem kleinen Weiher mehr zum Pflanzen von Blumen und Spielplatz der gräflichen Kinder diente. Die sonstigen und größeren Lieferungen von Lebensmitteln aller Art rc. hatte der Herrenhof Rotenburg zu machen. Da war es nun keine leichte Sorge für die Beamten des Fronhofes wie der Hofhaltung alles nöthige herbeizuschaffen, wenn Festtage (Weihnachten, Fastnacht, Ostern, St. Walpurgis (1. Mai), Pfingsten, St. Johannis- und St. Martinstag) vor der Thüre waren. Denn zu solchen Zeiten pflegte die Rotenburg mehr oder weniger Gäste zu haben Es stellten sich neben manchen dem hohen Wirte verwandten Grafen und Herren pflichtgemäß auch Vasallen und ritterliche Dienstmannen ein, und nicht selten wurde an solchen Tagen unter ihrem Beirath dies oder jenes verhandelt (s. unten). [91] Da ließ nun der Keller für's Erste von den in den Speichern aufgehäuften großen Vorräthen an Dinkel, Weizen, Roggen und Haber entsprechende Quantitäten fassen und abwechslungsweise bald in diese bald jene der vier Mühlen in und bei Rotenburg fahren, welche nach Weisung des Hofbäckers das erforderliche Mehl daraus bereiten mußten. Die Mühlen erhielten aber weder „Milter" noch sonstigen Lohn, hatten auch das Getreide abholen und das Mehl auf die Burg führen müssen. Es gehörte das eben mit andern Diensten und Leistungen (s. unten) zu ihrem Mühl-Lehen. Dafür waren die Bewohner der umliegenden Ortschaften, elf an der Zahl, in dieselben gebannt. Aus dem Mehl wurde nun im Backhaus der Burg, wo Weiber oder Töchter von Hörigen oder Leibeigenen aus dem Weiler ihren ordentlichen Dienst und Handreichung zu thun hatten, für die Herrenfamilie mancherlei „Schönbrot" (weiß Brot

von feinem Mehl), „Semeln“ („Wecken“), „Herren-Mütschelin“, Martinshörner, „Bretzellen,“ [92] „Schwarzbrot“ und „Haberbrot“, diese zwei Sorten für das niedere Burggesinde gebacken. Feines weißes Mehl brauchte die Burgküche auch zu vielen andern Dingen: zur Bereitung von den auch in den höheren Kreisen des Mittelalters sehr beliebten, stark mit Zucker versetzten mancherlei Mehlspeisen, zu verschiedenen Kuchen („Fladen“), „Krapfen,“ „Straubeten,“ „Pasteten“ u. a. m. Hiezu kamen noch die kolossalen „Mülkuchen und Wecken“, welche die Mühlen, mit denen im Mittelalter nicht selten eine Bäckerei verbunden war, auf Ostern zu liefern hatten. Große Quantitäten von Mehl und Brot brauchte man indeß auch auf dem Herrenhof selbst für die Beamten und deren Familien, das zahlreiche Dienstpersonal und Gesinde, sowie die zu verköstigenden Fronpflichtigen. Da müssen große Massen Brot und mitunter gewaltige Laibe gebacken worden sein, wenn uns überliefert ist, daß aus einem Malter hie und da nur 24 Laibe in einer Länge, welche dem Mann vom Knie bis zum Kinn reichte, gebacken wurden.

Nebst Mehl, beziehungsweise Brot war auf der Rotenburg der Bedarf an **Fleisch** der größte, da die höheren und höchsten Kreise im Mittelalter vornehmlich von demselben lebten; unsere Suppen, nebenbei bemerkt, erst im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert aufkamen. Und da war wie Vater Abraham a Santa Clara von der Kanzel der Augustiner-Kirche in Wien auf seine Zuhörer herabdonnerte, bereits fast „kein Thier mehr sicher, weder in der Luft, weder auf der Erden, weder in dem Wasser.“ Da lieferten, um mit dem zahmen Vieh zu beginnen, die großen Ställe des Herrenhofs gemästete Ochsen und Rinder, fette Schweine und starke Kälber. Dazu kamen zarte Osterlämmer und starke Pfingsthämmel, welche manche Pflichtigen eben auf diese Zeiten entrichtet hatten. Wie heute noch, so liebte man auch im Mittelalter das Fleisch des Ochsen und Rinds als „Lumbel“ (Lummel), Lendenbraten,* aber auch gesotten und in einer stark mit Pfeffer und andern Gewürzen versetzten Brühe gegeben, oder „gepöckelt“ (eingesalzen), sodann Hammel- und Kälberbraten. Nicht nach dem jetzigen Geschmack war die „Salze“, Agraz [93] genannt, welche unser Kochkünstler u. a. zu Hammelbraten empfiehlt.** Eine hervorragende Rolle auf der ritterlichen Tafel spielte das Schweinfleisch, daher viele Bauern-

* Meist wurde nach unserem fünfhundertjährigen Kochbuch am Spieß gebraten und mit Butter oder Schmalz beträufelt; wo es sich um langsames gelindes Rösten handelte, spricht dasselbe von einem „hültzinen rost“.

** Das Recept lautet: Nim wintriubele (Weinträubele, Stachelbeere) und stoz fur epfele (saure Aepfelchen); diz tu zu samene; menge ez mit wine und drückes uz (drück es aus).

lehen vornehmlich auch Mühlen neben anderem namentlich Schweine oder wenigstens geräuchte „Schultern" von solchen (Bug), Schinken und Speck an den Fronhof abliefern mußten.[94] Diese genoß man roh und gesotten; gebratene Schweinsrippen galten als Delikatesse, und schon zu unseres Helden Zeiten fehlte auch auf der Grafentafel zu Schweinfleisch und Würsten (s. unten) nicht das süddeutsche Sonntagsgericht unserer Zeit, das obligate Sauerkraut, dessen Rohstoff, den Kopfkohl, die Bauern mit anderem vom kleinen Zehenten an den Fronhof abzuliefern hatten. Da mußte auch manch' Spanferkel („Frischling"), welches u. a. von manchem Bauernlehen gegeben worden, sein junges Leben lassen, um „gebraten und gefüllt" mit „Klawen", Kopf, Maul und „Oren" aber kahl geschorener Schwarte auf der Hoftafel zu paradiren.[95] Aus Schweinfleisch sollten im Mittelalter vornehmlich auch die Würste gemacht werden,[96] und insbesondere kannte man auch die Blut-, Leber- und Bratwürste. Und sie scheinen mitunter von kolossaler Größe (Länge) gewesen zu sein, wenn sich ein mittelalterlicher Dichter von allerdings ungewöhnlichem Appetit u. a. Würste „lenger den ein Sper" wünscht.[97] So hat denn L. Uhland, unser schwäbischer Sangesmeister, in seinem Metzelsuppenlied auch im Sinne unserer Ritter gesungen:

„Es lebe zahm und wildes Schwein!
Sie leben alle groß und klein,
Die Blonden und die Braunen!
— — — — — —
Es reimt sich trefflich: Wein und Schwein,
Und paßt sich köstlich: Wurst und Durst,
Bei Würsten gilts zu bürsten."

Ganz besonders liebte die ritterliche Gesellschaft auch das Fleisch vom Wildschwein. Dies führt uns auf das Wildbrät, welches auf Erfordern des Truchseßen für die Hoftafel der Rotenburg zu liefern war. Das war aber nicht Sache der Fronhofbeamten, sondern des gräflichen „Jägermeisters". Jene hatten blos für Fronbauern mit Roß und Wagen zu sorgen, welche die etwa benöthigten und im Zeughaus des Fronhofes verwahrten Jagdgeräthe führen und das erlegte Wild auf das Grafenschloß zu schaffen hatten. Der Jägermeister aber sandte einen Buben vom gemeinen Gesinde der Rotenburg an die Rüdenknechte, welche der in der „Distelmühle" bei Rotenburg, in den Maierhöfen zu Kiebingen, Wurmlingen und Hirschau in Atzung liegenden gräflichen Jagdhunde zu warten hatten, mit dem Befehl, sie sollten sich am folgenden Tag zu bestimmter Stunde bereit halten, um nebst den Rüden und Windhunden mit den bei ihnen eintreffenden Jägern auf die Sau- und Hirsch-Jagd in den Rotenberg und Ammerwald zu ziehen. So

geschah es denn auch, und vom Glück begünstigt hatte man bei dem starken Wildstand, ehe der Tag zur Neige gegangen, mehrere Hirsche und Rehe, im Rotenberg dazu noch einige Keuler (Eberschweine) gefangen und erlegt. Auch einige Füchse und Häslein waren von den Windhunden eingefangen worden. Auf der Heimkehr fielen die Jäger und Knechte wie hungrige Raben in der Distelmühle und den Maierhöfen von Kiebingen, Wurmlingen und Hirschau ein und ließen nach altem Herkommen sich's bei vollen Schüsseln und Bechern wohl sein. Darnach ritten sie die Wildfuhren begleitend auf die Rotenburg. Hier aber prangten bald darnach die Wildschweinsköpfe mit ihren gewaltigen Hauern, die Hirsch- und Rehziemer, die Rehschlegel auf der Grafentafel, und mit gierigen Blicken sah man die köstliche gebratene Hirschleber und Wildbrätpasteten auftragen. Aber auch das Fuchsfleisch wurde nicht verschmäht, die Häslein dagegen hatte der Truchseße den Fronbauern geschenkt. Das Federwild für die Hoftafel hatte der gräfliche Falkner mit seinen Knechten zu beschaffen. Die zogen den Habicht auf der beschuhten Linken mit ihren Vogelhunden nach der Jahreszeit bald auf Feld- oder Haselhühner und Wachteln, bald in die mit Röhricht umgebenen Altwasser des Neckars von Rotenburg bis „Kirchheim an des Tällins Furt“ auf Wildenten und Reiher aus. Denn auch dieses trotzigen Gesellen Fleisch, wie auch das seines hochbeinigen Kameraden, des Storches, ja selbst des durch die Sage verherrlichten Schwanes erschien zu unseres Helden Zeiten auf der vornehmen Tafel. Zu dem Federwild kam das einheimische Geflügel, welches der Herrenhof, dem es fast zu keiner Zeit daran fehlte, zu liefern hatte. Denn eine Masse von Hühnern (Hennen und Hahnen) wie auch Gänsen war als kleiner Naturalzins, welchen selbst die armen Leibeigenen oder hörigen Vogtleute, die weder Grundbesitz noch Lehengut, aber ihren eigenen Herd (Rauch) hatten, auftreiben konnten, als Fastnachts-, Maien-, Herbst-, Rauch-Hühner und Martins-Gänse das Jahr hindurch entrichtet worden (s. oben). Dazu kamen diejenigen, welche die vielen Lehenbauern neben ihren Giltfrüchten und Hellerzinsen von ihren Höfen und Gütern hatten geben müssen. So konnte denn das große „Hünrhus“ des Fronhofs Rotenburg dem gräflichen Küchenmeister auch das Material liefern zu den vielen und manigfaltigen Gerichten, welche die damalige, bereits verfeinerte Kochkunst von Hühnern zu bereiten verstand. Da liest man nicht blos von gesottenen, in einer stark gewürzten, pikanten „Brühe“ (Sauce) oder als Braten gegebenen Hühnern, von Hühner-Ragout, sondern unter vielen andern Recepten von Hühnern der Griechen,[98] Königs-Hühnern und allerlei anderen künstlichen, zum Theil seltsamen Gerichten, bei denen das Fleisch des Huhns und der Gans eine besondere Rolle spielte. Bei all' der großen

Auswahl von wildem und zahmem Geflügel (den damals bereits bekannten Kapaunen eingerechnet) kann es aber wie anderwärts so auch auf der Rotenburg doch vorgekommen sein, daß, wenn dieselbe einen besonders „fürnemen" Gast wie den König Rudolf von Habsburg, unseres Helden Schwager, beherbergte, einer von den im Herrenhof herumstolzierenden Pfauen oder Fasanen das Leben lassen, und wenigstens als „Schaueſſen" bei festlichem Mahle im Saale des Palas paradiren mußte, wobei man ihn, nachdem er gebraten war, mit seinem fächerartig aufgerichteten Schweif geziert hatte.

Nächst Schwarz- und Rothwild, zahmem und wildem Geflügel spielten Fische eine Hauptrolle auf den vornehmen Tafeln des Mittelalters wie auch auf den Tischen der Klöster, da sie die in der Fastenzeit allein erlaubte Fleischspeise waren, eigentlich gar nicht als solche galten, da in alten Schriften Fleisch und Fisch neben einander genannt werden. Dieser hohen Bedeutung der Fische für den klösterlichen Tisch hatte man denn im Mittelalter auch die große Sorgfalt für die Einführung feinerer Arten, die rationelle Zucht wie die feine und manigfaltige Zubereitung derselben in der Küche zu verdanken. Denn die uns aus dem Mittelalter überlieferten Recepte von so vielerlei und mitunter sehr pikanten Fischgerichten stammen sicherlich aus Klosterküchen. Von diesen wanderten sie in die der weltlichen Herren und warben bei diesen bald großes Lob. Daher findet sich in der Regel auch das „Fischwasser" d. h. das Recht in Bächen und Flüssen fischen zu dürfen u. a. als besonders für die Grundherren reservirt und unter den Naturalzinsen, welche die erblichen Lehensinhaber von Fischwassern sowie von grundherrlichen Mühlen zu entrichten hatten, die namentlich auf die Fastenzeit anbedungene Lieferung von Fischen oder eine Geldentschädigung dafür. So hatten denn auch die Beamten des Fronhofes Rotenburg dafür zu sorgen, daß die Inhaber der vier Fischwasser, in welche der Neckar bei Rotenburg getheilt war, sowie der Müller der „Brunnmühle" oberhalb Rotenburg die auferlegten Fischlieferungen an die gräfliche Hofhaltung rechtzeitig und vorschriftsmäßig machten. Letzterer insbesondere hatte seine Lieferung ausdrücklich auf „Eschern Mitwoch" zu machen.

Von den feineren Fischarten (den „Hoffischen") werden auf der Grafentafel der Rotenburg indeß nur die bei uns heimischen Forellen, Hechte, Karpfen und Aale, die fremden: Hausen, Salmen u. a. dagegen nicht erschienen sein. Die sehr beliebten Häringe, von denen namentlich zur Fastenzeit in Klöstern viel gebraucht,[99] und die ehedem auch gesotten und gebraten gegeben wurden, dürften aber nicht gefehlt haben.

Versetzen wir uns nun im Geiste in den Grafensaal der Rotenburg

zur Zeit eines festlichen Mahles und sehen wie die Knappen die Fischgerichte an uns vorübertragen, so kommen da einfach in Salzwasser gesottene Fische, dort andere in einer heißen noch dampfenden sauren, mit mancherlei Gewürzen namentlich Pfeffer stark versetzten Brühe; es sind dies die bei den Rittern so beliebt gewesenen „Pfefferfische“, denn darauf konnte man scharf trinken; da bringt man Fischpasteten, dort in Schmalz gebackene Karpfen und Forellen. Darauf zieht ein Prachtexemplar von einem gebratenen Hecht unsere Aufmerksamkeit auf sich. Der enthält, wie man uns belehrt, noch dazu eine köstliche Fülle. Man hatte nämlich kleine Forellen gesotten, sodann Gräte und Schuppen derselben entfernt, darnach das Fleisch in einem Mörser mit Salbei, Kümmel, Safran, Salz und Pfeffer gestoßen und gemengt, mit der so erhaltenen Masse den ausgenommenen Hecht gefüllt und, nachdem er gehörig mit Salz besprengt worden, „uf einem hülzinen Rost schön gebraten.“ [100] Als köstliches Hauptstück des Mahls setzte nach Weisung des Truchseßen der Meisterknappe den Hecht vor den Ehrengast des Hauses und die hohe „Wirtin“.

Eine außerordentlich manigfaltige und reiche Verwendung machte die mittelalterliche Küche der Klöster und Herrenburgen von den Eiern. Rief doch schon der h. Bernhard von Clairvaux wehmüthig klagend aus: „Ja, wer ist denn im Stande es zu beschreiben, auf wie viele Arten ein einfaches Ei behandelt und zubereitet, mit welchem Aufwand von Sorgfalt es nach allen Seiten gewendet, gedreht, weich, hart gemacht und zertheilt wird, wie man es bald geröstet, bald gebraten, bald gefüllt, bald mit anderem gemischt, sogar zierlich mit Figuren bemalt aufträgt.“ Und auch die Küche unserer Grafenburg Rotenburg muß einen großen Bedarf an Eiern, für den die Beamten des dazu gehörigen Fronhofs zu sorgen hatten, gehabt haben, denn es ist uns fast kein Bauern-Lehenhof oder Gut bekannt geworden, der (das) nicht neben Giltfrüchten, Hellerzinsen und Hühnern auch Eier 50, 60 bis 100 Stück zu entrichten hatte. Und auch Mühlen mußten Eier geben, so die bereits genannte Brunnmühle bei Rotenburg deren 100. Auf Ostern besonders waren frische Eier an die Hofhaltung abzuliefern. Mit denen wurden, nachdem sie in der Burgküche bunt bemalt und hart gesotten worden, die „jungen Herrlin und Frölin“ erfreut.

Unter weiteren Lieferungen, welche der Herrenhof Rotenburg an die gräfliche Hofhaltung zu machen hatte, ist zu nennen Honig. Aus dem pflegte die hohe Burgfrau unter Beihilfe ihrer Obermagd auf Weihnachten für Alt und Jung „Lebkuochen, süße Pfefferkuochen und andere Schleckbißle“ [101] zu backen, der Schenke aber ließ damit süßen Wein bereiten (s. unten). Sodann sind aufzuführen verschiedene Käsearten,

...er Hartmann von Aue,
...in seinem Ritterroman
...r der git — mêre rede
...rkeit) denn vierzec unde
...it beide letztere fast auf
...henbach den von ihm be-
...e sich zum Söldner herab-
...ein gäbe. Und Freidanks
...bier, met oder win." Ob
...g auch von den im Mittel-
... „vom Rheine", aus Welsch-
...igetischt wurden, wissen wir
...hr wahrscheinlich vor, da, wie
...Zeit unseres Helden im Breisgau,
...waren, ein Weingut besaß. Daß
...chenen gräflichen Helden bei seinem
...ner viel gerühmten Gastfreundschaft
...ers auch Wein und Futter für Pferde
...üß, davon wird sich unser Leser einen
...r ihm sagen, wie nach dem schwäbischen
...tterliche Lehensmannen, welche mit vier
Knechten als Botschaft an einen Herrenhof
Pferden da zu verpflegen waren. Einem
...guter Speise", Wein und Brot genug und
Maß guten Weins, einem Knecht zwei Gerichte
...r zu verabreichen. Die Becher und noch mehr
...der im Mittelalter bekanntlich von ansehnlicher
...hs Pferde waren „unter Tag und unter Nacht"
... oder dafür entsprechend viel gedroschener Haber
Wein, wie ihn die Traube gibt, namentlich für
...genehmer und lieblicher zu machen und besondere
...llen, ließ der Schenke der Rotenburg von dem
Burgkellers nach Bedarf mit dem eingelieferten
...mit Gewürzen oder wohlriechenden Kräutern ver-
...ichen Wein, der an unsern Glüh- und Mai-Wein
...ich „Lutertrank". Sodann bereitete man aus den
...erbaums, welcher in dem milden Klima um Roten-
...garten des Herrenhofes gut fortkam, Maulbeerwein

... das Bier noch besonders zurückzu... so müssen
... erinnern, daß bei dem Mahle ... Wurm-

indeß auch hie und da unter den Lieferungen, welche Bauernhöfe zu machen hatten, aufgeführt werden. Unter den eigentlichen Gewürzen, welche die mittelalterliche Küche verwendete, stehen oben an der Pfeffer, welcher übrigens gleichfalls unter den Naturalzinsen genannt wird, ferner der Ingwer und Safran, von denen, wie von dem mit denselben oft zusammengenannten einheimischen Anis ein übermäßiger, unserem Geschmack nicht mehr zusagender Gebrauch gemacht wurde. Nächst diesen sind zu nennen: Muskatblüte, Kubeben, mit letzterer genannt, und Gewürznelken, Zimmt und Muskatnüsse. Die knollige Wurzel von Galgan (cyperus comosus), einer ostindischen Schilfpflanze von sehr scharfem Geschmack, welche auch mit Essig und Galle zusammengenannt wird, kommt zwar noch im Handel vor, ist unseres Wissens aber jetzt in der Küche außer Gebrauch. Wir reihen hier als Gegenstände für Küche und Tafel der Hofhaltung der Rotenburg, welche gleichfalls gekauft werden mußten, an: Korinthen und Kappern, Rosinen („Winberen"), Feigen und Datteln, welch' beide letztere mit dem feineren einheimischen Obst zum Nachtisch gegeben wurden und schließlich insbesondere den Zucker. Dieser wird in alten Schriften nicht selten neben dem Honig genannt, wurde auch, da er noch im vierzehnten Jahrhundert sehr theuer war, bei Backwerk, Eingemachtem und manchen Speisen durch letzteren häufig ersetzt. Doch wendet ihn das bereits wiederholt angeführte Kochbuch aus dem vierzehnten Jahrhundert ziemlich häufig an, z. B. bei den mancherlei „Füllen", welche in der mittelalterlichen Küche eine sehr große Rolle gespielt haben, und namentlich da, wo man ihn gestoßen zum Aufstreuen brauchte, wie bei dem in Schwaben noch üblichen Schmalzbackwerk den „Straubeten und Fastnachtküchlen."

Was nun die Getränke betrifft, welche die Hofhaltung auf der Rotenburg insbesondere für die gräfliche Tafel brauchte, und die von dem Kellereiamt des Fronhofs beschafft werden mußten, so ergibt sich schon aus dem Umstande, daß, wie wir oben nachgewiesen, in der Umgegend viel Wein gebaut wurde und die Herrschaft sehr namhafte Gefälle von solchem bezogen, daß der Wein neben Bier und Obstmost, an welche drei wir vornehmlich zu denken haben, die erste Stelle eingenommen. Auch in den Heldensagen des Nibelungenlieds und der Kudrun spielt derselbe neben „Met" die Hauptrolle. Dieses uralte germanische Gebräu aus Wasser, Honig, Hopfen und Salbei, [106] welches nebst Bier unsere heidnischen Vorvordern an den Festen ihrer Götter in ungeheuren Massen getrunken, wurde aber im dreizehnten Jahrhundert fast ganz vom Wein verdrängt, [107] woran die complicirte Bereitungsart mitunter Schuld gewesen sein mag. Derselbe stand gegenüber von dem Bier in der Meinung der ritterlichen Gesellschaft damals auch in so

hoher Achtung, daß der schwäbische Minnesänger Hartmann von Aue, den unsere Leser bereits kennen (s. S. 13), in seinem Ritterroman „Iwein“ den Ausspruch thut: „wines ein becher der git — mêre rede und manheit (Beredsamkeit, Muth und Tapferkeit) dann vierzec unde viere mit wazzer oder mit biere“, [108] und somit beide letztere fast auf gleiche Linie stellt. So läßt Wolfram von Eschenbach den von ihm besungenen Helden Parzival auch sagen, er würde sich zum Söldner herabwürdigen, wenn er Bier tränke, wo es Wein gäbe. Und Freidanks „Bescheidenheit“ klassifizirt also: „wazzer, bier, met oder win.“ Ob nun bei festlichem Mahle auf der Rotenburg auch von den im Mittelalter besonders geschätzten fremden Weinen „vom Rheine“, aus Welsch-Tyrol (Clävner von Chiavenna) u. a. aufgetischt wurden, wissen wir nicht zu sagen, kommt uns aber nicht sehr wahrscheinlich vor, da, wie bereits bemerkt, unser Grafenhaus zur Zeit unseres Helden im Breisgau, dessen Weine schon damals berühmt waren, ein Weingut besaß. Daß aber an dem Hofe unseres hochangesehenen gräflichen Helden bei seinem ausgebreiteten Wirkungskreis und seiner viel gerühmten Gastfreundschaft der Bedarf an Lebensmitteln, besonders auch Wein und Futter für Pferde ein sehr großer gewesen sein muß, davon wird sich unser Leser einen Begriff machen können, wenn wir ihm sagen, wie nach dem schwäbischen Lehenrechte seiner Zeit zwei ritterliche Lehensmannen, welche mit vier reisigen und zwei „laufenden“ Knechten als Botschaft an einen Herrenhof gesandt wurden, mit ihren Pferden da zu verpflegen waren. Einem Ritter waren drei Gerichte „guter Speise“, Wein und Brot genug und zwar zu jedem Gericht eine Maß guten Weins, einem Knecht zwei Gerichte und zu jedem zwei Becher zu verabreichen. Die Becher und noch mehr die Maßkannen waren aber im Mittelalter bekanntlich von ansehnlicher Größe. Jedem der sechs Pferde waren „unter Tag und unter Nacht“ u. a. fünf Habergarben oder dafür entsprechend viel gedroschener Haber zu geben. — Um den Wein, wie ihn die Traube gibt, namentlich für das schöne Geschlecht angenehmer und lieblicher zu machen und besondere Dessert-Weine herzustellen, ließ der Schenke der Rotenburg von dem besseren Rothwein des Burgkellers nach Bedarf mit dem eingelieferten Honig versüßen und mit Gewürzen oder wohlriechenden Kräutern versetzen. Man nannte solchen Wein, der an unsern Glüh- und Mai-Wein erinnert, Sinopel, auch „Lutertrank“. Sodann bereitete man aus den Früchten des Maulbeerbaums, welcher in dem milden Klima um Rotenburg, in dem Baumgarten des Herrenhofes gut fortkam, Maulbeerwein („Moraß“). [109]

Um aber auf das Bier noch besonders zurückzukommen, so müssen wir zunächst daran erinnern, daß bei dem Mahle des uralten Wurm-

linger Jahrstags (Band I. S. 202 ff.) dreijähriges Bier aufgetischt werden mußte, woraus hervorgeht, daß das Bier in der Gegend von Rotenburg nicht nur wohl bekannt war, sondern auch in Achtung stand; allerdings muß dasselbe ein solideres Gebräu gewesen sein, als das Bier unserer industriell so vorangeschrittenen Zeit. Bekannt ist auch, daß in schwäbischen Reichsstädten u. a. Constanz im dreizehnten Jahrhundert die Bierbrauerei im Flor stand und Klöster wie Fronhöfe nicht selten eigene Brauereien hatten. So darf man denn auch annehmen, auf dem zu unserer Rotenburg gehörigen Hauptfronhof werde gleichfalls Bier gebraut worden sein, indeß nicht aus Gerste sondern Weizen, da wir jenes Getreide unter den Giltfrüchten der hohenbergischen Höfe gar nicht gefunden haben. So mögen denn, wenn unser Graf mit seinen Rittern im Saale bei vollen Bechern saß, diese zeitweise auch von Gerstensaft geschäumt haben. Gab es doch selbst unter dem hohen und höchsten Adel jener Zeit große Freunde desselben, wie es uns just von unseres Helden königlichem Schwager Rudolf von Habsburg, der je und je auch auf Rotenburg und Haigerloch zu Gaste war, überliefert wird. Der lief, wie eine alte Chronik meldet, im Jahr 1290 eines Tages mit dem vollen Bierglase in der Hand, das gute Gebräu laut preisend, durch die Straßen von Erfurt, [110] wo er damals längere Zeit Hof gehalten. Es ist aber daran zu erinnern, daß damals und noch lange Norddeutschland die Heimat des guten Biers gewesen.

Außer Wein und wohl auch Bier haben die Fronhofbeamten sicherlich manches Faß von dem Obstmost, welchen sie von dem eingegangenen Obstzehnten hatten bereiten lassen, für die Hofhaltung auf der Rotenburg geliefert, zwar nicht für die Herrenfamilie und Hofbeamten oder Gäste, sondern für das niedere und niederste einheimische und fremde Gesinde. In der That war Apfel- und Birnen-Most, welcher dem feineren Gaumen, der an den „süezen win von Cleven" (Clävner) gewöhnt war, allerdings „vil bitter" munden mußte, noch bis in das vorige Jahrhundert herab das vorherrschende Getränk der großen Masse des gemeinen Volks in Schwaben, Baiern und Oestreich. So erzählt der ritterliche Sänger Neidhardt von Neuenthal, welcher in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gelebt und sich häufig auf Liebesabenteuer unter dem baierischen und östreichischen Landvolk herumgetrieben, wie da und dort eine Dorfschöne, bei welcher er eingesprochen und seine lustigen Lieder gesungen, „guoten Birnmost" durch ihr „Gesinde" habe bringen lassen, wie sie miteinander manch' „ungevuegen (gewaltigen) Kruog" davon geleert und dazu „brune Nüsse" (Haselnüsse) gegessen hätten. So mußten die Bauern auf der schwäbischen Hochzeit zu „Lappenhausen" beim Fischessen vorab die Kannen mit dem „Bierenmost und

Oepfeltranl" leeren und hatten vergeblich den Wirt angeschrien: „trag uns her den wein! die vische wellent geswemmet sein." [111]

Wo es sich um die Sorge für den Lebensunterhalt einer hohen ritterlichen Gesellschaft handelt, da dürfen auch Roß und Pferd nicht vergessen werden. Und wenn wie im Mittelalter von ankommenden Gästen alles — die hohen Herren und Edelfräulein, die Ritter und Knappen, Knechte und Roßbuben — beritten kam, so mußte der außerordentliche Bedarf an Pferdefutter — Haber und Heu auf Festzeiten sehr groß gewesen sein. Dafür war aber von der Verwaltung der herrschaftlichen Höfe und Güter von vornherein gesorgt, denn unter den Giltfrüchten, welche von denselben zu entrichten waren, fehlte, wie wir bereits wissen, nie der Haber, auch bestanden die Abgaben der grundhörigen und landesherrlichen Vogtleute bekanntlich zumeist aus solchem. Die geräumigen Heuböden der Scheunen des Fronhofes aber wurden von dem Ertrag der großen gräflichen Wiesen umher und dem Zehnten anderer gefüllt. So waren denn die Beamten des Fronhofs Rotenburg auch in der Lage, zu Zeiten manchen mit Habersäcken und Heu beladenen Wagen durch Fronbauern auf das Herrenschloß führen lassen zu können.

Wir schließen unsere Schilderung der Küche und Tafel auf den Herrenburgen, indem wir einen speziellen Fall davon berichten, wie in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ein Herr vom hohen Adel — Gottfried von Hohenlohe — mit seinem Gefolge empfangen, bewirthet und beherbergt wurde, wenn er als landesherrlicher Vogt drei Mal des Jahres — im Maien, Herbst und Hornung — in der Stadt Oehringen zu Gericht saß. Es ergibt sich daraus auch zugleich, daß, wenn es sich nicht um eine festliche Tafel gehandelt, der Tisch selbst des hohen Adels in der Hauptsache nicht mehr bot, als eine gute Hausmannskost unserer Zeit.

Ritt er am Vorabend des Gerichtstages mit seinem zahlreichen Gefolge, nicht weniger als 32 Rittern, jeder dieser mit zwei Knechten in die Stadt ein, so wurde er von den zwei Schultheißen derselben empfangen, und ihm ein „Vierteil" Wein mit einer Schüssel Fisch gereicht. Wohl werden bei dem Empfang auch seine Ritter nicht leer, mit trockener Kehle ausgegangen sein. Der hohe Vogt konnte in der Stadt Herberge nehmen wo er wollte. Den Rittern wurden in größeren Räumen Strohlager bereitet. Bei dem Mahl, welches man dem Vogt und seinem ritterlichen Gefolge des Jahres drei Mal, Morgens und Abends zu geben hatte, wurden vornehmlich die nöthigen großen Quantitäten von Kraut, Rind-, Schweinefleisch und Hühnern, Eiern und Käs mit Brod und Wein, dieser besonders in Hülle und Fülle gereicht. Dazu kamen

„Kuchen“ aus Hefenteig mit Pfeffer und Salz bestreut,* welche der Bütel bereitet hatte. Das ganze Mahl aber hatten in der Hauptsache die beiden Schultheißen zu bestreiten; das Brot lieferten indessen die zwei Mühlen der Stadt; das Kraut gab der Garten von Neuenstein; Heu und Stroh mußten die Höfe der „Pfaffen“ beisteuern und letzteres sollte den Herbergen, da die Ritter geschlafen, verbleiben. 112

Sicherlich haben die Besuche, welche unser Held, der hohe Graf, des Jahres zweimal, Frühling und Herbst, dem Fronhof Rotenburg zu machen pflegte und, wie es dem Herrn und Gebieter gebührte, dabei bewirthet werden mußte, demselben neben dem eigenen Bedarf sehr namhaften Aufwand verursacht. Denn er entbot auf solchen Tag, welcher dem Villikus bei Zeit angesagt worden, alle umwohnenden Vasallen und ritterlichen Dienstleute, um ihre Huldigung entgegen zu nehmen und mit ihnen mancherhand zu berathen. Er selbst brachte ein ansehnliches Gefolge von Rittern und Knappen, und auch der Falkner mit dem Habicht auf der beschuhten Linken, die Jäger mit den Hunden, die Reisigen und Buben durften nicht fehlen. Da traf man an den Tagen vor dem angesagten hohen Besuch in dem Herrenhof alles in voller Thätigkeit: es wurden Ochsen, Rinder, Kälber und Hämmel geschlachtet, viel Dutzende von Hühnern mußten das Leben lassen, die Lehensinhaber der Fischwasser aber reichlich Fische liefern 2c. Im großen Backhaus des Hofes wurden Massen von „Schönbrot“ und schwarzem Brot, auch mancherlei „Fladen“ gebacken; der Truchseß und Küchenmeister hatten die Köche von der Rotenburg herabgesandt, um die Speisen zu richten und bereiten zu lassen; der Schenke hatte dem Burgküfer den Auftrag gegeben, dies und jenes Wein- auch Obstmostfaß anzustechen, in der Brauerei wurde eine Anzahl Fässer von kräftigem Bier bereit gehalten. Den Tag zuvor waren der Truchseße, Schenke und Küchenmeister von der Rotenburg in den Fronhof hinabgeritten, hatten einen „Kammerwagen,“ darin mancherhand Tischgeräth u. a. mit sich genommen, und trafen die näheren Anordnungen für Küche und Tafel. Es wurden im großen Garten bei dem Fronhof von den Zimmerleuten Tische und Bänke aufgerichtet. Da sollte, zumal wenn man im wonnigen Maien war, die Bäume in voller Blüte standen und von dem Gesang der Vögel ertönten, der Graf mit seinem Gefolge und den Gästen das ländliche Mahl einnehmen. Und diese Anordnung erhielt auch den vollen Beifall des hohen Herren, der ein großer Freund der Natur war.

* Es sind das die kleinen runden Kuchen, „Börten“ genannt, welche das Landvolk in Schwaben, namentlich auch in der Gegend von Rotenburg noch heute backt und ißt.

Auf solche Zeit hatte der Villikus mit Gutheißen des Grafen hie und da auch ein kleines Amtsgeschäft bestellt. So war einmal kurz zuvor Wernher genannt der Metzeler, ein sehr bemittelter Colone und Inhaber eines ansehnlichen gräflichen Bauernguts in „Winolfesheim" (Wendelsheim), mit Hinterlassung eines Sohnes, Namens Cuonzlin gestorben. Der hatte, da er längst zu seinen Jahren gekommen, um Belehnung mit dem Gute nachgesucht. Dieses Geschäft sollte nun nach dem Befehl des Grafen der Villikus in seiner und seines Gefolges Gegenwart in herkömmlicher Weise auf dem Fronhofe vornehmen und dazu andere Hübner von Wendelsheim als Zeugen bestellen.

An dem gesetzten Tage erschien auch der junge Bauer Cuonzlin bei Zeit, noch ehe der Graf mit Gefolge eingeritten war, mit einigen Hübnern seines Dorfes auf dem Fronhofe Rotenburg. Und bald nachdem der Graf angelangt war, traf man Anstalt zur Belehnung. Zu dem Ende begab sich der hohe Lehensherr mit seinem ritterlichen Gefolge und den geladenen Herren, dem Villikus sammt den übrigen Beamten und Dienern des Fronhofes, mit Cuonzlin und den Hübnern in den großen Baumgarten des Herrenhofes. Hier nahm der Graf auf der Steinbank unter der großen Linde Platz, ihm zur Rechten und Linken stellten sich die Herren und Ritter, hinter ihnen die Fronhofbeamten. Darauf führte der Villikus den jungen Colonen in Mitten von den bäuerlichen Zeugen vor den Grafen. Da sprach Cuonzlin entblößten Hauptes und mit vor der Brust gekreuzten Händen den ihm von dem Villikus vorgesprochenen Lehenseid eines Hübners mit lauter Stimme nach und der lautete: „ich schwöre, das Gut, welches ich hier empfange, nicht zu zersplittern, nicht zu versetzen, verkaufen oder sonst hinzugeben, es geschehe denn mit Wissen und Willen des Hofes und seines Schultheißen, so wahr mir Gott helfe und sein Evangelium." Darnach übergab ihm der Villikus einen grünen Rasen mit einem darauf gesteckten Baumzweig als Zeichen, daß er nun in den Besitz des Guts eingesetzt sei, auch erhielt er den von dem Notar des Grafen aufgesetzten und mit dessen anhängendem Siegel versehenen Lehenbrief. Hierauf nahm der Neubelehnte aus den Händen der Zeugen die Gaben, welche er wie herkömmlich für seinen hohen Lehensherrn und dessen Villikus bestimmt hatte, und überreichte sie ehrerbietigst: dem Grafen ein Paar silberne Sporen, dem Villikus ein Paar Schuhe aus Corduan-Leder. Und auch die Knechte des Fronhofs, welche der Pferde warteten, auf denen er und die andern Hübner angeritten gekommen waren, giengen nicht leer aus, sondern erhielten, als sie bei der Heimkehr ihnen die Pferde vorführten, jeder ein Paar Schuhsohlen. Nachdem der Belehnungsakt zu Ende war, begann das Mahl unter freiem Himmel. An demselben

nahmen nicht blos das Gefolge des Grafen, die geladenen Herren und Ritter und die Fronhofbeamten, sondern auf besondere hohe Anordnung auch der neue Lehenbauer mit den andern Hübnern Theil. Den mitgekommenen Jägern, Knechten u. s. w. aber wurde in der großen Gesindestube des Fronhofs ein an Speisen und Getränken besseres und reichlicheres Mahl, als sie sonst erhielten, vorgesetzt. Und auch der Habicht des gräflichen Falkners wie auch die Jagdhunde erhielten ihr Mahl. Für jenen hatte man nach altem Brauch eine schwarze Henne auserlesen, zu bequemem Sitze auch eine gabelige Masholderstange bereit gehalten.[113] Und unbarmherzig machte er sich alsbald über sein armes Opfer her. Die Hunde aber bekamen jeder einen stattlichen Laib von schwarzem Brot.

IV.

Graf Alberts sonstiges Einkommen von seiner Grafschaft und Reichslandvogtei in Niederschwaben.

Namhafte Baarmittel hat das Jahr hindurch ohne Zweifel die grund- und landesherrliche Gerichtsbarkeit (s. unten) der gräflichen Kammer eingebracht. Da sind u. a. aufzuführen: Die Einkünfte von den Schultheißenämtern der gräflichen Städte nach Abzug der Bezüge des Schultheißen u. s. w., verschiedene „Bußen“ (Geldstrafen), welche bei den Land- und Stadt-Gerichten für gewaltsame (frevelhafte) Verletzung des Rechts oder der Gesetze, „Gebote“ und „Verbote“, angesetzt wurden, insbesondere die große „Frevel“ im Betrag von 13, die kleine von drei Pfund Heller;[114] Geldstrafen, welche in Schuldklagsachen derjenige entrichten mußte, welcher die ihm gesetzten Termine vor Gericht zu erscheinen versäumt hatte, oder dem Zahlungsbefehl nicht nachgekommen war. So findet man in einer alten „Rueg- oder Vogtgerichts-Ordnung“ von Schwenningen (badischen Amts Meßkirch), Egisheim (Oberamts Spaichingen) und vieler anderen zur Herrschaft Hohenberg gehörigen Dörfer in Schuldsachen 7 „Gebote“ von 3, 5, 10 Schilling, 1, 3, 5 und 10 Pfund Heller festgesetzt, von welchen das erste dem Dorfvogt, das zweite dem gräflichen Obervogt und Keller, alle übrigen dagegen der Herrschaft zufielen. War aber auch der letzte Termin erfolglos verstrichen, so wurde der Beklagte gefänglich eingezogen.

Weiteres Einkommen bezog das Grafenhaus Hohenberg beziehungsweise unser Held Albert von den Schirmvogteien einer namhaften Anzahl Klöster. Es sind dies: Kirchberg bei Haigerloch, Reuthin bei Wildberg, St. Märgen (Marienzelle) bei Freiburg im Breisgau, zu welchen noch die Johanniterhäuser in Rohrdorf (Oberamts Nagold) und Hemmen-

dorf bei Rotenburg kamen. Ferner die Klöster Ursperg (in Baiern, Ober-Donau-Kreis), Hirsau im württembergischen Schwarzwald, Elchingen bei Ulm, Zwiefalten und das Clarissinnen-Kloster in Pfullingen. Die Schirmvogteien über Kirchberg u. s. w. nebst Hemmendorf kamen dem Grafenhause bez. Albert zu als Ausfluß der Grundherrschaft und Landeshoheit, die der übrigen aber waren unserem Helden von seinem königlichen Schwager Rudolf übertragen worden, als dieser ihn 1274 mit der Reichslandvogtei über Niederschwaben, auf welche wir unten zurückkommen werden, betraut hat. Schirmvogteien über Klöster waren von Fürsten, Grafen und Herren sehr begehrte Aemter, denn sie brachten meist ein namhaftes Einkommen, auch wenn aus dem Schirmer nicht ein „Scheerer" (Aussauger) geworden. Die Schirmvögte („Kastvögte") hatten nicht blos die Verpflichtung, die Klöster, deren Güter und Leute gegen Gewalt und Schaden zu schützen, die säumigen ungehorsamen Unterthanen zur Entrichtung ihrer Gefälle anzuhalten, und in deren Territorien die hohe (peinliche) Gerichtsbarkeit auszuüben, sondern es kam ihnen auch ein gewisses Aufsichtsrecht über die Verwaltung der Klostergüter selbst dem Abt (der Aebtissin) und Capitel gegenüber zu. So war die Einwilligung unseres Grafen Albert auch nöthig, als der Abt von Hirsau 1277, von großen Schulden gedrängt, den seinem Kloster zugehörigen Ort Pfrondorf (Oberamts Nagold) verkaufte.[115] Der Schirmvogt genoß für seine Mühewaltung von jedem Dorf oder Hof der Vogtei ein gewisses jährliches Einkommen an Geld oder Naturalien oder beiden, die Vogtsteuer.[116] Dazu kam ein Antheil an den „Bußen" (Strafgeldern, gewöhnlich ein Drittel) welche gefallen, wenn er oder sein Stellvertreter mit dem „Majer" (villicus) auf den Höfen des Klosters („den Dinghöfen"), zwei oder drei Mal des Jahres zu Gericht gesessen und über „diube" (Diebstahl) und „vrevel" (alle schwereren Vergehen) gerichtet hatte. Bei solchen Veranlassungen mußte ihn und sein Gefolge (Mannen, Rosse, Jäger und Hunde) der „Kelner" (Keller, Verwalter) des Hofes beherbergen und verpflegen. Aber es war ihm von manchem Kloster zur Bedingung gemacht, mit nicht mehr als höchstens so und so viel Pferden (z. B. drei, zwölf) zu erscheinen. Dabei hatten er und der „Aftervogt" auch sonst das Recht, auf den Maierhöfen des Klosters einzusprechen und sich verköstigen zu lassen.[117] Da mag denn dem Kloster und seinen Maiern manchmal wohl Anlaß gegeben worden sein, zu klagen: „me si roubents, die si soltent schirmen."

Leider ist uns von keinem der obgenannten Klöster bekannt, was unser Graf Albert von denselben als Schirmvogt bezogen. Wenn man aber erwägt, daß die Schirmvogtei des Klosters Marchthal dem Hause

der Pfalzgrafen von Tübingen jährlich zwanzig Mark Silber,[118] die des Klosters Münster, Flecken mit dem ehemaligen Collegiatstift im Lucerner Amt Sursee, welche das Grafenhaus Habsburg vom Reich zu Lehen gehabt, im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts demselben jährlich achtzig Pfund Heller eingetragen, daß der Schirmvogt des Klosters St. Gallen im Jahr 1200 allein von der Vogtei über einen demselben gehörigen Hof zu Kilchdorf bei Donaueschingen jährlich zehn Malter Korn, sechs Malter Haber, ein Schaf, zwei Schweine und zwei Saum Wein bezog, endlich daß ein Herzog von Zähringen für die Schirmvogtei des genannten allerdings sehr reichen Klosters 4400 Mark Silber angeboten, so kann man wenigstens daraus im Allgemeinen den Schluß ziehen, daß die Schirmvogteien der obgenannten Klöster unserem Helden zusammen ein sehr ansehnliches Einkommen abgeworfen haben.

Außerdem brachte ihm seine Reichslandvogtei ein Namhaftes ein. Es wurden ihm nämlich von seinem königlichen Schwager Rudolf ansehnliche Besitzungen, welche dieser zum Reiche gezogen, zur Verwaltung und Obhut, bez. Nutznießung übergeben, und Albert war von 1274 bis zum Mai 1292, da Adolf von Nassau, Rudolfs Nachfolger, den deutschen Thron bestieg, im Besitz derselben. Dieselben waren in erster Linie die Reichsburg Achalm, deren Obhut Albert als ihrem Vogt anvertraut war. Zu solcher gehörten das nahe Städtchen Pfullingen und der Reichshof Kohlberg (Oberamts Nürtingen) insbesondere das „Schultheißen-Ampt, Milgelt, Vugelt (Umgelt),“ die Zölle und andere Rechte in (von) der am Fuße der Burg gelegenen Reichsstadt Reutlingen, endlich eine gewisse Genossenschaft von umwohnenden Reichsleuten. Unser Graf bezog somit wenigstens zu einem guten Theil die Einkünfte von dem Schultheißenamt der Reichsstadt, die Gilten und Zinse der dortigen Mühlen, den Ertrag des Umgelts, der Zölle u. a. m., vielleicht auch einen Theil der Reichssteuer, was alles zusammen jedenfalls eine namhafte Summe ausgemacht hat (vgl. unten die Pfandschaft von Rotweil). Sodann warf Pfullingen, dessen niedere und hohe Gerichtsbarkeit zur Achalm gehörte, die Vogtei über die umwohnenden Reichsleute, sowie den Hof Kohlberg unserem Grafen ohne Zweifel auch ansehnliches ab, denn des Reiches Einkommen von letzterem betrug allein jährlich zwanzig Mark Silber.[119]

Ferner kam Graf Albert als Reichslandvogt in Besitz und Genuß der zum Reiche gehörigen Stadt und Burg Markgröningen nebst Zugehör. Und zwar müssen die Einkünfte hievon sehr ansehnlich gewesen sein, wenn, wie uns urkundlich überliefert ist, König Albrecht I., Rudolfs I. Sohn und Neffe unseres Helden, dem Grafen Eberhard dem Erlauchten von Wirtemberg im Jahr 1301 für seine guten

Dienste namentlich in der Schlacht bei Göllheim (1298) Reichsstadt und Burg Markgröningen um 4000 Mark Silber verpfändet hat,[120] was einem Kapital gleich kommt, das nach damaligem Zinsfuß von 10 % jährlich 400 Mark Silber abwarf. Dies macht, wenn man damals aus 1 Mark Silber 3 Pfund Heller geschlagen, und bei der bald eingetretenen Münzverschlechterung der Schilling gegen früher sogar nur zu einer halben Mark unseres jetzigen Geldes angenommen wird, ein Einkommen von jetzigen 12000 Mark aus.

In seiner Eigenschaft als Reichslandvogt war unser Graf auch eine Zeit lang, jedenfalls von 1286 bis 1291 im Besitz der Stadt Bönnigheim im Zabergau, und bezog von dem dortigen Schultheißenamt, der Vogtei und dem Zoll Einkünfte, erhob auch von derselben Steuern und Bete. Sodann hatte ihm sein königlicher Schwager einen Theil des dem alten Markgrafen Rudolf von Baden abgenommenen Reichsguts — Bruchsal, die Burg Helmsheim, das Dorf Gondelsheim u. a. m. sowie den im Herzen des alten wirtembergischen Landes gelegenen Ort („villa") Cannstatt mit dem Patronat der Kirche zugesprochen.

Ueberdies hatte unser Graf auch seinen Antheil an dem, was die Reichs-Städte, Dörfer und Höfe seiner Landvogtei sowie da und dort noch seßhafte freie Bauern (s. oben) an Steuern dem Reich zu entrichten hatten. Der letzteren gab es allerdings nur eine kleine Zahl, auch von Reichs-Dörfern und Höfen kennen wir aus jener Zeit im heutigen Königreich Württemberg mit Sicherheit nur Altdorf (Oberamts Ravensburg), Epfendorf (Oberamts Oberndorf), Klein-Engstingen (Oberamts Reutlingen), Kirchheim am Neckar[121] (Oberamts Besigheim), Alt-Böckingen bei Heilbronn und das uns bereits bekannte Kehlberg.

Sehr ansehnliche Baarsummen brachte endlich unserem Helden und dessen nächsten Nachkommen ein die Pfandschaft der Reichs-Einkünfte von Rotweil und dem Reichsdorf Epfendorf, welche ihm sein königlicher Schwager Rudolf für eine Schuld in der Weise angewiesen hatte,[122] daß sie ihn für die Zinse schadlos halten sollten. Im Einzelnen waren es die Einkünfte von dem Schultheißenamt der Reichsstadt, den Mühlen, dem Reichshof (curia), dem Zoll, der Münze, den Fischwassern, Brot- und Fleischbänken, dem Umgeld, der Stadtsteuer u. a. m. Diese betrug jährlich 56, jenes warf im Jahr 1307 30 Mark Silber ab.

Macht man einen annähernden Ueberschlag der in Obigem nachgewiesenen Einkünfte unseres Helden in seiner Stellung als Graf und Reichslandvogt und nimmt zu dem muthmaßlichen Ertrag der Herrschaft Rotenburg im Betrag von etwa 37200 Mark und zu den sehr nam-

haften Einkünften der Landvogtei den der viel größeren wenn auch weniger fruchtbaren Grafschaft Hohenberg im engeren Sinne (s. S. 2 ff.), welchen man somit dem von Rotenburg gleichsetzen kann, sodann den der aus Burg und Stadt Haigerloch nebst 13 Dörfern bestehenden ansehnlichen Herrschaft, ferner die Einkünfte Alberts von seinen Besitzungen auf den Fildern, von der Herrschaft Wieseneck im Breisgau, derjenigen von Neu-Hewen im Hegau, u. a.,[123] so kommt zumal für Alberts Zeit, da das Geld einen viel höheren Werth als jetzt hatte, eine äußerst namhafte Total-Summe heraus.

Aber auch die Anforderungen, welche unser Held an seine „Kammer“ (Kasse) machen mußte, waren sehr groß. Neben den Kosten, welche die standesgemäße Hofhaltung auf drei Grafenburgen (Hohenberg, Haigerloch und Rotenburg) und die Befriedigung der Bedürfnisse einer zahlreichen hochadeligen Familie verursachten, hatte Graf Albert große Geldopfer für die Mitgift von sechs ebenbürtig, in die Häuser der Markgrafen von Burgau, der Grafen von Tirol, Schauenburg (Oesterreich), Wirtemberg und Zollern vermählten Töchtern zu bringen. Der Baarbetrag des Heirathsguts der ältesten derselben, deren Vermählung 1281 Statt gefunden, ist uns urkundlich überliefert, und betrug 1500 Mark Silber,[124] was, wenn man obige Berechnung (S. 59) zu Grunde legt, in jetzigem Geld 45000 Mark ausmacht. War nun auch die Mitgift der übrigen nicht so groß, so machten alle zusammen doch eine höchst namhafte Summe aus.

Große Ausgaben hatte unser Graf Albert im Laufe einer Reihe von Jahren auch in seiner Stellung als Reichsstand zu machen. In dieser Eigenschaft war er verbunden, auf den bald da bald dort abgehaltenen Reichs- und Hoftagen des Königs und zwar wie es die Ehre seines Hauses, Sitte und Brauch verlangte, mit Gefolge von Rittern, Knappen und Knechten zu erscheinen, und an den gepflogenen Verhandlungen Theil zu nehmen, wenn aber in Sachen des Reichs eine Heerfahrt zu thun war, Vasallen und Dienstmannen, Knappen und Reisige aufzubieten und dem Könige zuzuführen. Beides war aber mit großen Kosten verknüpft, denn er mußte, ritt man zu des Königs Hof oder Heer, zumal wenn es eine weite Fahrt gab, für Herberge und Verköstigung seiner Mannschaft Sorge tragen, denselben auch Sold geben oder sie durch Zutheilung von Lehen und Benefizien belohnen, noch dazu nicht selten ritterliche Dienstmannen mit Roß und Waffen, Harnisch und Gewand ausrüsten. Und unser Held gehörte, seinen nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu König Rudolf entsprechend, nicht zu denjenigen Grafen Schwabens, welche wie die von Freiburg, Grüningen, Landau, Helfenstein, Wirtemberg, Zollern u. a. bei der damals bereits sehr ge-

sunkenen Autorität des Reichsoberhaupts auf Hof- und Reichstagen sowie Heerfahrten des Habsburgers meist durch ihre Abwesenheit glänzten. Im Gegentheil sieht man ihn auf beiden fast immer an der Seite seines königlichen Schwagers, worauf wir indeß füglicher erst am Ende dieses Abschnitts näher eingehen.

Viertes Kapitel.

Die Beamten der gräflichen Regierung.

I.

Die unständigen Räthe.

Wie bei den deutschen Königen und Kaisern des Mittelalters, so und naturgemäß noch in höherem Grade war auch das Regiment der Grafen als Regenten von Kleinstaaten zumeist ein persönliches und beide glichen einander auch in anderen Beziehungen. Das Reichsoberhaupt und der Graf hatten in alten Zeiten weder einen festen, bleibenden Regierungssitz noch ein Ministerium unserer Zeit. Diese beiden waren sozusagen ambulant. Wie die weltlichen und geistlichen Fürsten, die Grafen, Vasallen und Dienstmannen des Reichs einerseits verpflichtet waren an den bald da und dort abgehaltenen Hof- und Reichstagen der Könige oder Kaiser zu erscheinen, andererseits aber auch das Recht hatten, an den Berathungen über Reichsangelegenheiten Theil zu nehmen, vorgebrachte Streitigkeiten entscheiden zu helfen, so gehörte es auch zum Dienst und Recht der Lehens- und insbesondere Dienstmannen eines Grafen an seinem Hofe, bei seinen Land- und Lehengerichten zu erscheinen, in Regierungs-, Rechts- und Lehensachen seine Schöffen, Rathgeber und Stellvertreter zu sein.[125] Dies gilt vornehmlich für die obgenannten vier Hofbeamten sowohl der Fürsten- als Grafenhöfe, da dieselben vermöge ihres Dienstes fast immer in der Umgebung ihres Herrn waren.[126] So war Truchseß Eberhard von Waldburg von König Friedrich II. zum Statthalter („gubernator") über den hohenstaufischen Hausbesitz in Oberschwaben bestellt und entschied in dessen Namen vor ihn gebrachte Rechtsstreitigkeiten. Für Ravensburg aber war ein besonderer königlicher Amman (minister oder scultetus) gesetzt.[127] Und das Schenkungsbuch des Klosters Weissenau in Oberschwaben berichtet uns einen speziellen Fall eben von der Stellung der Hofbeamten als

Räthe ihres Herrn. Dasselbe erzählt nämlich folgendes: Als Friedrich II. zu Weingarten war und sich zu seiner Rom- und Kreuzfahrt rüstete, sei der Probst von Weissenau eines Tages vor den König mit der Bitte getreten, er möchte seinem Kloster einen Waideplatz schenken. Darauf habe Friedrich den Marschalken Anselm von Justingen, den Truchseß Eberhard von Waldburg und den Amman von Ravensburg, welche auch bei dem Gesuch des Probstes anwesend waren, um ihre Meinung gefragt, wie der Bitte thunlich zu willfahren sei, worauf dieselben den Rath gegeben hätten, es könnten dem Kloster in dem großen Altdorfer Walde gewisse sumpfige Strecken, welche sonst von keinem großen Werth seien, als Waideplätze angewiesen werden. Mit diesem Rath sei der König auch einverstanden gewesen und habe mit dessen Vollzug seinen Amman von Ravensburg beauftragt.[128]

Der Fürst oder Graf war übrigens in manchen Fällen gehalten, den Rath beziehungsweise die Zustimmung seiner Dienstmannen einzuholen, so wenn er über ein Beneficium oder Lehen eines derselben anderweitig verfügen wollte,[129] da dieselben eine Genossenschaft mit einer Art Vermögensgemeinschaft bildeten. Auch waren, wenn zwischen dem Herrn und einem seiner Dienstmannen ein Streit ausgebrochen, diese die Richter zwischen beiden Theilen. Dabei nahmen, wenn es sich um persönliche oder Familienangelegenheiten ihres Herrn handelte, die Dienstmannen, vorab die Inhaber der vier Hofämter die Stellung der Geheimenräthe oder Hausminister unserer Zeit ein. So bat, um unserem Bilderkreise sehr nahe stehende Beispiele zu wählen, der freie Herre „Heinrich geborn von Owe," welchen, nachdem er aussätzig geworden, die durch den schwäbischen Minnesänger Hartmann von Aue uns überlieferte Legende als den „Armen Heinrich" einführt,* „beide mâge und man" (Verwandte und Dienstmannen) zu sich, um sich mit ihnen über die von ihm nach seiner Heilung beabsichtigte „hirat" zu berathen. Und Hartmann läßt in einer anderen von ihm bearbeiteten Legende jenen unglücklichen jungen Fürsten Gregorius von Aquitanien erst den ältesten, angesehensten und weisesten seiner Dienstmannen zu sich entbieten und fußfällig um Rath bitten, was er und seine Schwester in ihrer selbstverschuldeten großen Noth anfangen sollen. Da habe ihm der treue Mann den Rath gegeben, Gregorius solle die Mannen, welche schon seines Vaters Rathgeber gewesen, „ze hove gebieten" und ihnen mittheilen, was zu thun er (der alte Dienstmann) ihm des Weiteren anrieth.[130] Und wenn der Fürst oder Graf schwer auf's Krankenbette geworfen und das Schlimmste zu befürchten war, da versammelte er

* Siehe den 7. Abschnitt dieses Bandes.

um sein Schmerzenslager nicht blos seine Verwandten, sondern auch Dienstmannen seines Hauses, bestellte beide zu Vollstreckern seines letzten Willens [131] und empfahl ihnen Kinder und Land. Da hub sich auch bei den Rittern, welche mehr denn einmal in schweren Streiten dem Tode fest in's Antlitz geschaut, „gröz weinen und jammer," und seiner Mannen Treue sich fest getröstend schied der Herr ab. [132] So bestand denn nicht selten auch ein vertrauliches ja herzliches Verhältniß zwischen dem Herren und seiner Familie einer- und seinen Vasallen und Dienstmannen andererseits, und das „du," in dem jener zu diesen gesprochen, während letztere ersteren mit „Ihr" anredeten, [133] bezeichnet mehr eine freundliche, intime als unterwürfige Stellung.

In diesem Verhältniß als Regimentsräthe und treu, sympathisch ergebene Diener standen zu Graf Albert, unserem Helden, seinem Vater und Bruder auch Dienstmannen seines Hauses. Trifft man doch deren eine größere oder kleinere Anzahl aus verschiedenen Strichen ihrer Grafschaft häufig bei denselben, wenn sie bald auf dieser bald jener ihrer Hauptburgen Hof gehalten oder an andern Orten sich kurze Zeit aufhielten und mancherhand Geschäfte als Landes- oder Lehensherrn abmachten, bei welchen der eine oder der andere hie und da wohl betheiligt war, die übrigen aber als Rathgeber anwohnten. So bei unseres Helden Vater 1237 auf der Burg zu Haigerloch, als dieser in Sachen der begonnenen Stiftung des nahen Klosters Kirchberg eine wichtige Verfügung traf, die freien Herren von Werstein und Isenburg, seine Vasallen, den Truchseßen und Marschalken von Hohenberg, den Schenken von Wildberg, die in Haiterbach, Dettingen (bei Rotenburg), Mühringen (Oberamt Horb) und Wehingen (Oberamt Spaichingen) u. a. O. seßhaften Dienstmannen. So findet man im Jahr 1274 Ulrich und Friedrich, die Schenken von Nagold, [134] und vier Ritter von Haiterbach aus dem fernen Schwarzwald mit anderen bei Albert und seinem Bruder Burkard in dem genannten Kloster. Wenn wir aber die Grafen Rudolf von Habsburg und Heinrich von Fürstenberg in den Jahren 1258 und 1273 mit ritterlichem Gefolge als Gäste unseres Helden auf seiner Burg Haigerloch treffen und neben denselben die freien Herren Hugo und Richard von Werstein, hohenbergische Dienstmannen wie die Ritter Hermann von Owe, Albert und Hugo von Werenwag* (im Donauthal), Hugo von Wehingen (in der Nähe der Burg Hohenberg) u. a. m., so dürften dieselben bei diesem Anlaß zu größerem Glanze und zu Ehren des hohen Besuches zum „Hofdienst" entboten gewesen sein. Und lesen wir schließ-

* Letzterer der berühmte Minnesänger, welchen wir im 12. Abschnitt dieses Bandes in unsern Bilderkreis eingeführt haben.

lich in Urkunden, wie unser Held 1273 den Ritter Marquard von Ehingen, seinen „geliebten“ Dienstmann, sein Enkel, Graf Hugo aber Hermann von Owe, den Vogt zu Rotenburg, seinen „lieben getrewen Diener“ nennt, so mögen diese beiden ritterlichen Dienstmannen-Geschlechter, welche wir so häufig im Gefolge unserer Grafen treffen, mit anderen z. B. den Merhelten von Wurmlingen auch in näheren ehrenden Beziehungen zu denselben gestanden sein, daher wir sie denn auch bei manchen Gelegenheiten in unserem Bilderkreise aufführen.

II.

Die ständigen * Beamten.

Der gräfliche Notar.

Neben dem nicht ständigen ritterlichen Rathscollegium, welches unter dem Vorsitze des Grafen bald auf dieser bald jener Burg, bei einem Land- oder Lehensgericht unter freiem Himmel tagte, bestand die gräfliche Kanzlei, deren Vorstand meist den Titel Notar hatte, manchmal auch einfach der „Schreiber“ hieß. Das war nun ein wirklicher, belohnter Beamter, welcher, wenn der Graf in seiner Herrschaft von Burg zu Burg zog oder in's Ausland, zu Reichs- und Hoftagen des Königs ritt, in seinem Gefolge war,[135] die nöthigen Schriftstücke ausfertigte und das Siegel seines Herrn, welches er in Verwahrung hatte und das die Unterschrift desselben vertrat, daran hängte. Da die Kunst des Schreibens und die Kenntniß der lateinischen Sprache, in welcher noch im dreizehnten Jahrhundert die meisten Urkunden und sonstigen amtlichen Schreiben abgefaßt wurden, in der Regel nur bei dem geistlichen Stande sich fand, so gehörten in alten Zeiten die Notare oder Schreiber diesem an. So auch die beiden Notare unseres Helden: der eine, Heinrich, war Kirch-Rector von Thieringen unter den Lochen, im alten Stammlande der Zollern, der andere, Hermann, „Kirchherr“ von Ebingen.[136] Und noch im Jahr 1379 kommt ein Kirchherr von Schömberg als gräflich hohenbergischer Schreiber vor.

Während uns unter unseres Grafen Vater, dessen Bruder Burkard und Nachfolgern aber je nur ein Notar begegnet, finden wir wie bereits bemerkt unter demselben zwei Notare, was wohl mit seinem ausgedehnteren Wirkungskreise als Reichslandvogt zusammenhieng.[137] Der Gehalt dieser beiden Notare bestand in einem Theil ihrer Kirchen-

* Die gräflichen Maier und Keller von Herrenhöfen als niedere richterliche und Verwaltungs-Beamte haben wir bereits S. 32. 35. 55 aufgeführt.

pfründen.* Von denselben war es vornehmlich Heinrich, welcher seinen Herrn auf den Reisen in dem Reiche herum und zu den Hof- und Reichstagen des Königs Rudolf begleitet hat und in den dortigen Kreisen eine unter dem Namen der „Kappadozier“ bekannte Persönlichkeit gewesen ist. Er scheint allem nach wenig inneren Beruf zum geistlichen Stande gehabt zu haben, denn er wird uns von einer Seite, welche mit seinem Herrn näher bekannt war, als ein lustiger, witziger Geselle geschildert, der zugleich eine Art Hofnarrenrolle gespielt und mit dem sich auch König Rudolf gerne unterhalten hat.[138] Unter den losen Streichen, welche ihm zugeschrieben werden, möge wenigstens folgender hier Platz finden. Als zur Zeit eines Reichstages in Frankfurt der Kappadozier von der fernen Heimat her auch daselbst ankam, traf er bei des Königs Kanzler, dem er allererst seinen Besuch abstattete, die Tafel gedeckt und die Notare bei einem köstlichen Mahle versammelt. Er setzte sich ohne Weiteres auch nieder; es wurde ihm aber, obgleich er sehr hungrig und der Tisch reichlich besetzt war, nur Weniges vorgesetzt. Auf dieses rief er einen seiner Diener zu sich und sagte ihm beiseits, er solle nach einiger Zeit wiederkommen und ihn eilends zu seinem Herrn abrufen. Unterdessen verwickelte er unvermerkt das Tischtuch in seine Sporen. Der Diener trat bald mit der Nachricht ein, er solle sogleich bei dem Grafen erscheinen, worauf er schnell aufstand und bei seinem hastigen Weggehen Schüsseln, Teller und Becher auf den Boden herabriß. Dem König, der ihn mit den Worten: was hast du aber wieder gethan? darüber zur Rede stellte, antwortete er: „Als ich bei Eurem Kanzler zu Tische kam, haben sie mir so wenig vorgesetzt, daß es ein Kranker ganz gut hätte essen können und ich gewiß halb nüchtern von dem Tische weggegangen wäre, darum habe ich gemacht, daß sie auch mit mir fasten mußten,“ worauf der König lachend bemerkte, „Du hast recht gethan,“ der Kanzler und die Notare desselben aber den Kappadozier später herrlich bewirtheten.

Die über die einzelnen Herrschaften der Grafschaft gesetzten Vögte.

Die Gesammt-Grafschaft Hohenberg bestand, wie der Leser bereits weiß, aus folgenden arrondirten Herrschaften: **Hohenberg** im engeren Sinne, **Haigerloch**, **Rotenburg**, **Horb**, **Nagold**, **Wildberg**, **Bulach** und **Altensteig**, welche alle zusammen den von uns oben (S. 9 f.) näher bezeichneten großen, zusammenhängenden Besitz-Complex bildeten, während andere meist kleinere, aber doch immer noch ansehn-

* Siehe Anmerkung 138.

liche Herrschaften, wie die im Breisgau, Hegau rc. (s. oben) zerstreut lagen, daher von uns hier nicht weiter berücksichtigt werden. Die Mittelpunkte und Hauptorte der zuerst aufgeführten Herrschaften waren die Burg Hohenberg auf dem Oberhohenberg, die Schlösser und Städte Haigerloch, Rotenburg, Nagold, Wildberg, Bulach und Altensteig. Ueber alle diese waren gräfliche Beamte gesetzt, welche in den genannten Burgen (beziehungsweise Städten) ihren Sitz und den Titel Vogt hatten. Für einige der genannten Herrschaften darunter Rotenburg und Hohenberg im engeren Sinne scheinen, indeß in einer etwas späteren Zeit, sogar zwei Vögte bestellt gewesen zu sein, von denen der eine Ober- und der andere Untervogt hieß. Der Vogt, beziehungsweise Obervogt war in seinem Bezirk der Stellvertreter seines gräflichen Herrn namentlich auch in Abhaltung von Landgerichten, hatte dessen amtliches Siegel in Händen und hängte es auf Bitte der Betheiligten an Kaufs- und andere Urkunden, und fügte dasselbe, wenn sein Herr in eigener Sache eine solche ausgestellt, auf ausdrücklichen Befehl bei,[139] was an die Gegenzeichnung eines Ministers unserer Tage erinnert. In den Händen dieser Vögte als Statthalter des Grafen war der Befehl über die Wehrmannschaft (s. unten beim Kriegswesen) ihres Bezirks und die landesherrliche obrigkeitliche Gewalt; sie hatten für die öffentliche Sicherheit, Ruhe und Ordnung in ihrer Vogtei zu sorgen. Ihnen stand es daher zu, gemeinschädliche und eines schweren Verbrechens beschuldigte Leute in Haft zu bringen, in den hohen Gerichten, da nach dem Spruch der Schöffen, welche Ritter oder Ritterbürtige waren,[140] über das Blut gerichtet wurde (s. unten S. 73 beim Gerichtswesen), den Vorsitz zu führen. Als Stellvertreter des Landesherrn stand dem Vogt auch in seinem ganzen Amtsbezirk das Geleit und Zollwesen zu; endlich gehörte die Oberaufsicht über die Verwaltung und Bewirthschaftung der in demselben gelegenen herrschaftlichen Besitzungen zu seinem Amte. Die ausgedehnteren Vogtämter waren in der Regel ritterlichen Dienstmannen des Grafenhauses anvertraut, so findet man Konrad von Emmingen (badisches Amt Engen) zu 1326 als Vogt der Grafschaft Hohenberg im engeren Sinne, 1334 Ritter Hans von Weitingen als Vogt von Horb, Hans von Thierberg (Oberamt Balingen) als Vogt von Haigerloch. Nachdem das Fronhofstädtchen Rotenburg von unserem Helden zur „civ tas“ erhoben worden[141] und er sich in der unmittelbaren Nähe desselben ein geräumigeres Schloß (Neu-Rotenburg) erbaut hatte, setzte er über dieselbe und die dazu gehörige Herrschaft Vögte und die ersten von Rotenburg, welche urkundlich genannt werden, gehörten dem angesehenen Bürgergeschlechte an, welches schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die Würde eines „Ammans,“ Schultheißen (s. oben

S. 32) bekleidete,[142] und sich im Anfang des nächsten in die Reihen der ritterlichen Dienstmannen aufschwang. Später (1338) werden Hermann von Owe und (1365) Diemo der Kecheler von den bekannten Rittergeschlechtern, deren Nachkommen als Freiherren auf unsere Zeit gekommen sind, als Vögte von Rotenburg genannt.

Die Schultheißen der gräflichen Landstädte.

Nächst, in mancher Beziehung neben dem landesherrlichen Vogt stand in den Landstädten als gräflicher Beamter der Schultheiß. Auch er wurde, indeß nicht auf Lebenszeit, von der Herrschaft eingesetzt, übrigens war diese bei ihrer Wahl da und dort insoweit gebunden, als der Schultheiß wenigstens ein Bürger sein oder dazu noch der Stadt genehm sein sollte.[143] So lange und wo dem Vogt die hohe Gerichtsbarkeit, der Blutbann, zustand, gehörten vor den Schultheißen nur die geringeren Schädigungen eines andern an Ehre und Leib oder „Frevel," alle Civilsachen, die sogenannte freiwillige Gerichtsbarkeit (Kauf-Schenkungs-Verträge 2c.), die Rüge von Vergehen gegen die polizeilichen Gebote und Verbote u. a. m. Aber schon im dreizehnten Jahrhundert und noch mehr in dem nächsten, als auch manche gräfliche Landstädte besondere Rechte erhielten und eine freiere Stellung gegenüber von ihrer Herrschaft gewannen,[144] wurde in solchen gefreiten Landstädten dem Schultheißen und dem ihm zur Seite stehenden bürgerlichen Richter-Collegium das Recht über das Blut zu richten verliehen. So am Ende des dreizehnten Jahrhunderts Horb und Villingen,[145] um die Mitte des nächsten der Stadt Rotenburg. Da mußten aber Schultheißen und Richter nach altem Brauch unter freiem Himmel „an offener Straß vor dem Rathus ein Schrannengericht" halten. Im dritten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts wurden die Schultheißen der Stadt Rotenburg in Stellvertretung des Grafen sogar Vorsitzende des Landgerichts,[146] als dasselbe dahin verlegt worden (s. unten). Und es ist so erklärlich, daß bei aller freieren Stellung der Landstädte gegenüber ihrer Herrschaft nicht nur den Vögten sondern auch den Schultheißen als gräflichen Beamten immer noch ein gewisses Oberaufsichtsrecht über dieselben sogar in inneren Angelegenheiten zukam; so in Bezug auf die Einhaltung der Verordnungen über Maß und Gewicht, in welcher Beziehung der Vogt nöthigenfalls durch seine Amtleute einschreiten ließ. Und der eine oder der andere sollte, wenn er es im Interesse der Stadt für nöthig hielt, den Bürgermeistern ihre Wahrnehmungen über diese oder jene Angelegenheit mittheilen und sie zu diesfallsiger Versammlung des Raths (s. unten) veranlassen, wie auch der Vogt auf Erfordern desselben in

dessen Versammlungen erscheinen und nach seinem Dafürhalten das Beste rathen sollte, und dies insbesondere in solch' wichtigen Angelegenheiten, da des bereits berufenen Schultheißen Rath nicht für genügend befunden wurde. Andererseits hatten Vogt und Schultheiß, wenn sie es im Interesse ihrer Herrschaft für geboten erachteten, das Recht ohne Wissen der Bürgermeister den Rath zusammen „lüten zu lassen." Der erweiterte Wirkungskreis des Schultheißenamts brachte es auch mit sich, daß die Inhaber desselben nicht selten gleichfalls gräflichen Dienstmannen oder ritterbürtigen Geschlechtern angehörten. So war der Schultheiß von Balingen im dreizehnten Jahrhundert ein Ritter von Neuneck (Oberamt Freudenstadt), der von Horb ein gräflicher Dienstmann,[147] im dritten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts der Schultheiß von Rotenburg von dem alten Rittergeschlechte der Merhelte von Wurmlingen, und 1380 derjenige der gräflich-fürstenbergischen Stadt Wolfach ein Angehöriger des schwäbischen Rittergeschlechts derer von Owe (bei Rotenburg).[148]

Die Vögte und Schultheißen genossen wie andere ritterliche Mannen ihrer Herren als Belohnung für ihr Amt Lehen, hatten Behausung und Beholzung an ihrem Amtssitze (in der Burg oder Stadt), bezogen verschiedene Naturalien, bekamen einen Antheil an den Strafgeldern, welche in ihrem Amtsbezirk gefallen, erhielten endlich noch im sechzehnten Jahrhundert eine „Hofclaidung."[149]

Dem Schultheißen stand im Stadtgerichte ein Collegium von fünf, sieben, neun, auch zwölf lebenslänglichen Richtern zur Seite, welche als Schöffen das Recht fanden beziehungsweise das Urtheil sprachen. Fiel dieses mit Stimmengleichheit zwiespaltig aus, so gab die Stimme des Schultheißen den Ausschlag. Die Richter in Horb waren von allen persönlichen Diensten z. B. Wachen frei, erhielten von jedem Juden der Stadt auf Weihnachten einen „Vierling" Pfeffer und Imber, hatten Theil an dem was beim Stadtgericht an Gebühren z. B. von Bürgerannahmen und Strafgeldern fiel, auch, wenigstens in Horb, mancherlei mitunter seltsame Beneficien. So mußte ihnen der Schultheiß alle Jahr an Weihnachten ein „Mahl geben," unterließ er aber dies, so waren sie fürder nicht gebunden, zu richten, während sonst derselbe das Recht hatte, einen Richter, welcher auf Fürbieten nicht in das Stadtgericht gekommen, mit einer Strafe von drei Schilling Heller zu belegen. Trafen sich ein Richter oder mehrere und ein Jude in der „Badstub," so mußte dieser das „Badgellt" für ihn (sie) bezahlen. Ernst aber war nach Umständen der Dienst der zwei jüngsten Richter: denn saß einer wegen eines schweren Verbrechens im Gefängniß und war der Tag anberaumt, da man über ihn Blutgericht halten wollte, so mußten dieselben Abends zuvor den Angeklagten dazu „fürbieten." Die Richter

ergänzten durch Wahl ihr Collegium aus dem Rath der Stadt, welcher vierundzwanzig Mitglieder zählte. Diese wurden aus der Bürgerschaft gewählt, wer sich aber beharrlich weigerte in den Rath einzutreten, mußte die Stadt verlassen. Derselbe stand unter zwei Bürgermeistern, hatte die Aufsicht über Maß und Gewicht, das Recht, die niederen städtischen Aemter, die der Wächter ausgenommen, zu besetzen, mit dem Schultheißen Gebote zu erlassen oder abzuschaffen. Fahndeten die „Amptleute“ (das Polizeipersonal) des Vogts oder Schultheißen nach einem Aufrührer oder sonstigen schweren Verbrecher, so zogen auch die Rathsherren mit „langen Messern“ bewaffnet dazu aus.

Die gräflichen Dorfschultheißen.

In denjenigen Dörfern der gräflichen Grundherrschaften, welche keine Fronhofgerichte hatten oder keinem solchen zugetheilt waren, setzte der Graf als Grundherr den Schultheißen oder Dorfvogt wie auch das Gericht ein.[150] Jener war also auch ein gräflicher Beamter und hatte dieselben Befugnisse wie der Maier eines Fronhofes also auch die niedere Gerichtsbarkeit. Dazu hatte er die Aufgabe, die der Herrschaft schuldigen Steuern und Zinse zu erheben und an das Kellereiamt abzuliefern.[151] Der Antheil an diesen sowie an den Strafgeldern des Dorfgerichts machte zumeist das Einkommen seines Amtes aus.

Fünftes Kapitel.

Das Gerichtswesen.

Die Könige und Kaiser waren die obersten Richter des Reiches, und wenn sie auf Hof- und Reichstagen zu Gericht saßen, die sie umgebenden weltlichen und geistlichen Fürsten, Grafen und freien Herren die Schöffen, welche in der ihnen vorgelegten Rechtssache das Urtheil zu finden hatten. Trat aber der König oder Kaiser selbst in Sachen des Reiches als Kläger auf, alsdann bestieg nach altem Brauch der Pfalzgraf bei Rhein den Richterstuhl. Also geschah es, da König Rudolf vom Hause Habsburg auf dem Reichstag zu Nürnberg (Nov. 1274) vor den versammelten Fürsten und Grafen, darunter auch der Held unseres Bilderkreises, Klage erhob gegen König Ottokar von Böhmen als einen unbotmäßigen Vasallen des Reiches (s. unten Abschnitt 8).

Vor dem Könige oder Kaiser hatten auch die Grafen Urtheil und Recht zu nehmen bezw. zu holen. So mußte unseres Grafen Albert

gleichnamiger Groß-Oheim im Jahr 1226 zu Ulm vor dem Richterstuhl des jungen Königs Heinrich, Kaiser Friedrichs II. Sohnes, bezw. dessen Vormunds, des Herzogs Ludwig I. von Baiern, erscheinen. Er hatte sich nämlich Eingriffe erlaubt in die Besitzungen und Rechte, welche das Kloster Kreuzlingen (bei Constanz) in dem Dorfe Wurmlingen bei Rotenburg hatte, war von demselben deßhalb verklagt worden und mußte durch ein der „Majestät“ abgelegtes Handgelübde versprechen, das genannte Kloster nicht mehr beeinträchtigen wie auch den ihm zugefügten Schaden ersetzen zu wollen. [152] Dagegen erschien unser Held im Jahr 1289 zu Heilbronn als Kläger vor dem Richterstuhl seines königlichen Schwagers und machte gegenüber von dem Hause der Grafen von Grüningen-Landau, den Sippen der Wirtemberger, seine Ansprüche geltend auf den Ort („villa“) Cannstatt, welchen dieselben bis daher im Besitz gehabt, der nun aber auf den in aller Form Rechtens gefällten Spruch aller Anwesenden ihm zugesprochen wurde (s. oben S. 59). [153]

Nun aber zum Gerichtswesen der Grafschaft unseres Helden. Die Leser kennen denselben bereits als den reichsten Grundherrn seiner Grafschaft, als Landesherren in solcher, Reichslandvogt in Niederschwaben endlich als Kast-(Schirm)-Vogt sehr vieler Kirchen und einer namhaften Anzahl von Klöstern. Aus allen diesen Stellungen erwuchsen ihm Rechte und Pflichten als Richter. Da kam ihm in den zu seinen Grundherrschaften gehörigen Städten, Dörfern, Weilern und Höfen sowie über die etwa noch vorhandenen gemeinfreien Leute zunächst die niedere Gerichtsbarkeit oder, wie man sich zu seiner Zeit und noch lange nach ihm auszudrücken pflegte, „Twing und Ban“ zu. [154] Dieselbe erstreckte sich je nur über das Gebiet, die Markung der betreffenden Ortschaft und begriff im Allgemeinen die Civilrechtspflege und Polizei. Es gehörten also vor den grundherrlichen Richter die Streitigkeiten der Markgenossen über Grundbesitz, Verträge über solche, die leichteren Schädigungen eines Genossen an Gut, Ehre und Leib, Vergehen gegen die Dorf- und Feldpolizei, die Controll über Maß und Gewicht u. a. m. Dabei kam unserem Helden in allen seinen Grundherrschaften die Vogtei über die Genossen und die in denselben seßhaften Ausleute (Ungenossen) zu, d. h. er hatte dieselben gegen außen zu vertreten und zu schützen.

Nun ist aber zumal bei dem sehr ausgedehnten Wirkungskreis unseres Helden als königlicher Landvogt und Reichsstand, welcher ihn sehr häufig und mitunter lange von seiner Grafschaft ferne hielt, leicht einzusehen, daß er wenig in der Lage war, der Vogtei über der Unmasse von Dörfern und Höfen selbst zu warten und die grundherrlichen, zwei bis drei Mal des Jahres üblichen Gerichte in eigener Person abzuhalten.

In den Städten und manchen Dörfern vertraten ihn als Richter die von ihm eingesetzten Schultheißen mit dem ihnen zur Seite stehenden Richter-Collegium, deren richterlicher Wirkungskreis bald nach seiner Zeit noch ansehnlich erweitert wurde (s. oben).

In den Dörfern, welche Fron- oder Herrenhöfe hatten (s. oben S. 31 f.) hielten die Beamten der letztern, der Maier (Villikus, Amman) oder der Keller in des gräflichen Grundherren Namen allermeist die niederen Gerichte (die Fronhof- oder Hubgerichte) ab. Nicht selten hatten sich hiebei auch die Insaßen von solchen benachbarten Dörfern, in welchen sich kein Fronhof befand, mit denen der umliegenden Weiler und Höfe einzufinden.[155] Mitunter war wie anderwärts der in einem gräflichen Dorfe seßhafte ritterschaftliche Dienst- oder Lehensmann „mit Twing und Ban" belehnt.[156] Nicht selten war einem solchen auch die Vogtei nebst dem damit verbundenen Einkommen (der Vogtsteuer) zu Lehen gegeben und zwar hie und da in der Weise, daß Gericht und Vogtei in einer Hand waren.[157] So werden wir unten in unserem „Fronhofgericht" ein Rittergeschlecht als Vögte des hohenbergischen Dorfes Wöllhausen (Oberamts Nagold) aufführen. Solche Vögte wohnten als Vertreter des gräflichen Grund- und Landesherrn in der Regel den Fronhofgerichten an, hielten indeß auch besondere Gerichte im Namen ihres Herrn ab (die Vogtgerichte), sind übrigens nicht zu verwechseln mit den Kast- oder Schirmvögten der Kirchen und Klöster und den über Städte und die dazu gehörigen Herrschaften gesetzten hohen Beamten (s. oben).

Als Landesherr stand unserem Helden im ganzen Umfang seiner Grafschaft und über alle Einwohner, also selbstverständlich nicht nur über seine eigenen Grundholden sondern insbesondere auch die Freien (Edel- und Gemeinfreien) wie auch die Hörigen und Leibeigenen geistlicher und weltlicher Grundherrschaften, selbst unter Umständen über den Klerus[158] die hohe Gerichtsbarkeit zu. Diese war ein Ausfluß der alten Grafenrechte[159] und wurde, ohne daß indeß eine besondere Belehnung nöthig gewesen, im Namen des Königs oder Reiches und zwar auch in solchen Herrschaften ausgeübt, welche Lehen von geistlichen Fürsten gewesen.[160] So stand denn dem Grafenhause Hohenberg auch die hohe Gerichtsbarkeit in den vom Bisthum Bamberg zu Lehen getragenen Herrschaften Rotenburg, Horb und Nagold zu. Hie und da wurden namentlich in späteren Zeiten auch Aebte und Glieder des ritterschaftlichen Adels mit dem Blutbann belehnt,[161] und übten solchen Namens des jeweiligen Kaisers aus, hatten aber jedesmal die Belehnung nachzusuchen.

Zur hohen Gerichtsbarkeit gehörten alle schweren Verbrechen, welche die alten Weisthümer allermeist unter „Diube und Frevel" begreifen,

namentlich ausgezeichneter Diebstahl (besonders an Kirchen, Mühlen und Pflügen verübt), Straßenraub, schwerer Hausfriedensbruch, tödtliche Verwundung, Mord und Todtschlag, Mordbrand, Landes- und Hochverrath, Nothzucht, Meineid, Ketzerei, Zauberei u. a. m.[162] Und das Strafrecht, welches zur Zeit unseres Helden für derartige Verbrechen galt, war drakonisch, mit Blut geschrieben, daher auch der Name Blutbann für hohe Gerichtsbarkeit. Denn während nach dem alemannischen Gesetz im frühesten Mittelalter selbst der Todtschlag allermeist mit Geld gebüßt (gestraft) wurde,* gieng es bei all' den aufgezählten Verbrechen dem Schuldigen allermeist „an Leib und Leben, an den Hals." Da hieß es: den Dieb, welcher fünf Schilling Werths (etwa 5 bis 15 Mark unseres Geldes) gestohlen, soll man „henken," einen solchen aber, der einen Pflug, in einer Mühle oder Kirche etwas von obigem Werth geraubt, einen Mörder, Mordbrenner und einen schweren Verleumder, welcher einen anderen Ketzer, Sodomiter u. a. m. gescholten, „rederen," einem Hurer und Nothzüchter das Haupt abschlagen oder den lebendig begraben, einen Ketzer oder Zauberer auf „einer Hurde (einem Scheiterhaufen (ver)brennen." Und bei Körperverletzungen gieng's nach dem Mosaischen Gesetz: Aug' um Aug', Zahn um Zahn.[163] Und wenn König Rudolf noch im Jahr 1281, nachdem er also schon acht Jahre auf dem deutschen Thron gesessen, für nöthig gefunden, in dem Nürnberger „Landfrieden" das strenge Gebot ausgehen zu lassen: „swer mezzer in den hosen oder anderswo verholen treit (verborgen trägt), wirt man des inne, dem sol man die hant abslahen," ** so kann man sich daraus ein Bild machen von den damaligen inneren Zuständen des Reichs, da bei Hoch und Nieder immer noch Rohheit und Gewaltthat florirten.

Wohl stand warnend auf lichter Anhöhe, weit sichtbar bei manch' einer Stadt und Burg das Hochgericht mit Galgen und Rad; an gewaltiger Kette hieng hoch an einem Thurm drohend das Halseisen; in schauerlichem Burgverließ wartete des eines schweren Verbrechens Angeklagten der „Stock," in welchen man seine Füße schlug, und hartes Gefängniß. Trotzdem kamen aber nach zeitgenössischen Berichten Mord, Todtschlag und Gewaltthaten in erschreckender Zahl vor. Indeß wandte man, um von dem eines schweren Verbrechens Beschuldigten das Geständniß zu erwirken, zu unseres Helden Zeiten noch nicht jene

* Diese Geldstrafe (das „Wergelt") deren Betrag die Familie des Getödteten, wenn dieser ein leibeigener Knecht war, dagegen dessen Herr erhielt, war für einen solchen nur 15 Schilling, für einen Gemeinfreien 160 Schilling, einen Edelfreien (Edeling) 1440 Schilling, einen Priester 600 Schilling. Ermordung eines Herzogs und Bischofs wurde mit dem Leben gebüßt; für Vatermord war Kirchenbuße und Vermögensverlust angesetzt. Stälin I. S. 209 f.

** In solchem Fall dürfte eine scharfe Androhung noch heute am Platze sein.

haarsträubenden Zwangsmittel der Folter späterer Jahrhunderte an (s. unten).

Bei diesen namentlich auch in Schwaben damals herrschenden Zuständen hat die Ausübung der hohen Gerichtsbarkeit unsern Helden als Graf und Reichslandvogt sicherlich sehr in Anspruch genommen und bei seinen vielen und oft weiten Fahrten durch das Reich an der Seite seines königlichen Schwagers, der großen Ausdehnung seiner Grafschaft und den dazu gehörigen zerstreuten Herrschaften genöthigt, die Vögte und Schultheißen seiner Herrschaften und Städte auch mit der hohen Gerichtsbarkeit zu belehnen oder zu beauftragen.[164] So wenigstens zeit- und theilweise mit landesherrlichen Vogteien über in seinem Territorium gelegene Grundherrschaften geistlicher und weltlicher Herren, wie auch Kastvogteien von Kirchen und Klöstern.[165] Und es möge hier eine kurze Schilderung des dabei üblichen modus vivendi beider Theile Platz finden. Wir benützen in Betreff der landesherrlichen Vogtei hiezu einen uns urkundlich überlieferten speziellen Fall.[166] In der Umgebung des Oberhohenbergs liegen die Dörfer Wehingen und Gosheim, letzteres ehedem Filial von ersterem. Diese waren in alten Zeiten im Besitz der Klöster St. Gallen und Reichenau, im vierzehnten Jahrhundert aber von letzterem an Alpirsbach gekommen.[167] Die in den beiden Dörfern seßhaften Leute waren neben wenigen Ausleuten (anderen Herren Zugehörigen) Leibeigene des Klosters und hatten, sobald sie vierzehn Jahre alt geworden, zu schwören vorderſamst dem Abt in allem dem „gehorsam“ zu sein, was „lipeigen lüt irem eigen herren zu thun schuldig und pflichtig sind,“ darnach aber auch dem „vogtherren, dem Grafen als Landesherren eidlich zu geloben, alles des gehorsam und gewertig zu sein, was arme lüt irem vogtherren schuldig und pflichtig sind.“ Der Abt aber, bezw. seine Maier oder Keller hatten in den Dörfern und Höfen Twing und Bann. Zweimal des Jahres, im Maien und Herbst, hielten die Keller der Maierhöfe des Klosters in den beiden Dörfern im Namen des Abts als des Grundherren die üblichen Gerichte ab, hatten aber allemal zuvor den Vogt auf der nahen Burg Hohenberg als Stellvertreter des gräflichen Landesherrn davon zu benachrichtigen. Der erschien denn auch in der Regel bei diesen Gerichten, um sie zu schützen und nach Umständen selbst den Vorsitz zu führen (s. unten). Da saß nun der Keller, neben ihm der herrschaftliche Vogt in dem Klosterhof oder bei der Dorflinde innerhalb Etters mit dem Stab in der Rechten unter freiem Himmel zu Gericht, und es hatten dabei alle diejenigen Gotteshaus- auch Ausleute zu erscheinen, welche sich gegen die von dem Abt bez. dessen Keller gegebenen Gebote und Verbote hinsichtlich der Dorf- und Feldpolizei vergangen hatten und wurden mit

der herkömmlichen Geldstrafe von drei Schilling belegt. Es wurden die Streitigkeiten derselben untereinander über die zu den Höfen gehörigen Güter verhandelt und zum Austrag gebracht. Und wenn ein Gotteshausmann sein Gut erbs- oder kaufsweise an einen andern abtreten wollte, so mußte das auch auf dem Fronhofgericht vor dem Maier geschehen, der neue Besitzer aber „in die Kammer des Landesherren zehn Pfund Heller bezahlen.“ Bei Vollzug der Sprüche dieser Gerichte nahmen die Klostermaier die Hilfe der öffentlichen Gewalt des (Vogts) in Anspruch, wenn die ihnen zustehenden Zwangsmaßregeln ohne Wirkung geblieben waren. Erfolgte nämlich an dem gesetzten Termin die Bezahlung der auferlegten Geldstrafe nicht, so wurde auf einen zweiten die Strafe auf fünf Schilling erhöht und so fort ein dritter, vierter, fünfter und sechster Termin gegeben und dabei zehn Schilling, ein Pfund, fünf, zehn Pfund angesetzt. Höheren Strafansatz durfte der Klostermaier aber nicht machen, dafür hatte er den landesherrlichen Vogt um Hilfe anzurufen, damit seinem Gebot „nachgangen“ werde. Dieser setzte dann noch höhere Strafen und zog, wenn auch solche erfolglos geblieben, den Unbotsamen gefänglich ein. Die Strafansätze des Kellers wie auch die von ihm gesetzten Gebote bis zu zehn Pfund Heller fielen in die Kasse des Grundherren, die von dem Vogt angesetzten aber in die des Landesherrn. Dieser beziehungsweise sein Vogt sollte auch dem Kloster behilflich sein, daß kein Eigenmann desselben ohne dessen Zustimmung sich einem andern Herrn ergebe.

Des Klosters Keller konnte aber nicht richten über „diub und frevel (totschlag),“ d. h. alle diejenigen schweren Vergehen, welche zur hohen (peinlichen) Gerichtsbarkeit gehörten (s. oben). Das stand nur dem landesherrlichen Vogt zu, welcher in solchen Fällen den Stab führte aber nicht innerhalb des Dorfes oder Hofes zu Gericht saß. [168] Und die dabei gefallenen Strafgelder gehörten ganz der Herrschaft.

Hinsichtlich der Gerichtsbarkeit über Dörfer und Höfe eines Klosters waren, wenn der Graf Kast- oder Schirmvogt desselben gewesen, die Verhältnisse theils die gleichen theils andere. Der Kastvogt saß nämlich auch zweimal des Jahres, im Maien und Herbst, zu Gericht und gleichfalls außerhalb Etters, um über „diub und vrevel“ und alle diejenigen Vergehen, für welche die große Frevel-(Geldstrafe) angesetzt worden oder bei denen es dem Schuldigen an den Hals gieng, zu richten. Und der Klostermaier saß neben ihm indeß ohne den Gerichtsstab, denn diesen führte der Vogt, gleichwohl erhielt dieser nur ein Drittel von den gefallenen Geldstrafen, die andern zwei erhielt der Maier, dafür bezog jener aber die jährliche Vogtsteuer. [169] Diese durfte er aber nicht selbst erheben, sondern das Kloster ließ ihm solche, wenn er außerhalb Etters

von dessen Dorf oder Hof zu Gericht saß, zustellen. Und auch sonst wurde mit einer gewissen Aengstlichkeit möglichst verhütet, daß er das Dorf betrete, daher er auch nur bis an den Etter kommen durfte, um einen Verbrecher in Empfang zu nehmen. Doch war nicht zu umgehen, daß er nach Beendigung des Gerichts nebst mitunter sehr ansehnlichem Gefolge in den Klosterhof kam, um mit demselben das ihm gebührende meist reiche Mahl einzunehmen.[170]

Es blieben aber, wenn Graf Albert sich als grund- und landesherrlicher Richter und Vogt sowie als Schirmvogt von Klöstern theil- und zeitweise auch durch seine Beamten (Vögte, Schultheißen, Maier ꝛc.) sowie durch Vasallen und Dienstmannen hat vertreten lassen, abgesehen von den Landgerichten (s. unten) für ihn doch noch mancherlei Rechtsgeschäfte übrig, welche bei dem damals üblichen zumeist persönlichen Regiment nur durch ihn als Grund- Landes- und Lehensherr allein schließlich rechtskräftig abgemacht werden konnten. In der That kennt seine urkundliche Geschichte eine lange Reihe von Streitsachen, Verkaufs- Schenkungs- und Tausch-Handlungen, bei denen er den Vorsitz führte und die Betheiligten entweder Dienstmannen von ihm und sonstige Angehörige seiner Grafschaft waren, oder die Verkaufs- ꝛc. Objekte (Güter) in derselben lagen. Und fast bei allen solchen Regierungsgeschäften, denen unser Held als Landesherr oder Richter da und dort obgelegen, sehen wir ihn von einer größeren oder kleineren Anzahl seiner Vasallen und Dienstmannen, welche dabei seine Rathgeber, beziehungsweise Schöffen waren, umgeben. Füglich führen wir wenigstens einige Fälle davon hier unseren Lesern vor.

Noch heute heißt unter anderem ein Wiesengelände in dem weiten, reizenden Neckarthal zwischen den Dörfern Kiebingen und Wurmlingen und der Stadt Rotenburg „zu den sieben Linden.“ Dort standen ohne Zweifel schon zu unseres Helden Zeiten diese Lieblingsbäume unserer Vorvordern in der bedeutsamen Zahl sieben[171] im Umring eines mäßigen Geviertraumes, in dessen Mitte sich etwas erhöht eine Steinbank befand. Das war an Sonn- und Feiertagen eines der Lieblingsplätzchen der ledigen Burschen und Mädchen der umliegenden Ortschaften, wenn im Maien die stattlichen Bäume anfiengen, sich frisch zu belauben, und es linde, heitere Herbsttage gab. Da erscholl von dort manch' Jodelruf und lustiger Sang zu Reigen und Hoppaldei. Wenn aber zu Zeiten dorten Gericht gehalten worden, gieng's ernster her. So hatte im Spätherbst 1263 Graf Albert in einem zwischen seinen Dörfern Kiebingen und Sülchen einer- und dem Abt des Klosters Kreuzlingen als Besitzer der Kirche auf dem nahen Wurmlinger Berge andererseits über eine große Wiese ausgebrochenen Streit auf Klage des ersteren beide

Parteien vor seinen Richterstuhl zu „den sieben Linden" vorgeladen. Es erschien als Kläger Namens des Klosters Heinrich, der Leutpriester der Kirche auf dem Wurmlinger Berge, mit dem dortigen Klostermaier. Die beklagten Dörfer aber waren vertreten durch ihre Schultheißen und Richter nebst einigen Hübnern. Im Gefolge des Grafen kamen angeritten sein Marschalk, Kämmerer und Notar Heinrich, genannt Kappadozier, auch der Villikus des Hauptfronhofes Rotenburg. Der hohe Richter ließ sich auf der Steinbank nieder, die übrigen Anwesenden gruppirten sich um ihn unter den sieben Linden. Auf ein von dem Marschalken gegebenes Zeichen trat der Leutpriester vor den Grafen und erhub Klage wie die beiden genannten Dörfer die große der Wurmlinger Kirche beziehungsweise dem Kloster Kreuzlingen gehörige Wiese in „Stainâ" bei dem Birtinlê demselben unter Vorgeben, sie gehöre zur gemeinen Waide derselben, entrissen, seit mehreren Jahren von St. Gallen- bis Jörgentag ihre Hirten mit Rindvieh, Schafen, Schweinen und Ziegen darauf gefahren seien, und mehrmalen den Hirten und das Vieh des Klostermaiers mit Gewalt davon vertrieben hätten. Jedesmal aber habe er der Kläger durch den „banwart" der Kreuzlinger Hofgüter bei den Schultheißen der betreffenden Dörfer gegen solche Gewaltthat protestiren lassen. Darauf wurde auf Verlangen des Klägers der Maier, Banwart und der mitgekommene Hirte des Hofes als Zeugen vernommen und bekräftigten die Aussagen ihres geistlichen Herrn mit einem Eide. Darnach fuhr dieser in seinem Anbringen also fort und sagte, bevor — es seie erst einige Jahre her — solch' widerrechtliches Verfahren begonnen, seie die Wurmlinger Kirche mehr als vierzig Jahre in ruhigem, unangefochtenem Besitz der Wiese gewesen. Und als der Graf glaubhaften Zeugenbeweis hiefür verlangte, führte der Klostermaier die drei ältesten Männer von Wurmlingen, welche er mit sich genommen, vor den Grafen. Da sagte der erste, welcher nahe an neunzig Jahre alt aber noch ganz gesunder Sinne gewesen, er sei etwa in seinem fünfundzwanzigsten Jahre von dem Klostermaier zum Hirten bestellt worden und habe das Amt bis nach seinem siebenzigsten Jahre, da die Gebresten des Alters sich merklich eingestellt hätten, versehen; in dieser ganzen langen Zeit aber habe er nie ein fremdes Stück Vieh auf seines Herren Wiese waiden sehen. Und ein zweiter und dritter, welche auch herzugeführt worden, an die achtzig Jahr alt und bis in ihr hohes Alter Knechte und Taglöhner des Klostermaiers gewesen, sagten, sie hätten in ihrer langen Dienstzeit von niemand angefochten das Heu und Oemat von der Stainachwiese ab und in den Klosterhof geführt, auch nie anders gewußt und gehört, als daß die Wiese der Pfarr' von Wurmlingen angehöre. Und die drei alten Gesellen bekräftigten auf Verlangen ihre Aussage

mit gen Himmel zum Schwur erhobenen Fingern. Darnach wurden die Beklagten aufgefordert, vorzubringen auf was Grund vermeintlichen Rechtens sie von der Wiese in Stainach Besitz ergriffen. Aber ihr Vorbringen stand gegenüber von der Begründung der Klage auf so schwachen Füßen, daß der hohe Richter und seine Rathgeber, die beiden Hofbeamten und der Villikus des Fronhofes Rotenburg, bald die feste Ueberzeugung gewannen, das Kloster seie im Recht, die Gegnerschaft aber im Unrecht. Darauf befahl der Graf denen von Kiebingen und Sülchen bei Androhung seiner Ungnade, fortan die Wurmlinger Kirche in ungestörtem Besitz und ungeschmälertem Genuß der Wiese im Stainach zu lassen, der Notar des Grafen aber brachte später auf der Rotenburg die Verhandlung und das Resultat derselben zu Pergament, hieng seines Herren Siegel daran und stellte die Urkunde dem Leutpriester zu, der sie seinem Abte sandte. [172]

Wenige Jahre später sah man unter den „sieben Linden" Ritter und Bauern wieder um unsern Helden versammelt. Man stritt sich aber nun nicht um irdisch' Gut, sondern wollte demselben Valet sagen. So gieng's diesmal ganz still, ruhig und ernst her. Und wenn da und dort ein Finkenweibchen auf dem in eine gabeliche Verzweigung eingebauten zierlichen Neste festsitzend der Erfüllung ihrer Mutterfreuden sehnlichst entgegen sah, während der gefiederte zärtliche Gemahl es fleißig mit Räupchen azte, auch, um ihm die Zeit zu kürzen, auf einem nahen Zweige seinen helltönenden Sang erschallen ließ, so wurde solch' liebliche Familien-Scene durch die unter dem grünen Laubdach der Linden tagende Versammlung nicht gestört.

In dem nahen Dorfe Wurmlingen saß damals ein Bauer Konrad, genannt der Heinbold. Sein ehelich' Weib aber hieß Hedwig. Die hatte der Herr mit liegendem und fahrendem Gut gesegnet, aber ihnen Vater- und Mutterfreuden versagt, darum wollte der gute Schwabe, als er mit seinem Weibe alt geworden, auf Kinder nicht mehr hoffen konnte, für den Fall seines Abscheidens seine letzten Verfügungen treffen. Zwei Drittel seines Vermögens sollten zum Heil seiner Seele nach seinem Tode den frommen Klosterfrauen zu Kirchberg (bei Haigerloch), seiner Wittwe aber das übrige zufallen. Und damit handelte er auch ganz in ihrem Sinne. Dabei knüpfte Heinbold an diese Schenkung nur den Wunsch, er möchte in den geweihten Räumen des Gotteshauses einst zu seiner ewigen Ruhe niedergelegt werden, auf daß, wenn die Engelsposaune die Todten wecke, er inmitten von Frommen fröhlich auferstehe. Um aber die Vollziehung dieses seines letzten Willens vor jedweder Anfechtung sicher zu stellen, wollte er denselben vor dem Richterstuhl seines gnädigen Landesherrn, unseres Grafen Albert und vieler

Zeugen in feierlicher Weise kund thun. Und wie dieser dem genannten Kloster mit besonderer Gunst zugethan war, so willfahrte er auch gerne dem Wunsch seines Unterthanen und ließ an das von dem gleichfalls anwesenden Kapellan von Kirchberg aufgesetzte Testament sein Siegel anhängen. Von Heinbolds Heimat aber waren Zeugen gewesen: Der Ritter Dietrich genannt der Blarrer, dessen Brüder Walther und Reinhard, von den dortigen Bauern-Notabeln Steinmar, Asprian, Weinik und Heinrich, genannt der Akkergang. [173]

Ungleich mehr Fälle sind uns aber davon überliefert, wie Graf Albert als Landes- und Lehensherr in Rechtssachen und anderen Angelegenheiten von Rittern und deren Angehörigen gehandelt hat. Von denselben mögen doch einige, die zugleich auch kulturhistorisches Interesse bieten, hier Platz finden.

Da sehen wir wie bereits oben Seite 63 erwähnt worden in den ersten Tagen des Herbstmonats (September) vom Jahr 1258 hochansehnliche Gäste aus ziemlich weiter Ferne bei unserem Helden auf seiner Burg Haigerloch. Es waren dies sein Schwager Graf Rudolf von Habsburg, der nachmalige König, und zwei freie Herren von Hewen aus dem Hegau. Mit dem Habsburger war einer seiner Vasallen, der auf der Burg Neuhausen in der Herrschaft Kiburg * saß, angeritten gekommen. In Graf Alberts Umgebung befanden sich damals auch mehrere seiner ritterlichen Mannen — Hermann von Owe (Obernau bei Rotenburg), Albert und Hugo von Werenwag (im Donauthale) und Hugo von Wehingen (Oberamts Spaichingen). Es war auch gekommen ein in Nagold seßhafter Ritter und mit ihm der Kapellan des nahen Klosters Kirchberg, welches unsere Leser bereits kennen. Die beiden letzteren waren in eigener, besonderer Angelegenheit erschienen. Die ehliche Wirtin des Nagolder Ritters, welcher Dienstmann des Grafen Gotfried von Calw gewesen, war nämlich mit voller Zustimmung ihres Ehemannes in das genannte Kloster eingetreten. Beide hofften, sie werden sich damit den Himmel erkaufen. Die fromme Frau war aber nicht mit leeren Händen gekommen. Was sie eigen besessen, verschrieb sie dem Kloster, anderes, namentlich einen außerhalb des Städtchens Nagold gelegenen Hof, welcher Eigenthum ihres Ehemanns gewesen, schenkte dieser demselben. Solches alles war, wie es der Stand des Ritters und seines Ehegemahls verlangte, mit Hand und Willen ihres Herrn, des Grafen von Calw, geschehen. Darum aber hatten, wohl gewarnt durch Vorgänge, die fürsichtigen Klosterfrauen doch noch Bedenken, ob die erhaltenen Schenkungen gegen jedwede Anfechtung auch

* So zu deuten nach dem habsburg-östreichischen Urbarbuch a. a. O. S. 212, 22.

vollkommen geschützt sein werden.* Sie erachteten und nicht ohne Grund auch die Zustimmung desjenigen Herrn nöthig, in dessen Herrschaft („territorio“) die geschenkten Güter lagen. Und dies war unser Held, welcher, da sein Bruder Burkard damals noch minderjährig gewesen, auch die Burgen Nagold, Wildberg u. s. w. mit Zugehör unter sich hatte. Darum waren, als Albert auf Haigerloch Hof hielt, der Nagolder Ritter und der Kapellan von Kirchberg vor demselben erschienen und baten, auch er möchte seine Zustimmung zu der Schenkung geben, durch welche die betreffenden Güter in die sogenannte todte Hand gekommen waren. Da besprach nun Albert die Sache mit seinen hochedlen Gästen und den anwesenden ritterlichen Mannen seines Hauses; es wurde gewissenhaft und eingehend die Frage erörtert,[174] ob von seiner Seite überhaupt eine Einwilligung zur Schenkung des erwähnten Hofes nöthig sei, da, wie man sich überzeugt hatte, derselbe weder ganz noch theilweise nie Lehen seines Hauses gewesen. Gleichwohl drang die Ansicht durch, Alberts als des Landesherren Zustimmung seie doch nöthig, weil der Hof in seinem Herrschaftgebiet gelegen, und unser streng rechtlicher Held entsprach gerne der Bitte des Nagolder Ritters wie der Klosterfrauen und ließ ihnen über seine Einwilligung auch eine besondere Urkunde ausstellen.[175]

Unter den vielen Fällen, da unser Graf als Lehens- und Dienstherr Rechtsgeschäfte seiner Mannen endgiltig vollzogen, möge wenigstens folgender Fall hier eine Stelle finden.

Ein in Bisingen am Fuße des Hohenzollern seßhaft gewesener „Edler“, welcher übrigens Dienstmann des Grafen Friedrich von Zollern des Erlauchten war,[176] besaß von dem Grafenhause Hohenberg als Erblehen einen bei der Stadt Schömberg (Oberamts Rotweil) gelegenen Herrenhof, nebst dazu gehöriger Mühle, beabsichtigte aber solchen gegen eine Entschädigung in Geld an das Kloster Kirchberg zu schenken, beziehungsweise zu verkaufen. Weil aber auf diese Weise das Besitzthum in die todte Hand kam und der Lehensherr dadurch einen Vasallen verlor,[177] so war zu solcher Hingabe zunächst die Zustimmung des ersteren nöthig, für's andere konnte der Hof in seiner Eigenschaft als Lehen eines weltlichen Herrn nicht an das Kloster gelangen, sondern mußte zuvor von dem Lehensverbande los werden. Daher erschien Walger vor Graf Albert und dessen Brüdern Burkard und Ulrich, seinen bisherigen Lehensherren, gab in Gegenwart vieler Zeugen den Hof sammt Zugehör in deren Hände zurück und bat, sie möchten zu der beabsichtigten Verfügung über denselben ihre Einwilligung geben

* Seit dem Eintritt der Rittersfrau in's Kloster waren bereits fünf Jahre verflossen.

und das Besitzthum als freies Eigen dem fraglichen Kloster überlassen. Und Albert, welcher nun über den Hof, der wieder sein unmittelbares Eigen geworden, frei verfügen konnte, willfahrte als besonderer Gönner des Klosters in herkömmlicher rechtskräftiger Weise die Bitte seines vormaligen Vasallen. [178]

Bei den gesetzlosen wirren Zuständen, in denen Rudolf von Habsburg, als er im Oktober 1273 den deutschen Thron bestiegen, insbesondere Schwaben, das Herzogthum ohne Herzog, angetreten, kam unser Held, der als Reichslandvogt in demselben den Landfrieden aufrecht erhalten, Kirchen und Klöster gegen Gewaltthaten schützen und der Selbsthilfe der vielen Grafen und Ritter ein Ende machen sollte, auch derartige besondere Aufträge von seinem königlichen Schwager erhielt, sicherlich oft in die Lage zu richten und zu schlichten. So sieht man ihn im Herbstmonat 1287 im Namen des Königs in einer Gerichtsverhandlung in Heilbronn den Vorsitz führen. Das Cysterzienser Kloster Maulbronn hatte nämlich vor vielen Jahren durch einen Tausch mit König Rudolf gewisse Güter in der genannten Reichsstadt erworben, auch lange in ungeschmälertem und ruhigem Besitz gehabt. Im Verlauf der Zeit scheint man aber darüber nicht mehr recht klar gewesen zu sein, was alles ursprünglich zu denselben gehört hat, und ein Theil davon war in andere Hände gekommen. Da wandte sich das Kloster an König Rudolf mit der Bitte ihm wieder zu seinem vollen Besitz verhelfen zu wollen. Das geschah denn auch. Es wurde in der Person Swiggers von Gemmingen, des königlichen Landrichters zu Wimpfen, des Ritters Rabono genannt „Goler“ von Ravensburg und des Reichsschultheißen Heinrich von Heilbronn unter unserem Helden als Vorsitzenden an des Königs Statt ein Gericht daselbst niedergesetzt, auch Ritter Friedrich von Dizenbach, Hermann genannt Schmierer und Heinrich genannt „Stupphil“, Bürger und Rathsherren von Heilbronn, beauftragt, Nachforschungen über den ursprünglichen Bestand der fraglichen Güter anzustellen. Diese erfüllten denn auch ihren Auftrag mit Erfolg, indem sie vor des Königs Stellvertreter und dem niedergesetzten Gericht das eidlich bekräftigte Zeugniß („Kuntschaft“) dahin ablegten, daß ein Bauernhof, welchen ein gewisser Herr von Schloßberg ehedem im Besitz gehabt, auch zu den dem Kloster von dem König zugewiesenen Gütern gehöre. Darauf wurde solcher demselben von dem Gericht zugesprochen. [179]

Ein anderes Mal, das Jahr ist nicht bekannt, ertheilte König Rudolf unserem Helden, „seinem lieben Schwager und Getreuen“, den bestimmten und gemessenen Befehl, alles aufzubieten, um die ernsten Zerwürfnisse zwischen zwei freien Herren, die uns indeß den Namen nach nicht über-

liefert sind, beizulegen, zu dem Ende dieselben auf einen Tag vor sich zu laden und die Sache auf gütlichem oder dem Rechtswege abzumachen. Würde sich aber einer derselben seinem Spruche nicht fügen wollen, so solle er ihn mit Waffengewalt dazu zwingen. [180]

Eine hervorragende Rolle im mittelalterlichen Gerichtswesen nehmen für die hohe Gerichtsbarkeit die Landgerichte, für die niedere die Fronhof- oder Hubgerichte ein, daher wir füglich von dem einen und anderen hier ein Bild folgen lassen.

Die gräflichen Landgerichte im Allgemeinen. [181]

In der Zeit (achtes bis elftes Jahrhundert) da auch in Alemannien (Schwaben) die Gauverfassung bestanden und neben den Edelfreien die Zahl der Gemeinfreien noch groß gewesen, waren die von den Grafen als königlichen Beamten abgehaltenen Gaugerichte kleine Volksversammlungen, [182] auf denen alle freien Angehörigen des Gau's zu erscheinen hatten und stimmberechtigt waren. Nachdem aber im zwölften und noch mehr im dreizehnten Jahrhundert auch in Schwaben aus den Gaugrafen erbliche Landesherren unter der Lehensoberhoheit der Könige und Kaiser, aus den Gaugerichten gräfliche Landgerichte geworden waren, und die Masse des Volks zu Grundhörigen und Leibeigenen herabgesunken oder herabgedrückt war, war auch die Zahl derer, welche berechtigt beziehungsweise verpflichtet waren auf den nunmehrigen Landgerichten der Grafen zu erscheinen, im Verhältniß zu der ganzen Bevölkerung des Gerichtssprengels sehr klein. Sie begriff nur diejenigen dem Laienstande Angehörigen desselben, welche darin begütert und seßhaft gewesen, aber nicht unter dem Hofrecht einer Grundherrschaft standen noch viel weniger leibeigen waren. Also in erster Linie die freien Herren, die Lehens- und Dienstmannen und die etwa noch vorhandenen freien Handwerker und Bauern (s. oben). Alle aber mußten volljährig d. h. einundzwanzig, vierundzwanzig oder fünfundzwanzig Jahre alt sein. [183]. Von den Grundhörigen und Leibeigenen der Grafen, freien Herren und Dienstmannen sowie der Klöster und Kirchen hatten auf einem Landgericht nur diejenigen zu erscheinen, welche eines schweren Verbrechens, das die grundherrliche Gerichtsbarkeit der Fron- oder Herrenhöfe nicht aburtheilen konnte, angeklagt waren. Und auch schwere Verbrecher aus dem geistlichen Stande wurden, nachdem sie dem Bischof überantwortet und ihnen von diesem die „pfaffliche Ehre genommen", auf Heißen des Landrichters festgenommen und von ihm abgeurtheilt wie Laien. [184] Außer Criminal- und Civilsachen gehörten vor das Forum der Landgerichte auch Gegenstände der sogenannten frei-

willigen Gerichtsbarkeit, die Wahrung der landesherrlichen Gerechtsame und des Landfriedens und mancherlei öffentliche Angelegenheiten der Grafschaft. Die gräflichen Landgerichte wurden noch bis in das spätere Mittelalter herab, sofern es die Jahreszeit erlaubte, nach uralter Sitte unter freiem Himmel und zwar nicht etwa innerhalb Etters eines Dorfes oder im Bereich eines Fron- oder Herrenhofes, sondern mit vollkommener Oeffentlichkeit meist in der Nähe von Reichs- oder Königsstraßen, auf weiten Ebenen, Auen und Wiesengründen, Bergen und Hügeln, bei Quellen, in der nächsten Umgebung von gewaltigen Bäumen (Linden, Eichen u. a.), gewissen alten Denksteinen, vor den Thoren der Städte u. a. O. abgehalten.[185] Und nicht wenige der mittelalterlichen Gerichts- (Ding-) Stätten waren in der Heidenzeit heilige Oerter gewesen, an welchen man unter dem Vorsitze der Priester auch Gericht gehalten, den Göttern Menschen und Thiere geopfert, denselben zu Ehren große Feste gefeiert, bei denen man unter wilden Gesängen Bier und Meth aus den Schädeln erschlagener Feinde in Hülle und Fülle getrunken hat. Als aber das Christenthum sich im sechsten und siebenten Jahrhundert in Alemannien (Schwaben) Bahn gebrochen, da machte es solch' heidnischem Treiben ein Ende, ließ jedoch in kluger, schonender Weise manch' geheiligten Ort als Gerichtsstätte der von den fränkischen Herrschern eingesetzten Gaugrafen fortbestehen. Und auf denselben Plätzen wurden später nicht selten auch die gräflichen Landgerichte gehalten, so reicht das oft erwähnte „Birhtinlê“ (s. unten) im Neckarthal bei Rotenburg sicherlich bis in das achte oder neunte Jahrhundert hinauf. So weit zurück geht unzweifelhaft auch die alte Gerichtsstätte bei Cannstatt auf der Altenburger Höhe zwischen Cannstatt und Zuffenhausen. Dort hielt im Jahr 746 der Frankenkönig Karlmann, der Bruder des bekannteren Pipin, strenges Gericht über die rebellischen alemannischen Großen besonders deren Herzog Theutbald (Theobald), welche ihren Abfall von dem Frankenreich meist mit dem Leben büßen mußten. Aber noch im Jahr 1330 wurde auf derselben Stätte genannt „zum Stein“ von den Grafen von Wirtemberg oder deren Stellvertretern Landgericht („Lantag“) abgehalten.*

Ordentlich sollte im dreizehnten Jahrhundert des Jahres drei Mal — im Hornung (Februar), Mai und Herbst (nach Michaelis) — „in unfriedlichen, üblen“ Zeitläuften aber alle zwei Monate ein Landgericht gehalten werden. In solche fiel die Regierung unseres Helden, für dessen Zeit diese Bestimmung auch gegolten, daher man annehmen darf, er werde auch als Landrichter vielfach in Anspruch genommen worden,

* Siehe Anmerkung 185.

an seiner Stelle aber nicht selten auch seine höheren Vögte oder Schultheißen als solche aufgetreten sein. Dabei ist anzunehmen, seine ausgedehnte Grafschaft, von Nagold abgesehen, werde mehrere Landgerichtsstätten etwa drei gehabt haben: eine in der zur Burg Hohenberg gehörigen großen Herrschaft, dem alten Scherragau, eine zweite in der Herrschaft Haigerloch und eine dritte im Sülichgau.

So hieß, wie wir bereits an andern Orten (S. 171) berichtet, nach dem uralten, ehedem sehr ansehnlichen Orte „Sülichi(n)“ auch „Sulikin“[186] der Landstrich um den Neckar von oberhalb Rotenburg bis unterhalb Tübingen. Genannter Ort, in den zu unsers Helden Zeiten und noch hundert Jahre später die nahe Stadt Rotenburg eingepfarrt war, ist aber seit drei Jahrhunderten abgegangen und davon nur noch die alte St. Johanniskirche, die jetzige Sülchenkapelle mit Meßnerhaus vorhanden, welche inmitten von Feldern zwischen Rotenburg und Wurmlingen steht, um die herum aber noch heute der Friedhof der Stadt Rotenburg liegt.

Besteigt der Leser in Tübingen das Dampfroß der Eisenbahn um zur Bischofsstadt Rotenburg am Neckar zu eilen, so sieht er nahe am Ziele seiner Fahrt zu seiner Rechten jenseits des Neckars im Thale ein aus Stein aufgeführtes Feldhüterhäuschen. In unmittelbarer Nähe davon erhebt sich über dem umliegenden Wiesengrunde ein niedriger Hügel im Geviertraum eines mäßigen Zimmers, auf dessen Mitte von jeher und noch bis in die neueste Zeit ein säulenförmiger Denkstein stand, der aber leider seit Kurzem auf den Wiesweg zur Seite gestellt ist. Der Hügel war in alter Zeit ohne Zweifel ausgedehnter und höher. Das Wiesengelände umher, davon ein Stück von zwölf Morgen ehedem „von ewigen Zeiten her frei gewesen“ heißt heute sprachlich ganz verdorben Burgenlai, hieß im siebzehnten Jahrhundert Burtenley auch Burtenlehen, zu unseres Grafen Zeit Birtinlê, Burtinlê und Bircinloë(leo) auch in der alten guten Form Birhtinlê. In der Nähe davon liegt der unsern Lesern bereits bekannte Wiesengrund „zu den sieben Linden.“ Birhtinlê will sprachlich sagen der Hügel, Grabhügel des Birhto.[187] Wenn nun auch die in eine graue Vergangenheit zurückreichenden näheren Beziehungen des Platzes nicht bekannt sind, so hat man sich in jenem Birhto jedenfalls eine hervorragende Persönlichkeit zu denken und in dem Birhtinlê, jenem Punkte bei dem höchst bescheidenen Feldhüterhäuschen, eine historisch-denkwürdige Stätte zu erkennen, und es ist in dieser Beziehung sehr zu bedauern, daß der Gedenkstein, welcher übrigens nicht alt ist und wahrscheinlich an die Stelle eines älteren gesetzt worden, von dort entfernt wurde. Auf solchen Plätzen wurden in alter Zeit aber nicht blos Gerichte gehalten

sondern auch mancherhand andere wichtige Dinge verhandelt. Und folgt uns der Leser in die dreißiger Jahre des dreizehnten Jahrhunderts zurück, so können wir ihn im Geiste in eine hochansehnliche Versammlung, welche eines Tages auf dem Birhtinlê in einer gewichtigen Angelegenheit tagte, einführen. Dort, auf dem anmuthigen Wiesengrunde und im Angesicht der nahen Rotenburg trat nämlich der mächtige Pfalzgraf Rudolf II. mit dem jungen Grafen Burkard von Hohenberg zusammen, um die zwischen seiner Tochter Mechtild und dem letzteren geplante Heirath zum Abschluß zu bringen. Da trifft man hohe Verwandte, Vasallen und ritterliche Dienstmannen im Rathe der beiden Grafen. Und nach anderen derartigen Vorgängen darf man annehmen, daß, nachdem die Eheberedung namentlich in Betreff der Mitgift der Tochter des Pfalzgrafen zum Abschluß gekommen, auch die herkömmliche ceremonielle Verlobung des jungen Paares durch den Vater der Braut im Ring der hohen Versammlung vorgenommen wurde (s. Bd. I. S. 151 ff.) und so Mechtilde auf Grund und Boden ihrer neuen Heimat an die Seite ihres Burkard getreten ist.[188] Aus dieser Ehe ist aber der Held unseres Bilderkreises entsprossen, daher das Birhtinlê schon aus diesem Grunde unsere besondere Beachtung verdient. Die fragliche Verhandlung auf demselben war aber weder von dem einen noch anderen der beiden Grafen eine amtliche. Und wenn von Seiten des Pfalzgrafen nebenher auch noch anderes dabei verhandelt worden, so war doch die Versammlung ausdrücklich wegen der Eheberedung zusammengetreten.[189] Man hat also hier kein Landgericht vor sich. Ein solches pflegten die Pfalzgrafen von Tübingen bei Reusten im Ammerthal (s. Anm. 185), die Grafen von Hohenberg-Rotenburg aber bei dem Dorfe Wendelsheim, eine Stunde von Rotenburg, abzuhalten. Da lag die Gerichtsstätte auf einer mäßigen Anhöhe, welche eine weite Aussicht gewährt und in eine vorliegende Hochebene abfällt.[190] Dort wurden bis 1378 die Landgerichte abgehalten, in diesem Jahre solche aber mit Genehmigung des Kaisers Karl IV. in die Stadt Rotenburg verlegt. Doch hat sich in dem genannten Dorfe noch bis heute die Ueberlieferung erhalten, auf dem bezeichneten Platze sei einst unter freiem Himmel Gericht gehalten worden. Bevor wir aber zu unserem speziellen Bilde über ein Landgericht, welches unser Held bei Wendelsheim abgehalten, übergehen, dürfte eine kurze Orientirung zunächst über das Richterpersonal hier am Platze sein.

Der Graf oder sein Stellvertreter, einer der oben aufgeführten höheren Vögte oder Schultheißen (s. oben S. 166), führte den Vorsitz. Nächst dem Grafen oder dessen Stellvertreter waren die Schöffen (die Scabinen), welche indeß auch manchmal Richter (judices) hießen, die Hauptpersonen. Sie waren solche gewissermaßen auch, denn ihres Amtes

war es zu „weisen“, was in gegebenem Falle Rechtens war, und hienach das Urtheil zu fällen. Darauf stand es dem Landrichter zu, wenn er demselben beistimmte und dagegen nicht von andern Seiten an den höchsten Richter, den König oder Kaiser Berufung eingelegt wurde, solches vollziehen zu lassen. Die Befugnisse dieser Schöffen des Mittelalters giengen also weiter als die unserer Zeit, welche blos über den Thatbestand, das Schuldig oder Nichtschuldig, zu urtheilen haben. Sie wurden von dem Grafen und den bei dem Landgerichte erschienenen Stimmberechtigten (s. oben S. 81) aus deren Mitte entweder je und je erst gewählt oder hatten wie namentlich die in Städten ihr Amt erblich. Es sollten weise, d. h. im Herkommen und Gewohnheitsrecht des Landes erfahrene, aber keine gelehrte, rechtskundige Leute sein. Wohl mag es namentlich in späterer Zeit vorgekommen sein, daß der dem Landgerichte vorsitzende Graf einen rechtskundigen Scultetus (Schultheiß) zur Seite hatte. Was nun den Stand anbelangt, welchen die Schöffen der Landgerichte unseres Helden angehört haben werden, so ist für's Erste in Betracht zu ziehen, daß über einen Angeklagten nur ein „Genosse oder Uebergenosse“ (ein seinem oder einem höheren Stande Angehöriger) richten konnte, sodann müssen wir daran erinnern, daß die Bevölkerung der Grafschaft Hohenberg neben den wenigen vollfreien Herren (zumeist hohenbergischen Vasallen) und gemeinfreien Bauern in der Hauptsache aus einer namhaften Zahl ritterbürtiger Dienstmannen und der überwiegend großen Masse von grundhörigen oder leibeigenen Leuten bestand, welche, es sei denn als schwer Angeschuldigte, nicht vor ein Landgericht gehörten. So konnten denn die Schöffen der Landgerichte unseres Grafen und wohl auch anderer nur Freie oder Dienstmannen gewesen sein,[191] wie auch das alte schwäbische Landrecht aus dessen Zeit ausdrücklich sagt, daß freie Leute wie auch des Reiches und der Fürsten Dienstmannen über alle freien Leute (somit auch über Dienstmannen und sonstige Hörige) „Zeugen sein und Urtheil finden konnten,“ jedoch mit der Einschränkung für die Dienstmannen, daß diese nicht zu Schöffen gewählt werden durften in einer Sache da es einem Freien „an lib oder an ere“ gieng. Die Schöffen mußten in diesem Fall auch Freie sein. Die Zahl derselben überhaupt betreffend findet man, daß es meist sieben, nicht selten jedoch auch zwölf, hie und da nur drei waren. Indeß kam es auch vor, daß bei einem Landgericht alle stimmberechtigten Anwesenden oder mit den Schöffen die übrigen das Urtheil gefällt haben.

Eine hervorragende Rolle bei den Landgerichten spielten die *Fron-* oder *Gerichtsboten* auch *Bütel* genannt.[192] Deren hatte eine Grafschaft mehrere, jedenfalls so viel als darin Landgerichtsstätten waren. Der Fronbote wurde von dem Grafen gewählt und feierlich in sein Amt

eingesetzt. Da nahm ihn dieser nach erfolgter Wahl bei der Hand, setzte ihn auf einen mit einem Kissen bedeckten Stuhl und legte ihm die Heiligen auf den Schoß. Darauf mußte er schwören, er wolle in seinem Theil nach Kräften schaffen, daß das Recht obsiege, das Unrecht aber unterliege, seiner Herrschaft getreu und gewärtig (stets dienstbereit) sein und ihr nur die Wahrheit sagen; denn eines Fronboten Aussagen hatten wie die des Landrichters so viel Rechtskraft als diejenigen von zwei gewöhnlichen Zeugen. Nicht selten hatte der Graf einen Fronboten aus seinen Eigenleuten genommen, dann den Erkorenen aber zuvor freigelassen, denn derselbe mußte seinem wichtigen Amte entsprechend „ein freier Landsäße“ sein. Dazu stimmte nun aber schlecht, daß ein pflichtvergessener Fronbote körperlich abgestraft wurde: er erhielt nämlich dreißig Streiche („das Königs Malter“) mit einer eichenen Gerte, die zwei oder drei Ellenbogen lang sein mußte. [193] Als fixe Belohnung sollte ein Fronbote mindestens mit einer halben Hube (einem Bauerngut von etwa zwanzig Morgen Acker nebst Zugehör) belehnt sein.

Hatte der Graf vor, demnächst ein Landgericht abzuhalten, so sandte er vierzehn Tage vorher den betreffenden Fronboten in die Märkte, Dörfer und auf die Burgen des Sprengels und ließ durch ihn verkünden, an welchem Tag und welcher Stätte er das Landgericht halten wollte. Auch die bei den vorkommenden Verhandlungen betheiligten Parteien und Zeugen, soweit dieselben bekannt waren, wurden vorgeladen. Der Bote trug als Abzeichen seines Amtes einen Stab aber keine Waffe, bedurfte auch deren nicht, denn er war eine unverletzliche Person. Wo er einritt, um das Landgericht anzusagen, da mußte er auch von den Leuten verpflegt und beherbergt werden. Niemand aber durfte in „Harnisch“ auf ein Landgericht reiten.

Noch ist einiges zu sagen über die Beschaffenheit und Einrichtung des Gerichtsplatzes im engeren Sinne, in dem sich bei den Verhandlungen der Landrichter und Schöffen, der Fronbote, die Parteien u. a. befanden. Derselbe war um die Bäume und Steine meist in mehr oder weniger vollkommen ringförmiger Weise eingefriedet. Das geschah in den ältesten Zeiten namentlich im deutschen Norden bei dem allgemeinen Glauben an die Heiligkeit der Gerichtsstätte einfach dadurch, daß man dünne Haselstäbe im Kreise herumsteckte und eine Schnur oder gar nur einen Faden darüber hinzog. Später, schon zur Zeit unseres Helden, griff man aber zum Schutz des Gerichtsplatzes gegen das Eindringen der Umstehenden zu wirksameren, festeren Mitteln. An die Stelle der Haselstäbe und Schnüre traten erst Zäune oder mit Flechtwerk aus Zweigen verbundene Pfähle, dann eigentliche Schranken oder Geländer von Holz. Innerhalb der Einfriedung waren die Sitze für

war es zu „weisen“, was in gegebenem Falle Rechtens war, und hienach das Urtheil zu fällen. Darauf stand es dem Landrichter zu, wenn er demselben beistimmte und dagegen nicht von andern Seiten an den höchsten Richter, den König oder Kaiser Berufung eingelegt wurde, solches vollziehen zu lassen. Die Befugnisse dieser Schöffen des Mittelalters giengen also weiter als die unserer Zeit, welche blos über den Thatbestand, das Schuldig oder Nichtschuldig, zu urtheilen haben. Sie wurden von dem Grafen und den bei dem Landgerichte erschienenen Stimmberechtigten (s. oben S. 81) aus deren Mitte entweder je und je erst gewählt oder hatten wie namentlich die in Städten ihr Amt erblich. Es sollten weise, d. h. im Herkommen und Gewohnheitsrecht des Landes erfahrene, aber keine gelehrte, rechtskundige Leute sein. Wohl mag es namentlich in späterer Zeit vorgekommen sein, daß der dem Landgerichte vorsitzende Graf einen rechtskundigen Scultetus (Schultheiß) zur Seite hatte. Was nun den Stand anbelangt, welchen die Schöffen der Landgerichte unseres Helden angehört haben werden, so ist für's Erste in Betracht zu ziehen, daß über einen Angeklagten nur ein „Genosse oder Uebergenosse“ (ein seinem oder einem höheren Stande Angehöriger) richten konnte, sodann müssen wir daran erinnern, daß die Bevölkerung der Grafschaft Hohenberg neben den wenigen vollfreien Herren (zumeist hohenbergischen Vasallen) und gemeinfreien Bauern in der Hauptsache aus einer namhaften Zahl ritterbürtiger Dienstmannen und der überwiegend großen Masse von grundhörigen oder leibeigenen Leuten bestand, welche, es sei denn als schwer Angeschuldigte, nicht vor ein Landgericht gehörten. So konnten denn die Schöffen der Landgerichte unseres Grafen und wohl auch anderer nur Freie oder Dienstmannen gewesen sein,[191] wie auch das alte schwäbische Landrecht aus dessen Zeit ausdrücklich sagt, daß freie Leute wie auch des Reiches und der Fürsten Dienstmannen über alle freien Leute (somit auch über Dienstmannen und sonstige Hörige) „Zeugen sein und Urtheil finden konnten,“ jedoch mit der Einschränkung für die Dienstmannen, daß diese nicht zu Schöffen gewählt werden durften in einer Sache da es einem Freien „an lib oder an ere“ gieng. Die Schöffen mußten in diesem Fall auch Freie sein. Die Zahl derselben überhaupt betreffend findet man, daß es meist sieben, nicht selten jedoch auch zwölf, hie und da nur drei waren. Indeß kam es auch vor, daß bei einem Landgericht alle stimmberechtigten Anwesenden oder mit den Schöffen die übrigen das Urtheil gefällt haben.

Eine hervorragende Rolle bei den Landgerichten spielten die Fron- oder Gerichtsboten auch Bütel genannt.[192] Deren hatte eine Grafschaft mehrere, jedenfalls so viel als darin Landgerichtsstätten waren. Der Fronbote wurde von dem Grafen gewählt und feierlich in sein Amt

Knechten auf seiner Gerichtsstätte bei Wendelsheim angeritten und wird vom Maier seines dortigen Hofes ehrerbietigst empfangen. Mit ihm kommen auch der Amman (Schultheiß) von Rotenburg, sein treuer Diener und erfahrener Rath, sein Notar, der Cappadozier, und der Küchenmeister Heinzelin angeritten. Schon haben sich die meisten zum Landgericht Gebotenen eingefunden und umstehen die Schranken. Andere reiten eben mit dem Grafen an. Weiterabseits steht viel gafflustiges Bauernvolk, Jung und Alt, verhält sich aber in ehrfurchtsvoller Stille. Der Graf steigt vom Pferde, wobei ihm sein Marschalk Stegreif und Zügel hält, seinem Beispiel folgt sofort sein ganzes Gefolge. Die reisigen Knechte führen die Pferde ihres hohen Herrn und der Ritter in den Maierhof von Wendelsheim.

Der Landrichter tritt in den „Ring“ der Gerichtsstätte ein, mit ihm sein Amman von Rotenburg und Notar, wie auch die von ihm auf diesen Tag bereits gewählten Schöffen aus der Zahl seiner Vasallen und ritterlichen Dienstmannen. Der Fronbote war schon seit Sonnenaufgang auf dem Platze und hatte wie herkömmlich hinter dem Steinstuhl des Landrichters eine hohe Stange, an welcher oben der Wappenschild desselben befestigt war, aufgerichtet zum Zeichen, daß heute „lant tag“ sei. Weithin gleist in der Morgensonne das quergetheilte Schildfeld von Silber und Roth. Und bald nimmt der Landrichter, das Gesicht gegen Morgen gewandt, auf seinem hohen, von einem Steinmetzen kunstreich gefertigten Stuhle Platz; auf sein Geheiß lassen sich auch die sieben Schöffen auf ihren Bänken nieder, ihm zunächst setzt sich der Amman, sein Berather. In bis auf die Schuhe reichenden „Leibröcken“ mit langen engen Aermeln, die weiten Mäntel nur über die Schultern gelegt, ohne Waffen, Hut und Handschuhe sitzen Landrichter und Schöffen da. Jener, wie es seiner Zeit bei Richtern meist Brauch war, mit übereinander geschlagenen Beinen, und dem schmucklosen Richterstab aus einer geschälten Haselnußruthe in der Rechten.[194]

Bald richtete der Landrichter an den Fronboten die Frage, ob er wie Rechtens zum Landgericht geboten, ob alle zum Erscheinen verpflichteten wie auch die sonst vorgeladenen Leute anwesend seien, sodann fragte er die Schöffen, ob die Gerichtsstätte gehörig eingerichtet, ob Jahres- und Tageszeit des Gerichts dem Herkommen entsprechend seien, ob es an der Zeit sei, den Gerichtsfrieden zu gebieten. Nachdem der Fronbote nochmals Umschau gehalten, wer von den „Dingpflichtigen“ etwa noch fehle, und solche mit der üblichen Strafe von drei Schilling Heller (sechsunddreißig Heller) vorgemerkt hatte, auch alle obigen Fragen mit Ja beantwortet worden, erhob sich der Graf und sprach, den Gerichtsstab in der Rechten mit lauter feierlicher Stimme bedeckten Hauptes

also: „Ich verbiete bei schwerer Strafe, daß jemand ohne „Urlaub“ (meine Erlaubniß) sich von seinem Sitz erhebe oder ihn verlasse, in den Ring eintrete oder sich daraus entferne, für einen andern das Wort ergreife, es sei denn der „Fürsprecher“ (Rechtsanwalt), ihm dreinrede oder ihn überschreie und sonst das Gericht durch Lärm störe, sonder Urlaub Recht finde, gebe oder nehme; ich verbiete auch allen Haß und jeglich Scheltwort.“ Nachdem all' dies geschehen, begannen die Gerichtsverhandlungen. Zuvor aber hatte der Fronbote vor den Stuhl des Landrichters einen kleinen Tisch gestellt und darauf ein Schwert, Beil und einen Strick gelegt. Denn zunächst wollte man die Aburtheilung der schweren Verbrechen, bei denen es dem Schuldigen an Leib und Leben gieng, vornehmen, da zu solcher Richter und Schöffen noch nüchtern sein sollten.

Wenige Wochen zuvor war ein Kaufmann, welcher mit seinem Knechte und drei Pferden, wovon eines seine Warenkörbe mit Geschmeide in Gold und Edelgestein trug, und einem Geleite von drei Reisigen durch unseres Landrichters Grafschaft gezogen, und in der Nähe einer Burg auf der durch einen Wald führenden Landstraße von einem Ritter und zwei Waffenknechten überfallen worden. Bald war es einem dieser auch gelungen, sich eines der Warenkörbe zu bemächtigen, aber die Geleitsleute wie auch der Kaufmann und sein Knecht, welche gleichfalls Waffen trugen, setzten sich gegen die drei Räuber so tapfer zur Wehr, daß diese sämmtlich stark verwundet wurden, den gemachten Raub wieder herausgeben, sich ergeben mußten und an den gräflichen Schultheißen der nächsten Stadt abgeliefert wurden. Der hatte seinem Herrn alsbald den Vorfall berichtet und darauf die Weisung erhalten, den Ritter mit seinen Knechten bis zu dem Landgericht, welches er demnächst abhalten werde, fest zu verwahren und sodann an dasselbe auszuliefern.

Da war nun der so schwer bedroht gewesene Kaufmann der erste, welcher auf erhaltene Erlaubniß als Kläger in den Ring trat und um einen „Fürsprecher“ (Rechtsbeistand) bat, der ihm auch gewährt wurde. Dieser stellte nun an den Richter die Bitte um „Aufruf“ der Sache und des Uebelthäters, indem er laute Klage erhob über die verübte Unthat. Darauf wurde der Raubritter und seine Waffenknechte, welche in der Nähe des Gerichtsplatzes von Bewaffneten bewacht worden, alle mit auf den Rücken gebundenen Händen und entblößten Häuptern von dem Fronboten, welcher in der Rechten seinen langen Stab trug, vor den Landrichter in den Ring geführt, ihnen nun aber die Fesseln abgenommen. Darauf trug der Beistand des Klägers nach eingeholter Erlaubniß seine ausführliche Anklage vor, alsdann wurde auf sein

Begehren der Angeklagte zur Antwort und Vertheidigung aufgefordert. Dieser blieb aber stumm, begehrte auch keinen Fürsprecher. Dagegen bat der des Klägers, die Geleitsleute und den Knecht des Kaufmanns, welche sich außerhalb der Gerichtsschranken befanden, als Zeugen aufzurufen, wie auch den bereits geraubt gewesenen, äußerst werthvollen Warenkorb [195] herbeitragen zu lassen. Als so die Sache nach Kurzem spruchreif geworden, fragte der Landrichter auf Bitte von des Kaufmanns Rechtsbeistand die Schöffen um ihr Urtheil. Die erhoben sich nach kurzer Berathung von ihren Bänken und ihr einstimmiges Urtheil lautete nach des Landes Herkommen und Recht also: „Man soll den Straßenräuber und seine Knechte hängen, nicht an den gemeinen Galgen. Man soll einen aufrichten an der Landstraße und sie dar an hängen, des Räubers Haus oder Burg aber brechen." Darauf erhob sich auch der Landrichter von seinem Stuhl, verkündete unter feierlicher Stille, mit lauter Stimme in wenigen Worten das gefällte Urtheil, zerbrach über den Häuptern der Verurtheilten den Stab und warf ihnen die Stücke vor die Füße mit den Worten: „Nun helf' euch Gott, ich kann euch ferner nicht helfen." [196] Der Fronbote aber vollzog noch am gleichen Tag in Anwesenheit des gräflichen Ammans von Rotenburg das Urtheil, denn er versah damals auch das Amt des Gefangenwärters („Stockwarts") und Nachrichters. Dabei hatte er das Beneficium, daß, wenn er neun Uebelthäter hingerichtet hatte, der zehnte ihm gehörte und von ihm losgekauft werden konnte.

Bald aber, schon des andern Tages ritt der Amman mit dem Fronboten und einigen Knechten zur Burg des Raubritters, [197] that drei Schläge an das Burgthor zum Zeichen, daß dieselbe dem Gericht verfallen und „zerbrochen" werden solle. Da verließ die auf so entsetzliche Weise zur Wittwe gewordene Rittersfrau unter herzzerreißendem Wehklagen mit Kindern und Gesinde das Haus und nahm so viel sie konnte von ihrer Habe mit. Der Fronbote aber rief im Namen des Landrichters die umwohnenden Leute zur Zerstörung des Raubhauses auf. Und zwar mußte es ganz auf ihre Kosten geschehen, brauchten sie auch drei Tage dazu. Darum aber machten sie sich, mit Aexten, Hauen und Schaufeln bewaffnet, doch willig an's Werk, denn auch sie hatten vieles von dem harten Ritter zu leiden gehabt. Schließlich steckte man, was nach mühevoller Arbeit von dem festen Bau noch stehen geblieben, in Brand. Da stürzten von des Feuers Gewalt Thurm und Steinhaus vollends ein. Mit den Trümmern wurde der Graben ausgefüllt, der Wall aber mit Hacken und Schaufeln geebnet. [198]

Die von uns in Folgendem eingeführte Gerichtsverhandlung [199] bietet mit der vorhergehenden dem Leser ein Bild jener wirren, gesetz-

losen Zustände des deutschen Reichs, welche man gemeinhin als das Faustrecht bezeichnet, König Rudolf, der erste Habsburger auf dem deutschen Throne, als eine von der „kaiserlosen“ Zeit überkommene schlimme Erbschaft angetreten und, wiewohl kräftig unterstützt von seinem Schwager, unserem Helden, auch in Schwaben nicht nachdrücklich zu bemeistern im Stande gewesen ist.

Wenige Tage vor dem von unserem Grafen Albert bei Wendelsheim abgehaltenen Landgericht erschien Hiltebold, ein ritterlicher Dienstmann desselben, schon in der Morgenstunde auf der Rotenburg und begehrte vor seinen Landes- und Dienstherrn geführt zu werden. Als seiner Bitte willfahrt worden und der Graf ihn gefragt hatte: „Was führt dich in so früher Stunde zu mir?“ antwortete er nach kurzer aber ehrerbietigster Begrüßung: „Herr, Ritter Konrad, euer Mann, liegt von meiner Hand getödtet auf seiner Burg. Geruochet aber auch zu hören, wie es also gekommen. Als ich gestern Abend, da es schon finster gewesen, durch den Wald am Fuße meiner Burg dieser zuschritt und so nahe derselben an keinerlei Gefahr dachte, drang plötzlich Konrad, den ich sogleich erkannt, mit gezücktem Schwert auf mich ein; ich gieng, ihm zurufend: ‚Kunz, was beginnst du?‘ einige Schritte zurück und wich seinem Hieb aus, entblößte aber, da er abermals auf mich eindrang, um mich meines Leibs zu wehren, mein Waffen. So entspann sich, da er nicht von mir ablassen wollte, ein hitziger Schwertkampf, bis er, von mir tödtlich verwundet, zusammensank. Da beugte ich mich zu ihm auf die Erde nieder und sprach: ‚Kunz, ich will zu meiner nahen Burg laufen um Leute zu holen, die dich dahin bringen, wo man deiner pflegen wird.‘ Er aber sprach mit sterbensschwacher Stimme: ‚Von dir heische ich keinen Dienst als den, gib mir mit meinem Dolch misericordia den Gnadenstoß.‘ Statt aber diesem seinem letzten Willen zu willfahren, eilte ich, soviel meine eigenen, gottlob aber nicht schweren Wunden mir es möglich machten, auf meine Burg, um ihn dahin bringen und sein pflegen zu lassen, denn wir waren bis vor Kurzem gute Gesellen. Als ich aber mit einigen Knechten und einer Tragbahre zur Stelle kam, war er bereits verschieden. Da ließ ich den Entseelten liegen, aber von meinen Leuten bewachen. Unverweilt ist einer meiner Freunde zu seiner Burg abgeritten, um die Schreckenskunde dahin zu bringen und zu erzählen, wie es ergangen; doch ich fürchte, man werde ihm keinen Glauben schenken. Mich aber gebe ich nun in Eure Gewalt und dieses mein Schwert in Eure Hände. Eurem starken Schutz übergebe ich vor der Rache von Konrads Bruder Hugo meine Burg und alle die darauf sitzen und bitte um gerechtes Gericht.“ Da wurde Hiltebold bis auf

Weiteres in ritterlich Gewahrsam genommen. Noch an demselben Tag kam auch Hugo auf die Rotenburg und klagte Hiltebold bei dem Grafen als den Mörder seines Bruders Konrad an. Dem verbot unser Held bei schwerer Strafandrohung jegliche Selbsthilfe und Gewaltthat gegen Hiltebolds Burg und Leute und beschied ihn auf das Landgericht, welches er bereits hatte verkündigen lassen.

Auf diesem erschien Hugo mit zehn seiner Freunde, alle aber wie geboten, ohne Waffen. Hiltebold dagegen war, natürlich gleichfalls ganz unbewaffnet im Geleite der Ritter des Grafen zum Landgericht geritten.

Als der Raubritter mit seinen Waffenknechten, die Hände wieder auf den Rücken gebunden, abgeführt worden, rief der Fronbote auf Heißen des Landrichters zuerst den Ritter Hugo als Kläger in den Ring. Nachdem dieser eingetreten, bat er um die Erlaubniß zu reden, darauf stellte er das Gesuch, es möchte einer seiner mitgekommenen Freunde, welchen er benannte, ihm zum Fürsprecher gegeben werden. Das geschah denn auch und derselbe klagte, nachdem ihm zu reden vergönnt worden, den Ritter Hiltebold als den Mörder seines Freundes Konrad an. Darauf wurde auf Ansuchen von des Klägers Fürsprecher und Befehl des Landrichters Ritter Hiltebold durch den Fronboten gleichfalls in den Ring gerufen, auch des Erschlagenen blutiges Hemd und Leibrock vor Gericht gebracht. Als der Beklagte die erbetene Erlaubniß zu reden, erhalten, bat er um einen von ihm näher bezeichneten Fürsprecher aus dem gräflichen Gefolge, welcher ihm auch bewilligt wurde. Er selbst, Hiltebold, erzählte nun, nachdem ihm erlaubt worden zu sprechen, den ganzen Hergang, wie er solchen dem Grafen auf der Rotenburg berichtet hatte. Darauf ergriff nach erhaltener Erlaubniß sein Fürsprecher das Wort und sprach zu dem Landrichter und den Schöffen gewendet also: „Hiltebold, der Beklagte, hat alles gethan was des Landes Recht dem gebietet, der einen ‚in rechter Notwer‘ erschlagen; er hat sich alsbald nach der That freiwillig dem Richter gestellt und mit seinem Leib in dessen Gewalt ergeben. Ritter Konrad hat, ohne Hiltebold Fehde angesagt zu haben, diesem nächtlicherweile in der Nähe seiner Burg aufgelauert und ihn mit gezücktem Schwert angefallen. Der ist darauf mehr als ‚drei Schritte hinter sich gewichen‘ und hat erst, als Konrad wieder auf ihn eingedrungen und er (Hiltebold) ihm nicht hat weiter entweichen können, seine Wehr gebraucht. Was er darnach gegen den Angreifer gethan, ist in rechter Nothwehr seines Leibes geschehen. Und ich bitte um Urtheil, Hiltebold solle all' das zu den Heiligen beschwören." Darauf sprach der Ankläger nach erhaltener Erlaubniß zur Gegenrede also: „Herr Richter,

mit eurem Urlaub wehre ich dem Ritter Hiltebold den Eid und will behärten (beweisen) mit meinem Leib auf seinen Leib, daß ich Recht habe." Da fragte der Landrichter die Schöffen um das Urtheil und dieses fiel einstimmig dahin aus, es solle wie Recht und Brauch ein Zweikampf zwischen Hugo und Hiltebold als Genossen eines Standes entscheiden, da — wie die Schöffen meinten — die Schuld niemand wisse, denn Gott allein und der den Streit auch nach Recht scheide.[200] Nach Ablauf von vier Wochen sollte derselbe vor dem Landrichter oder seinem Stellvertreter und zwei Zeugen Statt finden, bis dahin aber von beiden Theilen Friede gehalten werden. Solch' Urtheil verkündete der Landrichter auch zu Recht und bezeichnete beiden Rittern den Kampfplatz.

Darauf traten sie ab, jeder zu seinen Freunden, fuhren aber bald im Geleite derselben heim auf ihre Burgen. Da erzählte von Hugos Freunden ein alter Ritter, der schon mehr denn einmal bei vom Gericht gebotenen Zweikämpfen Zeuge und selbst einmal bei einem solchen betheiligt gewesen, unterwegs wie es dabei hergegangen. „Man macht," hub er an, „für die beiden Kämpfer und die andern Personen, welche dazu gehören, einen Ring, der fünfundzwanzig Fuß weit ist. In dem wird gekämpft; außerhalb der Schranken aber stehen die Zuschauer, denen bei Androhung von Todesstrafe untersagt ist, den Kampf zu stören. Man kämpft aber dabei nicht wie beim Turnei in Kettenwamms, Eisenhosen und Helm, sondern der Leib* steckt in einem Gewand von Leinen und gegerbtem Leder, darüber wird ein Rock ohne Aermel gelegt, der Waffenrock; Kopf und Füße sind bloß; der rechte Oberarm steckt in Handschuhen von dünnem Leder, die Hand bleibt bloß. Und die zwei Boten, welche der Richter am Morgen des Kampftages sendet, haben darüber zu wachen, daß die beiden Kämpfer also ausgerüstet in den Ring treten. Als Waffen führt jeder derselben ein Schwert und einen Schild. Die Scheide von jenem darf aber kein ‚Ortband' (kein metallenes Beschläg an der Spitze) haben; dieser muß ganz aus Holz und ohne Buckel (rundliche Erhabenheit in der Mitte von Stahl) sein. Der Kampf hat am Vormittag des bestimmten Tages in Gegenwart des Landrichters oder seines Stellvertreters Statt zu finden, zuvor aber müssen beide diesem schwören, der Ankläger, daß das, worauf er geklagt, wahr, der Beklagte, daß er unschuldig sei, Gott aber anflehen, er möge ihnen bei ihrem Kampfe helfen. Nachdem sich die von dem Richter beauftragten Boten überzeugt haben, daß Rüstung und Waffen der Kämpfer nach Recht und Brauch sind, treten

* Er meinte dabei Rumpf, Arme und Beine.

beide mit einander in den Ring. Ist aber nur einer eingetreten, so soll dieser den Bütel bitten, daß er den andern dazu auffordere. Hat sich der auch eingefunden, so werden beide von den Boten* so gestellt, daß ihnen die Sonne gleich getheilt ist (keinem mehr als dem andern in's Gesicht scheine). Jedem gibt der Richter auch einen „Mann“ mit einer Stange bei.** Darnach beginnt der Kampf. Wird einer niedergeworfen, so soll, wenn er es verlangt, der Mann mit der Stange diese über ihn halten und den Gegner abwehren, erhebt er sich wieder, so wird der Kampf fortgesetzt. Ueber wen aber dreimal die Stange gehalten werden muß, der gilt für den Ueberwundenen und wird, sei er nun der Kläger oder der Beklagte, wenn es sich um Todtschlag handelt, als Todtschläger gerichtet und es geht ihm an das Haupt.“ Bei diesen Worten richtete sich der alte Ritter vornehmlich an seinen Freund Hugo, und fuhr, als er gesehen, wie dieser etwas erblaßte, also fort: „Mancher hat bei seiner Herausforderung dies erst recht überdacht, als der Kampftag herannahete und stellte sich nicht, wurde aber von schwerer Strafe betroffen. Da sandte denn auf Bitte seines Gegners, welcher im Ring erschienen, das Gericht den Bütel mit zwei Mannen zu dem Wortbrüchigen und ließ ihn dreimal auffordern, er solle sich zum Kampfe stellen. Folgt er der Aufforderung nicht, so kehren der Bütel und die Mannen in den Ring zurück, fordern ihn auch hier und warten bis Mittag. Kommt er auch da nicht, so erhebt sich der, welcher allein im Ring erschienen und stellt sich zum Kampf, schlägt mit dem Schwert zwei Schläge in die Luft, den dritten Schlag in die Erde. Darauf stellt er sich gegen den Wind und steckt sein Schwert in den Boden. Nun gilt es dafür, er habe mit seinem Gegner gefochten und ihn überwunden. Der Landrichter aber erklärt diesen in die Acht, für meineidig und rechtlos, auch seines Eigen und seiner Lehen für verlustig; doch sollen, wenn der Geächtete Leibeserben hat, diese die Schuld ihres Vaters nicht büßen.“ Auf diese wohlmeinende Warnungsrede eines erfahrenen Freundes mag es wohl geschehen sein, daß Hugo seine ungerechtfertigte Herausforderung noch bei Zeit zurückgenommen und dem Ritter Hiltebold nachträglich den Eid gestattet hat.[200]

Als die Ritter Hiltebold und Hugo eben sich anschickten, die Gerichtsstätte zu verlassen, brach sich ein schwarz gekleidetes junges Bauernweib mit fliegenden Haaren durch die außerhalb der Schranken Stehenden Bahn, drang wie eine Rasende in den Ring ein und warf sich die Hände ringend mit den Worten: „Herr, Rache für meinen erschlagenen Mann“ vor dem Landrichter auf die Knie nieder. Da eilte der Fron-

* Offenbar die Unpartheiischen der Jetztzeit.
** Der spätere Grieswärtel, jetzige Sekundant.

bote herzu, um die ohne Erlaubniß Eingedrungene mit Gewalt wegzuführen. Der milde Graf aber wehrte es ihm und stellte in gütiger Weise ein kurzes Verhör mit ihr an. Daraus vernahm er, daß sie aus einem benachbarten Dorfe war und ihr Ehemann zwei Tage zuvor außerhalb Etters in stockfinsterer Nacht von einem Unbekannten meuchlings angefallen, mit vielen Messerstichen in den Rücken und die Arme verwundet worden und wenige Stunden darnach gestorben. Man habe, sagte die Bäuerin, kein Anzeichen von dem Thäter, wohl aber starken Verdacht auf einen jungen Burschen, der ihrem Manne feind gewesen, und den darum der Schultheiß in Gewahrsam genommen habe. Darauf wurde dem Weibe ein „Fürsprecher" gegeben, welcher den Fall dem Gericht vortrug. Da urtheilten die Schöffen auf die ihnen von dem Landrichter vorgelegte Frage, man solle, da der Erschlagene weder ein Freier noch Ritterbürtiger gewesen, auch schwerlich ein Zeuge der Unthat aufzubringen sein werde, unverweilt, ehe die Sonne untergehe, ein „Toten- oder Bahrgericht" abhalten. Darauf hieß man das Weib in Begleitung des Fronboten und ihres Fürsprechers sofort in ihr Dorf heimkehren, durch einen reisigen Knecht aber dem „Cirurgicus"* des Städtchens Rotenburg gebieten, er solle sich eiligst dorthin begeben und den Weisungen des Fronboten gemäß thun. Am Wohnsitz der jungen Wittwe angekommen, traf der Fronbote, welcher mit dem Ceremoniel des „Totengerichts" genau bekannt war, dort die nöthigen Anstalten. Er ließ sich in den Kerker führen, verkündigte dem Gefangenen das Urtheil des Landgerichts und unterwies ihn, was er demgemäß zu thun habe und forderte ihn auf, ihm unweigerlich zum Gericht zu folgen, wo nicht so werde er ohne Weiteres für schuldig erklärt. Der Cirurgicus aber wusch die Wunden des Getödteten mit Wein und Wasser, besichtigte sie genau und trocknete sie darnach sorgfältig ab.

Als der Fronbote mit dem Eheweib des Erschlagenen weggegangen war, stellte der Graf auf einige Zeit das Gericht ein, um mit den Schöffen in dem Maierhof von Wendelsheim einen kalten Imbiß einzunehmen, zu dem er auch alle andern von Rechts wegen beim Gericht Anwesenden einladen ließ. Der Küchenmeister der Rotenburg hatte zu dem Ende auch von dem Hauptfronhof Rotenburg Lebensmittel, Getränke und Tischgeräthschaften herbeischaffen lassen.

Von unsern Lesern mag aber der eine oder andere bei dem von uns soeben eingeführten dritten Criminalfall wohl erwartet haben, es werde das Urtheil zunächst so ausgefallen sein, der des Mordes Ver-

* 1260 „Cirurgicus" Rüdeger von Haigerloch.

dächtige solle durch Anwendung der Folter zum Geständniß gebracht werden. In der That gab das schwäbische Landrecht aus der Zeit unseres Helden für Aburtheilung von dergleichen schweren Verbrechen auch Zwangsmittel an die Hand, um ein Geständniß zu erhalten, aber nur wenn man mindestens einen in jeder Hinsicht durchaus glaubwürdigen Zeugen für die Schuld des Angeklagten hatte,[201] im andern Falle sollte man diesen „gen lazen." Aber diese Zwangsmittel bestanden nicht in jenen unmenschlichen Martern, welche eine raffinirte Barbarei erfunden und vom Ausland insbesondere von Spanien — wir erinnern an das Folterwerkzeug, die „spanischen Stiefel" genannt — nach Deutschland gekommen sind. Das schwäbische Landrecht sagt nämlich, man solle den Angeschuldigten, gegen welchen ein glaubhafter Zeuge oder zwei solche aufgebracht worden, „witzegen" (strafen) mit Stockstreichen, hartem Gefängniß, Hunger, Frost und andern „übeln" Dingen, bis er gestehe, und damit einen Monat fortfahren.

Kehren wir aber wieder zu unserem Landgericht zurück, dessen Verhandlungen unser Graf, nachdem das einfache Mittagsmahl eingenommen war, alsbald wieder aufnahm. Und es wurden nun, bis die Vorbereitungen zu dem noch abzuhaltenden „Totengericht" getroffen waren, in bunter Reihe mancherlei Fälle abgemacht.

Da erschien zuerst in dem Ring Ritter Marquard mit seiner Nichte Frau Kunigunde. Der trug, nachdem ihm vergönnt worden, zu reden, vor, wie in verwichenen Tagen deren Ehegemahl Ritter Heinrich gewisse Güter, auf welche seiner ehelichen Wirtin Heimsteuer (Mitgift) und Morgengabe[202] versichert gewesen, verkauft, Kunigunde wie auch er, ihr Oheim, die Zustimmung dazu gegeben, da ihr als Ersatz für ihre Heimsteuer und Morgengabe von dem Kaufschilling zweihundertundfünfzig Pfund Heller zugewiesen, auch zu seinen Handen gegeben worden. Er bitte auf Verlangen des Käufers das Landgericht, ihn und seine Nichte zu belehren, wie diese ihren Verzicht leisten solle, damit er Kraft und Macht habe. Da lautete auf Frage des Landrichters der Spruch der Schöffen, die Rittersfrau solle einen Vogt nehmen, mit dessen Hand sich aller Rechte auf die von ihrem Ehegemahl verkauften Güter verziehen und zu den Heiligen schwören, daß sie ihre Zusage stät und fest halten wolle. Da nahm Kunigunde ihren Oheim Marquard, welcher auch sonst ihr Berather und Beistand gewesen, zu ihrem Vogt. Der führte sie nun drei Mal an der Hand im Ring herum und fragte sie nach jedem Umgang, ob sie fest Willens sei nach der Richter Urtheil zu thun. Darauf trat sie, nachdem sie allemal Ja gesagt, vor den Landrichter und die Schöffen, wiederholte mit gen Himmel erhobenen Fingern die ihr vorgesprochenen Eidesworte und sprach: „Ich

verziehe mich mit Hand und Heißen meines Vogtes aller der Rechte, so ich an Morgengabe und Heimsteuer auf die von meinem ehlichen Wirt verkauften Güter hatte oder haben möchte, und gelobe weder vor geistlichem noch weltlichem Gericht nie dawider zu thun, bräche ich aber mein Wort, so wäre ich meineidig, und was ich dagegen reden oder thun würde soll keine Kraft ‚haun' (haben). Auch bekenne ich zu meines Vogts Handen als vollen Ersatz für meine Morgengabe und Heimsteuer zweihundertundfünfzig Pfund Heller erhalten zu haben." Darauf gab der Landrichter seinem Notar den Auftrag, er solle in den nächsten Tagen über diese Verhandlung eine Urkunde fertigen, sie mit seinem, des Landrichters, Siegel versehen, auch Sorge tragen, daß die Rittersfrau, ihr Vogt und die sieben Schöffen ihre Siegel daran hängen und der so gefestete Brief dem Käufer der fraglichen Güter zugestellt werde.[203]

Darnach trat vor den Landrichter ein freier Herr und sein Lehensmann, um ihre seit länger andauernden Zwistigkeiten über ein Gut beilegen zu lassen.[204] — Ein Ritter bat um die Erlaubniß eine neue Burg bauen, ein anderer seine Burg, die ihm auf Spruch eines früheren Landgerichts gebrochen worden, wieder aufrichten zu dürfen. — Es kam auch ein reicher freier Bauer und klagte über einen Schuldner, der trotz früher gegebener Termine nicht bezahlt hatte, kein Eigenthum zum Auspfänden besaß, auch keinen Bürgen stellen konnte. Da lautete der Spruch des Landgerichts: Der Schuldner soll dem Gläubiger „zu Hand und Halfter geschlagen" werden und in dessen Gewalt als Knecht so lange verbleiben, bis er seine Schuld abverdient oder auf andere Weise bezahlt haben werde. Da hatte nun der Unglückliche bei harter Arbeit wenigstens so viel Speise und Trank zu fordern, daß „sich seine Seele nicht vom Leibe trennte," auch durfte ihn sein Herr in Fesseln legen und einkerkern, sofern er nur nicht am Leibe beschädigt wurde.[205]

Auf Landgerichten wurde auf vorgebrachte Beschwerden und Klagen im Interesse des Landes und der Herrschaft auch über mancherhand andere Dinge, den Verkehr, Handel und Wandel, die öffentliche Sicherheit &c. betreffend verhandelt. Dabei pflegte der Graf nicht bloß die Meinung der Schöffen sondern auch der übrigen stimmberechtigten Anwesenden zu hören, auch längst bestehende aber nicht immer eingehaltene, polizeiliche und andere Verordnungen auf's Neue einzuschärfen. So wurde in Betreff der Straßen das alte Gebot erneuert, daß jede „Wagen- Lant- und Kuniges-Straze" sechzehn Schuhe, überhaupt so breit sein solle, daß ein Wagen dem andern entweichen mag, daß der leere Wagen dem geladenen, der ringe dem schweren, ein Reitender einem Wagen, der Fußgänger dem Reiter „wichen" soll; daß aber,

wenn der Weg sehr enge oder die Begegnung auf einer Brücke erfolgt, der Wagen „stille" zu stehen habe, bis der Fußgänger oder Reiter vorüber ist; daß von zwei Wagen, welche von verschiedenen Seiten zu gleicher Zeit an eine Brücke kommen, der erste überfahren solle, nach dem Sprichwort: „Der ê (zuerst) zer mvli komt, der sol ouch malen;" daß man auf einer öffentlichen Straße, wo man geht oder reitet, nicht „werfen noch schiezzen," daß man durch Bau und Anlegung von Kellern, Gruben und Brunnen den Straßenverkehr nicht beeinträchtigen und gefährden dürfe, damit sieben Schuhe entfernt bleiben müsse; daß jeder die Wege von seiner Thür bis zu seinem Gut selbst sieben Schuhe breit, das übrige die Gemeinde zu machen habe.[206]

Die Entrichtung der Zölle betreffend, welche der Graf als Landesherr zu erheben hatte, wurden auf Klagen der Zolleinnehmer („Zölner") folgende längst bestehende Verordnungen auf's Neue eingeschärft. Wenn ein Kaufmann über eine Brücke oder ein Wasser fährt und, obgleich Jemand da ist der den Zoll fordert, solchen nicht gibt, so muß er ihn darnach vierfach bezahlen; ist aber niemand zur Stelle, so soll er so laut er kann drei Mal nach dem „Zölner" rufen. Kommt dieser nicht, so mag er von dannen fahren, kommt er aber wieder zu der Zollstätte zurück und der Zoll wird ihm abgefordert, so hat er ihn zu bezahlen. Wer einen Marktzoll übergeht, muß dreißig Schilling Strafe zahlen. Wo ein Wasserzoll erhoben wird, müssen vier Fußgänger einen Pfennig, ein Reiter einen halben, ein geladener Wagen vier geben, auf der Rückkehr aber nichts mehr. Ein Wagen, der weder Schiff noch Brucken braucht, zahlt keinen Zoll; Pfaffen, Ritter, ihr Gesinde und Gut sind zollfrei.[207] Hinsichtlich des Geleits wurde das alte Gebot erneuert, daß, wenn Unfriede in dem Land ist und ein Kaufmann von dem Herrn der Gegend, durch die er fährt, Geleit begehrt, solches ihm gegeben werden, der Schaden aber, welchen ein Kaufmann erlitten, ihm von dem, in dessen Geleite er gefahren, ersetzt werden soll.[208] Auf erhobene Klage, daß wieder Münzen (Heller) umlaufen, welche „geringes Gelöte" (Silber) haben, nicht weiß, auch mit keinem Schlagzeichen („Gemälde") versehen seien, gab der Graf seinem anwesenden Notar den Befehl, er solle in seine Grafschaft den strengen Befehl ausgehen lassen, jeder Kaufmann solle solch' schlechte Heller, welche ihm von einem Käufer vorgelegt werden, zerschneiden und die Stücke diesem geben, fürnehmlich aber seine „Amtleute" (Polizeibeamte) auffordern, daß sie ein scharfes Auge haben auf Münzer und Wechsler (Bankier) und das alte Gebot einschärfen, wer falsche Münzen schlägt oder solche wissentlich in Umlauf bringt, dem wird die Hand abgeschlagen.[209]

Es waren auch die Schultheißen der hohenbergischen Dörfer Bühl und Kilchberg im Neckarthal und anderer entfernteren Ortschaften auf dem Landgericht mit mancherlei Anliegen vor ihrem Landesherrn erschienen. Die der ersteren zwei Dörfer brachten den großen Schaden zur Sprache, welchen der Neckar wegen der vielen und großen Krümmungen seines Laufes fast jedes Jahr nach dem Schneegang im Schwarzwalde oder wenn ein Wolkenbruch weiter oben in's Thal gefallen, auf ihren Markungen anrichte, und beklagten sich über die Kiebinger, welche nicht auf ihren Vorschlag eingehen wollten, man sollte an manchen Stellen Durchstiche („Graben“), an andern Dämme („Fürslage“) machen, um dem Andrang des Wassers Luft zu machen beziehungsweise zu wehren. Da hörte der Graf seinen Schultheißen („Amman“) von Rotenburg um seine Meinung und als dieser dem gemachten Vorschlag zustimmte und sich auch über die Widerwilligkeit der Kiebinger beklagte, da befahl der Graf: die drei Dörfer und das Städtchen Rotenburg sollen unverweilt und gemeinschaftlich das Nöthige fürkehren, um dem Schaden zu wehren, und fügte die Drohung an, er werde, wenn die Kiebinger auf ihrem Widerwillen beharren, auf ihre Kosten die in ihre Markung fallenden Bauten ausführen lassen.[210] Der Schultheiß eines anderen etwas abseits gelegenen Dorfes bat in Anbetracht der übeln Zeiten den Grafen um die Erlaubniß, seinen Ort mit Mauern und Graben umgeben, der eines andern darin einen Markt errichten zu dürfen. Erstere Bitte wurde von dem bauernfreundlichen Landesherrn ohne Umstände bewilligt, dem andern Schultheißen aber der Bescheid ertheilt, seinem Gesuch könne nur willfahrt werden, wenn der nächste Markt mindestens zwei Meilen entfernt sei und der König seine Zustimmung dazu gegeben.[211]

Mittlerweile war in dem heimatlichen Dorfe des meuchlings getödteten Bauern ein Sarg gezimmert worden, in dem der Leichnam zur Gerichtsstätte gebracht werden sollte. Zu diesem Zweck gab der Bauer Willebold gerne seinen neuen Wagen, ein anderer, Walafrid, sein stattliches Gespann von schwarzen Stieren mit weißer „Plaß“ (Fleck) auf der Stirne her. Ein solches sollte es womöglich nach der Volksmeinung sein. Eiligst hatten einige junge Bäuerinnen Kränze aus Epheu mit Blumen geschmückt, gefertigt und damit den Sarg geziert.

Wie man sich denken kann, aber im Widerspiel mit dem fröhlichen Leben und den manigfaltigen Reizen der neuerwachten Natur, bewegte sich der Leichenzug, an dem fast das ganze Dorf Theil genommen, in Todtenstille und feierlichem Ernst zum „Lanttag.“ An der frischgrünen Hecke des Weges prangte der Weißdorn mit seinen schönen Blüten-

büschelu und glanzgrünen Blättern, an den Rainen hob die Schlüsselblume ihren goldgelben Blumenkelch aus frischen Grasbüscheln, am Waldsaume war ein Bienenvölklein emsig beschäftigt, seine „Eier" (Larven), welche ein muthwilliger Junge umhergestreut hatte, wieder zusammen zu tragen, schwirrend zogen die Maikäfer durch die linde Abendluft und aus dem nahen Walde drang der Ruf des Kuckuks. Ob die Bauernschönen, welche dem Sargwagen folgten, trotz der allgemeinen Trauerstimmung dessen Rufe gezählt haben, um zu erfahren, wie lange sie noch „ledig" bleiben werden, wissen wir nicht.

Als man in die Nähe der Gerichtsstätte gekommen, hielt das Gespann; man hob den Sarg vom Wagen, trug ihn in den „Ring" und stellte ihn vor dem Landrichter nieder. Der des Mords stark verdächtige junge Bauer, welchen der Fronbote und Dorfbütel schon zuvor zur Stelle gebracht hatten, wurde von ersterem in die Schranken und zum Sarg geführt. Bei dem stand auch der mit dem Zug gekommene Cirurgicus. Da verkündete jenem der Landrichter nochmals in ernst feierlicher Weise weß' er beschuldigt werde und wie er sich nach dem Spruch der Richter davon zu reinigen habe. Darauf nahm der Fronbote den Sargdeckel ab, der Wundarzt entblößte den Leichnam vom Kopf bis zur Hüfte und besichtigte die Wunden genau, rief darauf zwei Schöffen herbei und zeigte ihnen solche. Sie waren noch unverändert so, wie er sie vor einigen Stunden gesehen. Nun befahl der Landrichter dem Angeschuldigten zu thun, was ihm auferlegt worden. Da kniete der, an allen Gliedern zitternd und todtenblaß wie der Leichnam, vor dem Sarge nieder, küssete den Todten auf die Wangen, nannte ihn bei seinem Namen und gieng auf den Knieen um den Sarg. Und also that er dreimal. Dabei sprach er fortwährend mit bebender Stimme: „Ich bezeuge bei Gott und dir, daß ich an deinem Tode unschuldig bin." Darnach hieß man ihn sich erheben. Bald darauf trat der Wundarzt mit den zwei Schöffen wieder zu der Leiche, um die Wunden nochmals genau zu besichtigen. Er fand sie nicht im Geringsten verändert, man gewahrte daran weder Schaum noch Blut. Da verkündete er solches laut dem Landrichter und den Schöffen. Darauf sprach jener den Angeschuldigten von dem Verdacht des Mordes frei und hieß ihn seine Wege gehen.[212] Tiefe, erwartungsvolle Stille hatte, seitdem der Angeschuldigte in den Ring geführt worden, ringsum geherrscht; als aber der Ruf „unschuldig" erscholl, da hub sich ein allgemeiner Jubel, welcher von fernerstehenden Haufen Volks echoartig wiederholt wurde. Der Graf aber ritt, als er das Landgericht geschlossen hatte und die Sonne sich bereits zum Untergange neigte, mit seinem Gefolge zur Rotenburg. Es hatte seinem menschenfreundlichen

Herzen wohlgethan, daß das „Bahrgericht“ solchen Ausgang genommen. „Lieber einen Schuldigen ungestraft lassen, als einen Unschuldigen verdammen,“ sprach er zu seinem Amman von Rotenburg.

Ein Fronhof- oder Hubgericht.

Am St. Michelstag (29. September) pflegten in einem weiten Umkreis der Dörfer Wöllhausen und Ebhausen (Oberamt Nagold), welche mit dem ganzen Revier umher dem Hause unseres Helden zugehörten, Thalwege und Bergpfade schon mit Sonnenaufgang von Wanderern belebt zu sein. Da lag zumeist ein dicker Nebel auf Wiesengrund und Tannwald. Und wen durch solchen sein Weg führte, der wurde, wenn nur ein leichter Wind die Wipfel schüttelte, mit einem Nebelregen begossen. Deß' achtete man aber wenig, wußte es zumal im Herbst in jenem Landstrich nicht anders.

Und sputen mußte man sich, denn um sieben Uhr sollte man an Ort und Stelle sein. Der Fronhof in Wöllhausen hielt nämlich an gedachtem Tage für den ganzen Bezirk von Dörfern, Weilern und Höfen umher sein Herbstgericht ab. Der „Fronbote“ (Waibel, Bütel) hatte aber nicht nöthig gehabt, die dort seßhaften Hofgenossen dazu zu entbieten, denn seit Alters saß man des Jahres drei Mal — an Lichtmeß, St. Walpurgis und St. Michaelis — dort zu Gericht, auch wußte man wohl wer zu erscheinen hatte. Da strömten nun von allen Seiten herzu, wer von den Grafen von Hohenberg mit größeren oder kleineren zum Herrenhofe in Wöllhausen gehörigen Gütern — ganzen oder Theils-Huben (Hufen), Schuposen — belehnt war: Die Hübner (Hüfner) und Colonen, auch die, welche zwar kein Hofgut hatten aber in — dem Hofherrn gehörigen Häusern saßen und eigenen Rauch hatten (die „Seldener“), wer von unbegüterten Hörigen aus diesem oder jenem Grunde besonders vorgeladen war, oder auf St. Michelis einen Zins zu entrichten hatte. Zu Hause aber mußte bleiben, wer ein Hofgut nicht erblich sondern nur auf bestimmte Zeit erhalten, wer als Pächter eines Hübners auf einem solchen saß, wer als Fremder nicht Genosse in der Hofmark lebte, ganz besitzlos, leibeigen war, als Taglöhner, Knecht :c. diente, als Krämer sich fortbrachte, endlich die Frauen und Kinder. Und wenn man da und dort Frauen, Knechte und Mägde im Geleite der Hübner zum Gerichtsort ziehen sah, so kam es daher, daß sie in dieser oder jener Sache Zeugniß ablegen sollten. Stolz aber blieb daheim, wer noch als freier Bauer auf eigenem Grund und Boden saß. Verächtlich auch sah der gräfliche Dienstmann von seinem Adlernest auf waldiger Höhe herab auf die zum

Bauerntag oder Hubgericht ziehenden Waldleute.[213] Ersterer erschien nur wo man an offener Königs- oder Reichsstraße nach gemeinem (Land-) nicht nach Hofrecht, letzterer, wo man nach Lehen- und Dienstrecht tagte oder vor dem gräflichen Landgericht.[214]

Bei dem Dorfe Wöllhausen angekommen, schlugen sich die Waldleute dem Fronhof zu, denn dort, in dem großen, mit einem Zaune umgebenen Garten, pflegte bei guter Jahreszeit das „Hubgericht" abgehalten zu werden.[215] In mitten desselben war ein geräumiger viereckiger Platz mit Schranken umgeben, längs denen innerhalb Bänke aus dem rothen Sandstein, der dortlands das Eingeweide der Berge bildet, hinliefen. Das war der Gerichtsplatz. In dessen Mitte stand, überragt von einer stolzen Rothtanne mit herrlicher Pyramidenkrone ein steinerner Tisch. Auf dem lag der Gerichtsstab, das „Weisthum" des Fronhofes, ein Pergament, auf welchem Recht und Brauch desselben verzeichnet war, auch ein Zinsrodel. In dem Raume zwischen dem Zaune und den Schranken hatten sich die Hübner und Seldner, die Parteien und die als Zeugen Berufenen zu sammeln und aufzustellen. Sonst Niemand aber durfte an einem Gerichtstage den Frongarten betreten.

Ritter Albert, der gräfliche Vogt von Wöllhausen, welcher auf dem nahen „Burgstall" seinen Sitz hatte (s. unten), der Maier und Keller des Fronhofes und die Hübner der Dörfer Wöllhausen und Ebhausen und wer sonst von da bei dem Gericht erscheinen mußte, hatten an diesem Tage nach frommem Brauch einer um sechs Uhr abgehaltenen Frühmesse der Kirche zu Wöllhausen angewohnt. Darnach wurde um sieben Uhr mit der Glocke des Fronhofes das erste Zeichen zum Gericht gegeben. Da beeilte sich, als die bekannten Klänge durch die frische Morgenluft schallten, wer noch auf dem Wege war. Die bereits in Wöllhausen Angekommenen aber eilten zur Gerichtsstätte in den Frongarten. Bald erschienen auch innerhalb der Schranken der Maier, Keller und Fronbote. Jener hatte wie herkömmlich den herrschaftlichen Vogt, Ritter Albert, zu dem „Hubding" eingeladen. Der kam auch bald nach dem Glockenzeichen mit seinem Sohne Heinrich[216] und zwei reisigen Knechten angeritten, wurde von dem Maier ehrerbietig empfangen und, nachdem er und sein Sohn von den Rossen gestiegen, zur Gerichtsstätte geleitet. Ritterlich, im Kettenhemd und Eisenhut, mit dem Ritterschwert an der Seite war er gewappnet. Mittlerweile war der Fronbote in den Raum zwischen den Schranken und der Umzäunung getreten, Umfrage zu halten, ob die „dingpflichtigen" Hübner auch alle erschienen seien, und erstattete darauf dem Maier und Keller Bericht. Die etwa Fehlenden notirte sich letzterer, um von denselben, sofern sie nicht noch

erscheinen würden, die übliche Geldstrafe einzuziehen, wenn sie wirklich ohne triftigen Grund ausgeblieben. Darauf beriethen sich der Maier und Keller vertraulich mit einander, welche Hübner man zu Schöffen nehmen wolle. Das sollten Biederleut und in des Hofes Recht und Gericht erfahren sein. Nachdem man sich über die Wahl der Schöffen, deren man zwölf brauchte,[217] geeinigt, wurden dieselben von dem Fronboten aufgefordert, in die Schranken einzutreten. Da hatten der Maier, der gräfliche Vogt mit seinem Sohn und der Keller bereits auf der Richterbank, welche mit Tüchern belegt war, Platz genommen. Ersterer saß zwischen dem Ritter Albert und dem Keller. Er hatte als Vorsitzender den Gerichtsstab, welchen ihm der Fronbote überreicht, in der Rechten, der gräfliche Vogt aber, welcher ihm zur Linken saß, nun das Schwert gezückt, zum Zeichen, daß er im Namen seines Herrn das Gericht schirmen werde vor Gewalt und Unrecht. Nach Umständen wurde auch an ihn appellirt (s. unten). Und waren gerade Sachen fürgekommen, welche über die Befugniß des Fronhofgerichts giengen, wie Diebstahl, tödtliche Verwundung, Mord und andere schwere Vergehen, so hatte der Maier ihm, dem Vogt, den Gerichtsstab zu übergeben.[218] Darnach ließ dieser den Uebelthäter festnehmen, auf seine Burg führen und dort in „Stock legen," des andern Tages aber an das peinliche Gericht in der Stadt Altensteig wohlverwahrt abliefern. Wenn aber Ritter Albert das gräfliche Vogtgericht abhielt, so war er der Vorsitzende und der Maier des Fronhofs saß neben ihm und war in manchen Dingen sein Berather. Nachdem letzterer und seine Beigeordneten sich auf der Richterbank niedergelassen hatten, nahmen auch die zwölf Schöffen auf Heißen des Vorsitzenden ihre Plätze auf den übrigen drei Bänken vor und zu beiden Seiten der Richterbank ein. Da wurde, es war acht Uhr Morgens, mit einem Hornstoß, dessen Echo vom nahen Tannenwalde wiederhallte, das zweite Zeichen zur feierlichen Eröffnung des Gerichts gegeben und dem Fronboten aufgetragen, nachzuforschen, wer von den „Dingpflichtigen" auch jetzt noch fehlte und alle die mit einer Strafe von drei Schilling Heller (sechsunddreißig Heller) vorzumerken. Nachdem darauf wie bei einem Landgericht (s. oben), nun aber auf die Frage des vorsitzenden Maiers der Fronbote und die zu Schöffen bestellten Hübner den Spruch gethan hatten, daß das Gericht in herkömmlicher Weise besetzt, auch der „Friede" geboten worden, nahmen die Gerichtsverhandlungen ihren Anfang. Eine Partei nach der andern trat mit ihrem „Fürsprecher" (Anwalt), den Zeugen und Eidhelfern in die Schranken. Der Kläger oder sein Fürsprecher trug die Klage mündlich vor; darauf antwortete der Beklagte oder sein Anwalt; es folgten nach Umständen weitere Fürbringen

beider Theile; die Zeugen wurden vernommen; die Eidhelfer, sechs oder doch drei an der Zahl, bekräftigten durch einen auf den Gerichtsstab oder die inzwischen aus der Kirche geholten Heiligen geschworenen Eid die Aussagen ihrer Partei; es wurden von beiden Parteien beigebrachte Schriftstücke, auch Stellen aus dem Weisthum des Hofes öffentlich verlesen. War so die Sache spruchreif geworden, so stellte der Vorsitzende die Frage, was in dem vorliegenden Falle nach altem Herkommen Recht sei, entweder an jeden Schöffen einen nach dem andern, oder an sämmtliche Schöffen zugleich, die nun abzutreten, sich zu berathen und darauf wieder zu erscheinen pflegten, um das einstimmig gefundene Urtheil durch einen von ihnen verkünden[219] zu lassen. Hie und da stellte der Vorsitzende seine Fragen auch an einen der Schöffen, welcher, nachdem er sich abseits mit seinen Gesellen berathen, vor das Gericht trat und das Urtheil, über welches sie sich geeinigt, aussprach. Hatten sich aber die Schöffen nicht über ein Urtheil einigen können, so traten sie aus den Schranken und beriethen sich mit den übrigen Hübnern. An diese, zunächst einen derselben wandte sich in besonderen Anstandsfällen auch manchmal der Vorsitzende des Gerichts. Hatte man aber über Urtheil und Recht nicht einig werden können, so brachte man die Sache vor den Vogt und dieser übernahm Vorsitz und Gerichtsstab. Konnte aber auch der es nicht zu Wege bringen, so legte er den Handel seinem Herrn, dem Grafen, vor.[220] War die Verhandlung dagegen zu Ende gebracht und das Urtheil von dem Vorsitzenden verkündet, so wurde der betreffende Beklagte aufgefordert, demselben nachzukommen und deß' zum Zeichen den Gerichtsstab zu berühren. So beurkundete z. B. ein für schuldig Erklärter seine Bereitwilligkeit die ihm auferlegte Buße bezahlen zu wollen. Weigerte sich derselbe aber, so wurde der Fronbote mit Pfändung beauftragt. Aber nur wenn zwei Parteien sich heftig und hartnäckig stritten um das Mein und Dein, um Eigen und Erbe oder wenn zwischen dem Grundherrn und einem Hörigen Zwiespalt über Rechte und Verbindlichkeiten, Abgaben und Leistungen ausgebrochen, und beide deßhalb vor dem Fronhofgericht erschienen waren, war das Verfahren so umständlich, wie oben geschildert worden. Manches wurde auch verhandelt, wobei es weniger streng, so zu sagen gemüthlich hergieng. So wenn ein Hübner, der altersschwach geworden und keinen Erben hatte, oder aus anderen Gründen seine Hube (Hufe) an einen Genossen verkaufen wollte. Da trat er mit dem Käufer vor den Vorsitzenden des Fronhofgerichts, that seinen Entschluß kund, überreichte dem Maier einen Baumzweig von seinem Bauernhof oder einen von Grund und Boden desselben ausgestochenen Rasen oder einen „Halm“ von seinem Kornfeld. Damit wollte er anzeigen, daß er willens sei,

das Lehengut in die Hände des Grundherrn zurückzugeben, bat aber zugleich seinen Verkauf zu genehmigen und mit dem Gut den Käufer zu belehnen. Dem übergab nun der Vorsitzende, wenn keine Einsprache erhoben worden, den Baumzweig, Rasen oder Halm und trug ihm so sinnbildlich das Gut auf. Für „Auflassung“ des Guts und Belehnung damit war aber dem Gericht je eine Gebühr von einigen Hellern oder einer Maß Wein zu entrichten. Wurden aber Klagen vorgebracht, als da sind: es sei in der Zeit von St. Jergen- bis St. Gallentag einer dem andern über seinen Acker oder seine Wiese gefahren, oder es habe einer beim Ackern und Mähen den Nachbar „überfahren,“ seinen Acker, Garten oder seine Wiese gegen die Almand nicht mit einem Zaun oder einer Hecke vermacht, einem andern einen „zahmen oder wilden Bom“ abgehauen oder „verderbt,“ einen Markstein oder Markstotzen verruckt oder ausgeworfen u. dgl. mehr, so ward, wenn der Beklagte durch die eidlich bekräftigten Aussagen der Zeugen oder Feldschützen und „Banwarten,“ welchen die Hut von Feld und Wald anvertraut war, für überwiesen angenommen, das Urtheil bald gefunden und die dafür im Weisthum des Fronhofs bestimmte Geldstrafe angesetzt. So bestrafte das Gericht des Fronhofs in Attenthal, jetzt Ebnet bei Freiburg im Breisgau, welcher unserem Helden Albert gehörte und den nebst Gericht ein Ritter von Falkenstein von ihm zu Lehen getragen, erstere zwei Vergehen gegen die Feldpolizei mit fünf Rappen.

Außer den Sachen der sogenannten freiwilligen Gerichtsbarkeit (Kaufverträge ꝛc.) und den Civilstreitigkeiten der Hofhörigen unter sich und theilweise auch mit dem Grundherrn und den Vergehen gegen die Orts- und Feldpolizei gehörten vor das Fronhofgericht alle leichteren Verbal- und Realinjurien und der „kleine“ Diebstahl, im Allgemeinen alle diejenigen Vergehen, bei welchen es dem Schuldigen nicht „an Leib und Leben, nicht an den Hals gieng,“ oder die nicht zum Blutbann gehörten, welcher dem Landesherrn oder Landrichter zustand, der ihn im Namen des Königs ausübte (s. oben S. 71 f.). So urtheilte denn unser Wöllhäuser Maiergericht auch alle diejenigen Hofhörigen ab, welche die Ehre eines anderen mit leichteren Schmäh- und Scheltworten verletzt (s. dagegen oben S. 72), sich an einem andern thätlich vergriffen, ohne daß es tödtliche Wunden gegeben, oder etwas gestohlen hatten, das nicht fünf Schilling werth war. Ein solcher Diebstahl wurde „zu Haut und Har“ d. h. mit Stockstreichen (höchstens aber einundvierzig) bestraft, doch konnte der Schuldige sich durch Bezahlung von fünf Schilling an den Kläger davon freimachen, aber rechtlos wurde und blieb ein solcher Dieb. Und sicherlich mußten auch auf unserem Fronhofgericht Schädi-

gungen von Hofhörigen an Ehre und Leib nicht selten gerügt werden. Denn nach vielen auf uns gekommenen Hofrechten und Weisthümern aus dem Südwesten des deutschen Reichs, welche solche Vergehen namhaft machen und die dafür angesetzten Strafen angeben, florirte die zumal unter der Landbevölkerung unserer Tage noch herrschende Unsitte und Rohheit, bei dem geringsten Anlaß zu Streit den Gegenpart mit Schmähworten zu überschütten, darnach aber zu Thätlichkeiten überzugehen, im Mittelalter auch in hohem Grade.[221] Da fielen mitunter Schimpfworte, wie Schelm, Bösewicht, Lügner u. a. m. Man schleuderte gegen einander schwere Flüche und Anwünschen „böser Dinge"; darnach drang man auf einander ein mit den „Füsten" (Fäusten) und Messern, wenn aber diese nicht zur Hand waren, mit Steinen, „Holzschit", „Drämel" und Stangen, schlug einander „trucken und blutrinnige" Wunden.[222] All' dergleichen weniger schwere Vergehen nannte man auch „Frevel" und setzte dafür Geldstrafen an, welche aber selbst bei den Gerichten desselben Landes nicht die gleichen waren. So mußte in Oberndorf am Neckar einer, der zum andern gesagt: du lügst — zwölf Schilling Heller, in Kilchberg aber drei Pfund Heller bezahlen; wer einen andern blutig geschlagen, wurde in Oberndorf mit zehn Pfund, in Kilchberg mit dreizehn Pfund bestraft. Für zungenfertige Weiber aber, welche sich einer Verleumdung von Ehrenleuten schuldig gemacht, hatte man im Elsaß (Mühlhausen), Schwaben (Memmingen) und der Schweiz (Schaffhausen) ein besonderes, originelles Strafmittel parat: ein Weiberangesicht mit ausgestreckter Zunge, daran ein „Mahlenschloß" (Vorlegeschloß), alles aus Stein, etwa fündundzwanzig Pfund schwer, gefertigt, Klapper- auch Lasterstein genannt. Der wurde an einem Wochen- oder Jahrmarkt, oder einem Sonntage, da man zur Messe gieng, dem Lästermaul angehängt und mußte von demselben auf dem Markte herum oder von einem Stadtthore zum andern getragen werden. Noch im Jahr 60 unserer Zeit war am Rathhause zu Mühlhausen diese Reliquie aus der „guten alten Zeit" aufgehängt und darüber stand zu lesen:

„Klapperstein bin ich genannt,
Den bösen Mäulern wohl bekannt,
Wer Lust zu Zank und Hader hat,
Der muß mich tragen durch die Stadt."

Sechstes Kapitel.

Das Kriegswesen.

Zur Zeit unseres Helden bestand der allgemeine Heerbann, wie solchen Kaiser Karl der Große um das Jahr 800 für das fränkisch-deutsche Reich geschaffen, längst nicht mehr. Bei dieser allgemeinen Wehrpflicht hatten nicht bloß alle freien vermöglicheren Grund- und Lehenbesitzer sondern auch mittelfreie Hofbewohner persönlichen Kriegsdienst zu leisten,[223] andere Grundbesitzlose sonst aber nur einigermaßen Bemittelte dagegen eine Kriegssteuer zu entrichten. Aber trotz der rücksichtslosen Strenge, mit welcher der große Kaiser diese Heeresverfassung durchzuführen bemüht war, begann der Verfall derselben schon unter ihm. Bei den großen Opfern, welche die Heerbannleute, die sich selbst auszurüsten und auf drei Monate mit Lebensmitteln zu versehen hatten, in Karls zahlreichen und langwierigen Feldzügen bringen mußten, suchte man sich auf mancherlei Weise von der schweren Kriegspflicht los zu machen, und nicht selten halfen dazu gewissenlose, bestechliche Beamte (Grafen u. dgl.). So machte, als im neunten und zehnten Jahrhundert ebenso kriegs-lustige als tüchtige Völker wie die Normannen, Ungarn, Dänen und Wenden in die Reiche der meist schwachen Nachfolger Karls einfielen, der Zerfall des Heerbanns reißende Fortschritte. Tausende von freien Bauern begaben sich, um dem Waffendienst zu entgehen, als Hörige und Leibeigene unter den Krummstab der Kirche oder in die Dienstbarkeit der Grafen und anderer Mächtigen. Aus der großen Masse der Heerbannleute fränkischen, alemannischen und baierischen Stammes, welche unter dem großen Kaiser und seinen sagenbesungenen Heerführern Gerold, Roland, Ekkehard, Anselm u. a. gegen die heidnischen Sachsen, Welschen, Araber, Avaren und Slaven tapfer gefochten, wurde ein feiges, waffenscheues Volk. Dagegen hatte sich im zehnten Jahrhundert inmitten des dem Waffendienste entwöhnten, abhold gewordenen Volkes aus den reichen Freien, den altdeutschen Gefolgschaften, den theilweise hieraus entstandenen lebenslänglich zu persönlicher Treue verpflichteten Dienstmannschaften und den Lehensleuten der Fürsten und Grafen eine bevorzugte Kriegerkaste gebildet, welche vornehmlich zu Rosse, in Rüstungen von Eisen und Stahl und mit besseren Waffen kämpfte. Und noch sind die Jahre 891, 933 und 955, da diese schweren deutschen Reiterscharen an der Dyle (bei Löwen), an der Unstrut (bei Merseburg), am Lech (bei Augsburg) mit glänzendem Erfolg gegen die Normannen und Magyaren gefochten, immer noch in

frischem Andenken. Unter denen, welche gegen letztere ausgezogen waren, befanden sich auch die schwäbischen Grafen aus den Revieren um den Bodensee vom Geschlechte unseres Helden mütterlicher Seite (s. Bd. I. S. 22). In demselben Strich Schwabens, im Thurgau, saß auch jener riesenhafte Recke, welcher, wie uns überliefert ist, sich vermessen, er getraue sich ein Dutzend Wenden und anderer Reichsfeinde wie Frösche an seinen Spieß gesteckt, herumzutragen. Aus diesen Reitern, welche, nachdem mit ganz wenigen Ausnahmen selbst der hohe Adel in Lehendienste getreten war, die Könige, geistlichen und weltlichen Fürsten, Grafen und Herren aus den Reihen ihrer Vasallen und Dienstmannen aufstellten, entstand die Ritterschaft. Und diese umgab sich, als im elften und zwölften Jahrhundert die geistlichen Ritterorden der Johanniter, Templer und Deutschherren entstanden waren, sie die Gottes- und Frauenminne auf ihre Banner geschrieben, im heiligen Kriege über's Meer gefahren und zu Ehren „reiner" Frauen zum Turnei gezogen, mit einem romantischen Nimbus, der aber zu unseres Helden Zeiten allermeist realen und sinnlichen Bestrebungen Platz gemacht.

Numerisch hatte darum die Ritterschaft indeß nicht abgenommen, sie war im Gegentheil eine im ganzen deutschen Reich und vornehmlich auch in Schwaben so verbreitete Kriegerkaste geworden, daß fast in (bei) jedem Dorfe nicht selten mehrere Ritter auf ihren kleinen Burgen saßen.[224] Zumal in den unfriedlichen wirren Zeiten des Faustrechts (drittes Viertel des dreizehnten Jahrhunderts) giengen nämlich die Fürsten und Grafen darauf aus, sich durch Belehnung mit Gütern, Nutzungen und Rechten sowie Ertheilung von Benefizien der Dienste von möglichst viel Vasallen, vornehmlich Dienstmannen zu versichern. Da aber jeder Ritter das Recht hatte, die Ritterwürde zu ertheilen und auch tapfere reisige Knechte, welche Eigenleute waren, zu Ritter geschlagen werden konnten, so stand es in der Hand der Fürsten, Grafen und Herren ihr ritterliches Gefolge nach Wunsch und Bedürfniß zu vermehren, und die Mehrzahl der Ritter des dreizehnten Jahrhunderts gehörte dem Dienstmannenstande an. So bestand denn die Ritterschaft, wiewohl sie eine großartige Genossenschaft war, aus Gliedern, welche von Hause aus mitunter sehr verschiedenen Ständen angehörten. Denn der Ritter, dessen Vater oder Großvater, wo nicht er selbst zuvor reisiger Knecht und Eigenmann eines Fürsten oder Grafen gewesen, stand darin neben dem königlichen oder gräflichen Rittersmann und bald höher als der von Geburt Edelfreie, welcher die Ritterwürde aber noch nicht erlangt hatte.[225] Und das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht unter Karl dem Großen, daß der freie Grundbesitzer in erster Linie waffenfähig sei, war ganz vergessen.

Die Ritter waren die Elite der Berufssoldaten des Mittelalters und hatten als solche die Vorschule der Knappenschaft und Edelknechte durchzumachen. Sie bildeten als Vasallen und Dienstmannen den Kern der auch im Frieden präsenten Kriegsmacht, des stehenden Heeres ihrer Herren. Derselbe war aber auch auf dem Kriegsfuße selbst bei mächtigen Grafen klein und zählte selten hundert Rosse. So betrug die Zahl der Ritter, welche unser Held in seiner eigenen Grafschaft im Jahr 1298 gegen den Herzog Otto von Niederbaiern in den Kampf führte (s. den letzten Abschnitt dieses Bandes) sicherlich nicht hundert. Und wenn uns urkundlich überliefert ist, daß sein Sohn Rudolf in dem Krieg zwischen den beiden Gegenkönigen Friedrich dem Schönen von Oestreich und Ludwig dem Baier sich 1314 gegen ein Dienstgelt verpflichtet hat, ersterem innerhalb Landes (Schwaben) mit hundert Helmen und aller seiner Macht zu Roß und zu Fuß wie auch mit Oeffnung aller seiner Besten, außerhalb Landes aber mit sechzig Helmen zu dienen, so war die für beide Fälle von demselben zugesagte Ritterschar um ein namhaftes stärker als die, welche andere schwäbische Grafen in diesem Krieg gestellt haben.[226] Die Ausrüstung der ritterlichen Dienstmannen mit Rossen, Harnisch und Waffen, welche nicht selten der Herr zu bestreiten und bei Verlusten zu ersetzen hatte,[227] ihr demselben zufallender Unterhalt auf Heerfahrten verursachte nämlich namhaften Aufwand, dazu waren für ihre und der Lehensmannen Dienstbereitschaft noch mancherhand andere materielle Opfer zu bringen. Diese schwere Reiterei des Mittelalters war wie die unserer Zeit daher eine sehr kostspielige Waffe.

Bevor wir aber hierauf etwas näher eingehen, müssen wir daran erinnern, daß es nach der Art des Dienstes im Mittelalter zwei Kategorien von „Mannen" gegeben, nämlich solche, welchen als Inhabern eines Burglehens die Hut von Burgen anvertraut und die zu keinem andern Dienst verpflichtet waren, und solche die in's Feld ziehen mußten.[228] Erstere, die „Burgmannen" auch „Burggrafen," hatten als Sold gewisse Bezüge an Geld und Naturalien meist von dem Ertrag der zur Burg gehörigen Besitzungen.[229] Letzteren, kurzweg gewöhnlich „Mannen" genannt, worunter sowohl Vasallen (Lehensleute von edelfreier, adeliger Geburt) als Dienstmannen (Lehensleute aus dem Stande der Hörigen) begriffen sind, waren für ihre Dienste „Mannlehen" manigfacher Art verliehen. Es waren ihnen zu Lehen gegeben: Burgen mit den dazu gehörigen Dörfern, beide entweder ganz oder beide theilweise, oder das eine ganz, das andere theilweise, Höfe, einzelne Güter (z. B. Weinberge), mancherlei Einkünfte, z. B. Zehnten, verschiedene Rechte und die damit verbundenen Nutzungen wie

Vogteien, niedere und selbst hohe Gerichtsbarkeit über Dörfer, Kirchen-Patronate und Kirchensätze, Fischwasser (Nutzungen von Flüssen und Bächen) u. a. m.[230]

Zu dem aus der Ritterschaft bestehenden Kern der stehenden, ordentlichen Kriegsmacht eines Fürsten oder Grafen kamen zunächst diejenigen Lehens- und Dienstleute, welche die Ritterwürde noch nicht erlangt hatten, manchmal ihr Lebtag dieses Ziel ihrer Wünsche nicht erreicht haben — die Edelknechte, mitunter, namentlich im Nibelungenlied kurzweg Knechte genannt. Sie ritten leichtere, kleinere, nicht die schweren gepanzerten Rosse der Ritter, führten als Hauptwaffe Speere (Lanzen) und hießen daher auch Speerknappen.[231] Die aus der altgermanischen Gefolgschaft entstandene und an diese noch im zwölften und dreizehnten Jahrhundert erinnernde Dienstmannschaft kettete das eidlich verpfändete unwiderrufliche Gelübde der Treue lebenslänglich an die Person und das Geschlecht ihres angestammten, „geborenen" Herrn. Sie bildete eine Genossenschaft, welche in weiterem Sinne zur Familie des Dienstherrn gehörte, unter einer gewissen Vormundschaft desselben stand und, wenn sie auch Eigenthum besaß, doch auf Unterhalt und Versorgung von demselben Anspruch zu machen hatte. Aber nicht die Benefizien und die in späterer Zeit dazu gekommenen Lehen waren es, was sie an den Dienstherrn fesselte, sondern der Treuschwur als „Mann" auf Leben und Tod. Ein hellleuchtendes Vorbild hievon bietet das Nibelungenlied in der Person des Markgrafen Rüdiger, eines Mannen des Hunnenkönigs Etzel. Er hat die burgundischen Könige und ihre Helden, als sie von diesem und seiner Gemahlin Kriemhilde, Siegfrieds Wittwe, zu Gaste geladen, mit herzlicher Gastfreundschaft auf seiner Burg empfangen und beherbergt, mit denselben innige Freundschaft geschlossen, dem jungen Könige Giselher seine Tochter verlobt und die liebwerthen Freunde zur Etzelburg geleitet. Da trat, als es in Etzels Hofburg zwischen Hunnen und Burgunden zu mörderischem Kampfe gekommen, an Rüdiger, als Etzels Mann, gemahnet an den Treueid, welchen er Kriemhilden geschworen, das ihr von Hagen und ihren Brüdern, den beiden Burgundenkönigen Gunther und Gernot, angethane schwere Leid der Ermordung ihres ersten Gemahls Siegfried rächen zu wollen, die furchtbare Forderung heran, er solle nun gegen die Burgunden und selbst Giselher, seinen Eidam, welcher an Siegfrieds Ermordung unschuldig gewesen, auf Leben und Tod kämpfen. Vergebens machte er dagegen geltend, er habe wohl geschworen, Ehre und Leben für seine Mannentreue einzusetzen, aber nicht das Heil seiner Seele, das er durch die an Freunden begangene Untreue verlieren würde. Vergebens bat er Etzel, Burgen und Land, alles was er von

ihm empfangen, wieder zu nehmen und ihn als Bettler in die Verbannung wandern zu lassen. Umsonst — er kann sich dem Furchtbaren nicht entziehen: trauernd waffnet er sich mit seinen Mannen und tritt den Burgunden entgegen. Diese wähnen einen Helfer in ihm zu finden, aber bald werden sie eines andern belehrt; Rüdiger ruft ihnen entgegen: Wehret euch, ihr kühnen Nibelungen! einst waren wir wohl Freunde, der Treue will ich ledig sein. Auch die Burgunden ihrerseits mahnen an seine Treue, die er ihnen bewiesen, aber er kann nicht mehr zurück. Schon soll der Kampf beginnen, da erinnert Rüdiger Giselhern an seine Treue, an das der Jungfrau gegebene Versprechen und bittet ihn, falls der Vater falle, sich ihrer anzunehmen. Aber Giselher weist es ab: aus ist alles, sobald Rüdiger einen seiner Anverwandten erschlagen. Der Kampf beginnt, und Rüdiger besiegelt mit seinem Blute die Treue, die er einst geschworen.

Den feierlichen Akt des Fahnenschwurs unserer Zeit vertrat im Mittelalter der Treueid der Dienstmannen und die ceremonielle Belehnung der Vasallen, nur fehlte dabei die religiöse Weihe. Dieselbe fand wie die Land- und Lehengerichte in der Regel unter freiem Himmel, mitunter im Burghof Statt, wobei aber das Thor geöffnet sein sollte und mindestens zwei Lehensmannen als Zeugen anwesend sein mußten.

Setzen wir nun den speziellen Fall, ein Ritter, welcher von unserem Grafen ein Lehen gehabt, sei gestorben und habe einen volljährigen, ehelichen Sohn hinterlassen, so hatte dieser innerhalb Jahr und Tag um Belehnung an seines Vaters Statt nachzusuchen, der Graf aber das Gesuch nicht zu verweigern. Darauf setzte ihm dieser Tag und Stunde zum Empfang des Lehens und ließ die umwohnenden Lehensmannen dazu entbieten. Da saß nun unser Held, wenn wir annehmen, der Akt habe auf der Rotenburg Statt gefunden, um die gesetzte Zeit in festlichem Gewand auf hohem Stuhl unter der Linde des Burghofes, um ihn standen seine Hofbeamten, darunter der Marschalk, das bloße Schwert seines Herren in der Rechten, und die entbotenen Lehensmannen. Der Vorgeladene war bereits erschienen, hatte Waffen, Sporen, Hut, Mantel und Handschuhe abgelegt und wurde von den mit ihm gekommenen gleichfalls unbewaffneten Freunden in den Ring geführt. Da kniete er nun vor dem Grafen nieder, legte seine Hände (wie zum Gebet) zusammen und sprach: „Herre, ich forder an euch das Gut, welches ich von meinem Vater mit Recht an euch bracht han und biete euch darum meine Mannschaft (meine Dienste als Mann) ein- zwei- und dreimal und sollen des' eure Mannen meine Zeugen sein." Darauf nahm der Graf die Hände des vor ihm Knieenden zwischen die Seinigen zum Zeichen, daß dieser nun sein Mann und sie beide fortan zu Schutz

und Trutz zusammengehören. Der neue Lehensmann aber berührte darauf das bloße Schwert, hub darnach seine Rechte gen Himmel und schwur zu den Heiligen, er wolle dem Grafen als seinem Lehensherrn, wie es Recht, Sitte und Gewohnheit sei, dienen als ein Mann, so oft er von ihm oder seinen Boten darum gemahnt werde, auch in dessen Lehengerichten erscheinen und nach seinem besten Wissen Recht und Urtheil sprechen.[232]

Zu unseres Helden Zeiten und schon zuvor aber wurde, wie zeitgenössische ritterliche Sänger u. a. Walther von der Vogelweide tief beklagen und wir im letzten Abschnitt dieses Bandes leider in der Lage sein werden, auch von schwäbischen Rittern zu constatiren, der Dienstmannen Treuschwur und Vasallen Lehenseid nicht selten schlecht gehalten. Und längst hatte im Ganzen und Großen seine Geltung verloren der altgermanische Grundsatz, die Mannentreue seie nöthigenfalls selbst mit dem Tode zu besiegeln, derjenige „Mann“ aber, welcher lebendig aus der Schlacht, in welcher sein Herr gefallen, zurückkehre, bedecke sich für sein ganzes Leben mit Schmach und Schande.[233]

Zu der stehenden bewaffneten Mannschaft der Fürsten und Grafen gehörten auch die gemeinen, berittenen (reisigen) Knechte aus den Reihen ihrer Hörigen und Leibeigenen. Sie führten meist Bogen mit Köcher darin Pfeile mit stählerner Spitze, hie und da auch Schwert, dazu manchmal eine kleine „Streitaxt“, welche am Sattel hieng. Zu denselben kamen Fußknechte, welche theilweise eiserne Gugelhauben, gesteppte Koller aus starkem Linnen oder Leder mit Hanf oder wollenen Lumpen gefüttert, hie und da darüber noch Brustharnisch trugen, als Waffen aber „klafterlange“ mitunter Hellebarden ähnliche Spieße[234], schwere Streitäxte und Kolben, diese entweder ganz von Eisen oder mit eisernem Kopf — furchtbare Waffen, gegen welche, von kräftigem Arm geführt, weder Schild noch Helm noch Stahlgewand schützten — endlich mitunter starke Bogen, auch Armbrüste führten,[235] welche mit einer kleinen mitgeführten Maschine („Antwerk“) gespannt werden mußten. Da wurden Brandpfeile und brennende Pechkränze in die Scheunen des Landvolks geschossen, durch Schild- und Ringpanzer drangen Pfeile und Bolzen und wundeten Mann und Roß.[236] Diese ständigen, in Friedenszeiten ohne Zweifel an Zahl geringen Mannschaften gehörten zu den kleinen Besatzungen der Burgen.

Bei bedeutenderen Fehden und großen, weitergehenden Heerfahrten pflegten die Grafen zu ihren Vasallen, Dienstmannen und eigenen reisigen und Fußknechten auch noch Söldner („Sarjante“) anzuwerben. Diese lebten wie die späteren Landsknechte nicht selten vom Kriege, führten auch bessere Schutz- und Trutzwaffen als das übrige Fußvolk, nämlich

Eisenhauben, Harnische, mannshohe Schilde, Schwerter, lange starke Spieße, Wurfspieße, Schleudern, Bogen u. a. m. [237] Sie verstanden sich gegenüber von der Reiterei auch auf Terrain-Benützung und hielten sich nur von einer Hecke oder einem Zaun gedeckt lange gegen dieselbe. [238] Besondere Haufen der mit Bogen und Armbrüsten versehenen Söldner zu Fuße pflegten nicht selten nach Weisung ihrer Hauptleute abtheilungs- oder gliederweise zu schießen, erschwerten so durch ein gut unterhaltenes Schießen dem Feind den taktischen Aufmarsch und leiteten das Gefecht der Ihrigen ein. [239]

Man darf aber nicht glauben, der Graf habe unter allen Umständen nur das Recht gehabt, seine Vasallen und Dienstmannen, seine Reisigen, Fußknechte und Söldner zum Waffendienst aufzubieten, oder es sei stets so Brauch gewesen. Im Gegentheil. Selbst zu einer Fehde, einem kleinen in persönlichem Interesse unternommenen Krieg, bei welchem er der Angreifer war, stand ihm gleich anderen Grundherren zu, wenigstens seine waffenfähigen Hörigen (s. oben S. 15) indeß nur zum Dienst innerhalb Landes aufzubieten. Und allem nach war zu unseres Helden Zeiten und nach wie vor die Bevölkerung der Städte und selbst des platten Landes des Waffenhandwerks nicht ganz entfremdet, beziehungsweise demselben abhold. Befanden sich, wie wir oben S. 42 bei dem sogenannten Besthaupt berichtet, doch noch Harnisch und Waffen, insbesondere Schwerter in jedem Hause und sollten bei dem Tode des Vaters den Söhnen verbleiben. So führte unser Held, als er 1298 den Herzog Otto von Niederbaiern bei Oberndorf am Neckar überfallen wollte, neben seinen Rittern 600 Bauern in den Kampf, welche besser Stand gehalten haben, als die Mehrzahl seiner Ritter (s. den letzten Abschnitt dieses Bandes). Aber der ritterbürtige Adel sah nicht selten mit Verachtung auf das gemeine Bauernvolk in Waffen, ja er verwünschte diejenigen Herren,

„die da machten Eisenkappen
Aus solchen Acker-Trappen,
Die da gehörten zu dem Pflug,
Da (während) edler Knechte war genug.“ [240]

Indeß wurden auch noch im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert von schwäbischen Grafen zu ihren Fehden starke Haufen bewaffneter Bauern aufgeboten, die sich auch nicht schlecht geschlagen haben. So bestand in der Schlacht bei Döffingen (1388), da Graf Eberhard von Wirtemberg, der Rauschebart, die Hauptmacht der schwäbischen und anderer Reichsstädte auf's Haupt geschlagen, das Heer desselben und der mit ihm verbündeten Grafen aus 2000 Bauern und 600 Glefen

(Rittern- und Edelknechten mit Speeren, Lanzen). Und bekannt ist aus L. Uhlands Gedicht „die drei Könige zu Heimsen,“ wo „des ganzen Gaues Bauern“ sich um den Ort geschart, das witzige Bäuerlein, welches, an seinen Spieß gelehnt, mit andern treulich das Feuer, welches man hart an den Mauern des Städtchens angezündet, geschürt hat.

Hie und da aber war ein Graf, wenn er in einer Fehde seine städtischen Unterthanen aufbot oder durch seine Vögte aufbieten ließ, an die Zustimmung von deren Vertretern gebunden, so das Haus unseres Helden gegenüber der Stadt Horb. Denn war die „Herrschaft“ in Fehde gerathen und hatte der dortige Vogt oder Schultheiß „Sturm lüten“ lassen, so mußte zwar jeder Bürger in Wehr und Waffen zu dem „Banier uff den Markt“ eilen, und die genannten gräflichen Beamten führten die Mannschaft vor ein Thor oder auf eine der die Stadt umgebenden Höhen. Da aber mußte Halt gemacht, der Rath der Stadt herbeigerufen, ihm der Grund des Auszugs mitgetheilt und dessen Meinung eingeholt werden. Je nachdem diese der Mehrheit nach ausfiel, führte der Vogt, beziehungsweise der Schultheiß das Aufgebot wieder in die Stadt zurück oder gegen den Feind.

War aber die Grafschaft mit einem feindlichen Einfall bedroht oder gar von einem solchen heimgesucht, handelte es sich also um Vertheidigung derselben, so hatte der Graf als Landesherr das Recht, auch die nicht lehenspflichtigen freien Herren, die etwa noch vorhandenen Gemeinfreien, die Hörigen der ersteren, sowie die der geistlichen Grundherren (Aebte) zu „Wehr und Ehr“ des Landes aufzubieten.

Und galt es Landfriedensbrecher zu züchtigen, so war unser Held in seiner Eigenschaft als Graf und Reichslandvogt in Niederschwaben befugt, alle volljährigen und wehrfähigen Einwohner seiner Grafschaft oder Vogtei in die Waffen zu rufen. Pfaffen und Weiber, Messner, Hirten und Juden aber mußten entweder für sich Wehrleute stellen oder eine Steuer bezahlen. Geistliche Fürsten (Aebte u. dgl.), welche in seinem Lande saßen, hatten Mannen und Knechte zu stellen. Hatte der Besitzer einer Burg sich des Landfriedensbruches durch Straßenraub schuldig gemacht, und der Graf war mit dem Aufgebot seines Landes vor dessen Burg gezogen, um sich der Person desselben zu bemächtigen oder dieselbe zu brechen, so mußte sich die Landwehr in den ersten drei Tagen selbst verköstigen, darnach gieng's auf den Schaden des Friedbrechers.[241]

War unser Graf als erblicher Inhaber einer von dem Reich zu Lehen rührenden Grafschaft von dem Könige in des Reiches Namen zu einer Heerfahrt aufgeboten worden, so war er als Vasall desselben

verpflichtet mit einer der Größe seines Lehens entsprechenden Mannschaft daran Theil zu nehmen und hatte zu dem Ende das Recht seine Vasallen, Dienstmannen und wehrfähigen Grundhörigen dazu aufzubieten. Doch konnten sich seine Mannen durch Bezahlung von 10 Pfund Heller von der Heerfahrt lösen und es galt für ein Jahr. Schloß sich ein Mann, welcher zwei Herren hatte, einem dieser darum nicht an, weil er von dem andern zuvor gemahnt worden, so mußte er dem ersten den zehnten Theil des Ertrags von dem Lehen, das er von ihm hatte, zu „Heersteuer" geben.[242] Kraft der ihm übertragenen königlichen Gewalt in seiner Grafschaft stand es unserem Grafen auch zu, die in derselben ansäßigen freien Herren sowie die sonstigen freien Leute auch die geistlichen Grundherren (Aebte ꝛc.) beziehungsweise deren Mannen aufzufordern, unter seinem Banner an des Reiches Heerfahrt Theil zu nehmen. Die ersten sechs Wochen hatten sich die zu des Reiches Dienst Ausgezogenen selbst zu verköstigen, dauerte die Heerfahrt länger, so hatte die Verpflegung der Graf beziehungsweise der König zu tragen, auch war Sold zu geben. Wir werden aber in den Abschnitten 8 und 9 dieses Bandes zeigen, daß bei der zu unseres Helden Zeiten sehr gesunkenen Autorität des Reichsoberhaupts, welche auch König Rudolf I. nicht erheblich zu stärken vermocht hat, die Grafen namentlich auch Schwabens der Pflicht des Reichsheerdienstes ungestraft nicht nachgekommen sind.

Rüstete aber unser Graf weder zu einer Fehde, die im eigenen Lande und zur Abwehr des Feindes ausgefochten wurde, noch um sein Land zu vertheidigen, weder im Interesse des Landfriedens, noch zu einer Reichsheerfahrt, sondern zu einer solchen, die er in rein persönlichem Interesse unternommen und deren Schauplatz nicht seine Grafschaft war, oder machte er gar als Verbündeter eines Fürsten oder Grafen eine Kriegsfahrt in ein fernes, fremdes Land, so waren seine Vasallen und Dienstmannen nicht verpflichtet mit ihm auszuziehen, sondern er mußte dieselben durch Ertheilung weiterer Lehen und Benefizien oder Zusage von Sold dazu gewinnen, auch ihnen Verköstigung gewähren. In dieser Lage war unser Held, als er im Jahr 1295 Herzog Albrecht von Oestreich, dem nachmaligen römischen König, seinem Neffen, gegen den sich der östreichische Adel erhoben hatte, mit einer zahlreichen Ritterschar zu Hilfe gezogen. So war es auch bei Alberts Sohne Rudolf I., als dieser in einer Fehde mit dem Bischof Nikolaus von Constanz 1334 vor dessen Veste Meersburg am Bodensee zog und diese längere Zeit aber vergeblich belagerte. Von der starken Schar ritterlicher Mannen, welche mit ihm dahin gezogen war, wurden Hans von Leinstetten und Konrad, sein Vogt vom Bussen (s. oben S. 66), erschlagen.

Wir schließen dieses Kapitel mit einem spezifisch mittelalterlichen Kriegsbilde:

Der Belagerung und Eroberung der schwäbischen Herrenburg Waldeck durch König Rudolf, unseren Helden und andere im Herbst 1284.

Hat der Leser in Pforzheim (Baden) das Dampfroß, Eisenbahn-Waggon genannt, bestiegen, um eine Fahrt durch das wildromantische Nagoldthal zwischen den Königlich-Württembergischen Oberamtsstädten Calw und Nagold zu machen, und die Station Teinach hinter sich, so geht's über die Nagold, darauf sogleich in den „Schloßberg"-Tunnel und darnach abermals über den genannten Fluß und weiterhin dem Städtchen Wildberg zu. Der „Schloßberg," durch welchen die unterirdische Fahrt geht, ist ein waldiger Bergrücken von durchschnittlich etwa 340 Meter Breite und 860 Meter Länge, welcher sich von Westen nach Osten in einen stark gekrümmten, hufeisenförmigen Bogen der Nagold hinausstreckt, gegen diese fast überall steil abfällt und nur von Altbulach her über den „Metzergrund" hin leichter zugänglich ist, wie denn auch von hier aus die Zufahrt auf denselben geht. Auf der östlichen, steilen und etwas breiteren Schlußkuppe dieses schmalen, langgestreckten Rückens, mit Recht Waldeck genannt, stand im Mittelalter eine Burg, daher heute noch der Platz den Namen Schloßberg führt. Dieselbe gehörte nicht zu den gewöhnlichen, allermeist kleinen Ritterburgen (Burgställen), sondern war eine größere und ausnehmend feste Herrenburg, wie denn auch das Geschlecht, welches darauf seinen Sitz gehabt, dem höheren Adel angehörte (s. unten), wenn die ritterlichen Dienstmannen auch zu dem Adel zu rechnen sind (?).

Die Burg Waldeck.

Zu näherem Verständniß der unten folgenden Schilderung der Belagerung der Burg Waldeck unternehmen wir es, ein Bild von dieser zu entwerfen und derselben vorauszuschicken.[243] Wir machen den Versuch auf Grund der von uns eingesehenen, sehr ansehnlichen Ruinen und eines vor uns liegenden Grundrisses von denselben, sowie gestützt auf Analogien und die beim Bau mittelalterlicher Burgen so ziemlich allgemein beobachteten Grundsätze, indem wir die von uns also wieder heraufgezauberte Burg von dem ehemaligen hohenbergischen Städtchen Altbulach aus besuchen und den Leser einladen, mit uns sich in die alte Zeit, da die Burg noch stand, zu versetzen und uns auf dieser kleinen Fußreise im Geiste zu folgen.[244]

Sind wir von Altbulach aus in der Hauptrichtung ostwärts

gegangen und haben den sogenannten „Metzergrund“ hinter uns, auch darnach die waldigen Höhen, welche sich über dem Nagoldufer erheben, erstiegen und sind etwa auf der Hälfte der Länge des „Schloßberges“ angekommen, so stehen wir plötzlich vor einem in die Felsen des Berges eingesprengten tiefen und breiten Graben, welcher quer und bis hart an den beiderseitigen Rand des Bergrückens hinläuft und den Burgplatz gegen Westen abschneidet. Der Wächter des nächsten Vorwerks (s. sogleich), welcher uns als ganz ungefährliche Leute ansieht, erscheint bald mit seinem Knecht und legt die schwere Brücke über den vor uns befindlichen Graben. Wir überschreiten so diesen, gehen auf dem nun schmäler werdenden Grat des „Schloßberges“ weiter und sehen uns in Kurzem vor einem zweiten Graben. Nachdem auch die darüber gelegte Brücke überschritten, geht's über einen schmalen, rechts und links steil abfallenden Damm und in wenigen Minuten stehen wir vor einem halbrunden Thurm, dessen Unterbau der pure Fels und dessen gekrümmte Façade mittagwärts gerichtet ist. Zwei Eingänge mit in Felsen gehauenen Stufen führen in das Innere desselben; des Thurmwächters Knecht führt uns aber weiter zu einem nahen, dritten, etwas schmäleren Graben, welcher um ein zweites Vorwerk läuft, das aus einem mit Zinnen gekrönten Halbrund besteht und seine ausspringende Seite uns zukehrt. In dasselbe eingelassen, sehen wir, daß sich vor den Zinnen ein Umgang befindet und der ganze Rundbau fast vom Boden an mit vielen mannshohen, innen weiten, nach außen aber sehr schmalen Schlitzen (Schießscharten) versehen ist.[245] Gegen die Burg gekehrt, gewahren wir jenseits eines wieder tieferen und breiteren vierten Grabens eine sehr hohe, dicke Mauer, welche sich quer über den ganzen Bergrücken hinzieht, zur Linken in einem Bogen zurücktritt und noch eine Strecke an dem Abhang hinabgeht, rechts aber an einen halbrunden Thurm stößt, von da sich auch burgeinwärts wendet und an dem andern Abhang zum Theil hinabläuft. Der Knecht belehrt uns, diese hohe gewaltige Mauer heiße man den „Mantel“ der Burg. Er verdeckt uns in der That die eigentliche Burg so, daß wir von dieser nur die Zinnen der Mauern und Thürme sehen. Darauf führt uns der Knecht bald in den halbrunden Thurm zu unsrer Rechten hinein und aus diesem herausgetreten sehen wir zu unsern Füßen den fünften und letzten, darum auch sehr breiten und tiefen Hauptgraben der Burg. Ueber uns aber ragt die sehr hohe, dicke und mit Zinnen gekrönte äußere Ringmauer derselben, welche sich links an ein sehr hohes, rundes Thürmchen, die Warte, den „Lugin'sland“, wie der Knecht sagt, anschließt, rechts aber sich in einem Bogen rückwärts, wo der Berghang weniger steil ist, an diesem auf eine Strecke hinabzieht, sonst aber die

Burg auf allen Seiten umgibt. So ziemlich auf der Mitte des uns zugekehrten Stücks von der äußeren Ringmauer gewahren wir das viereckige thurmartige Thorhaus, welches nur zwei schmale, mit hölzernen Gittern versehene Fensteröffnungen hat. Auf einen lauten Ruf des uns begleitenden Knechts öffnet sich bald eines derselben und ein graubärtiger Alter mit einer Pelzmütze auf dem Haupt lugt heraus und fragt, was unser Begehr sei? „Laß die Zugbrücke herab und öffne das Thor, guter Kunz, die Leute da sind Bekannte des Maiers und wollen den besuchen,“ ruft unser Cicerone hinüber. Nach Kurzem fällt die an langen, starken Ketten hängende Zugbrücke rasselnd auf die Widerlager der diesseitigen, mit Fels untermischten Grabenmauer herab und darnach thut sich das aus dickem Eichenholz gefertigte und schwer mit Eisen beschlagene Thor, welches von der aufgezogenen Zugbrücke zuvor verdeckt gewesen, knarrend auf.

Auf der Zugbrücke stehend gewahren wir gerade über dem Thor einen kleinen Vorbau, eine Art Balkon, aus Stein aufgeführt, mit Zinnen versehen und einem aus Gitterwerk von Eisen bestehenden Boden. Der Knecht sagt, das sei „die Pechnase,“ denn wenn der Feind den Graben überbrückt habe und bis zum Thore vorgedrungen sei, so werde er von da mit Pfeilen, Steinen, heißem Pech u. a. überschüttet. Durch das Hauptthor, an welchem sich auf der inneren Seite noch eine zweite Porte befindet, treten wir in das auf der Abend- und Südseite gelegene Stück des Burgzwingers ein, einen ziemlich schmalen Raum zwischen der äußeren und inneren Ringmauer der Burg. Denselben sehen wir auf zwei Punkten durch Quermauern abgesperrt, in welchen sich Thore befinden. Durch das mitternächtliche derselben, in der Nähe des „Lugin’slands,“ führt uns der Knecht in den Vorhof der Burg, einen ziemlich geräumigen Platz zwischen der äußeren und inneren Ringmauer, in welchem wir mehrere kleine niedrige Gebäude mit den Kammern der Knechte, Pferde-Stallungen, Vorrathskammern rc. finden. In einem etwas besser aussehenden Gebäude des Vorhofs wohnt der Maier der zu der Burg unmittelbar gehörigen Güter. Freundlich willkommen geheißen, werden wir nun von dem selbst bald in die eigentliche Burg, den Wohnsitz seiner edlen Herren, geleitet. Er führt uns zunächst durch das Thor bei der Warte wieder in den gegen Abend gelegenen Zwinger, in diesem um die gleichfalls im Bogen herumlaufende innere Ringmauer herum bis zu der anderen Quermauer auf der Mittagseite und durch das hier befindliche Thor zunächst in den Zwinger auf der Morgenseite. Von diesem treten wir durch das in der innern sehr dicken Ringmauer befindliche, gerade offen stehende östliche Hauptthor der Burg in diese ein.

Da werden wir nun von unserem freundlichen Cicerone zunächst auf steinerne Bänke zugeführt, welche unter einer schönen Linde um eine kreisrunde ziemlich hohe steinerne Brüstung angebracht sind, und er bedeutet uns darauf Platz zu nehmen. „Ihr sehet,“ hebt darauf der redselige Alte an, „nun unseren Burghof vor euch, freilich klein; Turnei und Speerstechen kann man nicht darin halten. Das ist unser Burgbrunnen,“ fährt er fort, indem er uns einlädt, über die Brüstung hin in die unabsehbare Tiefe hinabzuschauen, „der geht bis auf die Nagold hinab, aus welcher das Wasser mit Hilfe großer Eimer, welche an langer starker Kette hängen, heraufgezogen wird. So können wir unsern Durst doch immer wenigstens mit frischem Wasser löschen. Da wohnen,“ belehrt er uns weiter, auf einen mehrstockigen starken viereckigen Thurm links von dem Hauptthor deutend, „meine edle Herren mit ihren Knappen, dort aber in dem länglichen, hohen, wie ihr seht, auch thurmartig aufgeführten Gebäude haben unsere Gebieterinnen mit ihren Töchtern und Frauen ihre Kemenaten; im Erdgeschoß ist die Burgküche und unter dieser der in Felsen gehauene Weinkeller. Der kleine Anbau mit dem spitzen Thürmchen enthält die Burgkapelle mit der Wohnung des Kapellans. In dieselbe führt vom Frauenhaus ein kleiner bedeckter Gang. Unter dem Herrenthurm aber, welcher weit in das felsige Eingeweide des Berges hinabreicht, befindet sich ein hartes „Gefängnuß,“ in das weder Sonne noch Mond scheint und vor welchem Gott jedes Menschenkind bewahren wolle. In dem runden Thurm in der Ecke da droben haben die Ritter und Reisige meiner hohen Herren ihre Kammern. Aber alle diese drei Hauptgebäude unserer Burg, das Frauenhaus nicht ausgenommen, sind eigentlich weniger zum Wohnen als zu Krieg und Fehde eingerichtet, wie man schon an dem ganz aus Stein aufgeführten Bau, dem Zinnenkranz der Plattformen, den hohen, schmalen, schießschartenartigen Fenstern und fürnehmlich den dreißig Schuh über dem Boden befindlichen Eingängen der beiden Thürme sieht. Doch kann man auch von dem Umgang der inneren Ringmauer in dieselben gelangen, wie dies gleichfalls bei dem Frauenhaus der Fall ist, weßhalb der Bequemlichkeit wegen für dieses, wie ihr sehet, eine hölzerne Treppe auf denselben führt, und von diesem eine kleine Brücke zum oberen Stock des Frauenhauses hinübergeht.“ Auf der Treppe besteigt nun der Maier mit uns den Umgang, welcher vor den Zinnen der inneren Ringmauer liegt, und wir gehen auf demselben um die ganze Burg herum, denn der Herren- und Ritterthurm sind so in dieselbe eingebaut, daß man durch diese beiden hindurchgehen kann. „Man wird,“ bemerkt der Maier, „auf diesem Rundgang weder von Sonne noch Regen noch Schnee belästigt, da ja der Umgang mit

einem kleinen Ziegeldach bedeckt ist. Unter diesem und hinter der Brüstung der Zinnen wie auch in den nischenartigen, hohen, außen sehr schmalen unteren Mauerschlizen der Ringmauer und beiden Thürme sind auch die Burgleute bei einem Angriff vor den Geschossen der Feinde gehörig geschützt. „Ueberhaupt ist unsere Burg," betont unser Führer auffällig, „eine sehr harte Nuß für jeden, der sie einnehmen will und mancher Kriegsmann wird bei solchem Unterfangen seinen Schädel einrennen, er mag sie angreifen wo er will."

Bei diesen Worten führt uns der treue Diener seiner Herren, nachdem wir auf der hölzernen Treppe von dem Umgang der Ringmauer in den Burghof hinabgestiegen, durch das Hauptthor wieder in den Zwinger hinaus und von diesem durch ein schmales Pförtchen auf den Abhang des Schloßberges gegen Morgen, um uns zur Bekräftigung seiner stolzen Behauptung zu zeigen, daß die Burg auch auf dieser Seite durch einen tiefen Graben und andere Wehren geschützt sei. „Die Häuser, welche ihr da unten hart am Fuße des Schloßberges im Thale sehet, ist der nächste zu unserer Burg gehörige Hof, welcher Küche und Speicher derselben mit dem Nöthigsten versieht. In diesen führt aus der Tiefe des viereckigen Hauptthurms ein in die Felsen gehauener geheimer Gang hinab, den wir nur den „Maulwurf" nennen. Nun aber kehret," also schloß der Maier, „liebwerthe Gäste mit mir in meine Wohnung zurück, damit ich euch einen kleinen Imbiß vorsetzen kann."

Die freien Herren und Dienstmannen von Waldeck. Ihre Verwürfnisse mit dem Grafen Albert von Hohenberg.

Auf der von uns in Vorstehendem im Geiste wieder aufgerichteten Burg Waldeck saß schon in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts ein edelfreies Geschlecht, welches nicht nur in seiner engeren Heimat Schwaben sondern auch in andern Strichen des deutschen Reichs ansehnliche Besitzungen hatte. Doch war die Burg, welche ihm den Namen gegeben, ohne Zweifel nicht sein angestammtes Eigen sondern Lehen erst von dem Hause der Pfalzgrafen von Tübingen, darnach und zwar schon vor der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts von dem der Grafen von Hohenberg Zollerischen Stammes, welches dieselbe als Zugehör der Herrschaft Wildberg durch eine Heirath in jenes einst mächtige Geschlecht an sich gebracht hat. So waren die freien Herren von Waldeck Vasallen von Graf Albert, dem Schwager des Königs Rudolf.

In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts tritt das Geschlecht derselben mit zwei Familienhäuptern Albert und Volmar

auf, welche sich in das erbliche Burglehen Waldeck theilten. Indeß war allem nach das Haus Hohenberg, insbesondere Graf Albert auch in unmittelbarem Besitz von zu der Burg gehörigen Gütern. Man trifft nämlich im Jahr 1272 ein weiteres Glied des Waldecker Geschlechts, Geschwisterkind der obgenannten beiden Herren, mit dem Titel „Vogt genannt von Waldeck“ bei dem erwähnten Grafen auf der Burg Waldeck unter Umständen, aus denen hervorgeht, daß er sich seines edelfreien Standes begeben hat und als Vogt in des Grafen Dienste getreten ist. Obgenannter Freiherr Albert von Waldeck, Bruder Volmars, starb in der Zeit von 1279—1284 kinderlos mit Zurücklassung einer Wittwe. Darauf machte Graf Albert, welcher mit demselben oder dessen Ehegemahl auch verwandt gewesen zu sein scheint, Ansprüche auf dessen Nachlaß, wie er denn der Wittwe, welche man 1284 in dem Dominikaner-Frauenkloster Kirchberg bei Haigerloch trifft, ein Leibgeding aussetzte. Er betrachtete den Antheil des kinderlos Verstorbenen an dem Burglehen als seinem Hause, beziehungsweise ihm heimgefallen oder beanspruchte solchen als dessen Erbnachfolger, stieß aber dabei auf heftigen Widerstand von Seiten Volmars, Werners und Helferichs von Waldeck, der Söhne des obgenannten Volmar und Neffen des wahrscheinlich schon im Jahr 1279 mit Tod abgegangenen Albert. Da suchte sich unser Hohenberger Graf mit Gewalt in den Besitz des von ihm angesprochenen Antheils der Burg Waldeck zu setzen und belagerte diese um die Mitte des Juli von dem so eben angegebenen Jahre.[246] Aber es gelang ihm trotz aller seiner Anstrengungen und wiewohl er mit den Lokalitäten der Feste genau bekannt war, nicht, dieselbe in seine Gewalt zu bringen und seine Ansprüche darauf durchzusetzen.

Neben den freien Herren von Waldeck bestand ein Dienstmannen-Geschlecht, welches sich auch nach einer Burg Waldeck (s. unten) geschrieben, und in Hof- Verwaltungs- auch Kriegsdiensten erst bei den Grafen von Calw, sodann denen von Tübingen und darnach Hohenberg stand, daher mit den Titeln, beziehungsweise Beinamen Truchseß, Waldvogt und „Stadelaere“ (wirthschaftlicher Beamter eines größeren Hofguts),[247] woraus man später — sachlich und sprachlich ganz unberechtigt — „Stadelherr“ gemacht hat, vorkommt. Dasjenige Schloß, nach welchem sich diese Waldecker als ihrem namengebenden Stammhaus geschrieben, lag auf den waldigen Bergen westlich von dem „Dickehof“ ganz nahe bei der Burg der Freiherren, welche sonst auch Ober-Waldeck hieß, und war, wie die noch vorhandenen Ruinen ausweisen, eine kleine Burg. Auf ihr und mehreren andern kleinen Burgen in der Umgegend von „Ober-Waldeck“ saß das zahlreiche Geschlecht der Truchseße rc. von Waldeck. Alle diese Schlösser aber gehörten mit

Ober-Waldeck zur Hohenbergischen Herrschaft Wildberg. Dieses Dienstmannen-Geschlecht von Waldeck, zwischen welchem und den Grafen von Hohenberg es auch zu Zerwürfnissen gekommen, schlug sich, wie wir gleich hören werden, in der fraglichen Fehde auf die Seite der freien Herren von Waldeck, zu welchen sie auch in Dienstverhältnissen gestanden sein mögen, ein Umstand, weßhalb wir dasselbe hier wenigstens mit einigen Worten aufzuführen hatten.

Der im Jahr 1279 gemachte, aber mißlungene Versuch des Grafen Albert von Hohenberg, sich mit Gewalt in den Besitz des von ihm angesprochenen Theils an der Burg „Ober-Waldeck" zu setzen, war nicht geeignet, dem Zerwürfniß zwischen beiden Theilen ein Ende zu machen. Im Gegentheil führte dasselbe nach der mittelalterlichen Kriegsführungsweise dazu, daß man von hüben und drüben Land und Leute, Gut und Hab' des Gegners zu schädigen suchte. So ist es nun zu erklären, wenn der Bischöflich-Straßburgische Notar Gottfried von Ensmingen und die Kolmarer Annalen berichten, König Rudolf habe die Burgen Waldeck belagert, weil von ihnen aus Straßenraub getrieben, d. h. der Landfriede gestört worden.[248] Dieser Kriegszustand zwischen Hohenberg und Waldeck dauerte bis Sommer 1284 fort.

König Rudolf schreitet mit Waffengewalt gegen die Waldecker ein.

Man ist berechtigt anzunehmen, daß, als der König nach einem fast fünfjährigen Aufenthalt in Wien (von 1276—1281) in's Reich heraus, nach Schwaben gekommen war und mit seinen Schwägern Albert und Burkard von Hohenberg wiederholt zusammenkam, unter anderem auch über die Streitigkeiten derselben mit den Waldeckern verhandelt wurde. Wir denken hiebei besonders an Rudolfs Anwesenheit bei der Hohenbergischen Hochzeit zu Markgröningen (1. August 1284), worauf derselbe diesen ganzen Monat vollends und fast bis zur Mitte des nächsten theils in Eßlingen, theils zu Heilbronn sich aufhielt. Da mag denn der König auf wiederholte Klage seiner Schwäger nach seiner gewohnten Weise es zunächst noch versucht haben, die Streitigkeiten derselben mit den Herren von Waldeck durch ein Schiedsgericht beilegen, auch vielleicht durch einen vor ihm gefällten Rechtsspruch von Schöffen entscheiden zu lassen. Allem nach aber scheiterten alle diese Versuche an dem Widerstand und der Hartnäckigkeit der stolzen Freiherren, denn man sieht den sonst friedliebenden König um die Mitte des September von Heilbronn nach der kleinen schwäbischen Reichsstadt Weil, wenige Stunden vom Nagoldthale heraufziehen und sich da zu der kleinen Heerfahrt gegen die Waldecker rüsten, um die Execution an

denselben zu vollziehen.[249] Die dazu verwendete Streitmacht bestand natürlich in erster Linie aus den Aufgeboten der Grafen von Hohenberg und sodann denen anderer schwäbischen Grafen, welche seinem Ruf zum Zuzug folgten. Nebst den Herzogen von Teck und anderen Gliedern vom hohen schwäbischen Adel stellten sich auch Graf Friedrich von Zollern, der Erlauchte, und sein gleichnamiger Sohn ein,[250] welcher die goldenen Rittersporen, die er wenige Jahre zuvor erhalten, nun vor dem Feinde, unter den Augen des Königs verdienen wollte. Und man darf hieraus, zumal die Heerfahrt im Interesse des Hauses Hohenberg unternommen worden, den Schluß ziehen, daß damals die Beziehungen zwischen diesem und den Zollern, seinen Stammesvettern, gut waren. Endlich standen in des Königs Lager vor Waldeck sein ältester Sohn Herzog Albrecht von Oestreich wie auch die Bischöfe von Basel und Passau, letztere drei übrigens höchst wahrscheinlich ohne Mannschaften.

Bei den Aufgeboten der Grafen standen außer Rittern und Speerknappen (adeligen Lanzenreitern) sicherlich auch gemeine Reisige und Fußknechte, welch' letztere namentlich die bei Belagerungen unentbehrliche Armbrust führten.[251] Und da es zur Wegnahme eines Bergschlosses gieng, wird auch das Vorspiel unserer Genie- (technischen) Truppen, der gräfliche „Antwerkmeister",[252] welcher den Bau und die Anwendung der Belagerungs-Maschinen zu leiten hatte, mit seinen „Werkschmiden" und Zimmerleuten nicht gefehlt haben. Und sicherlich hat eine Anzahl von Karren und Wagen mit Zelt- und anderem Heergeräthe, Reserven von Waffen und Rüstungen, sowie der unvermeidliche Troß an „Roßbuben" ꝛc. auch nicht gefehlt.

Die Belagerung der Burg Waldeck.

In Betreff des näheren Verlaufs derselben enthalten die Quellen nur sehr wenige Anhaltspunkte, und von demselben wüßten wir so viel als nichts zu sagen, wenn die Kolmarer Annalen Recht hätten, denn diese melden, der König habe um Martini 1284 sämmtliche Burgen mit großer Kriegsmacht belagert und „subito" erobert.[253] Dieselbe zeigt sich hierin aber ganz schlecht unterrichtet, denn nach von Rudolf „ante Waldeche in castris" ausgestellten Urkunden lag derselbe noch im Anfang November dort, wie auch die gleichzeitige und lokalkundige Sindelfinger Chronik hiemit übereinstimmend berichtet, um Martini seien die Burgen zerstört worden. Die letztere Quelle unterrichtet uns zwar auch nicht näher über den Hergang der Belagerung, doch gibt sie, wenn wir auch ihren Bericht über die Belagerung der Hauptburg

Waldeck durch unseren Grafen Albert (s. oben) hinzunehmen, einige wichtige und sicherlich richtige Anhaltspunkte. Sie spricht nämlich für's Erste von „labores“ (Belagerungs-Gegenbauten), welche man damals dort habe machen sehen, von den Operationen des Königs aber berichtet sie, zuerst habe dieser nur die Hauptburg mit seinem Heere eingeschlossen, später aber um Martini seien sämmtliche Burgen Waldeck zerstört worden. Indem wir uns auf diese wenigen Anhaltspunkte und das von uns oben entworfene Bild von der Hauptburg Waldeck stützen und zu Hilfe nehmen, was man sonst von Belagerungen mittelalterlicher Burgen weiß, wollen wir es versuchen, den muthmaßlichen Verlauf der Belagerung in seinen Hauptstadien festzustellen.

Das Belagerungsheer des Königs bezog ohne Zweifel auf den Höhen um Alt- und Neubulach zunächst ein Lager, welches von der umliegenden Hohenbergischen Herrschaft verproviantirt und durch eine Wagenburg oder ein Pallisadenwerk oder beides, zu welch' letzterem die vielen Nadelholzwaldungen umher das Material lieferten, vor Ueberfall geschützt worden. Das nächste und Hauptziel, welches sich der erfahrene königliche Kriegsherr steckte, war, die Hauptburg in seine Gewalt zu bringen. Deßhalb wurde diese allererst von dem Hauptheer eingeschlossen und der Ring allmählig enger gezogen, um Beifuhr von Lebensmitteln und Zuzug von Streitern abzuschneiden. Zum Schutze der hiezu verwendeten Mannschaften und zur Erleichterung der Beobachtung wurden an geeigneten Punkten ohne Zweifel hölzerne Thürme und Blockhäuser errichtet. Vor die übrigen kleineren Burgen der Dienstmannen von Waldeck-Waldeck bei dem Dickehof, eine zweite seitwärts von dem oberen „Seitzenthal“, eine dritte (die „Gaisburg“), der Ausmündung dieses engen Waldthals in das der Nagold gegenüber, legte man entsprechende Haufen, um auch sie einzuschließen und die Verbindung unter sich und mit der Hauptburg abzuschneiden.

Um sodann diese in seine Gewalt zu bringen, ließ der König zuerst die westlichen Vorwerke wegnehmen, darnach den Feind auch von dem „Mantel“ vertreiben und seine Leute sich auf diesen Punkten festsetzen. Diese Operationen erforderten aber, da vier Gräben auszufüllen, beziehungsweise zu überbrücken waren, viel Zeit, wurden indeß wesentlich gefördert durch den Reichthum von leicht zu beschaffendem, dazu tauglichem Material an Steinen und Holz, welcher der Belagerungsmannschaft zu Gebote stand, die unter dem Schutze von diesseits aufgestellten „Bliden“ (Wurfmaschinen für mäßige Steine) und starken Haufen von Armbrustschützen arbeitete, indem jene die Bedachung der Zinnen zertrümmerte, diese, gedeckt durch Schirme oder Hurden von Bretterdächern oder Flechtwerk aus Baumzweigen, den Feind von den Mauern

und Thürmen vertrieben. Nun aber gab's, nachdem die Belagerer sich auf dem hohen Mantel, dessen Thurm und flankirenden Seiten festgesetzt hatten, und so bis zu dem breiten tiefen Graben vor der äußeren Ringmauer und dem Hauptthor der Burg vorgedrungen waren, schwere Arbeit, und man mußte sich auf hartnäckigen Widerstand der wenn auch höchstens nur 50 Mann starken Besatzung [254] der ausnehmend festen Burg, in welche sich nun auch die aus den Vorwerken vertriebene Mannschaft zurückgezogen hatte, gefaßt machen.

Die Masse des nöthigen Materials zur Ausfüllung beziehungsweise Ueberbrückung des Hauptgrabens an Steinen, Holzwerk und Erde wurde zur Nachtzeit herbeigeschafft. Hiezu hatte man wohl auch Haufen von Bauern der umliegenden Hohenbergischen Ortschaften aufgeboten. Und die zeigten dabei sicherlich großen Eifer, um sich an den verhaßten Rittern zu rächen. Der eine, weil ihm deren Knechte sein Vieh von der Waide weggetrieben, ein anderer, weil diese ihm in hellem Muthwillen seine dürren Heuhaufen im Feuer hatten aufgehen lassen, ein dritter, weil man seinen Vater, einen reichen Waldbauern, als hohenbergischen Hörigen aufgegriffen und in die Burg geschleppt hatte, um ein Lösegeld auszupressen. Diesseits von dem hohen Mantel ließ man alles Material niederlegen, auf der gleichen dem Schlosse abgekehrten Seite desselben mit Hilfe von eingerammten starken Pfosten und aufgelegten Brettern einen Umgang für die Armbrustschützen des Belagerungsheeres herstellen, damit diese unter dem Schutze der nun vor ihnen liegenden Zinnen ihre Geschosse gegen die Feinde auf der äußeren Ringmauer und der Pechnase richten konnten. Insbesondere wurde auch die mit einem Zinnenkranz gekrönte Plattform des runden Thurms auf der rechten Ecke des Mantels von einem Haufen solcher Schützen besetzt.

Die Ausfüllung des Hauptgrabens selbst erfolgte zu einem guten Theil auch Nachts. Was noch der nothwendigen Sorgfalt wegen bei Tage zu thun war, geschah unter dem Schutze der hinter den Zinnen des Mantels und auf dem runden Thurm postirten Armbrustschützen. Darnach richtete man den Angriff auf das in der äußeren Ringmauer befindliche westliche Hauptthor der Burg, und benützte dazu das im Mittelalter unter dem Namen „Katze" bekannt gewesene Belagerungszeug. [255] Es war dies nach Umständen und Bedarf ein mehr oder weniger langes, niedriges viereckiges Häuschen, welches ein weit herunterreichendes Dach aus starken und enggefügten Balken hatte, dessen Seiten durch dicke Bretter geschlossen waren, und das hinten und vornen offen und auf Rädern weiter schiebbar war. Nachdem die „Katze" und eine kleine Steinwurfmaschine („Blide") unter dem Schutze der diesseitigen Armbrustschützen herbeigeschafft worden, wurde jene über

den ausgefüllten Hauptgraben hin auf das Thor zugeschoben, denn darin befanden sich die Schmide und Zimmerleute auch Streiter des Belagerungsheeres, und erstere sollten nun das Thor einhauen oder einbrechen. Während dem hatten die Armbrustschützen ihre Geschosse auf die jenseitigen zu richten, die Blide aber mit ihren Steinwürfen die Bedachung der äußeren Ringmauer, unter welcher diese standen, zu zertrümmern.

Da sich aber die Belagerung in die Länge zog, so muß man annehmen, daß die Besatzung der Burg hie und da einen Angriff vereitelt oder zurückgeschlagen haben wird. So mag es u. a. auch bei dem ersten, auf das westliche Hauptthor gerichteten Sturm ergangen sein. Die „Katze" kann, als sie bis vor dieses geschoben war und die Werkleute ihr Geschäft begonnen, wie es auch sonst geschehen, von der über dem Thor befindlichen „Pechnase" aus durch auf sie herabgeworfene brennende Pechkränze in Brand gesteckt, so von ihren Insaßen eiligst verlassen worden, und der Plan der Königlichen, das Burgthor in ihre Gewalt zu bringen, erstmals mißlungen sein.

Wir kennen aber den Habsburger als Meister im Burgenbrechen und dürfen daher annehmen, er werde im Uebrigen schon Mittel und Wege gefunden und Anstalten getroffen haben, welche schließlich zum Ziele führen mußten. Auch werden ihn seine kriegserfahrenen Verbündeten, die Grafen von Hohenberg, Zollern u. a. hierin getreulich berathen und unterstützt haben. Immerhin mag nach einem solchen mißlungenen Versuch der Belagerer in ihren Operationen eine Pause eingetreten sein. Solche wurde aber sicherlich benützt, um einen entscheidenden Schlag vorzubereiten: es wurden weitere Plane verabredet und wirksamere Belagerungs-Maschinen, von denen man manche Bestandtheile auf den Heerwägen hergeführt hatte, hergestellt.

Für's Erste baute man neue, zweckmäßigere Katzen, indem man dazu eben gefälltes noch grünes Holz nahm und dieselben unmittelbar vor dem Gebrauch mit frischen Thierhäuten, das Haar einwärts gerichtet, bekleidete, um sie so vor dem Anbrennen zu schützen. Sodann fertigte man nach Weisung der Antwerkmeister des Belagerungsheeres eine Wurfmaschine, „Trybock"[256] genannt, durch die man mit großer Gewalt schwere Steine schleudern konnte, daher auch „Pfeteraere" (eigentlich Peteraere von Petraria) genannt, welche also die Stelle unserer Mörser schwersten Kalibers einnahm. Um sich ein Bild von dieser gewaltigen Maschine machen zu können, stelle man sich für's Erste zwei hohe Balken vor, die mit entsprechendem Zwischenraum senkrecht neben einander stehen und mit eisernen Fußbändern auf einem sehr schweren Postament befestigt sind, sodann einen starken Eisenstab, welcher

in gewisser Höhe die beiden Pfähle verbindet, ferner einen dritten Balken, welcher durch den Eisenstab zwischen den beiden senkrechten Balken wagrecht (im Gleichgewicht) so schwebend gehalten wird, daß er sich leicht in vertikaler Richtung hin und her bewegen läßt. Sodann denke man sich, es werde an das eine — das gegen die Mauer der feindlichen Burg gerichtete Ende dieses vorher wagrecht schwebenden Balkens ein mit Steinen stark beschwerter Kasten gehängt, alsdann wird er sich zwischen den beiden Balken so senkrecht aufrichten, daß das beschwerte Ende nach unten kommt, dem Postament zunächst ist. Nun wird das obere Balkenende, an welchem eine Anzahl starker langer Taue befestigt ist, mittelst dieser durch die Bedienungsmannschaft oder auf andere Weise, z. B. einer starken Welle mit Hebelarmen, entsprechend herabgezogen, in dieser Lage festgehalten und hierauf daran ein eiserner Behälter, der Höhlung eines gewaltigen Löffels ähnlich, befestigt, in welchen die zu schleudernden Gegenstände: große Steine, brennende Pechkränze u. s. w. gelegt werden. Das Ende mit dem Steinkasten, welcher um ein Namhaftes schwerer sein muß, als die nunmehrige Belastung des anderen Endes, war gleichwohl durch diese Manipulation in die Höhe gestiegen; wenn man aber die Haft, welche das herabgezogene leichtere Ende festgehalten, löst, so wird jenes mit dem Steinkasten mit aller Gewalt wieder herniederfallen und so das mit dem Projektile (den zu werfenden Gegenstand) belastete in die Höhe schnellen und dieses wie eine aus einem Mörser geworfene Kugel fortschleudern, so daß es über davor befindliche Mauern, wenn sie nicht allzu hoch sind, wegfliegt und jenseits auf Thürme oder andere Gebäude mit großer Gewalt niederfällt. Auch baute man eine derjenigen Kriegsmaschinen, welche man im Mittelalter dazu brauchte, um in eine Mauer Bresche zu legen, und unter verschiedenen Namen (Sturmbock, Widder auch Krebs) bekannt waren. Sie glich im Ganzen einer riesigen Armbrust und war auf einem bedeckten festen vierräderigen Gestelle; den Pfeil vertrat aber ein langer viereckiger Balken aus Eichenholz, welcher vorn zugespitzt, stark mit Eisen beschlagen und auf beiden Nebenseiten mit vielen Ringen versehen war, an welche Seile befestigt waren. Mit Hilfe dieser zog die zahlreiche Bedienungsmannschaft den Balken rückwärts, bis der erforderliche Grad von Spannung des kolossalen Bogens erreicht war, worauf der Balken durch eine starke Haft in dieser Lage festgehalten wurde. Löste man aber diese, so wurde das Geschoß mit ungeheurer Wucht vorwärts geschnellt.

Endlich baute man einen hölzernen Thurm, welcher mindestens so hoch als die Mauern der Burg, daher meist unter dem Namen „Ebenhoch“ bekannt war, manchmal auch „Bergfrid“ hieß, mit welchem

Namen indeß auch der Hauptthurm einer Burg (das Reduit) bezeichnet wurde. Er war aus starken Balken zusammengefügt, mit einem dichten, festen Bretterschutz umgeben, bestand aus drei Stockwerken, welche durch Leitern mit einander in Verbindung standen, hatte überdies eine Plattform mit Zinnen und konnte auf Rädern von der Stelle geschafft werden.

Als diese und andere Anstalten getroffen waren, beschloß man sich auch der Vorwerke auf der Morgenseite der Burg zu bemächtigen und den dortigen Graben auszufüllen oder zu überbrücken. Es gelang dies in einer mondhellen Nacht der hiezu aufgebotenen zahlreichen und durch Bauern verstärkten Mannschaft. Bald darauf verabredete der König mit den zu ihm gestoßenen Grafen, man wolle an einem noch zu bestimmenden Tage auf der Abend- und Morgenseite zugleich die Burg mit allem Nachdruck angreifen und wo immer möglich zur Uebergabe zwingen oder erstürmen.

Und als der Tag festgesetzt war, wurden schon in der vorangegangenen Nacht die erbauten, beziehungsweise vorbereiteten Belagerungsmaschinen wiederum unter Beihilfe von dazu aufgebotenen Bauern in möglichster Stille herbeigeschafft und auf den dazu auserſehenen und hergerichteten Plätzen aufgestellt. Und zwar der Thurm „Ebenhoch", der „Krebs" und eine der „Katzen" vor der West-, der „Tribock" und zwei weitere „Katzen" vor der Ostfront der Burg.

Schon bei Tagesanbruch stand der hölzerne Thurm („Ebenhoch"), welchen man schließlich auf allen Seiten mit frischen Thierhäuten bekleidet hatte, in angemessener Nähe von dem auf der mitternächtlichen Ecke der äußeren Ringmauer befindlichen Thurm, welchen er um ein Namhaftes überragte. Seinen Unterbau füllte man nun des festen Standes wegen eiligst mit bereitgehaltenen Steinen, darauf stiegen unverweilt Bewaffnete, darunter Armbrustschützen in das erste, zweite und dritte Stockwerk desselben, letztere aber besetzten sofort dessen Plattform. Im dritten Stock war eine Fallbrücke angebracht, um solche zur Zeit auf die Ringmauer niederzulassen. Auch die „Katze" füllte sich mit Bewaffneten, Werkschmiden und Zimmerleuten und wurde vor das Hauptthor der Westseite geschoben, der „Krebs" aber zur Rechten derselben und gegen die dicke äußere Ringmauer gerichtet. Der sollte unter dem Schutze zahlreicher Armbrustschützen arbeiten, welche auf dem für dieselben hergerichteten Umgang des „Mantels" sich aufgestellt hatten. Hinter diesem aber stand ein starker Haufen von Rittern und Knechten unter den Befehlen eines der Grafen, bereit auf ein gegebenes Zeichen hervorzubrechen und in die Burg einzudringen. Der „Tribock" wurde von den „Antwerkmeistern" in einer seiner Wirkung angemessenen

Entfernung von der äußeren Ringmauer der Ostseite, gedeckt durch ein großes Schirmdach, aufgestellt, die eine der „Katzen", bemannt wie die auf der Westfront, gegen das Thor, die andere vor eine passende Stelle der Ringmauer geschoben. In letzterer befanden sich Bergleute von Altbulach,[237] welche mit stählernen Spitzhacken eine Bresche einhauen sollten. Sonst hatte nach der Kolmarer Chronik König Rudolf bei Belagerung von Burgen nicht selten Bergleute zum Unterminiren der Thürme und Mauern verwendet; bei Waldeck gieng solches aber nicht an, da dort die Fundamente harter, gewachsener Fels waren, wie man heute noch sieht. An geeigneten Punkten waren, gedeckt durch Schirme aus starken Brettern und Hürden von dichtem Flechtwerk aus Baumzweigen, Haufen von Armbrustschützen aufgestellt, unter deren Schutze der Tribock und die Katzen arbeiten sollten. Bei den östlichen Vorwerken standen gleichfalls starke Haufen von Rittern und Knechten, welche beordert waren, zur Zeit von dieser Seite her in die Burg einzudringen.

Auf ein verabredetes Zeichen — eine aufsteigende gewaltige Rauchsäule — begann unter dem Befehl der Führer und nach Weisung der Antwerkmeister der Angriff zugleich auf die West- und Ostfront der Burg und mit dem größten Nachdruck. Aber auch die Belagerten hatten nichts versäumt, um den Feind kräftig empfangen zu können. Schwere Holzklötze und Balken, eine Masse Steine waren auf den Umgang der Ringmauer geschafft worden, wobei selbst die zarten Hände der Frauen und Töchter der drei Herren von Waldeck mitgeholfen hatten; die Roßbuben und anderes gemeines Burggesinde standen bereit, um solche auf die Antwerke des Feindes und deren Bedienung hinabzuschleudern; Haufen von Pechkränzen lagen da und dort, welche man an bereit gehaltenen Feuern anzünden wollte, um damit die Maschinen, die Schirmdächer und Hürden des Feindes in Brand zu stecken; die Vertheidiger hatten sich auch mit Wurf- und Jagdspießen versehen, um solche auf die herannahenden Feinde zu werfen; lange Stangen, deren Enden in starke eiserne Hacken ausliefen, wurden bereit gehalten, um damit den Balken des Mauerbrechers zu erfassen, oder den „Bergfrid" des Feindes niederzureißen und zu Fall zu bringen.

Wohl gelang es der Burgbesatzung da und dort dem Feind großen Schaden zuzufügen, ja ihn zeit- und theilweise zum Weichen zu nöthigen; aber es zeigte sich schon nach wenigen Stunden, daß sie, obgleich es ihr bei Zeit nicht an Zuzug gefehlt hatte, doch für die Vertheidigung der ausgedehnten und auf zwei entgegengesetzten Seiten zugleich von einem zahlreichen, tapferen Feinde angegriffenen Burg zu schwach war. Immer mehr wurden die Reihen der Vertheidiger der Ringmauern

und des Thurmes auf der Westseite von den zahlreichen Armbrustschützen auf der Plattform des „Ebenhochs" und dem Umgang des Mantels gelichtet. Das dortige Burgthor war nach verhältnißmäßig kurzer Zeit von den Schmiden und Zimmerleuten der „Katze" eingehauen worden, und es war dieses Mal nicht gelungen, diese in Brand zu stecken; die auf sie herabgeworfenen Steine rollten über das steile Dach derselben hinab, ohne daß sie das feste Balkengefüge hatten zertrümmern können. Auch wurden die zwei Vertheidiger der Thorhalle von den Bewaffneten, welche die Katze geborgen hatte, allerdings erst nach der muthigsten Gegenwehr überwältigt, zu Gefangenen gemacht und mit auf den Rücken gebundenen Händen zu dem bei der Haupttruppe hinter dem Mantel stehenden Grafen geführt. Darauf ließ dieser sofort einen kleinen Haufen Ritter und Knechte gegen das Thorhaus vorgehen, welche sich auch ohne Kampf in demselben festsetzten, da die wenige Mannschaft desselben es bereits geräumt und sich in die Burg zurückgezogen hatte.

Mittlerweile hatte auch der Mauerbrecher („Krebs") eine Bresche in die äußere Ringmauer der Westfront gelegt, welche darnach von einigen Bergleuten so erweitert wurde, daß man durch die Oeffnung in den Burgzwinger eindringen konnte, weßhalb sich auch die wenigen Vertheidiger auf dem Umgang derselben rechts vom Thorhaus in die Burg zurückzogen. Fast zu gleicher Zeit war die Fallbrücke des „Ebenhochs" auf das Stück der Ringmauer links vom Thor herabgelassen worden und der größte Theil seiner Mannschaft hatte sich dort festgesetzt, denn auch von hier und dem Eckthurm war nach den von dem Feinde gemachten Fortschritten alles in die Burg geflüchtet, von wo ohnedies wiederholt Geschrei und Hilferuf herübergedrungen war. So war das Belagerungsheer ganz im Besitz der Westfront der Burg, sollte aber dem Befehl des Königs gemäß vor der Hand nicht in die Burg selbst vordringen. Er wollte dies überhaupt möglichst vermeiden, jedenfalls die Erfolge des Angriffs auf die Ostfront abwarten, da nach Umständen so die Belagerten zur Uebergabe der Feste genöthigt werden konnten.

Und es war vorauszusehen, daß es bald so kommen werde, denn auch dort war man zur Zeit, da die Westfront genommen war, bereits Herr des Thores und die Bergleute hatten eine große Bresche in die äußere Ringmauer gelegt, worauf auch hier die Vertheidiger derselben sich in die Burg zurückzogen.

Das Meiste aber leistete beim Angriff auf die Ostfront die gewaltige Wurfmaschine, der „Tribock." Ihre Leiter, die Artillerie-Offiziere der alten Zeit, hatten nach einigen Probewürfen Richtung und Ziel so gut bemessen, daß Wurf auf Wurf von gewaltiger Wirkung

vor. Klugerweise hatten die lokalkundigen hohenbergischen Antwerkmeister durch die Bauernmannschaft auch eine Masse von jenen großen, sehr harten Geschieben, Geröllen und Findlingen aus rothem Sandstein, welche man heute noch in und an dem Beet der Nagold und den Berghängen jener Gegend umher zerstreut findet, für den „Tribock" herbeischaffen lassen. Mit donnerähnlichem Getöse fielen die schweren Steine bald auf die Plattform des runden Eckthurms, bald auf die des viereckigen Bergfrids (Reduit) nieder und vertrieben, was noch mit heiler Haut davongekommen, die Vertheidiger. Unter der aus einem Holzgerüste bestehenden Bedachung des Umgangs der innersten Ringmauer aber war vollends gar keiner derselben mehr sicher; denn dieses war bald total zertrümmert und auch der Zinnenkranz sehr beschädigt. Traf aber ein Wurf den First oder das Dach des Frauenhauses, so schlug die Steinkugel durch und die erschreckten Bewohnerinnen flüchteten sich jammernd in den unter der Burgküche befindlichen Felsenkeller. Wenige auf den Vorhof gerichteten Würfe aber machten aus den dortigen Gebäuden einen Trümmerhaufen. Ueber den Burghof zu gehen wagte Niemand mehr, nachdem ein Wurf in die herrliche Burglinde eingeschlagen und diese zerschmettert hatte. Als aber vollends brennende Pechkränze auf die Burg und den Vorhof geworfen wurden, dazwischen hinein Brandpfeile durch die Luft schwirrten, da und dort durch schmale Scharten hineinflogen, aus dem Vorhof bald auch hohe Rauch- und Feuersäulen aufstiegen und das zunächst stehende Frauenhaus bedrohten, da wurden die Herren von Waldeck von ihren Frauen und Kindern fußfällig gebeten, sie sollten die Burg übergeben. Und hiezu entschloßen sich diese, wie schwer es sie auch ankam, vor der Hand doch am Ende. Denn ihre Burg war an verschiedenen Stellen erheblich beschädigt, sie sahen ihre Mannschaft durch Gefallene und Verwundete sehr gelichtet, draußen aber standen, wenn gleich auch mancher Feind vor ihrem Schlosse sein Leben hatte lassen müssen, noch zahlreiche Haufen von Rittern und Knechten. Für sie dagegen waren keine Zuzüge mehr zu hoffen, auch stellte sich bereits Mangel an Lebensmitteln ein, weil der geheime Gang, welcher aus der Tiefe des Hauptthurms durch das felsige Eingeweide des Berges in den Hof hinabführte* und dem Grafen von Hohenberg, ihrem Hauptfeinde, wohl bekannt war, nicht mehr benützt werden konnte, da der Feind den Hof besetzt hatte.

So ließen sie denn, als es an dem heißen Tage, da ihre Burg von zwei Seiten so heftig berennt worden, schon gegen Abend gieng, auf dem viereckigen Hauptthurm eine hohe Stange mit einem weißen

* In neuester Zeit wurde der Ausgang desselben in dem Hofe Waldeck auch entdeckt.

flatternden Tuch aufrichten. Das sollte anzeigen, daß sie bereit seien, die Burg zu übergeben. Darauf ließ denn auch König Rudolf sofort die Feindseligkeiten einstellen. Und bald darnach erschien in der Halle des von den Königlichen besetzten Burgthors im Westen ein Waldeckischer Ritter mit einem weißen Fähnlein und verlangte zu dem König geführt zu werden. Dieser hatte sich, als man ihm die Nachricht von der aufgehißten weißen Fahne hinterbracht, mit seinen beiden Schwägern, dem Herzog von Teck und dem alten Grafen von Zollern in den halbrunden Thurm des „Mantels" begeben, um mit ihnen zu berathen, wie man sich auf das Anerbieten des Feindes verhalten wollte. Vor den König gebracht, entledigte sich der Parlamentär, ein Dienstmann der Waldecker, des ihm von seinen Herren ertheilten Auftrags, indem er Namens dieser die Erklärung abgab, sie seien bereit, ihre Feste zu übergeben, wofern man nicht ihrer Rittterehre zuwiderlaufende Forderungen an sie stelle. „Die Burg hat sich mit Herren und Mannen uns und dem Reiche auf Gnad oder Ungnad zu übergeben, wo nicht, so lasse ich sie vollends in Schutt und Asche legen oder mit Sturm einnehmen; dann aber haften mir eure Herren sammt ihren Mannen für das weiter vergossene Blut meiner Leute. Nur eine Stunde Bedenkzeit gebe ich euren Herren. Wenn sie nach Ablauf dieser Frist nicht ohne Waffen vor mir mit den Schlüsseln ihrer Feste erscheinen, so lasse ich wieder meine Kriegsmaschinen spielen und mein Heer zum Sturm sich bereit halten. Darum sputet euch, ihnen meine und meiner Verbündeten unabänderliche Willensmeinung zu hinterbringen."

Und die drei stolzen Herren von Waldeck, welche ihrem Lehensherrn und selbst dem Reichsoberhaupt mit den Waffen in der Hand getrotzt hatten, fügten sich, weiter bestürmt und angefleht von ihren Frauen und Töchtern, in das Unvermeidliche und übergaben, wie von ihnen verlangt worden, kniend um Gnade bittend, die Schlüssel der inneren Burgthore. Darnach fielen natürlich auch die kleineren, bis jetzt nur blokirten Burgen der Waldeckischen Dienstmannen und wurden mehr oder minder gebrochen.

Aber wie streng König Rudolf auch die Uebergabe gefordert, so ließ er, wie er es in anderen derartigen Fällen auch gethan,[258] gegen die Herren von Waldeck schließlich doch Gnade für Recht ergehen. Dürfte man aber den Berichten der Kolmarer Annalen und des Straßburger Notars Gotfried von Ensmingen unbedingt Glauben schenken, so wäre Rudolf gegen die Waldecker und ihre Burgen mit der größten Strenge verfahren, denn dieselben sagen, er habe sämmtliche Burgen Waldeck von Grund aus zerstört. Also mag man mehr oder weniger mit den kleinen Burgen der Dienstmannen verfahren sein, nicht aber

mit der Hauptburg, dem Schlosse der freien Herren, welches indeß durch die lange Belagerung ohne Zweifel sehr beschädigt worden. Eine totale Schleifung derselben wäre ja gegen das Interesse von des Königs Schwager Albert gewesen, von dessen Haus die Burg nicht nur zu Lehen gieng, sondern das auch Theile daran als sein unmittelbares Besitzthum ansprach.[259] Auch würde zu solch' einem radikalen Verfahren gegen die Hauptburg Waldeck schlecht stimmen, daß man schon ein Jahr darnach einen der freien Herren von Waldeck bei Graf Burkard von Hohenberg zu Wildberg trifft, welcher somit ohne Zweifel seinen Sitz noch auf Waldeck hatte. Jedenfalls hätte auch solch' strenges Verfahren dieselben nicht mürbe und gegen ihre Lehensherren gehorsamer gemacht, denn wenige Jahre darnach kämpften sie in einer Fehde des Grafen Burkard von Hohenberg mit dem Markgrafen Rudolf von Baden auf der Seite des letzteren, worauf König Rudolf die immer noch andauernden Zerwürfnisse zwischen Hohenberg und Waldeck nun nicht mehr mit Waffengewalt, sondern „nach minne oder recht" beizulegen suchte.

Nahezu sechs Jahrhunderte sind nun seit der Zeit dahingegangen, da unser Held Albert und sein Vetter, Graf Friedrich von Zollern, an der Seite des ersten Habsburgers auf dem deutschen Throne mit ihren Mannen vor der Burg Waldeck gelegen sind. Aber gleich den gewaltigen Epheuranken, welche sich im Laufe langer Zeit dort durch Mauerwerk und Thurm Bahn gebrochen, schlingen sich Sagen um die schöne Ruine und haben das Andenken an jene schrecklichen Katastrophen der von uns geschilderten Belagerung — freilich mit den ihnen eigenthümlichen Auswüchsen — bis in unsere eisenbahndurchsauste Zeit herab erhalten.

Nach einer dieser Sagen sollen in alten Zeiten auf der Burg Ober-Waldeck Grafen ihren Sitz gehabt, aber das löbliche Gewerbe des Straßenraubs getrieben haben. Da seien sie zu Zeiten mit ihren Rittern und Knechten in das Thal hinabgebrochen, hätten die des Weges daherkommenden Kaufmannsgüter weggenommen und sammt deren Besitzern auf ihre Burg geschleppt, um von den Angehörigen der letzteren ein Lösegeld auszupressen. Dazu hätten sie sich eines unterirdischen Ganges bedient, welcher von dem Thale in ihre Burg hinaufgeführt und in einen festen Thurm ausgemündet, der noch gegen sechzig Schuh unter den Boden hinab gereicht habe und von welchem selbst die Besitzer nur mittelst eines Haspels in die Burg hätten hinauf gezogen werden können. Nun sei es schließlich bei einem solchen Raubzug geschehen, daß der Graf verfolgt worden, die Verfolger in die Burg eingedrungen seien und diese in Brand gesteckt hätten. Dabei soll auch des Grafen Tochter, welcher die Sage den interessanten Namen Krim-

hilde gegeben, umgekommen sein. Zu ihrem größten Schrecken aber hätten die Verwüster der Burg, als sie beim Weiterziehen sich einmal umgedreht, um sich an dem Anblick der brennenden Burg zu weiden, aus den hochauflodernden Flammen eine silberne Schlange mit goldener Krone aufsteigen sehen. Noch aber soll Krimhilde in den Ruinen und unterirdischen Gängen des Schlosses hausen und ihrer Erlösung harren. Ja man habe sie schon als Jungfrau mit goldenen Haaren, auch als Schlange mit glänzenden Silberschuppen gesehen.

Es ist ersichtlich, daß, wenn man das obligate „verwunschene“ Ritterfräulein mit goldenen Haaren oder als Silberschlange, welches auf seine und seines Goldschatzes Erlösung wartet, hinwegnimmt, die Sage auf Grund der von uns angeführten elsäßischen Berichte über die angebliche totale Zerstörung der Burg und deren Veranlassung gebaut erscheint.

Siebentes Kapitel.

Graf Alberts Stellung zu Kaiser und Reich unter Rudolf I. von Habsburg.

Bevor wir diesen Abschnitt schließen, dürfte unter Hinweisung auf unsere diesfallsigen freien Ausführungen in unserem kultur-historischen Bilderkreise am Platze sein, in einem kurzen übersichtlichen Abriß zu zeigen, welche Stellung unser Held unter dem ersten Habsburger auf dem deutschen Throne gegen Kaiser und Reich eingenommen,* welche Rolle er im Rathe desselben gespielt, in wie weit und in welcher Richtung er sich an der Politik und den Reichsangelegenheiten betheiligt und dadurch in weiteren Kreisen bekannt gemacht hat. Als er um die Mitte der fünfziger Jahre des dreizehnten Jahrhunderts regierender Graf und Reichsstand wurde, war Konrad IV. als der letzte deutsche König von dem Hause der Staufer, verlassen beziehungsweise verrathen auch von den allermeisten Grafen und Herren Schwabens und durch den von dem Pabstthum aufgestellten Grafen Wilhelm von Holland aus Deutschland verdrängt, in sein italienisches Erbreich Neapel und Sicilien gezogen und dort schon 1254 gestorben. Alberts Vater Burkard stand auf der Seite des Pabstthums,[260] er selbst aber wird wenigstens in keiner auf uns gekommenen Urkunde oder sonstigen zuverlässigen Auf-

* Auf unseres Helden Stellung zu Rudolfs Nachfolger, Adolf von Nassau, werden wir am zweckmäßigsten unten als Einleitung zum letzten Abschnitt dieses Bandes eingehen.

zeichnung bei oder mit den von Rom aufgestellten deutschen Königen Wilhelm (von Holland † 1256) und Richard (von England † 1272) genannt, wie es uns von den Grafen von Wirtemberg und anderen überliefert ist. Dagegen trifft man ihn auf dem Hoftag, welchen Konradin, Konrads IV. Sohn und letzter Sprosse des hohenstaufischen Hauses, unter der Aegide seiner Vormünder 1262 zu Constanz gehalten und zwar zu einer Zeit, da eine Partei damit umgegangen, den jungen Prinzen zum König zu erwählen (s. Abschn. 3 dieses Bandes). Mit der Zeit aber, da Graf Rudolf von Habsburg, sein Schwager, den deutschen Thron bestiegen, trat er auf dem größeren Schauplatze der deutschen Geschichte auf und spielte eine Rolle, welche an politischer Bedeutung die aller andern schwäbischen Grafen überragt. Und man sieht ihn bei Rudolfs Wanderungen durch das Reich und auf dessen Heerfahrten neben seinem Stammesvetter, dem Hohenzollernschen Burggrafen Friedrich von Nürnberg, und seinem nachmaligen Schwiegervater, dem Grafen Heinrich von Fürstenberg, der aber schon 1284 starb, fast immer in des Königs Umgebung.[261] Da nahm er, wie man schon aus seiner intimen, verwandtschaftlichen Beziehung zu diesem schließen darf, nun lebhaften, gewichtigen Antheil an den Berathungen über mancherhand Angelegenheiten des Reichs und königlichen Hauses, den Verhandlungen über Politik, Krieg und Frieden, an den zur Sicherung des Landfriedens ergriffenen Maßregeln, den Erörterungen über staatsrechtliche Fragen, den Verfügungen des Königs über Reichsgut und Recht, der Schlichtung von Streitigkeiten der Reichsfürsten, der Erledigung von mancherhand Bitten und Klagen der Reichsangehörigen &c.

So trifft man unsern Grafen schon bei Rudolfs Krönung zu Aachen (Oktober 1273), darnach im Dezember desselben Jahrs zu Speier, vom Februar bis April 1274 auf des Königs Hoftagen zu Hagenau, Oppenheim, Heilbronn, Würzburg, Rotenburg an der Tauber und Ulm, auf der Burg Achalm, von welcher aus Rudolf mit Albert auf das Schloß Rotenburg am Neckar, die Wiege seiner Gemahlin, ritt. Von Rotenburg an der Tauber aus hatte der König seinen Hofkanzler Otto als Machtboten an den Pabst mit dem Auftrag gesandt, durch diesem zu leistende weitgehende Zusagen seine Anerkennung als römischer König von Seiten desselben zu erwirken. Man darf daher annehmen, daß unser Graf an den Berathungen über die hochwichtige Mission des Kanzlers Theil genommen (s. Band II. Abschn. 8. Kap. 1). Im Jahr 1275 wohnte Albert dem Reichstage zu Augsburg (Mai und Juni), auf welchem in Sachen des reichsrebellischen Königs Ottokar von Böhmen wichtige Berathungen Statt gefunden, sodann im Oktober des gleichen Jahres der pompösen Zusammenkunft Rudolfs mit dem

Pabste Gregor X. zu Lausanne an. 1276 trifft man Albert bei seinem königlichen Schwager im Januar zu Nürnberg, im Juli zu Ulm, von wo aus der obgenannte Burggraf von Nürnberg mit dem Ultimatum an Ottokar abgesandt worden. Und als es noch in demselben Jahr zwischen diesem und König Rudolf erstmals zum Kriege gekommen, machte Albert und sein Bruder Burkard an der Spitze eines starken Aufgebots von Rittern und Knechten die erste Heerfahrt gegen den Böhmenkönig mit. Ende des September standen die beiden Brüder in Rudolfs Lager bei Passau und blieben, als sich nach der Mitte Novembers Wien ergeben und Ottokar unterworfen hatte, bis Anfang des nächsten Jahres daselbst bei dem Könige. Um diese Zeit rief unsern Helden sein Amt als Reichslandvogt in Schwaben, das ihm sein Schwager bald nach der Krönung übertragen, in die Heimat zurück, aber nach der Mitte des Juli 1277 trifft man ihn wieder bei dem Könige zu Wien; im Januar des nächsten Jahrs dagegen in Schwaben, wo er in seiner Stellung als Landvogt durch die höchst bedrohlichen politischen Zustände bis Herbst 1278 zurückgehalten und trotz der dringendsten Aufforderung seines königlichen Schwagers zum Zuzug verhindert wurde, dessen zweite Heerfahrt gegen den abermals zum Rebellen gewordenen Böhmenkönig mitzumachen. Als aber Rudolfs glänzender Sieg auf dem Marchfelde (26. August 1278) die Reichsfeinde in Schwaben eingeschüchtert hatte, und bald darnach ein Krieg zwischen dem Könige und dem Markgrafen von Brandenburg drohte, rückte Albert mit einem starken Haufen nach Wien, wo man ihn noch im Dezember bei seinem Schwager trifft (s. am Schluß von Abschn. 9 die Kinderhochzeit in Iglau). Das Jahr 1279 brachte er in Schwaben zu; als es aber im Spätsommer des nächsten Jahres allen Anschein gewann, der Krieg mit dem Brandenburger Markgrafen werde wirklich zum Ausbruch kommen, rückten er und sein Bruder Burkard mit ihren Mannen nach Wien, wo man beide im August und um die Mitte Oktobers in des Königs Lager bei Deutschbrod trifft. Im Jahr 1281 wohnten unser Held und sein Bruder Burkard dem langen Reichstag zu Nürnberg (Anfangs Juli bis Ende August) an. Auf demselben thaten die um den König versammelten Fürsten und Grafen des Reichs den von weittragenden Folgen begleiteten Rechtsspruch, daß alle Verfügungen über Reichsgüter, welche die römischen (deutschen) Könige seit Friedrich II. Absetzung durch den Pabst Innocenz IV. (1245) getroffen, nichtig seien, es sei denn die Mehrzahl der Kurfürsten habe dazu ihre Zustimmung gegeben — ein Spruch, welcher mit dem 1274 gleichfalls in Nürnberg gefällten, daß alle Reichsgüter, welche Friedrich II. vor seiner Absetzung besessen, sodann solche, welche inzwischen heimgefallen oder entfremdet worden,

wieder zu des Reiches Handen gebracht werden sollen, für Schwaben praktische Folgen hatte und unserem Grafen als Reichslandvogt eine schwere Verpflichtung auferlegte (s. den 14. Abschn. dieses Bandes). Bald darnach sieht man beide Brüder bei dem Könige zu Gmünd, von wo aus derselbe die Achalm und Rotenburg besuchte; das nächste Jahr zu Ulm, Weißenburg im Elsaß und insbesondere zu Augsburg, als Rudolf seine beiden ältesten Söhne mit den dem Reiche heimgefallenen Herzogthümern Oesterreich, Steiermark 2c. belehnte und so den Grund zur habsburg-östreichischen Hausmacht legte. Am 1. Juni 1283 treffen wir unsern Helden bei Rudolf in Rheinfelden, wo er und andere angesehene treue Anhänger desselben, die Grafen Heinrich von Fürstenberg und Ludwig von Oettingen, sowie der Burggraf Friedrich von Nürnberg zu Pflegern („procuratores") der jüngeren Söhne des Königs bestellt wurden, nachdem dieser seinem ältesten Sohne allein die genannten Herzogthümer übertragen hatte. Von Rheinfelden zog Albert wenige Tage darnach mit dem Könige zur Belagerung von Peterlingen im Waadtlande, welches mit andern Städten (z. B. Murten) Graf Philipp von Savoyen sich weigerte, dem Reiche herauszugeben (s. den 11. Abschn. Kap. 2 dieses Bandes). Und noch am Ende des August von dem angegebenen Jahre trifft man, als mit Savoyen Unterhandlungen angeknüpft worden, die aber zu keinem Frieden führten, unsern Grafen bei Rudolf zu Freiburg im Oechtlande, am 25. August 1284 mit seinem Bruder Burkard bei dem König zu Germersheim. Von da ritten dieser, sein Tochtermann, der Herzog Ludwig von Baiern, dessen Bruder Heinrich, Graf Meinhard von Tirol u. a. mit Albert nach Schwaben, wo am 1. August des vorgenannten Jahres zu Markgröningen die Vermählung von des letzteren gleichnamigem Sohne in Anwesenheit des Königs und vieler anderen hohen Gäste mit großer Pracht gefeiert wurde. Bald darauf (Mitte Septembers) zogen der König und sein gräflicher Schwager, unser Held, mit andern Grafen, darunter zwei von Zollern, Vater und Sohn, von der kleinen Reichsstadt Weil aus vor die Burg Waldeck im Nagoldthal, um sie zu belagern, beziehungsweise zu erobern, was ihnen aber erst um Martini gelang (s. S. 123 ff.). Als der König, der sich inzwischen meist in den Rheingegenden aufgehalten, im Juli 1285 wieder nach Schwaben gezogen war, trifft man unsern Grafen und seinen Bruder Burkard bei ihm am 20. des genannten Monats zu Gmünd, beide auch im Anfang des nächsten Jahres auf Rudolfs Hoftag zu Augsburg, da der mächtige Graf Meinhard von Tirol, welcher mit dem Königlichen Hause nahe verwandt, und mit dessen Sohn (Albert) unseres Helden älteste Tochter verlobt (vermählt) war, mit dem Herzogthum Kärnthen belehnt, und

unser Graf auf's Neue mit der Aufrechterhaltung des Landfriedens in Schwaben beauftragt, auch das Verbot Räuber aufzunehmen verschärft wurde. In den Jahren 1286 und 1287 war unser Held theils in eigener Sache, theils in seiner Stellung als schwäbischer Reichslandvogt in heftige Fehden mit Graf Eberhard von Wirtemberg und dessen Anhang verwickelt, in Folge deren der König selbst gegen diesen einschritt, von Ende September 1286 bis Martini Stuttgart belagerte und Eberhard zur Unterwerfung zwang (s. den 14. Abschn. Kap. 2 dieses Bandes). Von Stuttgart zog Rudolf zur Vereinigung anderer wichtigen Angelegenheiten nach Speier, kam aber am Ende des Jahres nochmals nach Schwaben herauf, wo er zu Rotweil Weihnachten feierte und von da seinen Schwager auf der benachbarten Burg Hohenberg besuchte, um ihn mit seinem Stammesvetter, dem Grafen Friedrich von Zollern, auszusöhnen. Im Sommer des nächsten Jahres zog Rudolf nochmals mit Heeresmacht gegen Graf Eberhard, der sich wieder erhoben, und unterwarf ihn nach Zerstörung von sieben Burgen um Stuttgart nachhaltig (s. den 14. Abschn. Kap. 3 dieses Bandes). In der Zwischenzeit (März 1287) war unser Graf mit seinem Bruder bei dem Könige zu Würzburg gewesen, wo dieser nach ihrem Rath eine Streitsache zwischen dem Erzbischof von Mainz und den Herzogen von Braunschweig geschlichtet. Im Februar 1288 trifft man unsern Grafen bei dem Könige zu Mainz, im Oktober des gleichen Jahres zu Ulm. An ersterem Orte fällte er mit anderen einen Rechtsspruch zu Gunsten des Bischofs von Worms in Betreff dessen Ansprüche auf den Odenwald. Bei diesem seinem Aufenthalt in Schwaben verherrlichte der König durch seine Gegenwart das im November des angegebenen Jahres in Gmünd abgehaltene Verlobungsfest einer Tochter Alberts mit einem jungen Markgrafen von Burgau. In diesen Tagen zu Gmünd ordnete der König auch manches nach dem Rath seiner Umgebung. Im März des nächsten Jahres (1289) war unser Held bei dem Könige auf der Burg Achalm, wo u. a. die durch Erbstreitigkeiten entzweiten Häuser Zollern und Hohenberg durch eine von Rudolf zwischen beiden eingeleitete Heirath ausgesöhnt wurden, im April darauf zu Heilbronn, wo der König durch einen Rechtsspruch unserem Grafen die „villa“ Cannstatt zusprach. An dem Feldzug, welchen Rudolf im Juli des angegebenen Jahres gegen den dem Reiche unbotmäßigen Pfalzgrafen Otto von Burgund und Genossen unternommen und Besançon längere Zeit belagert hat, nahm unser Held einen hervorragenden Antheil (s. Abschn. 11 dieses Bandes). Auch auf dem Reichstag zu Erfurt, welcher fast das ganze Jahr 1290 ausfüllte, war unser Graf zeitweise in des Königs Umgebung. Das Jahr darnach wohnten unsere

beiden gräflichen Brüder am 20. Juni zu Hagenau an, als über die reichsrebellische Stadt Valenciennes eine schwere Strafe verhängt wurde. Wenige Tage darauf zog der König nach Germersheim, von wo er, sich bedenklich krank fühlend, um die Mitte des Juli seinen von Justinus Kerner besungenen Grabesritt nach Speier antrat. Auf dieser letzten, schweren Fahrt gaben unser Held und sein Bruder dem Könige das Geleite, waren ohne Zweifel auch Zeugen, als derselbe schon den Tag nach seiner Ankunft in Speier, am 15. Juli 1291, dort das Zeitliche segnete und den Tag darauf in der dortigen Kaisergruft feierlich beigesetzt wurde.

Zweiter Abschnitt.

Wie im Mittelalter Hoch und Nieder die Ankunft des Frühlings gefeiert.

Erstes Kapitel.

Wie man auf dem Schlosse Rotenburg sich mit dem Sommer- und Winterspiel belustigte.[1]

„Des sumers und dės winders beider vîentschaft
„kan ze disen zîten niemen (niemand) understân“ (beilegen).
— — — — — — — — — — — —
„Urloup nam der winder ab (von) der wunneclichen heide,
„dâ diu bluomen stênt (stehen) gevar (geschaffen) in (zu) liehter ougenweide.“
— — — — — — — — — — — — — — —

Neidhart von Neuenthal † um 1240.

„Der winter unde sîne knehte,
„daz ist der rîse und der wint.“
— — — — — — —

Hartmanns von Aue († 1220) erstes „Büchlin“ 834 ff.

Graf Albert und sein Ehegemahl Margaretha von Fürstenberg ergötzten sich gar gerne an dem grünen Walde und der blumigen Haide, dem Ruf des Kuckuks aus dem nahen Burghag und dem Schlag der Wachtel in dem schwellenden Kornfelde. Darum konnten sie jedes Jahr die Ankunft des Frühlings kaum erwarten und der Jäger Kuno wußte sich bei seiner hohen Burgfrauen nicht besser zu empfehlen, als wenn er derselben möglichst bald einige „Violen“ (Veilchen) brachte. Die band ihm alsdann Engelgart, die dienstfertige Zofe der Gräfin, mit Immergrün, welches sie aus dem kleinen Burggarten geholt, zu einem reizenden, herrlich duftenden Sträußchen. Das wurde gewöhnlich in ein zierliches, mit Wasser gefülltes Krügchen von tief rothem feinem Thon,

welches man beim Reuten eines Feldes auf der Altstadt gefunden und, wie man sagte, aus der Heidenzeit stammte, gestellt und von der hohen Besitzerin selbst sorgfältig gepflegt. Solcher Dienst trug dem Nimrodssohne stets ein stattlich' Geschenk, ein Jägerwamms aus grünem Baragan oder einen Gürtel aus rothem spanischem Leder oder ein paar Dutzend blanker Heller ein. Deßhalb durchsuchte derselbe auch, sobald der Schnee wenigstens von den mittägigen Berghängen um die Rotenburg verschwunden war, emsig die ihm wohlbekannten Plätze, wo er sonst frühe blühende Veilchen gefunden. Selten aber gieng er in der „Sonnhalde" bei Kiebingen fehl.

Auch das höhere Burggesinde that getreulich das Seinige, um seiner frühlingssehnsüchtigen Herrschaft eine kleine angenehme Ueberraschung zu bereiten. Es thaten sich hiebei meist besonders hervor der Notar des Grafen, genannt Kappadozier, und der Küchenmeister der Hofhaltung, „Klein Heinzelin von Costentz (Constanz)." Wir haben beide, von denen letzterer zugleich der Hofpoet war, ersterer nebenher gewissermaßen die Rolle des Hofnarren spielte, schon S. 24. 65 dieses Bandes bereits geschildert. Denn ihr Herr war, wenn Schwert und Panzer zur Seite gelegt waren, kein wichtiges Geschäft ihn an den Hof seines Schwagers, des Königs Rudolf, gerufen und die Verwaltung und Regierung seiner ausgedehnten Grafschaft ihn nicht in Anspruch genommen, neben seinem hohen Sinn für die Dichtkunst und edlen Naturgenuß ein großer Freund fröhlicher Geselligkeit.

Diese trafen, alles aber möglichst geheim, schon im Hornung, als — wie Heinzelin in einem seiner Gedichte klagt — „walt, anger und gevilde noch so bermlich (traurig) standen," Anstalt, um, sobald der Lenzmonat heitere, sonnige Tage bringen würde, ihre Herrschaft mit der Aufführung des im alten Schwaben so beliebten Sommer- und Winterspiels zu überraschen und zu erfreuen.

Dabei übernahm der Dichter-Küchenmeister die Aufgabe, die, welchen man die Titelrollen übertrug, gehörig einzuschulen. Man hatte dazu den Meister-Knappen und einen jüngeren schlanken Knappen ausersehen; jener sollte den Winter, dieser den Sommer machen. Und bei diesen Einübungen und Proben wußte der winzige Mann das ganze Gewicht seiner geistigen Ueberlegenheit zur Geltung zu bringen, was ihm bei der hohen Gunst, in der er, wie männiglich bekannt, bei dem Grafen gestanden, indeß nicht schwer geworden sein wird.

Der Notar Kappadozier dagegen sorgte für entsprechende Kostümirung der beiden Spieler und war da ganz in seinem Element, denn dieselbe sollte mitunter etwas burlesk ausfallen. Den „Sommer", welcher in dem Wettstreit ja den Sieg davontragen sollte, gedachte er

hoffnungsgrün und zugleich etwas ritterlich auszustaffiren. Darum wollte er einen Waffenrock von rothem Scharlach ganz mit einem grünen Schuppenpanzer belegen lassen. Hiezu wählte er aber nicht, wie der Küchenmeister vorgeschlagen, Epheu, sondern die glänzenden, steiferen und mit Stacheln bewehrten Blätter des „Hulsts" (der Stechpalme). Dabei glaubte er, der im Herren- und Hofdienst doch auch etwas Galanterie gelernt hatte, zugleich seiner hohen Burgfrauen eine zarte Aufmerksamkeit zu erweisen; er hatte nämlich einmal von ihr sagen hören, daß man in ihrer Heimat, drüben im Schwarzwalde, auf ihrem väterlichen Schlosse Fürstenberg [2] bei ähnlichen Anlässen statt Epheu immer die Blätter des Hulsts (der Stechpalme) genommen habe. Da mußte freilich zunächst der Marschalk der Rotenburg, unter dem die Knechte standen, in's Geheimniß gezogen werden, weil man durch dieselben den nöthigen Bedarf an Hulst aus dem Schwarzwalde, den Wäldern um Villingen, erst holen lassen mußte. Das geschah denn auch bald. Und als solcher in Hülle und Fülle zur Stelle geschafft war, sollten die Blätter schuppenförmig über einander gelegt auf den Waffenrock aufgenäht werden und zwar so, daß der untere Saum eben durch die Blätter Zacken bilden würde. Aber da mußte man sich an das Weibervolk wenden, dessen starke Seite es von jeher nicht gewesen, ein Geheimniß zu bewahren. Darum wurde der Obermagd Wilburg bei Kopfabhauen aufgegeben, das Geschäft ganz „helingen" * und gut zu besorgen. Eine reich mit Blättern garnirte Epheuranke sollte als Stirnband die blonden, wallenden Locken des schmucken Jünglings festhalten und womöglich noch durch eingeflochtene Schneeglöckchen verziert werden. Solche fanden sich bei etwas mildem Winter schon im Hornung nicht selten in den umliegenden Weinberghalden „Wihennächten" und „Grafenhalde." Diesen Kopfputz wollte man, um ihn recht frisch zu bekommen, aber erst kurz vor dem Anfang des Spiels beschaffen und anfertigen.

Für den Meisterknappen, als den Winter bestimmte der Kappadozier einen Pelzmantel aus Bärenfell, der um die Hüften durch einen Gürtel, welchen man aus Erbsenstroh winden wollte, festgehalten werden sollte. Die Hände mußte er in Handschuhe aus Fuchspelz stecken. Als Kopfbedeckung wählte der Kappadozier eine Wolfspelzmütze, unter welche das Haar gesteckt werden mußte, dagegen waren an dieselbe dicke Locken aus grauem, gemeinem Abwerg zu befestigen, welche das etwas geschwärzte Gesicht umwallen sollten.

Unermüdet war auch der Dichter-Küchenmeister in Einübung seiner

* Ein altschwäbischer Ausdruck statt geheim. Vergl. die Zimmerische Chronik IV. S. 369. 19.

Scholaren, bis sie ihr langes, gereimtes Wechselgespräch, ihre Disputation über den Sommer und Winter fest im Gedächtniß hatten, auch unter Begleitung des Fidelers, welcher gleichfalls ein Knappe war, das Nöthige dabei singen konnten. So erwartete man, als alles gerüstet und bereit war, mit Ungeduld einen sonnigen, etwas warmen Frühlingstag und fiel ein solcher gerade auf den Sonntag Lätare ein, so war das herkömmlich der rechte Tag für das Sommer- und Winterspiel.

Just kam es auch so. Schon den Tag zuvor durfte man darauf rechnen, den ersten Frühlings-Sonntag zu bekommen. Darum besichtigte der Kämmerer der Grafenburg, welcher, wie die anderen Hofbeamten natürlich auch in's Geheimniß eingeweiht war, unverweilt den Weg zum „Spilbühl" [3] und diesen selbst, einen nahe der Rotenburg freundlich gelegenen Hügel. Auf dem Scheitel desselben stand eine gewaltige Linde, um deren Stamm her steinerne Bänke angebracht waren. Dort pflegten die Burgbewohner, Edelfräulein und Zofen, Ritter und Knappen, zu Zeiten sich mit mancherlei Spiel zu belustigen. Da sollte auch das Sommer- und Winterspiel abgehalten werden. Darum wurde der Weg von der Burg dahin eiligst ausgebessert, die Bänke gereinigt, der Boden geebnet u. s. w. Und als der Morgen des Sonntags Lätare wirklich von einer heiteren, milden Frühlingssonne begrüßt wurde, ließ der Kämmerer unterhalb der noch blätterlosen Krone der Linde auf dem „Spilbühl" ein Zelttuch von grüner Seide anbringen, und an dem Gipfel des Baumes eine Stange befestigen, an deren Spitze ein kleines Banner in dem lieblichen Farbenpaar von Weiß und Roth, wie es das Grafenhaus der Rotenburg geführt, lustig in die Frühlingsluft hinein flatterte. Auch „Kulter" (Polster) mit Seide überzogen, wurden hinausgetragen, um auf den steinernen Bänken weiche Sitze zu bereiten für die Frauen und Edelfräulein; für den Grafen Albert und die ritterlichen Gäste aber Faltstühle bereit gehalten. Nachdem so alles zu dem kleinen Frühlingsfeste gerüstet war, wurden der Burgherr und sein Ehegemahl durch eine Deputation — bestehend aus dem Kämmerer, Notar und Küchenmeister — in aller Form devotest hiezu eingeladen. Die Ueberraschung war groß, nicht minder aber die Freude darüber, und dankbar wurde die Einladung angenommen.

Alsbald ließ der Marschalk nach Weisung seines Grafen die benachbarten Adelsgeschlechter der Ritter von Owe, Ehingen, der Züttelmanne in Dettingen und Merhelte in Wurmlingen, wie auch den Amman Walther von dem Städtlein Rotenburg durch Boten zu dem Spiele einladen. Und an dem Nachmittag des Sonntags Lätare zog man paarweise in langer, bunter Reihe von der Burg nach dem „Spil-

bühl" — voraus der Marschalk mit einigen flötirenden Knappen und einem Vorsänger. Denen folgten der Graf mit seinem Ehegemahl, die Ritter mit den Frauen und Edelfräulein, der Kämmerer, Jägermeister und Falkner mit weiteren Knappen. Der Truchseße und Schenke blieben vorläufig mit einigen Knappen und wenigem Gesinde in der Burg zurück, da, wie der Graf befohlen, nach Beendigung des Spiels im Saale des Palas ein Imbiß eingenommen werden sollte.

Hocherfreut über den sonnigen, warmen Tag, welcher die Drosseln im Burghag schon zum Sange geweckt und den ersehnten Frühling angekündigt, sang auch die ausgezogene hohe Gesellschaft unter Flötenbegleitung dem Vorsänger nach lustig gen dem blauen Himmel:

„Wol ûz der stuben, ir stolzen kint!
„lât (laßt) iuch ûf der strâze sehen: hin ist der scharfe wint
„unde ouch der vil (sehr) kalte snê.
„Hebt iuch balde
„zuo dem walde:
„vogelin singent; den was wê." [4]

Am Spielplatze angekommen, traf die hohe Gesellschaft daselbst den Notar und Küchenmeister, sowie einige Jäger und Knechte, welche die gemachten Zurüstungen bewachten. Denn als das Bauernvolk der umliegenden Ortschaften auf dem ihm wohl bekannten Spielbühl das gräfliche Banner hatte flattern sehen, eilte es, zumals es gerade Sonntag war, neugierig in Haufen dahin. Aber nur zudringliche und störende Zuschauer durfte der aufgestellte Wachposten wegweisen. So war ein für alle Mal bei solchen Anlässen befohlen worden, denn Graf Albert war auch gegen das gemeine Volk ein gnädiger, gar leutseliger Herr. [5] Das gräfliche Ehepaar nahm mit einigen älteren Gästen, darunter auch der Alt-Kämmerer Dietrich, auf den Bänken unter der Linde Platz. Letzterer hatte sich auf seine Burg bei Wurmlingen zurückgezogen, um dort den Rest seiner Tage ganz in Ruhe zu verleben, ritt aber je und je, so auch dieses Mal wieder zur Rotenburg hinauf, um Zeuge davon zu sein, wie sein ehemaliger Zögling und nunmehriger Herr sich bemühte, die alten schöneren Zeiten des höfischen Ritterlebens wieder auf seiner Burg aufleben zu lassen. Um die Linde herum ordneten die beiden Veranstalter des Spiels aus den Frauen, Edelfräulein, Rittern und Knappen, welchen sich auch der Jägermeister und Falkner angeschlossen hatten, einen Ring und schließlich reihten sie sich selbst ein, der Küchenmeister mit der besonderen Absicht, im Nothfall den Souffleur machen zu wollen. Und als solches geschehen, gab man ein Zeichen mit dem Jagdhorn. Auf dieses verließen, wie verabredet, der „Sommer"

und „Winter“ ihr Versteck in dem nahen Walde, eilten auf den Spielbühl zu und drangen ohne Weiteres in den Ring ein, in den nun auch der Fideler-Knappe eintrat. Da erhob sich ob der Kostümirung derselben, zu welcher bei jedem noch eine klappernde Pritsche von Holz gekommen war, ein schallendes Gelächter, das nicht enden wollte, und sich echomäßig in den Bauernhaufen fortpflanzte. Herzlich lachend musterten auch der Graf und sein Ehegemahl die beiden Spieler näher, und mit besonderem Wohlgefallen ruhten Margarethens Augen auf dem „Sommer“, der sie so lebhaft an die Wälder ihrer lieben Heimat erinnerte. Und der Kappadozier sah mit großer Befriedigung, daß er seinen Zweck erreicht hatte.

Als endlich der lärmende Beifalls-Jubel verstummt war, begann das Spiel, indem der „Sommer“ und „Winter“ mit einander das unten folgende Wortgefecht hielten, wobei jedesmal der Refrain:

„alle ir herren mein,
„der Sommer (Winter) ist fein,“

unter Begleitung des Fidelers zuerst von den Spielern gesungen und darnach von dem alsdann im Kreise sich drehenden Ring als Chor repetirt wurde. Dabei versetzte der „Sommer“ oder „Winter“, sobald er seinen Refrain gesungen, und der Ring sich in Bewegung gesetzt hatte, allemal irgend einem der Ritter oder Knappen einen patschenden Schlag auf die Schulter.

Sommer und Winter.

Sommer.

Heute ist auch ein frölicher tag,
daß man den Sommer gewinnen mag;
alle ir herren mein,
der Sommer ist fein!

Winter.

So bin ich der Winter, ich gib dir's nit recht,
o lieber Sommer, du bist mein knecht!
alle ir herren mein,
der Winter ist fein!

Sommer.

So bin ich der Sommer also fein,
zu meinen zeiten da wechst der wein; u. s. w.

Winter.

O Sommer, du solst mir nichts gewinnen,
ein frischen schne wil ich dir bringen; u. s. w.

Sommer.

O Winter, wir haben dein genuog,
nun heb dich auß dem lant mit fuog! u. s. w.

Winter.

Wol auß dem lant laß ich mich nit jagen,
o Sommer, du muost mit mir verzagen
(den Streit mit mir aufgeben)!
u. s. w.

Sommer.

O Winter, ich laß mich dich nit pochen,
ich weiß, es bleibt nit ungerochen; u. s. w.

Winter.

O Sommer, du schalk, es tuot mir zorn,
und laß mich bald nur unverworn (in Ruhe, ungeschmäht) u. s. w.

Sommer.

Wir ziehen daher auß Oesterreich (von Osten, Morgen her)
und da es sicht dem Sommer gleich; u. s. w.

Winter.

So kom ich auß dem gebirg so gschwind
und bring mit mir den kuelen wind; u. s. w.

Sommer.

So bin ich weit und breit gezogen
und hör den Winter gar ninbert (nirgends) loben; u. s. w.

Winter.

So bin ich der Winter mit ganzem fleiß,
zu meinen zeiten werden die felder weiß; u. s. w.

Sommer.

So bin ich der Sommer also kuen,
zu meinen zeiten werden die felder gruen; u. s. w.

Winter.

So bin ich der Winter also jung,
zu meinen zeiten findt man manchen kuelen trunk; u. s. w.

Sommer.

Es get ein frischer Sommer herein,
Da fuort man große fuoder ein; u. s. w.

Winter.

Und was du lang einfuoren tuost,
im Winter alles verzeren muost; u. s. w.

Sommer.

Große fuoder waiz und korn
die helfen uns aus teuren jorn (Jahren); u. s. w.

Winter.

O Sommer, du bist ein seltsamer knecht,
du tuost auch nit eim ieglichen recht; u. s. w.

Sommer.

O Winter, ich tuo nach dir nit fragen,
ich tuo mein arbeit bei zeit eintragen; u. s. w.

Winter.

Ir lieben herren, ich bin verlacht,
der Sommer hat mich zu schanden bracht;
  alle ir herren mein,
  der Sommer ist fein!

Sommer.

O Winter, ich hab dir's vor gesagt,
mit mir hast du gar nichts erjagt (erreicht, gewonnen); u. s. w.

Winter.

O lieber Sommer, ich gib dir's recht,
du bist mein Herr und ich dein knecht; u. s. w.

Sommer.

Und wer den Sommer von mir wil han,
der muoß vil dukaten im beutel han; u. s. w.

Winter.

O lieber Sommer, beut mir dein' hand,
wir wöllen ziehen in frembde land! u. s. w.

Sommer.

Also ist unser krieg vollbracht,
gott geb euch allen eine gute nacht!
  alle ir herren mein,
  der Winter ist fein!

Winter.

Ir Herren, ihr solt mich recht verstan,
der Sommer hat das best getan;
  all ir herren mein,
  der Sommer ist fein![6]

Nachdem der Wortkampf also einen versöhnlichen, friedlichen Ausgang genommen und die beiden Kämpfer unter allgemeinem Beifallklatschen sich herzlich umarmt hatten, ordnete man sich zum Heimzug. Nun aber eröffneten der „Sommer“ und „Winter“ Arm in Arm, lustige Sprünge machend, unmittelbar nach den flötirenden Knappen den Zug.

Auf der Rotenburg angekommen, versammelte sich die hohe Gesellschaft, der Graf und sein Ehegemahl, die Frauen, Edelfräulein und Ritter zu einem kleinen Bankett, an welchem nach dem ausdrücklichen Willen des Burgherren auch der „Sommer“ und „Winter“, der Notar und Küchenmeister, welche großes Lob und warmen Dank eingeerntet, Theil nehmen mußten. Und auch den Jägern und Knechten wurde zum Schluß des fröhlichen Tages ein besonderer Trunk in der großen Gesindestube der Burg verabreicht.

Zweites Kapitel.

Wie die um das Schloß Rotenburg seßhaften Hörigen und Leibeigenen „den Maien empfangen“ (gefeiert) haben.[7]

Wis (sei) willekommen, maienschîn (Glanz),
wer möht' uns ergezzen dîn (für dich entschädigen)?
— — — — — — — — — —
Wa sint nû die iungen liut (Leut),
die da treten nach der gîgen? *

Den Ton bei dergleichen festlichen Gelegenheiten gab das Städtlein Rotenburg an, in welchem unter einem „Amman“ vornehmlich die Maier der drei großen gräflichen Höfe und verschiedene Handwerker saßen, welche die Aufträge des nahen Grafenhofes auszuführen hatten, insgesammt aber noch Hörige waren.

Da zog am frühen Morgen des zur Maienfahrt bestimmten St. Walpurgis-Tages (1. Mai) „Bertschi“ (Bertold), Kunz des Maiers, genannt der Orgeldinger Sohn, ein überaus stattlicher, stolzer Bursche, der „Trutgeselle“ Götelinten, des Waffenschmieds „Stahelaere“ Tochter, der schönsten aller Rotenburger „Maidli“, mit dem Spielmann „Kozzel“ durch das Städtlein. Man hielt vor jedem Haus, da ein mit Blumensträußen und Bändern geschmückter Maien gesteckt war; der Spielmann blies auf seiner Schalmei eine lustige Weise, darauf sangen er und Bertschi:

„Es grünet in dem Wald;
Ich vernahm der Vögelein Singen nie so manigfalt.
Der Mai ist in dem Lande hie:
Drum freut euch jung und alt
Der lieben Sommerzeit!
Heb' dich Winter, laß den Streit,

* Neithart von Reuenthal in v. d. Hagens Minnesinger III. S. 194.

Und fleuch von hinnen bald!
Wol uf zuo der Linden!
Da sol man die Jungen all' bei einander finden.
Da wird unter Kranze
Zu Tanze
gesungen! Heia, nu hei!"

Der Ruf in den Maien traf nicht nur die tanzlustige Jugend, sondern auch die meisten Bewohner von Rotenburg wach, denn in der St. Walpurgis-Nacht, da alle finsteren und zauberhaften Mächte losgebunden sind, müssen der Hausvater und die Hausmutter auf ihrer Hut sein und dies und jenes vorkehren, um die Unholde von Haus und Stall abzuhalten. In der großen Stube des Maiers Engelhart aber saßen noch spät in aller Stille viele „Maidli" in einem Kreise beisammen. Jede hatte einen reinen, fein gesponnenen Faden, welcher drei Tage hinter einem Marienbild aufgehängt gewesen, in der Hand. Als die Mitternachtsstunde herannahte, gab man die Fäden herum und knüpfte sie zusammen; war aber dieselbe eingetreten, so hatte man den ganzen Faden im Kreise herumgehen lassen. Wer solchen gerade in den Händen gehalten, fühlte ihn aufmerksam an, zog ihn 2c. und sprach mit geschlossenen Augen:

„Faden, i(ch) zieh' di(ch),
Walpurga, i(ch) bitt di(ch),
Zaig' von meim Man
Alle Seiten an."

Wie man den Faden beim Anfühlen und Ziehen gefunden, weich oder hart, rauh oder zart, spröde oder biegsam, so werde auch, wollte jede der fürwitzigen Dirnen gefunden haben, ihr Zukünftiger sein.[8] Darauf gieng die Gesellschaft auseinander, man schlich in seine Schlafkammer, aber die doppelte Erwartung ließ keinen festen Schlaf aufkommen.

Neugierig wurde, als man die Schalmei erklingen hörte, da und dort der Laden einer Dachkammer halb geöffnet, um verstohlen herauszulugen und zu horchen. Und bald war man überall in großer Geschäftigkeit, um sich zur Maienfahrt zu rüsten. Die schuf aber auch in manchem Hause Unfrieden und Zank. Da wollte selbst ein Töchterlein, welches noch im Kindesalter stand, mit ausziehen. Die Mutter aber wehrte es und sprach:

„Tochter, spinn den Rocken
Und laß den Reien,
Nimm deine Tocken,
Statt zu gehen in den Maien."

In einem andern Hause wollte die Mutter selbst ihre erwachsene Tochter vom Tanze zurückhalten, die aber hielt ihr entgegen: „es schadet jungen Maiden, die zu lange daheime saßen; ich han daheime mich verlegen." Darauf gab die besorgte Mutter nach und ließ die Tanzlustige mit dem Wunsche ziehen, der Engel möge ihrer Ehren hüten. In einem dritten Hause gab's zwischen der Tochter und ihrer alten Mutter deßhalb Streit, weil auch diese zum Reien ausziehen wollte, sich anschickte, ihr graues Haar mit seidenen Bändeln in Locken zu binden und ihren Schleier verlangte, welchen die Tochter längst zu Handen genommen.

Zur verabredeten Stunde sammelten sich die Maidli und Burschen von Rotenburg und Sülchen und stellten sich in Paaren geordnet auf dem alten Weg Wurmlingen zu auf, denn da sollten die von „Winolwisheim" (Wendelsheim), Wurmlingen und Hirschau sich anschließen. Lange aber stand es an, bis alles beisammen und aufgestellt war. So hatten die Zuschauer, welche sich in großer Zahl eingefunden, Zeit die Reihen zu mustern. Da fielen denen nun vor allen in die Augen die den reichen und angesehenen Rotenburger (Sülcher) Familien der Ammane, Stahler und Herter, den gräflichen Maiern und geachteten Handwerkern (Waffen-, Goldschmieden u. dergl.) angehörigen „Maidli", welche mit ihren Gesellen auch den Zug eröffneten. Kein Wunder, denn dieselben hatten sich so herausgeputzt, daß sie Ritterfräulein im Sonntagsstaat wenig nachgaben. Dabei waren sie fast alle hochgewachsene und blühende Gestalten. Ihre meist hochgelben Haare trugen sie entweder in künstlich gekräuselten Locken, welche über die Stirne hin durch ein schmales rothes oder blaues Seidenband festgehalten wurden, oder in von farbigen Bändern durchflochtenen Zöpfen, welche über den Gürtel hinabreichten. Auf dem Kopfe saß ein zierlich aus Rosen oder andern Blumen, auch frischem Grün, vornehmlich Epheu gewundenes Kränzchen („Schappel"), denn man schrieb einem Epheukranz die Kraft zu, er locke Liebhaber und Freier herbei. Liukart, die reizende Tochter Walthers, des Ammans von dem Städtchen Rotenburg, trug zu ihrem Kränzchen einen kleinen weißen Schleier, unter welchem ihre himmelblauen Augen und rosigen Wangen sich noch mehr hoben, dazu auf ihrer Brust an einer seidenen Schnur einen kleinen runden Handspiegel aus polirtem Silber in einem kunstreich geschnittenen Rähmchen von Elfenbein. Beide Schmuckstücke hatte sie von der Gräfin Margaretha auf der Rotenburg, ihrer „Gote" (Taufpathin), an verwichenen Ostern zum „Hasen" (Geschenk) erhalten. Götelinte, Stahlers, des Waffenschmieds Tochter, trug einen runden Hut mit ziemlich breiter Krämpe aus rosarothem Zendal (leichtem Seidenzeug), darauf aus verschiedenfarbigen Seidenfäden kleine Vögel gestickt waren, und dessen Rand ein

überaus zierliches Kränzchen aus Immergrün und Maiblümchen schmückte. Eine dritte Rotenburger Schöne fiel besonders durch ihr kunstreich aus lauter Rosen sammt Zweigchen und Blättern gewundenes Hütchen auf.

Im Uebrigen bestand der Putz, in den sich unsere fürnehmeren Tänzerinnen geworfen hatten, aus Gewändern von feinen Wollenstoffen verschiedener Farben, vornehmlich roth, blau und grün. Dieselben schlossen sich dem Oberkörper passend an, von der Hüftgegend aber waren sie weiter und zierlich in Falten gelegt, und fielen bis auf die theils schwarzen, theils rothen Lederschuhe hinab, ja bei manchen gewahrte man gar eine Schleppe. Am Handgelenke waren die anliegenden Aermel wie auch der untere Saum des Rocks mit einer bunten Borte besetzt. Um die Hüften lief allermeist ein schmales farbiges Seidenband, das in lange Zipfel hinabhieng. Nur Hilträt, Engelfrieds, des Goldschmieds Töchterlein, trug zu ihrem himmelblauen Kleide einen kostbaren Gürtel aus schwarzem mit silbernen Zieraten beschlagenen Sammt. Bei den feineren Anzügen der Reichen fehlten auch nicht die Handschuhe,[9] meist aus weißer Seide.

Aber weitaus die Mehrzahl der Maifahrerinnen gehörte dem armen und geringen Volke an. Dieselben erschienen denn auch in hemdartigen Kleidern, welche aus groben heimischen Wollenstoffen oder selbst gesponnener und gewobener, aber meist gefärbter Leinwand, alles in weniger schönen Farben gefertigt, um die Hüften etwas zusammen gezogen waren und nur bis unter das Knie reichten, wo sich die zumeist rothen Strümpfe anschloßen, welche von den schwarzen plumpen Schuhen sich auffallend abhoben. Manche hatten auch Mieder und Röcke (Kittel)[10] aus weißer oder gefärbter Leinwand, welche bis an die Knöchel giengen. Alle diese armen Mädchen trugen ihre Haare in Zöpfen mit eingeflochtenen, weit hinausflatternden rothen oder grünen Bändern. Wie ärmlich im Ganzen dieselben aber auch erschienen, so fehlte doch bei keiner der Kranz aus frischem Grün oder Blumen, und überaus vergnügt sahen alle drein, denn im wonniglichen Maien in festlichem Zuge unter Pfeifen-Schall und Tamburen-Schlag hinauszuziehen zum lustigen Reien, das war für sie der Glanzpunkt in einem Leben voll Arbeit und Entbehrungen.

Lassen wir nun auch die in den Maien fahrenden Burschen im Geiste an uns vorüber ziehen. Zu Zeiten von unseres Helden Vater und Großvater pflegten die wohlhabenden Gesellen in einer Art ritterlicher Waffenrüstung: in Eisenhauben, Blechhandschuhen, Sporen und mit dem Schwert an der Seite oder dem langen krummen Messer am Gürtel zum Reien hinauszuziehen. Da schuf denn Neid und Eifersucht, daß

das Maienfest nicht selten mit blutigen Händeln schloß, wobei es Verwundete, ja Todte gab. Wild gieng's da bei dem Bauernreigen („Hoppaldei") mit den „blozen Klingen" durcheinander; wüst' Geschrei hub sich, „manig Rosenkranz (auf der Burschen Köpfe) wart verhouwen, daz das Bluot begunde (begann) hernach dringen", und auch die Mädchen in die größte Noth kamen.

Darum hatte unser menschenfreundlicher Held als Herr der Rotenburg und umliegenden Gegend strenge verboten, mit Waffen in den Maien zu ziehen, im Uebrigen aber seinen Hintersaßen dieses Vergnügen gerne gegönnt, ja dem Feste häufig angewohnt. [11] Wenn nun auch unsere Tänzer unter Graf Albert nicht mehr mit dem Schwert an der Seite zum Reien ausziehen konnten, so boten sie allem auf, sonst möglichst schmuck zu erscheinen, und auch bei ihnen zeigte sich auffällig, wer bemittelten und angesehenen Eltern angehörte oder nicht. Kokettisch trugen die fürnehmeren ihre Haare in Locken. Die Vögte ihres milden Herrn hatten nämlich in dessen Sinne bei den Söhnen der reichen Maier und angesehenen Handwerker nicht so strenge auf die Einhaltung des alten Herkommens gesehen, daß die Hörigen männlichen Geschlechts ihre Haare stets kurz geschoren tragen sollten. Auf den Lockenköpfen saßen kühn kegelförmige Hüte aus rothem oder grünem Filz, manche mit „Pfawenspiegel" geziert, oder hohe Kappen (Mützen) aus Pelz. Den Rand zierte stets das Kränzlein, welches die Tänzerin gewunden und ihrem „Trutgesellen" verehrt hatte. Von den Hüten hiengen bei einigen Burschen seidene Schnüre oder Nestel (zierliche Riemchen) herab, an deren Enden Muskatnüsse befestigt waren, welche bei jeder Bewegung des Kopfes umherschaukelten. Der sonstige Anzug der bemittelten Tänzer bestand aus Juppen, auch Wämmsern („Treie") aus verschiedenfarbigen Wollenstoffen und andern Zeugen. So stach u. a. einer derselben in einem Wamms von grasgrünem Barchent grell ab von seinem Hintermann in einer mit blauer Seide reich gesteppten Juppe aus schneeweißem Linnen. Beine und Füße staken in trikotartigen „Hosen" wie solche Knappen und Ritter zu tragen pflegten, meist in zwei Farben, das eine Bein weiß, das andere roth u. dergl. Auf der Fußsohle war, wo die Schuhe fehlten, ein starkes Leder aufgenäht. Ein Gürtel aus schwarzem oder rothem Leder hielt die Hose um die Hüfte fest; bei des Goldschmieds Sohn war die Schnalle desselben aus Silber, bei den andern aus Glas, der Dorn bei allen aus Kupfer. Neben solch' nobler Ausstattung erinnerte bei manchen das Busentuch (der Brustlatz) aus feuerrothem Scharlach doch noch an den „Geteling" (Bauernburschen). Andere dagegen, welche bis an die Ellenbogen reichende lederne Handschuhe trugen, sahen ritterlich

aus. Einige fürnehme Maienfahrer trugen an ihren Gürteln einen seidenen Beutel, darin war Ingwer, mit welchem die galanten Burschen ihren Tänzerinnen hie und da aufwarteten. Auf den hielt man in alten Zeiten viel, denn er war zu „vielen Gepresten guot," dabei aber sehr theuer. Uebrigens leistete er bei unseren Altvorderen auch Gesunden gute Dienste; er sollte nämlich wie auch die Muskatnüsse Durst erwecken, darum pflegte man bei großen Gastmählern, ehe das Trinkgelage begann, die beiden Gewürze u. a. zu kauen. [12] So hatten denn unsere Rotenburger Bauern-Kavaliere bei ihrer Galanterie die schalkhafte Absicht, bei dem Trinkgelage, welches auf den Reigentanz zu folgen pflegte, ihre Tänzerinnen recht lustig zu machen.

Viel weniger schmuck als die wohlhabenden Rotenburger und Sülcher Burschen erschienen ihre ärmeren Kameraden und die von Wurmlingen, Hirschau u. s. w., welche sich dem Zuge der ersteren angeschlossen. Sie trugen ihr Haar kurz geschoren, entweder gar keine Kopfbedeckung oder einen groben Strohhut oder eine Pelzkappe; bei keinem aber fehlte das Kränzlein um den Kopf oder den Hut (die Kappe). Oberkörper und Arme staken in einer Art Hemd, welches auf dem Rücken einen mit Bändeln oder Knöpfchen versehenen Schlitz hatte, meist aus gebleichter oder gefärbter Leinwand, bei etwas bemittelten aus gemeinem Buckeram (aus Ziegenhaar gefertigtem Zeug) bestand und sich in der Hüftgegend an eine Pumphose („Bruch") von gleichem Stoff anschloß, die bis oberhalb der Knie reichte, welche frei blieben; denn erst unterhalb derselben kamen, mit der „Bruch" durch Bändel verbunden, die Strümpfe, welche bei einigen blos bis an die Knöchel, bei anderen bis an die Zehen reichten. [13] Ihre schwarzen Lederschuhe zeugten von wenig Geschmack und Kunstfertigkeit derer, welche sie gemacht hatten.

An den Zug der jungen Burschen und Maidli hatten sich zu großer Ergötzung der Zuschauer auch einige alte Bauern mit ihren tanzlustigen Ehehälften angeschlossen. Und kurz ehe der Zug der Maienfahrer sich in Bewegung setzte, hörte man in der Richtung auf Hirschau lustige Klänge einer Schalmei und jolen heia! hei! tandaradei! Bald sah man auch auf dem Wiesweg von dort einen Mann im Gewande eines Fastnachtsnarren mit einem andern und einem Weibe daher kommen und gerade auf den Festzug zuschreiten. Das Weib war, wie sich bald zeigte, wirklich auch zum Tanze aufgeputzt, denn sein dünnes und bereits graues Haar hieng in reich mit bunten Bändeln verzierten Löckchen um das alte Haupt. [14] „Hoho! Der lustige Darbian mit seiner alten Else und dem Spielmann Heinzlin," schrie alles, und ein nicht enden wollendes Gelächter hub sich, als die drei näher herangekommen waren.

Der in der Narrenkleidung, möge aber unser Leser wissen, wohnte in einem eher einer Feldhüter-Hütte ähnlichen Häuschen zu Hirschau, fristete sein und seines Weibes Dasein äußerst nothdürftig als Korbflicker und Vogelfänger, war aber darum doch stets lustig, dabei ein witziger Geselle, daher er in den Dorfschenken der ganzen Umgegend den Possenreißer und Bänkelsänger spielte und so hie und da einen Pfennig, auch manchen Schluck und Bissen erhaschte. Der Volkswitz aber hatte ihm ob seiner Armut den Spitznamen „Darbian" gegeben. Auch in der großen Gesindestube der Rotenburg stellte er sich zu Zeiten ein und belustigte Knechte und Mägde mit seinen Zotten und Possen. Ja selbst der witzige Notar des Burgherren fand Gefallen an ihm und hatte ihm auf verwichene Fastnacht ein Narrenkleid aus grobem Linnen mit vielen Schellen behangen und einer Kapuze, welche in einen Fuchsschwanz auslief, fertigen lassen, dabei aber die Bedingung gemacht, er müsse darin an der kommenden Fastnacht auf dem Schlosse vor dem Grafen den Hanswurst machen und an der nächsten Maifeier darin erscheinen. Natürlich hielt er in Beidem gerne Wort. Und an der Fastnacht auf der Rotenburg hatte er einen Tag wie in seinem Leben nie zuvor. „Baches" und Fisch, dazu Weißbrod und guten Wein setzte man ihm in Hülle und Fülle vor, und schließlich mußten die Knechte den Taumelnden in den Weiler hinab führen. Der Dichter-Küchenmeister des Schlosses aber machte ihm auf diesen lustigen Tag ein Liedchen und trichterte es ihm mit einer einfachen Weise ein. Das lautete:

„Man schankte mir gar reichlich ein
Und hieß mich lustig trinken;
Es war ein wunderstarker Wein,
Davon mein Haupt that sinken." [15]

Und das war sein Bravour-Liedchen, wenn man ihm in der Schenke einen vollen Becher vorgesetzt hatte.

Lange stund es an, bis sich der Festzug in Bewegung setzen konnte, um auf den Tanzplatz zu ziehen. Hiezu hatte man den in der Nähe der Rotenburg zwischen dem „Weiler" und Walde über dem Katzenbachthal eben gelegenen, geräumigen „Lindenwasen" auserseḥen, denn der Herr Graf hatte durch seinen Küchenmeister dem Amman von Rotenburg gnädigst kund thun lassen, er wolle mit seinen Rittern dem Maienfeste anwohnen.

Die Verzögerung des Aufbruchs hatte ihren Grund theils darin, daß die Theilnehmer aus den um Rotenburg und Sülchen liegenden Ortschaften nicht rechtzeitig eintrafen, theils darin, daß die Festordner sich lange herumstritten, welche Weise bei dem Zug durch Sülchen und

Rotenburg sowie bei der Ankunft auf dem Tanzwasen gesungen beziehungsweise gespielt werden sollte. Da gab die Meinung eines alten angesehenen Rotenburgers, welcher in jungen Jahren als Reigenführer eine große Rolle gespielt hatte, den Ausschlag. Der sagte: singet, was wir vor Jahren gesungen, wenn wir im Eisenhut und mit dem Schwert an der Seite im Maien zum Reien gezogen: das lustige Lied, welches uns ein fahrender Sänger aus Oesterreich gelehrt und immer also schließt:

„Mezzel, wie gevalle ich dir?
uf din triuw' daz sag' du mir."

Es ordneten sich nun die Paare des langen Zugs, die Spielleute mit Geige, Flöte und Pfeiffe, Schalmei, „Sumber" (Pauke) und „Tambure" (Trommel) voran, ihnen zunächst folgte der Reigenführer „Bertschi" mit seiner schönen Götelint und darauf diejenigen Burschen und Maidli, welchen das verabredete Lied und dessen Weise bekannt war. Denn nur diese Paare sangen unter Begleitung der Geige, Flöte und Pfeiffe dasselbe; den Refrain Mezzel u. s. w. die große nachfolgende Masse unter den Klängen der Schalmei und dem Schlag der Pauke und Trommel. Das Lied aber lautete:

Es vrit' (freite) ein lust'ger Geteling (Geselle), *
um eines Bauern Muomen (Base).
Nu tuo' wir gemechiu Dink
(Nun greifen wir die Sache gut an)
unt ge(n) wir in die Bluomen,
brechen Rosen z' einem Kranz,
die wir in dem Maien tragen zuo dem Tanz."
„Mezzel (Mechtilde), wie gevalle ich dir?
uf din triuw' (bei deiner Treu) daz sag' du mir."

Nu pfifet uf, Her Spileman,
daz iu (euch) Got iemer lone.
Ir lebt in hoffenlichem Wan
(Ihr lebt der sicheren Hoffnung auf Dank):
ein Schüzzel voller Bone **
Sol iu wesen (sein) unverseit (unversagt).
swa (wo) man Guot durch Ere git (Ehrenhalber gibt),
dá bin ich unverzeigt (lasse mich nicht schlecht finden)."
„Mezzel, wie gevalle ich dir?
uf din triuw' daz sag' du mir."

* Auch altschwäbisch. „Jungvrowe oder getteling (lediger Sohn)." Fürstenbergisches Urkundenbuch I. Nro. 680. Stadtrecht von Villingen aus der Zeit von 1293 bis 1294.

** Bohnen, Erbsen, Rüben ꝛc. aßen im dreizehnten Jahrhundert vornehmlich die niederen Volksklassen.

„Do pfeif (pfiff) er uf dem Holrerant.*
Des wart im (dem Gesellen) wol ze Muote;
Er nam Vrou Juten bei der Hant,
Vrou Elsen unde Truten.
Den Isenbühel (ironisch Helm) er uf sich bant;
Zwene Blechhantschuohe streich er an die Hant.
   Mezzel" u. s. w.

„Sin Swert, daz heizt der grimme Tot,
Da mite kan er riten (reiten, wie Ritter fechten).
Er hat erliten mange Not
in mangen gahen (hitzigen) Striten (Streiten).
Die sluog er ab mit vrier (leichter) Hant,
Daz ir (seiner Gegner) wol siben unt drizeck vielen in daz Lant (zu Boden).
   Mezzel u. s. w."

Die Sporen strikt (band) er um den Buoz;
Die hiengen voller Schellen.
Er bot Vrou Adelheit sinen Gruoz,
Herrn Swinhilt unt Herrn Kellen.
Da traten si den Hoppaldei (bäurischen Tanz),
si sprach: liber Chuenzel (Konradle), min Sorg ist ganz entzwei (ich bin ganz glücklich).
   Mezzel u. s. w."

Sin Har daz ist geringelot (geringelt, gelockt)
Dez Nahtes wol gesnueret (aufgewickelt).
Sin Bueze lident groze Not (schmerzten ihn),
swene (wenn) er den Reien (Reigen) vueret (anführet)
Mit mangem waehen Zippeltrite (mit kleinen, zierlichen Schritten auf den Zehen):
Durch die schoenen Mazzen pfligt er niuwer site
(um der schönen Mechtild willen tanzt er nach neuer Sitte, Mode).
   Mezzel u. s. w."

Sin Hüben (Hauben) Reitel (herabhängende Bändel) die sint lank,
zwo Muskat (Muskatnüsse) dran gebunden:
Die haben al ze witen Swank (fliegen allzuweit hinaus),
da mite sleht (schlägt) er Wunden
Den schoenen Maiden an dem Tanz
mit dem Ufbürsen der selbe Gumelanz.**
   Mezzel u. s. w."

Dieses Lied wurde denn auch auf die angegebene Weise von dem großen Zug der Maienfahrer so lange gesungen, bis man die beisammen liegenden Orte Sülichen, Rotenburg und Ehingen hinter sich

* Holre ist Holder (Holunder), ein einfaches Blasinstrument: eine Pfeife aus einem ausgehöhlten Holunderzweig.
** Ein mittelalterliches Schimpfwort.

hatte. Auf dem Wege nach dem Weiler dagegen unterhielten sich die Paare theils mit Plaudern, andere belustigten sich mit dem Ballspiel, wieder andere sangen, lustig daher tänzelnd allerlei heitere Liedchen. So hub Bertschi, an der Seite seiner schönen Götelint liebeselig einherschreitend, zu singen an:

„Das schaffet alles die Minn', die Minn' (die Lieb)
Daß wir leben ohne Sinn, ohne Sinn (lustig in den Tag hinein)."

Darauf sang sein Hintermann Volker, des Stahlers Sohn, der über alles einen vollen Becher liebte:

„Das schaffet alles der Wein, der Wein,
Daß wir müssen fröhlich sein, fröhlich sein!"

Darnach fuhr Heinz, der junge Amman, ein lockerer Bursche fort:

„Das schaffet alles das Spiel, das Spiel,
Daß ich nicht kann behalten viel." [16]

u. dergl. m.

Als man aber zum „Lindenwasen", wo die von Weiler, Kiebingen, Nieder- und Obernau schon versammelt waren, kam und den Grafen mit einigen Rittern, seinem Küchenmeister und Notar von der Rotenburg herunter reiten sah, hub man unter dem Pfeiffen und Getön der Spielleute das Lied: „es freit' ein lust'ger Geteling" zc. wieder zu singen an. Nachdem die neuen Ankömmlinge unter allgemeinem Beifall solches zu Ende gebracht hatten, traten die Reigenführer der einzelnen Ortschaften zusammen, um sich über eine Tanzordnung zu berathen, und man wurde darüber einig, man wolle der großen Zahl der Tanzlustigen wegen zwei große Reihen machen, von denen die eine aus den Rotenburgern, Wendelsheimern, Wurmlingern und Hirschauern, die andere aus denen von Niedernau, Obernau, Weiler und Kiebingen bestehen sollte, und welche in abzugrenzenden Plätzen ihre Tänze gesondert aufführen sollten. Nachdem diese Vorbereitungen getroffen waren, stellten sich die Tänzer und Tänzerinnen von jeder der großen Reihen in folgender Weise auf: Der Reigenleitmann und Vorsänger jeder derselben ergriff mit der Rechten die Linke seiner Tänzerin, welche ihm aber nicht zur Seite, sondern nachschreiten sollte, letztere faßte mit der Rechten den folgenden Tänzer, welcher ihr rechtshin nachgieng, an der Linken, dieser mit seiner Rechten die Linke der nächsten Tänzerin, so daß sämmtliche Paare einer jeden der großen Reihen eine handverschlungene, staffelförmig sich rückwärts hinziehende Kette bildeten, und jedes Glied linkshin und vorwärts gehörigen Raum zu seiner Bewegung hatte. An die Spitze jeder großen Reihe wurden Spielleute gestellt.

Darauf begann der „Reie“ unter dem weithin schallenden Jodelruf der Tänzer Heia, juchei!, dem Geigen und Pfeiffen der Spielleute. Bald auch stimmte der Vortänzer der Rotenburger das verabredete und seinen Gesellen wohl bekannte Reienlied an:

Nu(n) ist vil (ganz) zergangen
der winter kalt,
Mit loube (Laube) wol behangen
der gruene walt;
Vil wuniklich
sueze stimme löbelich,
so singent vogelin und lobent den meien:
also tuon wir den reien!

Gegen der wandelunge
der swaeren zit (Zeit)
Ir stolzen meidlin junge
mit vröuden sit (seid).
(Da nun die schwere Zeit des Winters vorbei ist, so freut euch rc.)
daz ist min rát.
schouwet, wie gezieret stát
der mei so wol mit rosen und die haide,
den kinden z' ougen waide. 17

Um sich vor dem Grafen zu zeigen und bei seiner Götelint Ehre einzulegen, hub Bertschi ein „Hoftänzel“ an, wie er und seine Kameraden und deren Tänzerinnen verwichenen Herbst eines von Rittern und Edelfräulein auf dem „Tanzbühl“ bei der Rotenburg gesehen. Erst führte er seine Reihe in manigfaltigen Verschlingungen und Windungen um die auf dem Anger vertheilten stattlichen Linden und ließ darnach um eine derselben einen „Ring“ (Kreis) bilden. Da sah man Tänzer und Tänzerinnen nach dem Takt der Geige und des Sangs bald „schleifend“ einhergehen, bald so vor-, rück- und seitwärts schreiten, bald auf den Zehen zierlich trippeln, bald sich sanft wiegend im Kreise herumbewegen oder sachte auf der Stelle treten. Dabei geberdete sich mancher der „Getelinge, wie wenn er ein Edler wäre.“ Neidisch sah solches Volkard von Owe, einer der mit dem Grafen Albert gekommenen Ritter, und sagte dem neben ihm haltenden Marquard von Ehingen spöttisch: Sieh nur „das Burendiet“ (das Bauernvolk), das mit dem Pfluoge sollte bouwen, und da zu des Maien Lon (Preise) reien will. 18 Dem Grafen aber entlockte es ein freundliches Lächeln, als er sah, wie Tänzer und Tänzerinnen sich ziemlich vergeblich abmühten, es Rittern und Edelfräulein im Reien gleich zu thun.

Nicht lange aber hielt selbst bei den Rotenburgern der sittsame

höfische Reigen an. Bald schritt man einher wie der Storch im langen Grase oder es gieng an ein lustiges Hüpfen. Darauf folgten bald kecke und muthwillige Sprünge, wie junge Böcke und Gaisen auf der frisch grünenden Wiese machen, wobei da und dort einer Tänzerin auf's lange Kleid getreten wurde. Man ließ die Hände der Tänzerinnen zur Seite fahren und schlug unter einem Jodelruf die Arme in die Höhe, man rannte einander an oder fuhr wild durch einander, stampfte auf den Boden, daß die Kränze von den Köpfen flogen und mancher Knopf und Nestel brach. Der Reie war nun zu wildem Tollen geworden, mancherhand „Gogel vuor" (ausgelassenes, läppisches Treiben) und wüstes Geschrei hub sich da und dort. Auch die Spielleute wurden in das Tollen hineingerissen: da brach diesem eine Saite, jenem gar der Fidelbogen. Darauf schrieen die Getelinge: „des videlers Saite ist enzwei, wir singen aber „heia nu hei!" Oder ein lustiger Bursche nahm einen dürren Lindenzweig vom Boden und pfiff hinein, wie wenn er hohl gewesen wäre. Als so der wilde Tanz seinen Fortgang nahm, sagte der Ehinger zu seinem Gesellen, dem Ower: „bist du nun auch neidisch auf die Bauern, wenn sie ihren Hoppaldei tanzen?"

Nachdem die Lustbarkeit ihren höchsten Grad erreicht hatte, ohne, wie es sonst nicht selten zu geschehen pflegte, in Händel ausgeartet zu sein, hoben die Reigenführer ihre Leitstäbe in die Höhe, alle Musik verstummte und der Tanz hatte ein Ende. Wir wissen aber nicht, ob es auf einen Wink des Grafen geschah oder dem feinen Takt der Vortänzer beizumessen war.

Nun lagerte sich die ganze Tanzgesellschaft in Gruppen unter die vielen Linden des Platzes, um von der großen Anstrengung auszuruhen und Erfrischungen einzunehmen. Mit den Tänzern und Tänzerinnen waren nämlich meist auch die Eltern und andere Angehörige derselben ausgezogen, welche nach ihren Mitteln dies und jenes zum Essen und Trinken mitgenommen hatten. Hiemit wurde nun unter dem Laubdach der herrlichen Linden offene Tafel gehalten. Da sah man die Vermöglichen sich vornehmlich an Rauchfleisch, Speck und Weißbrod aus Weizenmehl, Gebackenem (Krapfen und Straubetzen) und selbstbereitetem Käse laben und manchen Becher Weins, in den eigenen Weingärten gezogen, leeren, um die trocken gewordenen Kehlen zu erfrischen. Den Aermeren aber schmeckten nicht weniger zu ihrem Apfel- und Birnmost ihre hartgesottenen Eier, gemeine Fladen, ihr Gersten- und Haberbrod. Der Graf, welcher mit seinem Gefolge in dem kleinen Volkslager Umschau gehalten, begrüßte gnädigst da und dort eine ihm näher bekannte Familie und unterhielt sich in seiner leutseligen Weise mit denselben. So namentlich mit Walther Heintz, seinem Amman des Städtchens

Rotenburg, und Kunz dem Stahler, seinem geschickten Waffenschmied, verschmähte es auch nicht, den silbernen Becher zu leeren, welcher ihm mit gutem in der „Neckarhalde“ gewachsenen Wein von den schmucken Töchtern züchtig kredenzt wurde.

Bald hub sich auf dem kleinen Volksfeste allwärts Fröhlichkeit. Die Spielleute griffen, nachdem auch sie sich mit dem, was ihnen an Speise und Trank gespendet worden, gestärkt, zu Fidel, Pfeiffe, Flöte und Schalmei und gaben heitere Weisen zum Besten, indem sie in den Gassen des kleinen Lagers herumzogen. Zwischen hinein wurden da und dort fröhliche Liedchen gesungen. Da sang einer von den Kiebinger Burschen mit hellklingender Stimme:

„Der Hansel unn's Gredel
sind grundbrave Leut,
Der Hansel ist närrisch
Unn's Gredel nit g'scheut.“ [19]

Bei den Rotenburgern munterte der lustige Notar des Grafen ein ihm näher bekanntes Tanzpärchen auf, sein possenhaftes Lieblingsliedchen zu singen und führte seinen Herrn dahin, der denn auch großes Gefallen daran fand. Bei denselben begann der Bursche und sang:

„Ich weiß ein fein' braun's Mägdelein,
Wollt Gott, sie wäre mein,
Sie müßte mir von Haberstroh
Wohl spinnen braune Seide.“

Darauf antwortete die Maid:

„Und soll ich dir von Haberstroh
Wohl spinnen braune Seiden,
So muostu mir von Eichenlaub
Zwei Purpurkleide schneiden.“

Der Geselle:

„Und soll ich dir von Eichenlaub
Zwei Purpurkleide schneiden,
So muostu mir die Scheere holn
Zu Kölne an dem Rheine.“

Die Maid:

„Und soll ich dir die Scheere holn
Zu Kölne an dem Rheine,
So muostu mir die Sterne zähln,
Die an dem Himmel scheinen.“

Der Geselle:

„Und soll ich dir die Sterne zähln,
Die an dem Himmel scheinen,
So muostu mir ein Leiter baun,
Daß ich darauf könnt' steigen.“ [20]

Als nun zu schnell der Abend herangekommen war, zogen Tänzer und Tänzerinnen mit ihren Angehörigen der Heimat zu und labten sich noch lange an der Erinnerung an den lustigen Tag. Ob aber derselbe ganz ohne jegliche schlimme Nachwirkung von Hader und Feindschaft geblieben, ist uns nicht überliefert.

Dritter Abschnitt.

Konradins Hoftag zu Constanz im August des Jahres 1262.[1]

Erstes Kapitel.

Konradins früheste Schicksale und erstes Auftreten in seinem angestammten Herzogthum Schwaben.

Der „römische“ König Konrad IV., der letzte der Staufer auf dem deutschen Throne, Kaiser Friedrichs II. Sohn, zog, nachdem der von dem Pabstthum gegen ihn aufgestellte Gegenkönig Wilhelm von Holland immer mehr Boden gewonnen, im Spätjahr 1251 nach Italien, um von seinem Erbreich Neapel und Sicilien, welches nach seines Vaters Tode (Dez. 1250) sein Halbbruder Manfred als Statthalter verwaltet hatte, Besitz zu ergreifen und dort Geldmittel wie auch ein Heer zu sammeln, mit dem er alsdann nach Deutschland zurückkehren und seinen Nebenbuhler verdrängen wollte. Seine Gemahlin Elisabeth, eine Tochter des Herzogs Otto von Baiern, welcher bis zu seinem Tode (1253) treu zu dem Hause der Staufer gehalten, ließ er in Deutschland, an dem Hofe ihres Vaters zu Landshut zurück. Da genas sie am 25. März 1252 eines Knäbleins, auf das Schillers Worte:

> „Ihm ruhten noch im Zeitenschooße
> die schwarzen und die heitern Loose,“

in ganz besonderer Weise anzuwenden sind. Der heiteren waren ihm nur wenige, der schwarzen dagegen das schwärzeste zugefallen. Es ist der hohenstaufische Prinz und letzte legitime Sprosse des weltgeschichtlichen Kaisergeschlechtes, welchen unter dem Namen Konradin, d. i. der kleine, junge Konrad, jeder deutsche Schulknabe kennt oder kennen

sollte. Vater und Sohn haben sich aber nie gesehen, denn als Konrad IV. eben im Begriffe war, mit einem Heere von 20,000 auserlesenen Streitern und einer vollen Kriegskasse nach Oberitalien und von da nach Deutschland aufzubrechen, ereilte auch ihn allzufrüh das dunkle Verhängniß seines Hauses: er unterlag am 20. Mai 1254 in Apulien einem Fieber, an welchem er schon lange gelitten. Darauf übernahm auf Bitten der Großen Manfred die Statthalterschaft über Neapel und Sicilien, wurde auch im April des nächsten Jahres von Konradins Oheimen darin bestätigt. An deren Hof, insbesondere dem des Herzogs Ludwig, lebte nun das Prinzlein mit seiner so früh zur Wittwe gewordenen Mutter. Da mußte nun diese Zeuge sein, als das Schreckliche geschah, daß ihr Bruder Ludwig im Jahr 1256 in einem Anfall von rasender Eifersucht, angefacht durch einen völlig ungegründeten Verdacht der Untreue, seine edle, bildschöne Gemahlin Maria, Tochter des Herzogs Heinrich von Brabant und Enkelin des Königs Philipp vom Hause der Staufer, trotz der inständigsten Bitten und feierlichsten Beschwörungen der beiden Frauen vor seinen Augen enthaupten ließ. Wohl hatte sich, ehe das Licht des nächsten Tages angebrochen, der Unglückliche von Mariens vollkommener Unschuld überzeugt und seine vorher so kräftige Natur war so erschüttert, daß er, der erst 27jährige, zuvor braungelockte Mann, am Morgen nach der Gräuelthat einem Greise gleich mit ganz ergrauten Haaren erschien. Aber sie konnte nicht mehr ungeschehen gemacht werden und die doppelt unglückliche Wittwe litt mit ihrem vierjährigen Söhnlein schwer durch die Handlung, welche dadurch am Hofe ihres leidenschaftlichen Bruders, den die Geschichte daher unter dem Namen des Strengen kennt, eingetreten war. Und bald gestalteten sich auch Elisabethens und Konradins äußere Verhältnisse höchst traurig und trostlos. Manfred, welcher das seiner Obhut anvertraute Königreich mit großen Opfern glücklich gegen die Ansprüche der päbstlichen Curie vertheidigt hatte, riß im Jahr 1258 dasselbe an sich. Schwaben, Konradins angestammtes Herzogthum, suchte der päbstliche Stuhl dem König Alfons von Kastilien, einem Enkel des Königs Philipp, zuzuwenden. Zwar hatte der reiche englische Prinz Richard, mit welchem sich Alfons um die deutsche Krone gestritten, um die gewichtige Stimme des Baiernherzogs Ludwig für sich zu gewinnen, im Januar 1257, wenige Tage nach seiner Wahl, in Bacharach am Rhein durch seine Machtboten auf das Evangelium das Versprechen beschwören lassen, er wolle alsbald nach seiner Krönung Konradin mit dem Herzogthum belehnen, auch ihm alle übrigen hohenstaufischen Lehen- und Erbgüter zuweisen. Aber Richard, der vornehmlich unter päbstlichem Einfluß zur deutschen Krone gelangt war und im

Mai des angegebenen Jahres gekrönt wurde, hielt in keiner Richtung Wort, sprach sogar später dem jungen Prinzen jegliches Anrecht auf das Herzogthum ab.

Als sich so die Aussichten für Konradin und seine Mutter immer mehr getrübt hatten, wohl auch das Verhältniß zwischen dieser und ihrem Bruder Ludwig inzwischen nicht besser geworden war, entschloß sich Elisabeth zu einem neuen Ehebunde, indem sie dem mächtigen und hochangesehenen Grafen Mainhard von Görz und Tirol die Hand reichte. So gewannen Mutter und Kind wieder einen selbständigen Herd, eine neue, eigene Heimat, was um so nöthiger war, als man nun allen Ernsts an die Erziehung und den Unterricht des siebenjährigen Prinzen, welcher wie alle Staufer sich frühzeitig geistig entwickelte, denken mußte.

Das ließen sich auch Konradins Mutter und Stiefvater sehr angelegen sein, indem sie in gleichem Maße für Entfaltung und Uebung seiner Körper- wie Geisteskräfte sorgten. Es begannen nach Maßgabe der Jahre jene gymnastischen Uebungen des Mittelalters, die dem Körper Gewandtheit, Kraft und Ausdauer verleihen und auf die ritterliche Kunst vorbereiten sollten, zugleich auch den Grund zu einer blühenden Gesundheit gelegt haben, welche die von Natur aus schöne Gestalt Konradins noch mehr hervorhob. Da unterwies und übte man den fürstlichen Knaben mit seinen Gespielen im Laufen (Wettlauf), Setzen über Hindernisse, „Klimmen" (Klettern), Heben und Werfen eines verhältnißmäßig schweren Steins in eine verlangte Entfernung (Steinstoßen), Werfen des Speers nach einem Ziel, Schießen mit Bogen und Armbrust, Schwimmen, Reiten, Ringen u. a. m. Daneben her gieng der Unterricht im Lesen und Schreiben, vornehmlich in der lateinischen Sprache, welcher bei Konradins großen Gaben mit solchem Erfolg gekrönt war, daß derselbe schon frühe fertig lateinisch sprach. Beim Religionsunterricht, der auf Fürsten- und Grafenburgen von dem Kapellan ertheilt wurde und bei Konradin auch nicht gefehlt haben wird, bildeten die Evangelien, Psalmen, das Leben der Heiligen und Legenden den üblichen Lernstoff. Da Konradins Mutter die Tochter des als Sängerfreundes sehr gerühmten Herzogs Otto II. von Baiern war, so wird man nicht irre gehen, wenn man annimmt, der junge Prinz werde auch im Spielen der musikalischen Instrumente jener Zeit (der Fidel, Flöte, Lyra u. a.), im Singen der damals beliebten Lieder zum Preise des wonnigen Maien, der lieblichen Sommerzeit und der blumigen Haide, im Reigentanz, endlich in denjenigen Spielen, welche zur Unterhaltung der höfischen Kreise dienten, z. B. dem Schachspiel, unterwiesen worden sein.

Und bei der großen geistigen Begabung des früh geweckten Prinzen darf man annehmen, daß derselbe in allen Zweigen des ihm ertheilten Unterrichts überraschende Fortschritte gemacht haben wird.

So kam das Jahr 1262 heran, in dem Konradin sein elftes Lebensjahr antrat, und auf einmal schien sich die Zukunft freundlich und hoffnungsreich für ihn aufzuthun. Es winkte ihm, dem man den Herzogshut von Schwaben streitig gemacht, gar die deutsche Königskrone. Denn da von den beiden ausländischen Häuptern des Reichs der Kastilier bis dahin gar nicht, der Engelländer nur selten und immer nur bis an den Rhein, seit zwei Jahren aber nicht mehr nach Deutschland gekommen war, so dachte selbst der Erzbischof von Mainz ernstlich daran, man solle König Richard absetzen, statt dessen den jungen Konrad wählen, berief auch wirklich die übrigen Kurfürsten auf einen bestimmten Tag des April von dem angegebenen Jahre zur Wahl nach Frankfurt. Er, der Mainzer als des Reiches Erzkanzler, und Konradins Oheim Ludwig wären dann, letzterer in seiner Eigenschaft als Pfalzgraf bei Rhein, bis zu erreichter Mündigkeit des neuen Königs die Reichsverweser gewesen.

Inzwischen hatte Konradin auch an dem Bischof Eberhard von Constanz als seinem Mitvormund einen ebenso treuen als einsichtsvollen Leiter erhalten, welcher den Muth hatte, sich mit Wärme des jungen Prinzen anzunehmen, dessen Geschlecht von den Päbsten verflucht war und an welchen diese nicht einmal das Herzogthum Schwaben, geschweige denn die deutsche Krone gelangen lassen wollten. Eberhard gehörte dem schwäbischen Geschlechte der Reichstruchsesse von Waldburg an, welches mehrere Männer hervorgebracht hat, die im Dienste der Staufer eine hervorragende Rolle gespielt haben. Er folgte somit nur der Tradition seines Hauses, wenn er sich in späteren Jahren seines Bisthums dem letzten Sprossen des hohenstaufischen Hauses zuwandte. Auch Bischof Hartmann von Augsburg, ein geborner Graf von Dillingen, trat Konradins Gönnern bei. Als obiges Wahl-Projekt geplant war, fanden die Freunde des jungen Prinzen zunächst für gut, ihn in sein angestammtes Herzogthum einzuführen. Sie wollten damit zeigen, daß trotz des Widerspruchs von Seiten König Richards und des päbstlichen Stuhls Konradin in ihren Augen ein unbestreitbares Recht darauf habe, wohl auch demselben durch sein persönliches Erscheinen Freunde und Anhänger gewinnen. Zu dem Ende besuchten sie mit ihm die schwäbischen Reichsstädte (u. a. Augsburg, Ulm, Rotweil, Constanz), von denen die meisten stets so treu an dem Hause Hohenstaufen gehalten, und ließen ihn unter ihrer Aegide als Herzog von Schwaben verschiedene Verfügungen treffen. Da konnte es nun nicht fehlen, daß die frühere An-

hänglichkeit der Schwaben an ihr hohes Kaiserhaus wieder auflebte und Konradin manchen Grafen und Herren gewann, der noch vor wenigen Jahren ein Gegner oder zweifelhafter Freund seines Hauses gewesen, nun aber dem Beispiele der einflußreichen und mannhaften deutschen Kirchenfürsten von Constanz und Augsburg folgte. Weckte doch der bildschöne junge Prinz mit seinem blonden Lockenhaar und schwarzen, vielversprechenden Auge, die gewinnende Anmuth seiner ganzen Erscheinung die Erinnerung an manchen gefeierten Helden seines Hauses, welches Deutschland und insbesondere Schwaben in den weitesten Kreisen zu so hohen Ehren gebracht. Dazu kam die Theilnahme an dem traurigen Geschicke Konradins, des letzten Sprossen seines erlauchten Geschlechtes, der seinen Vater schon so frühe verloren, welchem Manfred, des letzteren Halbbruder, sein italienisches Erbkönigreich geraubt und Pabst und König nun auch das angestammte Herzogthum nehmen wollten.

Zweites Kapitel.

Wie man Konradin Anhänger geworben. — Ein politisches Colloquium auf der Burg Zollern 1262.

In den ersten Tagen des wonnesamen Maien 1262 erschienen Ritter Rudolf von Söflingen, der Truchsesse, und Hildebrand von Rechberg, ein Domherr, auf der Burg Zollern mit einer Botschaft ihres Herrn, des Bischofs Hartmann von Augsburg an den Grafen Friedrich von Zollern, „den Erlauchten,“ dessen fromme Gemahlin Udilhild eine Schwester des Kirchenfürsten gewesen.[2] Das Schreiben war, wie sich schon aus der Persönlichkeit der Ueberbringer schließen ließ, von besonderer Wichtigkeit.

In demselben machte der Bischof seinem Schwager die Mittheilung, daß einige Kurfürsten, voran Herzog Ludwig von Baiern und Pfalzgraf bei Rhein, den Plan hätten, statt des „römischen“ Königs Richard, welcher mehr in England, seiner Heimat, als in Deutschland, seinem Königreiche, sei, ein anderes Oberhaupt und zwar Konrad, den jungen Schwabenherzog und König von Sicilien, zu wählen. In dem Schreiben war besonders hervorgehoben, daß der zehnjährige Prinz mit außerordentlichen Geistesgaben ausgerüstet, in Verstand und Wissen seinem Alter weit voran sei, daß er nicht in dem verführerischen Welschlande, sondern in Deutschland, — „unter unseren Augen,“ wie sich der

Bischof in dem Schreiben ausdrückte, — sorgfältig erzogen werde. So dürfe man auch hoffen, er werde, einmal selbständiger Herrscher geworden, berathen von weisen Männern, bei seiner hohen Einsicht die Wege nicht einschlagen, welche sein Haus in's Unglück geführt und das Reich dem Verfall nahe gebracht haben. Bis Konrad volljährig geworden, würden der Erzbischof von Mainz als des Reiches Kanzler und Herzog Ludwig von Baiern als Pfalzgraf bei Rhein für den jungen König die Regierung führen. Von den beiden genannten mächtigen Kurfürsten sei der Plan ausgegangen und er (der Bischof), wie auch sein weiser, fürsichtiger College Eberhard auf dem Stuhl von Constanz, nicht minder der mächtige, streitbare Abt Berthold von St. Gallen hätten sich bereits für den Prinzen Konrad erklärt. [3] Auch habe, wie dem Grafen, seinem Schwager, nicht unbekannt sein werde, der Bischof von Constanz die Mitvormundschaft Konradins übernommen. Unter diesen Umständen glaube er keine Fehlbitte zu thun, wenn er seinen Schwager dringend ersuche, er möge nicht nur für seine Person auf die Seite des jungen Prinzen treten, sondern diesem auch in den Kreisen der schwäbischen Grafen Anhänger werben. Wohl stehe den Grafen kein Wahlrecht des „römischen" Königs zu, aber gegenüber von denen, welche dem Prinzen bei der Bewerbung um die Krone entgegen seien und ihm sogar sein Recht auf das Herzogthum Schwaben absprechen wollen, sei es von großem Werth, daß sich der schwäbische Adel entschieden auf dessen Seite stelle. Die Reichsstädte Schwabens werden, deß' sei man versichert, den jungen Konrad mit offenen Armen aufnehmen und in der nächsten Zeit werde derselbe Ulm und der Reihe nach die übrigen besuchen. Schließlich war in dem Schreiben bemerkt, daß die Ueberbringer der Botschaft angewiesen seien, weitere mündliche Mittheilungen über die hochwichtige Angelegenheit zu machen.

Obgleich nun die Grafen von Zollern und die Hohenberger, ihre Stammesvetter, mit den meisten ihrer schwäbischen Standesgenossen gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts auf die päbstliche Seite getreten waren, [4] so erreichte doch das bischöfliche Schreiben unschwer seinen Zweck. Die günstige Darlegung der Umstände und insbesondere das Beispiel des Bischofs von Constanz und Abts von St. Gallen, [5] welche noch vor Kurzem entschiedene Gegner des hohenstaufischen Hauses gewesen, thaten ihre Wirkung. Graf Friedrich entließ die ehrenvoll und gastfreundlichst aufgenommenen Boten nicht nur mit der bestimmten Zusage seines Beitritts zur Sache des jungen Konrad, sondern auch mit dem bündigen Versprechen, er werde bei den Grafen Schwabens in der gleichen Richtung thätig sein. [6] Zunächst wandte er sich an seinen nachbarlichen Stammesvetter, den Grafen Albert von Hohenberg,

der dazumal auf der Rotenburg Hof hielt. Wohl fehlte es nicht an Anlässen zu Streitigkeiten zwischen den beiden stammverwandten Häusern, aber Albert gieng ohne viel Umstände und Bedenklichkeit auf seines Vetters Ansinnen, er solle sich auch für den jungen Prinzen als den Herzog von Schwaben und künftigen römischen König erklären, ein. Gegenüber von höher stehenden Interessen des Ganzen und Großen müssen, so dachte Albert, die privaten, die kleinen, in den Hintergrund treten. Dabei übernahm er es auch, seinen mütterlichen Oheim, den Pfalzgrafen Rudolf von Tübingen, wie auch den ihm befreundeten Grafen Heinrich von Fürstenberg für den jungen Konrad zu gewinnen. Unverweilt ritt er auch nach Hohen-Tübingen hinüber und darauf in den Schwarzwald zu Graf Heinrich. Und überall fand er geneigtes Gehör, erhielt auch die gewünschten Zusagen, doch war der Fürstenberger der Meinung, sie, die vier Grafen sollten sich gemeinsam über die hochwichtige Sache besprechen und schlug eine Zusammenkunft, etwa auf der Burg des Grafen Friedrich vor. Dieser Vorschlag wurde allseitig beifällig aufgenommen und auf Zollern rüstete man sich, die hohen Gäste würdig zu empfangen und zu beherbergen.

An dem festgesetzten Tage ritten die drei Grafen, jeder mit einigen Rittern und Knechten zusammen, wie verabredet worden, der Zollerburg zu. Als einer der zwei Knechte, welche gerade den Wächterdienst auf dem Umgang der äußersten Ringmauer hatten, die erwartete hohe Gesellschaft eben aus dem Thor von Hechingen hatte herausreiten sehen, erstattete er eilends dem Marschalken hievon Meldung und dieser hinterbrachte die Botschaft auch unverweilt seinem Herrn und seiner hohen Gebieterin. Da gebot ihm Graf Friedrich, er solle sich alsbald mit einigen Rittern aufmachen und den Gästen entgegenreiten. Udilhild aber machte sich mit ihren Edelfräulein zum Empfang der Gäste bereit und gieng darauf, als diese sich der Burg genähert, mit ihrem Gemahl und Gefolge zum inneren Thorthurm, wo sie die ankommenden Grafen empfangen wollte. Graf Friedrich aber stellte sich mit dem Kämmerer, Truchseßen und einigen Knappen zum Empfang derselben beim äußeren Burgthor auf. Vor beiden waren die Zugbrücken bereits herabgelassen. Bald langten auch die Grafen an und Friedrich empfieng sie mit kräftigem Handschlag und dem Gruß: „Sit willekommen, mine Vettern ûf miner Burg!“ Darauf ritten sie durch die Thorhalle und Vorburg dem inneren Thor zu, stiegen aber eiligst von den Rossen, als sie die Gräfin Udilhild mit ihren Frauen gewahr wurden, und „neigten sich in Züchten“ (mit feinem höfischem Anstand) vor ihr. Sie aber küßte, wie die alte Sitte es verlangte, jeden der drei Grafen, nahm Heinrich von Fürstenberg bei der Hand, zwei ihrer Edelfräulein thaten, wie sie

unterweiset waren, ein Gleiches gegen Albert von Rotenburg und Rudolf von Tübingen, und nun gieng's zum Saale des Palas.[7] Ihnen folgte Graf Friedrich mit den ritterlichen Begleitern seiner Gäste und seinen Mannen. Knappen und Knechte nahmen sich der Rosse an. Im Saale des Palas reichte Werner, der Schenke von Zell,[8] den angekommenen Gästen den Ehrenwein in hohen silbernen und vergüldeten Bechern. Es war ein feiner, kräftiger Trunk aus dem „Breisgew.“ Darnach wurden die angekommenen Grafen und Ritter theils von dem Burgherrn selbst theils von dem Kämmerer und Marschalken theils von Knappen in die für sie bereit gehaltenen Kemenaten geführt, wo sie, wie wir jetzt zu sagen pflegen, unter Beihilfe von Knappen Toilette machten und auf ihren „Spanbetten“ hingestreckt bis zum Mahl ihrer Ruhe pflegten.

Den andern Tag, nach Anhörung der Messe in der — Sankt Michael, dem ritterlichen Heiligen, geweihten Burgkapelle[9] versammelten sich die Grafen und Ritter zum Morgenimbiß im Saale des Palas. Nachdem solcher, bei welchem Wein, Wildbrät, Eier u. a. gereicht worden, eingenommen war, begaben sich die Grafen unter Vorantritt des Kämmerers in eine hohe und weite Kemenate, welche sich im dritten Stockwerk des überaus festen viereckigen Hauptthurms[10] der Burg befand, und in der im großen Kamin ein lustiges Feuer prasselte, denn aus den von zehn Schuh dicken Mauern eingeschlossenen Räumen, welche nur mit wenigen und dabei schmalen rundbogigen Fenstern versehen waren, hatte die Sonne des Maien den Winter noch nicht vertrieben. Um einen gewaltigen Tisch aus Eichenholz standen ebenso plumpe niedrige Sessel mit hohen Lehnen, welch' letztere wie auch die Sitze mit Polstern versehen waren. Das war die ganze Ausstattung des Gemachs. Man war da jedenfalls ungestört, hatte auch keinen Lauscher zu fürchten. Mit Gutheißen der drei Grafen hatte der Burgherr seinen Notar und Rath, einen gar klugen, geschäftsgewandten und treuen Diener, beigezogen, welcher auch der Verhandlung mit den bischöflichen Abgesandten angewohnt und hintennach die mündlichen Eröffnungen derselben pünktlich zu Papier gebracht hatte.

Graf Friedrich eröffnete die Besprechung damit, daß er durch den Notar sowohl das Schreiben des Bischofs von Augsburg als die nachher aufgezeichneten Mittheilungen der Boten vorlesen ließ. Darauf nahm er zuerst das Wort, indem er dem etwaigen Vorwurf begegnen wollte, als seien sie, die versammelten Grafen, indem sie nun der Partei des jungen Konrad beitreten wollen, in ihrer Politik eben wetterwendisch.

„Unsere Väter und nächsten Sippen,“ hub er an, „sind, ein-

geschüchtert von dem päbstlichen Bannfluche oder verlockt von dem blendenden Glanze des angebotenen Goldes oder andern Versprechungen allerdings zumeist von unserem schwäbischen Kaiserhause abgefallen,[11] welches übrigens solcher Untreue dadurch Vorschub geleistet, daß es sich mehr um seine eigenen Interessen und sein sicilianisches Erbreich als die des Reiches bekümmert hat. Wir alle erinnern uns von unserer Jugendzeit her noch lebhaft des Haders und Zwiespalts, welcher in Schwaben geherrscht, als das Reich neben dem Staufer Konrad noch einen zweiten König, erst den Landgrafen Heinrich von Thüringen, dann den Grafen Wilhelm von Holland hatte. Wohl ist — Gott sei Dank — der Hauptsturm vorbei, dagegen ist eine laue Windstille, welche auch zu tadeln und dem Gemeinwesen schädlich ist, eingetreten, obgleich das Reich jetzt noch schlimmer daran ist, als vorher. Darum ist es Pflicht jedes deutschen Mannes, seine Farbe offen zu bekennen.

Der Stuhl zu Rom und die geistlichen Kurfürsten am Rheine drunten haben's, nachdem der Thüringer und Holländer, welche doch noch Deutsche gewesen, gestorben sind, in ihrem Interesse gefunden, dem Reiche gar zwei ihm fremde Herren zu geben. Von denen sitzt der eine im fernen Spanien, hat Land und Leute seines Reiches nie gesehen. Der andere, der Engelländer, ist seit zwei Jahren nicht mehr in seinem Reiche erschienen, hat sich, wenn er je und je über's Meer herübergekommen, bis anhero nicht über den Rhein hinausgewagt und die übrigen schönen deutschen Gaue, vorab unseres Schwabenlandes nie geschaut, nie die Menge der stolzen Burgen auf unsern luftigen Bergen, in denen die tapfere schwäbische Ritterschaft sitzt, welcher der große Kaiser Karl schon in unfürdenklichen Zeiten die Ehre des Vorstreits in den Reichskriegen zuerkannt hat.[12] Wer kann uns Schwaben nun der Untreue zeihen gegen solch' pflichtvergessene Könige, solch' schlechte Vögte ihrer Schutzbefohlenen, die man uns mir nichts dir nichts gesetzt hat, wenn wir uns für den jungen Schwabenherzog Konrad als unsern künftigen König erklären? Hat nicht selbst der Erzbischof von Mainz, des Reiches Kanzler, damit, daß er, wie wir gehört, die Kurfürsten zu einem Tage berufen, auf welchem König Richard abgesetzt und für ihn der junge Konrad gewählt werden sollte, jenen offen für des Thrones unwürdig und verlustig erklärt, dagegen sich auf die Seite des Prinzen gestellt, dessen Geschlecht vom Pabste verflucht ist? Haben sich nicht auch die Bischöfe von Augsburg und Constanz nebst dem Abt von St. Gallen bereits für Konradin ausgesprochen? Nimmt sich der Constanzer nicht desselben väterlich an? Und welche Wandlung dieser hohen geistlichen Herren! In unsern jungen Jahren sahen wir die Mönche des heiligen Dominikus, das Kreuz gegen die Staufer predigend,

durch Schwaben, den Sprengel des Constanzers, ziehen. Der Abt Berthold von St. Gallen, auch ein Schwabe, dessen Stammburg droben im Schwarzwalde im engen Höllenthale auf hohen Felsen ragt, hat eines Tages die zahlreichen Mannen seines Stifts zusammenberufen, ihnen das Kreuz gegen den verstorbenen Kaiser Friedrich II. predigen lassen, sie genöthigt, solches zu nehmen und an ihrer Spitze die Städte am See bekriegt, welche zu den Staufern gehalten. Er war's gleichfalls, welcher es übernommen, im Namen einiger weltlichen und geistlichen Fürsten, unter denen auch der Bischof von Constanz, den König Alfons von Kastilien zur Annahme der deutschen Krone zu bestimmen. Die Reise in das ferne Spanien war ihm weder zu weit noch zu gefahrvoll. Und dieser mächtige Pfaffe, welcher in den oberen schwäbischen Landen wie ein Reichsfürst gebietet, der voriges Jahr gleich einem Herzog mit tausend Pferden in Straßburg eingeritten, ist jetzt mit seinem Nachbar, dem Bischof von Constanz, offen auf die Seite des jungen Konrad getreten. Sie, die beiden geistlichen Herren, welche zuvor manch' blutige Fehde mit einander geführt, stehen jetzt, nicht eingeschüchtert durch den Zorn des Pabstes, einmüthig zu dem jungen Staufer und erkennen in ihm den Herzog von Schwaben, welches Rom an den Kastilier bringen wollte. Ist das nicht eine Mahnung an uns schwäbische Grafen, daß auch wir unsere Händel vergessen und mit einander zu unserem jungen Herzog stehen sollen? Thun wir das, so wird es ihm auch zur Erlangung der Krone förderlich sein." [13]

Darauf nahm Graf Albert das Wort. „Ja, vielwerthe Freunde," begann er, „zögern wir nicht länger mit unserem offenen, entschiedenen Beitritt zur Sache des jungen Konrad, wenn wir nicht wollen, daß andere bei demselben oder vielmehr dessen Vormündern noch größeren Einfluß gewinnen und die günstige Gelegenheit noch mehr zu Vergrößerung ihrer Macht ausbeuten. Ich meine die Wirtemberger. Die wissen Zeit und Umstände klug zu benützen und wollen es mit keiner Partei verderben. Ist doch Graf Hartmann, welcher sich nach der Burg Grüningen an der Donau droben schreibt, ein blinder Anhänger von Rom, nennt sich gar einen Grafen der römischen Kirche, wie wenn der Pabst unser König und Kaiser wäre. Graf Ulrich aber, welcher auf der Burg Wirtemberg im schönen Neckarthal drunten sitzt, und dem seiner Zeit der Weg nach Lyon in der Franzosen Land nicht zu weit war, um dem damals dort weilenden Pabst seine Huldigung darzubringen und der ein großer Feind des Königs Konrad gewesen ist, hat sich vor wenig Jahren bei König Richard dafür verwendet, daß dem jungen Konrad sein Herzogthum Schwaben erhalten werde. Und der Lohn dafür ist nicht lange ausgeblieben. Des Prinzen Vormünder haben

Ulrich vor wenigen Jahren die Würde und alle Gewaltsame eines Marschalken über ganz Schwaben, die Schutzvogtei über die mächtige Reichsstadt Ulm mit dem Halsgericht dorten übertragen. Zugleich aber hat König Richard den klugen Grafen, der es versteht, sich geltend zu machen, durch Spendung von großen Geldsummen und Verleihung von Reichsgütern auf seiner Seite zu erhalten gesucht. Wer in Zeiten politischer Spaltung es mit keiner Partei hält, theilnahmlos, unentschieden sich bei Seite stellt, bleibt unbeachtet und schließlich kann es kommen, daß, wenn die Parteien sich vereinigen, er die Zeche helfen bezahlen muß. Erwägen wir das wohl!"

„Wie viel dem König Richard an der Freundschaft des Grafen Ulrich von Wirtemberg gelegen," [14] warf nun Heinrich von Fürstenberg ein, „kann man leicht daraus ersehen, daß er demselben die Reichslehen übertragen, welche durch den Tod meines Bruders Rudolf, der vor zwei Jahren als Mönch im Kloster Bebenhausen gestorben, ledig geworden, wiewohl mein ältester Bruder Konrad sich stets als des Königs treuen Anhänger bewährt hat. Dieses Wirtemberg hat überhaupt sein Auge auf die Besitzungen meines Hauses in Niederschwaben geworfen, bereits einen Theil von Urach, der ältesten Stammburg meines Geschlechts, in Händen und es wird nicht mehr lange anstehen, bis es auch den Rest sowie die Burg Achalm, wo vordem eine Sippschaft meiner Ahnen gesessen, an sich gebracht haben wird. Schon haben sich auch die Reichsstädte Eßlingen und Reutlingen der Vergewaltigung der Wirtemberger zu erwehren."

„Ja," ergriff nun Pfalzgraf Rudolf von Tübingen das Wort, „man meint, Wirtemberg habe es auf ganz Schwaben abgesehen, und wenn man ihm nicht entgegentritt, so kommt eine Zeit, wo das Herzogthum unter seiner Botmäßigkeit stehen wird."

„Da sei Gott und unsere Tapferkeit für; lasset nur ein tüchtiges Reichsoberhaupt kommen, das wird solchen Gelüsten bald ein Ende machen," entgegnete darauf Graf Albert und fuhr also fort:

„Vor wenigen Tagen hielt, wie ihr, meine Freunde, wisset, der junge Konrad auf seiner Fahrt nach Constanz einen Tag in Rotweil Hof. Mein Marschalk von Hohenberg war auch hinüber geritten und hat mir darnach eilends Kunde davon gebracht, wie freudig und ehrenvoll der Prinz von Reich und Arm aufgenommen worden. Fast vergöttert hätten sie denselben, Frauen wie Maid seien ganz entzückt gewesen von des jungen Herren Schönheit und Anmuth. Die Rotweiler haben nicht vergessen, daß des Prinzen kaiserlicher Ahnherr, der auch Konrad geheißen, aus ihrem Ort, dem Kaiserhofe, eine Stadt des Reiches gemacht und dieselbe mit ansehnlichen Privilegien und Frei-

heiten begabt hat. Es ist, wie ihre alten Permintbriefe ausweisen sollen, allerdings schon über hundert Jahre her. Wollen wir uns von diesen Krämern in den Reichsstädten, den Rotweiler Schmerschneidern und Sichelschmiden * beschämen lassen, wir, des Prinzen Standesgenossen, deren Vorvordern unter dem siegreichen Banner von dessen hohen Ahnen ausgezogen sind, Ehre und Ruhm erstritten, auch für sie Blut und Leben hingegeben haben? Hat man uns nicht in unsern Knabenjahren von dem großen Kaiser, dem Rothbart, Wunder erzählt? Blickt man nicht noch auf ihn als den, der noch einmal kommen solle, um das deutsche Reich wieder groß und mächtig zu machen? Es ist eine Ehrensache für uns Grafen Schwabens, den erlauchten Sprossen unseres Stammes, welcher, wie es allen Anschein hat, seiner hohen Ahnen würdig werden wird, gegenüber von den Fremden in Schutz zu nehmen und auf den Königsschild zu erheben. Es ist doch klüger und ehrenvoller, wir treten entschieden auf des jungen Prinzen Seite, bieten ihm unsere tapferen Arme und tragen so wenigstens dazu bei, daß er unser König wird, als daß wir das Verdienst hievon den Pfaffen überlassen. Traurig genug, daß wir von der Wahl selbst ausgeschlossen sind!" —

Nachdem noch manches hin und wider gesprochen worden, kamen die Grafen schließlich überein, sie wollen in den nächsten Tagen mit ansehnlichem Gefolge zusammen nach Constanz reiten, wo, wie verlautete, der junge Konrad längere Zeit Hof halten werde, und ihm ihre Huldigung darbringen. Bei dem Städtchen Engen im Hegau sollte, so wurde des weiteren verabredet, Graf Heinrich von Fürstenberg zu den Herren stoßen.

Drittes Kapitel.

Die Fahrt der Grafen Heinrich von Fürstenberg, Albert von Rotenburg, Rudolf von Tübingen und Friedrich von Zollern nach Constanz im August 1262.

Schon an dem der Berathung folgenden Tage ritten die gräflichen Gäste von der Zollerburg weg. Auf ihren Schlössern angekommen, rüsteten sie sich unverweilt zur verabredeten Fahrt und entboten durch

* Spottname, welchen nach der Zimmerischen Chronik (III. 329.) der umwohnende schwäbische Adel den Rotweilern gegeben.

eiligst ausgesandte Knappen dazu Vasallen und Dienstmannen. [15] Das Birhtinlê und den umliegenden schönen Wiesengrund mit seinen gewaltigen Linden im Neckarthale bei Rotenburg und Sulichen hatten die Grafen zum Sammelplatz bestimmt. [16] Da kam nun an dem festgesetzten Tage eine ansehnliche Ritterschar mit Knappen und Knechten zusammen, welch' letztere mitunter weitere Pferde ihrer Herren, auch Wagen mit Truhen nachführten, in denen Gewänder u. dergl. waren. Mit Graf Albert hatten sich zunächst eingefunden: die Ritter Hermann von Owe, Eberhard und Dieterich, genannt der Blarrer, beide von Wurmlingen, Marquard von Ehingen und Konrad von Weitingen; andere schlossen sich später an. Im Gefolge des Grafen von Zollern waren eingetroffen: die Ritter Burkard von Boll, Baldebert von Staufenberg, Walker von Bisingen, Friedrich von Gomaringen, genannt der Wilde, Menloch von Dettlingen, Heinrich von der Schalksburg, Konrad von Thierberg u. a. m. Mit dem Pfalzgrafen Rudolf von Tübingen kamen hergeritten: Konrad von Lustnau, Hugo von Menek, Heinrich von Hailfingen, Wölflin von Nufringen, Ortwin von Waldeck [17] u. a. Außerdem befanden sich im Gefolge eines jeden der drei Grafen der Marschalk, Truchseß und Schenke, welche für Herberge und Verköstigung ihrer Herren und deren Ritter zu sorgen hatten. Von der Rotenburg hatte sich auf besondere Weisung Alberts auch der Küchenmeister Heinzelin angeschlossen. Der sollte in seiner Vaterstadt Constanz den Cicerone machen (S. 24).

Bevor man vom Birhtinlê abritt, wurde ein tüchtiger Imbiß, welchen Graf Albert hatte reichen lassen und wobei dem Wein wacker zugesprochen worden, eingenommen. [18] Eine große Masse gemeinen Volks war aus den umliegenden Flecken dem Birhtinlê zugeströmt, Jung und Alt auf den Beinen, als die Grafen an der Spitze ihrer Ritter, voraus die Marschalken, durch Sülichen und das Städtchen Rotenburg ritten. Die einfältigen Leute verbrachen sich gewaltig den Kopf, was wohl diese „Ausreise" zu bedeuten habe. Daß es weder in eine Fehde noch zu einem „Turnei" gieng, das sahen sie wohl, denn sie gewahrten außer den langen und breiten Schwertern der Ritter sonst keine Waffen. Und ohne jene konnten sie sich ja keinen Ritter denken. Man trug aber weder Speere noch Streithelme nach, auch waren die nachgeführten Rosse keine schweren Streitrosse, sondern bloß Reisepferde.

Von Sülichen ritten die Herren in dem Neckarthal hin, dem Städtchen Horb zu. Dabei angekommen, schauten wohl die Thürme, Erker und Zinnen der auf dem „Herrenberg" stehenden Burg des Pfalzgrafen Hugo von Tübingen auf sie herab. Aber die Grafen hatten

keine Lust, dort einzusprechen, wiewohl der Besitzer derselben Graf Rudolfs von Tübingen leiblicher Bruder gewesen. Die politischen Spaltungen der damaligen Zeit waren in das Innerste der Familien eingedrungen. Man ritt schärfer, um bald bei der stattlichen Burg der reichen freien Herren von Werstein anzukommen. Die waren von der Ankunft ihres Lehensherren Albert und dessen Freunde bei Zeit benachrichtigt worden und man durfte einer gastfreundlichen Aufnahme versichert sein, fand auch die in reichem Maße. Ein Theil der Herren, darunter Graf Albert und sein Vetter Friedrich von Zollern nahmen dort Herberge; der Pfalzgraf aber ritt mit seinen Rittern noch auf die Burg Geroltseck bei Sulz, denn seine Schwester Uta war an den damaligen Herrn dieses Schlosses, Hermann von Geroltseck, vermählt. Die Knechte wurden theilweise in dem bei Werstein liegenden Flecken Fischingen und in dem Städtchen Sulz untergebracht.

Als Graf Albert in der Frühe des andern Morgens mit seinem Vetter und Gefolge wegritt, schloß sich Hugo von Werstein der Fahrt seines Lehensherrn nach Constanz an, auch Hiltebold von der Isenburg bei Horb hatte sich in der gleichen Absicht eingestellt. Es war verabredet worden, daß, sobald der Thurmwächter von Geroltseck den nachrückenden Zug gewahr werden und Meldung hievon gemacht haben würde, Pfalzgraf Rudolf mit den übrigen Rittern das Schloß verlassen und zu ihren Gesellen stoßen sollte. So geschah es denn auch und munter ritt man zusammen fürbaß dem Städtchen Oberndorf und der ansehnlichen Reichsstadt Rotweil zu. Da ergötzte sich manchen Ritters Auge, dem der Weg neu gewesen, an den wehrlichen Burgen Zimmern, Berne und Neckarburg, welche stolz auf das Neckarthal herabschauten und von denen letztere Graf Albert gehörte. In Rotweil wollte man wieder Nachtherberge nehmen, deßhalb wurden die Marschalken u. s. w. bei Zeit vorausgeschickt, um die Ankunft der Herren dort zu melden und für gute Unterkunft derselben zu sorgen. Und die Rotweiler, welche erst wenige Tage vorher den jungen hohenstaufischen Prinzen Konrad so ehrenvoll und gastfreundlich aufgenommen und gehalten hatten, sonst aber beim Adel als „ain grobs Volk“ galten, waren ganz guten Willens und erfreut über die ankommenden hohen Gäste, als sie den Zweck der Fahrt erfuhren und daraus ersahen, daß die mächtigen Grafen nun auch für den Prinzen seien. Eberhard von Balingen, der Reichsschultheiß, ließ sich sehr angelegen sein, daß die erwarteten Herren und Ritter gut Gemach und reichen Imbiß finden sollten. Er erbot sich, seinen vormaligen Landesherren, den Grafen Friedrich von Zollern, und dessen Ritter, seine Landsleute, in dem Reichshof unterzubringen. Sein College, der Bürgermeister Eberhard „im Hofe“ (der

Imhof), die in der Stadt, in ihren „Steinhäusern“ wohnenden adeligen Geschlechter der Bletzen von Rothenstein, der „an der Waldstraße,“ der „Böcke“, welche „vorm Brugthor in der Ow“ einen großen Hof mit einem „Bürgle“ besaßen, der Burgberg, Bubenhofen, Rüti, Schildeck wetteiferten in der Bereitwilligkeit, Gäste aufnehmen zu wollen. Auch das Johanniterhaus erbot sich hiezu. Da trafen die Herren mitunter Bekannte und Verwandte, z. B. die Brüder Heinrich von Fürstenberg und Burkard von der Neckarburg. Nöthigenfalls konnten in den offenen Herbergen Heinrichs des „Wirts an der Egge“ und „Jakobs des Wirts“ auch Gäste untergebracht werden. Ulrich „an der Waldstraße“ erbat sich den Grafen Albert, von dem er Lehen trug, zu Gaste. Die Johanniterherren nahmen den Pfalzgrafen von Tübingen in Herberge.

Kaum waren all' die Vorbereitungen getroffen, so sah man schon die Ritterschar, welcher die Marschalken und einige der in Rotweil seßhaften ritterbürtiger Herren bereits entgegengeritten waren, im engen Thalgrunde dahertraben. Jung und Alt war auf den Beinen, um die Herren einreiten zu sehen. Der Reichsschultheiß und Bürgermeister der Stadt hatten sich bereits am „Waldthore“ aufgestellt, um die Ankommenden zu begrüßen. Dort hatte man einige Kufen mit Wein gefüllt aufgestellt und ehrbare Rathsherren standen mit großen Humpen von zum Theil sehr seltsamer Gestalt bereit, den Grafen und Herren den Ehrentrunk zu reichen. Und schließlich sollten auch die Knappen und Knechte nicht leer ausgehen.

Nicht lange stand es an, so sah man die Ritter unter Zuströmen von viel gaffluſtigem Volk zur Stadt herauf und dem Waldthor zureiten. Als der Zug bei diesem angekommen war, erfolgte die ehrerbietige Begrüßung der beiden Stadtvorsteher, welche bei all dem aber eine gravitätische Haltung angenommen und sich in ihren größten „Staat“ geworfen hatten. Darauf reichte man den Ehrenwein und in kräftigen langen Zügen wurden die großen Becher geleert. Nach dem ceremoniellen Empfang geleiteten Mitglieder des großen Raths die Gäste in die für sie bestimmten Herbergen. Die Stadtknechte führten das mitgekommene Gesinde der Grafen und Herren in seine Quartiere. Als der Imbiß, bei dem die Quartiergeber ihr Möglichstes gethan hatten, und bei welchem Wildbrät von der weitreichenden freien Birs der Reichsstadt, die allbekannten „Küchlin“ und „Bratwürst“ der Rotweiler neben einem guten Trunk in Hülle und Fülle gereicht wurden, eingenommen war, sahen sich diejenigen unter den Gästen, welche zum ersten Mal in Rotweil waren, in der Stadt etwas um. Da mochte mancher Ritter die tiefen, breiten Gräben, über welche wegnehmbare hölzerne Brücken führten, die dicken und hohen Ringmauern

mit den eingebauten starken Thürmen, die wohl verwahrten Thore mit scheelen, neidischen Augen betrachtet haben. Besonders zog der „hohe Thurn" ihre Aufmerksamkeit auf sich. Derselbe, ein gewaltiger viereckiger Bau ganz aus gekröpften Quadern aufgeführt, gegen 150 Fuß hoch, mit einer von Zinnen gekrönten Plattform, stamme, wie man den staunenden Beschauern mittheilte, aus der grauen Heidenzeit. Als dieselben solchen, welcher auf einem dominirenden Punkte über der Stadt gegen Abend stand, bestiegen hatten, lagen vor ihnen in langen Zügen die Berge der Schwabenalb, und der der Gegend kundige Führer zeigte ihnen in der Ferne die Thürme der Burg Hohenberg auf dem höchsten Punkte des Albwalles.[19] Am Abend desselben Tages, an dem Graf Albert in Rotweil eingeritten war, trafen auch die Ritter Hugo von Bechingen, Konrad von Wellendingen, Heinrich von Sontheim bei Zepfenhan sowie der Marschalk und Truchseß von der Burg Hohenberg bei ihm ein, um der an sie ergangenen Aufforderung zufolge die Fahrt nach Constanz mitzumachen.

Den andern Tag bei Zeit trat man dieselbe wieder an und ritt über Spaichingen und Tuttlingen, wo auch noch Albert von Werenwag im Donauthale zu Graf Alberts Rittern stieß, nach Engen im Hegau. Hier angekommen traf man bereits den Grafen Heinrich von Fürstenberg mit ansehnlichem ritterlichem Gefolge, Knappen und Knechten. Er hatte von seiner Burg Fürstenberg herwärts von Donaueschingen nach Engen keinen langen Ritt gehabt. Mit demselben waren von Vasallen und Dienstmannen seines Hauses hergeritten: Walther, der Esel von Dürrheim, Hugo und Ulrich von Allmenshofen, Wilhelm von Keppenbach u. a. m.[20] Graf Albert von Hohenberg nahm mit seinen Rittern auf seiner Burg Neu-Hewen Herberge. Die mit ihm ausgerittenen Knechte wurden theils in der dortigen Vorburg, theils in den ihm gehörigen Flecken Stetten und Zimmerholz untergebracht. Die andern Grafen waren Gäste der reichen Dynasten von Hewen auf deren Burg Alt-Hewen und im Städtchen Engen.

Mit Staunen betrachteten die Herren, welche zum ersten Mal in diese Gegend Schwabens gekommen waren, die gewaltigen Bergriesen Hohentwiel, Hohenkrähen, Hohenhewen, Hohenstoffeln u. a., die aus der umliegenden Ebene des Hegau's aufsteigen und deren Häupter dazumal mit stattlichen Burgen gekrönt waren. Und entzückt sahen sie von den Zinnen derselben, insbesondere dem überaus hohen, gewaltigen Bergfrit von Neu-Hewen in weiter Ferne die Schneeberge von Helvetien (der Schweiz) und nähergerückt den silberglänzenden Spiegel des „Schwäbischen Meeres" auch die Thürme der Stadt Constanz, in die sie reiten wollten.

Nachdem die Grafen und Herren einen Tag gerastet, ritten sie über Ratolfszell Constanz zu. In Wollmatingen wurde Halt gemacht. Man legte die Kaputz-(Reise)mäntel ab, warf sich in frische, prächtige Gewänder; Knappen und Knechte setzten Reitzeug und Rosse in schönen Stand, denn man wollte in festlichem Zuge in Constanz einreiten. Zuvor aber ritten die gräflichen Marschalken ab, um dorten die Ankunft der vier Grafen und ihrer Ritter bei dem Bischof von Constanz, dem Pfalzgrafen Ludwig bei Rhein und dessen Neffen, dem jungen Schwabenherzog Konradin, anzusagen, und für Herberge zu sorgen. Große Freude schuf diese Kunde vorab letzterem.

Heinrich von Pappenheim, des vormaligen Kaiserhofes Marschalk, welcher nebst andern mit seinem jungen Herrn nach Constanz gekommen war, Walther vom Hof, der Reichsvogt der Stadt, Ulrich von Roggwile, der Bürgermeister derselben, der Marschalk und Kämmerer des Bischofs traten mit den vorausgesandten gräflichen Marschalken unverweilt zusammen, um über den Empfang und die Unterkunft des angesagten hohen und zahlreichen Besuchs zu berathen. Wie dieser gut unterzubringen, war eine nicht gar leichte Aufgabe, denn schon hatten außer dem Pfalzgrafen bei Rhein und dem jungen Herzog Konrad der Bischof Hartmann von Augsburg, die Grafen Ulrich von Wirtemberg, Eberhard von Kirchberg, Berthold von Marstetten, Otto von Eberstein u. a. mit mehr oder weniger zahlreichem Gefolge in der nicht sonderlich großen Stadt Herberge genommen, und nun kamen zu all' diesen noch vier Grafen mit vielen Rittern, Knappen und Knechten. Doch wußte man schließlich in Betreff der Unterbringung der angesagten Herren Rath, da Constanz, an der großen Heerstraße von Schwaben nach Welschland gelegen, neben sonstigen stattlichen Gebäuden viele offene Herbergen hatte, und die Patrizier der Stadt, welche meist reiche Kaufherren waren, soweit sie nicht schon bereits Gäste beherbergten, sich auch zur Aufnahme solcher in ihre geräumigen „Steinhäuser" bereit erklärt hatten.

Da wurden nun für die erwarteten Grafen und deren Gefolge in den offenen Herbergen „zur Sunnen", „zum guldin Schwert", „zum Krug" und „Lindwurm" Quartiere bestellt.[21] Den Grafen Albert aber hatte sich der Abt des ganz nahe bei Constanz gelegenen Klosters Kreuzlingen zu Gaste erbeten. Als Besitzer der Kirche auf dem Wurmlinger Berge, vieler Güter und Gefälle in der dortigen Gegend kamen dieses Gotteshaus und die Grafen von Hohenberg, die Territorialherren von diesem Striche Schwabens, nicht selten, aber nicht immer in freundliche Berührung mit einander,[22] darum lag es dem Abte an der Gunst Alberts.

Der Bischof Hartmann von Augsburg hatte bei seinem Collegen Eberhard in dem großen, herrlich am Rheine gelegenen Schlosse Gottlieben, welches dieser ungefähr zehn Jahre zuvor hatte erbauen lassen, Herberge bezogen. Da waren die beiden Kirchenfürsten wohl ganz in der Nähe der Stadt und doch nicht innerhalb der Mauern derselben. Die Constanzer Bischöfe lagen mit der Stadt sehr häufig in Händeln, darum wohnten sie überhaupt mehr in Meersburg oder ihrem Schlosse Gottlieben.

Der Pfalzgraf Ludwig und sein Neffe Konrad dagegen wohnten mit ihrem Gefolge zu Constanz in der bischöflichen Pfalz und im großen Salmannsweiler Hofe. Die früher angekommenen Grafen hatten theils im Domherren- oder Bischofs-Hofe, wo die „Gottesjunker" wohnten, theils im Haus „zum Kemmle", dem „zum hohen Hafen", „zum hohen Hirschen", im „Malhaus" am oberen Markt u. a. ihr Quartier aufgeschlagen.

Nachdem die nöthigen Verabredungen in Betreff der Beherbergung der angesagten Gäste getroffen waren, beschlossen die versammelten Herren, denselben unverweilt entgegenzureiten und sie in die Stadt zu führen. So geschah es denn auch.

Viertes Kapitel.

Die Grafen reiten in Constanz ein. — Wie sie dort empfangen und gehalten worden.

Wie Lauffeuer hatte sich die Kunde von der Ankunft „vieler schwäbischen Grafen" mit Rittern und Knechten in der Stadt verbreitet und alles auf die Beine gebracht. Und als vollends das denselben entgegenreitende Ehrengeleite durch die Straßen ritt, strömte Jung und Alt der Rheinbrücke zu, über welche die neuen Gäste kommen mußten. Dicht gedrängt, Kopf an Kopf, standen dort die Constanzer; aber nicht lange stand es an, so jagte ein Haufen bewehrter reisiger Knechte unter der Führung eines Ritters der Rheinbrücke zu, trieb, da angelangt, auf sehr unsanfte Weise die Masse des gaffluſtigen Volkes von dannen, säuberte den ganzen Platz beim Rheinthorthurm und hielt die Passage von der Brücke zur Stadt offen. Besser waren diejenigen Zuschauer daran, welche sich in kleinen Schiffen auf dem Rheine postirt hatten.

Nachdem Raum gemacht war, trabte eine große Schar hoher Herren in festlichem Aufzug von der Stadt her dem Rheinthorthurm zu und stellte sich da auf, um die ankommenden Grafen zu empfangen. Es waren der Pfalzgraf Ludwig bei Rhein und sein Neffe Konradin, die Bischöfe von Constanz und Augsburg, die früher angekommenen Grafen mit zahlreichem Gefolge.

Nicht lange hatte man auf „die Schwaben" zu warten. Bald sah man jenseits des Rheines, in der Nähe des Klosters Petershausen mächtige Staubwolken aufwirbeln und in Kurzem ritt eine stattliche Ritterschar, der ein großer Troß von Knechten folgte, auf die Rheinbrücke ein und durch den hallenartigen Durchgang des Rheinthorthurmes, machte aber jenseits desselben, als sie die aufgestellten hohen Herren sah, Halt. Doch nur auf ganz kurze Zeit, denn es ritten bald, zunächst die vier Grafen auf den Pfalzgrafen und dessen Neffen Konradin zu, und begrüßten beide ehrerbietigst von den Rossen herab. Und mit freundlichem Willkommen und traulichem Handschlag wurde ihre Begrüßung von den beiden Herren wie auch den Bischöfen, auf die sie darnach zugeritten, erwiedert. Hierauf begrüßten sich die Grafen, der Reichsvogt und Bürgermeister der Stadt. Nachdem die eben eingerittenen Herren auch ihre Freunde und Bekannten unter den früher Angekommenen begrüßt hatten, ordnete der kaiserliche Hofmarschalk von Pappenheim den festlichen Einritt in die Stadt. In lang gestrecktem Zuge ritt man durch die meist engen, winkeligen Straßen, welche auf besonderes Heißen des Bürgermeisters zuvor von dem darin gestreuten Stroh gereinigt worden waren, und die an der Spitze des Zugs vor den Marschalken reitenden Knechte hatten große Mühe, demselben durch die Volksmenge Bahn zu machen. Dabei waren alle Erker und Fenster der überhangenden Stockwerke der hohen Häuser mit Neugierigen besetzt. Der Zug gieng zum „großen Brül", einem sehr ausgedehnten, zum Theil mit Bäumen besetzten Anger außerhalb der alten Stadt. Da waren hunderte von Tischen zum Theil unter Zelten aufgeschlagen worden. Die Stadt wollte nämlich dort nicht nur den neuangekommenen Herren den Ehrentrunk reichen lassen, sondern bei dieser Gelegenheit überhaupt der ganzen hohen Gesellschaft einen Abendimbiß unter freiem Himmel geben. Man war ja im heißen August. Darum stieg, als man an dem Festplatz, der, um das gemeine Volk abzuhalten, durch Schranken abgesperrt war, angekommen, alles von den Rossen, welche nun die Knappen und Knechte in Empfang nahmen. Erst reichten Rathsherren der Stadt den neuen Gästen den Ehrenwein. Es war köstlicher, goldgelber „Korbwein" von den Rebengärten beim Kloster Rheinau unweit Schaffhausen. Denn wo ein

Kloster mit seinen Thürmen und Thürmchen gen Himmel ragt, da wächst, wenn irgend die Landsart, der Himmelsstrich sich dazu schickt, auch ein guter Rebensaft.

Das Bankett auf dem „großen Brüel".

Bevor das Mahl anhub und die hohen Gäste an den aufgeschlagenen Tischen Platz nahmen, besichtigten sie die an verschiedenen Punkten im Umkreise des Festplatzes improvisirten offenen Küchen und aufgeschlagenen großartigen Kochapparate. Die köstlichen Düfte, welche von dort herkamen und den Herren den Mund wässern machten, hatten sie dahin gezogen. In großen Kesseln, welche über Feuer gehängt waren, die man in Erdlöchern angemacht hatte, wurden in einer mit Pfeffer und andern Gewürzen stark versetzten Brühe Fische gesotten; an andern Plätzen schwammen in breiten Pfannen Fische in einer Flut von heißem Schmalz. Das war ein „Geprazel," wie der Schwabe zu sagen pflegt. Denn bei diesem Gastmahl wollten die Constanzer vornehmlich mit dem unerschöpflichen Reichthum des schwäbischen Meeres an mancherlei gemeinen und feinen Fischen prangen, als da sind: Der Weiß- und Schuppfisch, der Barsch, die Asche, der Hecht, der Blaufelch, die Treische, der Silberlachs, die Lachs- und Rothforelle, der gewaltige Wels. Die gemeinen Arten, wie die Weiß- und Schuppfische und die geringeren Sorten von Felchen wurden zu Hunderten den Knechten der Herren geschenkt, die Bereitung aber denselben überlassen. Die feineren, die Blaufelchen u. dergl. waren für die Tische der Fürsten, Grafen und Ritter bestimmt.

Bald sammelte sich ein großer Theil der Umschau haltenden Gäste bei einem mit besonderen Schranken umgebenen Platze. Dort brannte ein großes Feuer unter einem gewaltigen Kessel, welcher auf niedrigen Säulen von Stein ruhte und den man von einem Biersieder [23] geborgt hatte. Darin, in der dampfenden Wasserflut lag zum Staunen und Graus der Zuschauer ein Seeungeheuer, ein Weller oder Wels. Den Riesen von einem Fisch, welcher, wie man die Herren versicherte, gegen hundert Pfund wog und über fünf Fuß lang war, hatten die Constanzer Fischer den Tag zuvor im See gefangen und Namens ihrer löblichen Zunft dem jungen Herzog Konrad verehrt. Und der spendirte ihn zu dem Gastmahl, welches die Stadt ihm und seinen Gästen zum Besten zu geben beschlossen hatte. Köstliche Bissen gab, wie die Küchenmeister versicherten, das lederzähe Fleisch des steinalten Gesellen zwar nicht, aber es war doch ein ganz außerordentliches Stück, und das Mittelalter liebte solch' monströses Zeug.

Die um den großen Kessel stehenden Herren hatten noch nie einen Fisch derart gesehen. Erst meinten sie, es könnte ein Aal von riesenmäßiger Größe sein, denn sie sahen, daß die Haut ganz nackt, ohne alle Schuppen, an manchen Stellen dunkelblau, an andern schwärzlich grün war, doch kam ihnen für einen Aal der Kopf viel zu dick, der ganze Körper überhaupt allzuplump vor. Und als sie näher herantraten, wollten ihnen die sonderbaren „Dinger", welche sie um das weite Maul des Unthiers herum schwimmen sahen, vollends gar nicht zu einem Aal passen. Da meinte einer der schwäbischen Ritter, solche „Dinger" habe auch ein kleiner Fisch seiner Heimat, den man bei ihm Grundel nenne und die „Dinger" heiße man bei ihm Bärtel.

Während so die umstehenden Herren sich den Kopf darüber zerbrachen, was das wohl für ein wunderseltsamer Fisch sei und wie man den heiße, stand der „Fischerhans" von Constanz in der Nähe. Der hatte dem Hin- und Herreden der Ritter zugehört, und wenn auch gefälliges, dienstfertiges Benehmen sonst nicht in seiner Art und von ihm nicht zu rühmen war, so meinte er bei dieser Gelegenheit doch, er sollte den fürnehmen Herren den Dienst erweisen und sie über den Riesen von Fisch belehren. Es spielte freilich bei ihm etwas persönliche Eitelkeit und Wichtigthuerei mit, denn er konnte zugleich anbringen, daß er bei dem Fang des Fisches das Meiste gethan habe. Um sein löbliches Vorhaben auszuführen, trat er den Rittern etwas näher und sprach mit einem gewissen Selbstgefühl: „ich kann und will gern, wenn es genehm ist, den Herren ein Mehreres über den Fisch sagen. Ich bin einer der Constanzer Fischer, welche den schlimmen Gesellen gefangen, und habe dabei wohl das Meiste gethan. Am ganzen Untersee kennt man den Fischerhans von Constanz und der bin ich." „Laß hören, wir lohnen dir's gern," sagte darauf einer der Herren. „Erwarte keinen Lohn," erwiederte etwas spitzig der Fischerhans und hub also an: „Was ihr Herren da sehet, ist der größte Fisch im See und noch weithin; wir nennen ihn Weller. Man hat aber, wie die alten Fischer vom See erzählen, schon viel größere und schwerere als der ist, von gegen 9 Fuß lang und 400 Pfund schwer gefangen. Gottlob! aber, daß es nicht viel dieser Unthier von Fisch im See gibt, sonst wäre unsere ehrsame Fischerzunft bald übel daran, denn der Weller ist ein wahrer Seeräuber für unsere Fische. Dabei kann man ihm seine saubere Hantirung nicht niederlegen, außer wenn man ihn fängt, denn wo der See sehr tief und der Grund schlammig ist, liegt er, wie man sagt, anscheinend in träger Ruhe und läßt seine Bärtel im Wasser spielen. Deren hat er, wie die Herren sehen, ober dem Maul zwei lange, darunter vier kürzere. Wenn nun die Fische diese „Dinger" wie

Würmer herumschwimmen sehen, so meinen sie, es gebe etwas für sie zu fressen, sammeln sich um den wie ein alter Baumstamm unbeweglich daliegenden Gesellen und wollen nach den vermeintlichen Würmern schnappen. Der aber nicht faul, sperrt sein weites, großes Maul auf und verschlingt alle. Uebrigens ist er sonst auch kein Kostverächter und frißt, wenn er keine Fische bekommen kann, Krebse und Frösche. Und ein Alter greift in seiner unersättlichen Gefräßigkeit auch nach größeren Brocken, was er bei seinen vielen und scharfen Zähnen, von denen das ganze Maul bis zum Rachen voll ist, und seinem weiten Schlund wohl thun kann. Mein Ureni hat oft erzählt, in seinen jungen Jahren sei einmal ein Weller gefangen worden, in dessen Magen man die Gebeine von einem mittleren Knaben gefunden habe. Der sei wahrscheinlich ertrunken, dann von dem Thier aufgeschnappt und gefressen worden. Er sagte allemal, der Weller sei der Fisch des Jonas, nur werde er im Meer noch viel größer, und wenn einer gefangen werde, so sterbe allemal bald darauf ein Fischer. Das ist nun eine Prophezeiung, an die ich nicht glaube, aber das ist gewiß, daß, wann ein Weller aus der Tiefe heraufkommt, man sich auf ein baldiges Gewitter und einen Seesturm gefaßt halten muß, denn das aufrührerische Grundgewelle des See's treibt ihn herauf. Sonst verlassen die Weller nur zur Laichzeit, welche in die Sommermonate fällt, die Tiefe. Alsdann nähern sie sich dem Ufer, wo die Weibchen in Ried und Moor ihre Eier absetzen, bleiben um diese Zeit auch sonst den Tag über im seichten Wasser liegen, und da ist dann die einzige und beste Gelegenheit, diese Riesenfische zu bekommen. Man nähert sich ihnen zur Nachtzeit ganz behutsam in einem Schiffe, wirft mit dem Wurfspieß nach ihnen, um sie dann zu fangen und zu tödten. So bin ich in diesen Tagen mit drei meiner Kameraden ausgefahren, um diesen Weller zu fangen, nachdem wir seinen Standort ausgekundschaftet hatten. Und gut gezielt habe ich mit fester Hand, und starkem Arm den schweren, scharfen Wurfspieß ihm so tief in den Rücken hinein gejagt, daß ihn in Kurzem alle Kraft verlassen und wir ihn ohne Gefahr zu unserem Schiff her ziehen, vollends tödten und einladen konnten. Nicht so schnell und glücklich aber läuft es ab, wenn das starke Thier schlecht getroffen wird, denn alsdann schlägt es mit seinem Schwanze wüthend um sich oder fährt pfeilschnell in die Tiefe und kann machen, daß das Schiff umschlägt.“ [24] Mit großer Aufmerksamkeit hatten die Ritter dem Fischerhans zugehört und sagten ihm, da er durchaus kein Geschenk annehmen wollte, freundlichen Dank, worauf er sich selbstzufrieden entfernte.

Bei einem Festmahl für Ritter, die allermeist so große Freunde des edlen Waidwerks waren, durfte aber der Wildbraten nicht fehlen.

Das wußten die Constanzer Herren wohl, darum wurden Hirschziemer und Schlegel, Wildschweinsköpfe, Keulen u. dergl. an großen Bratspießen über lustig brennenden Feuern fleißig gedreht und mit Fett beträufelt. Endlich waren auch die gefiederten jagdbaren Anwohner des See's, wie die bunt gefiederten Wasserhühner, die Wildenten u. a. m. auf der Speisekarte nicht vergessen.

Als die Köche fertig geworden, auch die Tische gerüstet waren, riefen einige Trompetenstöße die hohe Gesellschaft zum Mahl. Die Bedienung fiel wie herkömmlich den Knappen der Gäste zu, welche sich dabei auch nicht vergaßen. Nur das Herbeitragen der Speisen und des Weines in gewaltigen Kannen besorgten Leute der Stadt. Beide fanden allseitig großen Beifall, und bald gieng es an allen Tischen lebhaft zu, denn es wurde bei den pikanten Speisen und nach dem schwäbischen Sprichwort: „Fische müssen schwimmen" dem guten rothen Meersburger, dem feinen Schleitheimer von der Reichenau und dem gar süß eingehenden Veltliner wacker zugesprochen. Und solche feurige Geister schufen schon nach wenigen Stunden eine sehr gehobene und warme Stimmung. Dazu hatten sich, wie immer bei solchen Gelegenheiten, wandernde Sänger und Spielleute auf dem Festplatze eingefunden und belustigten die hohe Gesellschaft mit ihren spaßhaften Vorträgen und heiteren Weisen. Denen fiel mancher blanke Heller, auch manch' voller Becher zum Lohn. So war man bei dem Scheine aufgestellter Pechpfannen noch fröhlich beisammen, als längst die Sterne heraufgestiegen waren; mancher Ritter gieng in später Mitternachtsstunde an der Seite seines Führers unsicheren Schrittes seiner Herberge zu und erhob sich des andern Tages erst spät und mit schwerem Kopf von seinem Lager.

Graf Albert nahm, wie unsere Leser bereits wissen, mit einem Theil seines Gefolges, darunter sein Küchenmeister Heinzelin, in dem ganz nahen Kloster Kreuzlingen Herberge und war damit gut gefahren, denn der Schaffner, Küchen- und Kellermeister desselben thaten nach Weisung des Abtes ihr Möglichstes. Und auch sonst zeigte sich dieser dem hohen Gaste besonders entgegenkommend. So führte er denselben schon am Tage nach der Ankunft in seinem Kloster herum und zeigte ihm dessen Einrichtungen und Anstalten, namentlich das „Armenhaus." Dabei versäumte er nicht, dem Grafen in beweglichen Worten zu Gemüth zu führen, wie schwer es seinem gegen frühere Zeiten herabgekommenen Gotteshaus werde, seinen Pflichten gegen die Armen, die kranken und mittellosen Reisenden nachzukommen. Und solche Lamentationen verfehlten ihren Zweck nicht: der Graf erkannte es nun um

so mehr als seine Pflicht, sich des Klosters anzunehmen.[25] Auch den reichen Schatz an heiligen Reliquien zeigte der Abt seinem Gaste, darunter das Stückchen Holz von des Heilandes Kreuze, welches Bischof Konrad der Heilige von Rom mitgebracht und dem Kloster seinen Namen gegeben.

In den Tagen, welche die Grafen in Constanz zubrachten, wurde in Gegenwart und mit Beirath derselben von den Vormündern des jungen Herzogs manche Angelegenheit des hohenstaufischen Hauses, auch in vertraulicher Weise in Sachen der Krone verhandelt. Nicht wenige Zeit vergieng allerdings mit Gastereien, zu welchen die ganze anwesende hohe Gesellschaft von dem Herzog von Baiern, dem Bischof von Constanz, den Patriziern von der Gesellschaft „zur Katze" und den reichen Kaufherren in ihrem großen Zunfthause „zum Thurgau" geladen worden. Zwischen hinein hielten die jungen Patrizier auf dem „großen Brüel" kleine Stechen und Rennen zu Ehren Konradins, welcher diesen ritterlichen Uebungen mit großer Aufmerksamkeit folgte, während solche von dem einen oder andern der Grafen und Herren mit Verachtung und als anmaßliches Zeug angesehen wurden. Auf demselben Platze veranstalteten die Zünfte der Stadt auch Scheibenschießen mit der Armbrust und durch ihre jungen Gesellen mancherhand Spiele als: Laufen, Springen, Steinstoßen, Kegelschieben, Ballschlagen, den Wolf jagen u. dergl., was alles den jungen Prinzen sehr ergötzte. Die Stadt hatte, um viele Theilnehmer anzulocken, Preise dafür ausgesetzt. Während der Zeit hielten manche Grafen, vornehmlich unser Graf Albert Umschau in der Stadt und deren Umgebung (s. unten).

Fünftes Kapitel.

Der junge Herzog Konrad reitet an der Seite seiner Vormünder und gefolgt von vielen Grafen, Herren und Rittern in festlichem Zuge zur Kaiserpfalz in Constanz. — Was dort verhandelt worden.

Wenige Tage nach der Ankunft der schwäbischen Grafen in Constanz war auch der Abt Rupert von dem Kloster Kempten mit einem stattlichen Gefolge von ritterlichen Dienstmannen seines reichen Gotteshauses in Constanz eingeritten. Wohl mag auch er in der Absicht

gekommen sein, dem jungen Fürsten, zu dem er noch in besonderen Beziehungen gestanden, seine Huldigung darzubringen, daneben aber hatte sein Erscheinen, glauben wir, noch besondere Gründe.

Viele, viele Jahre zuvor hatte der alte Herzog Welf von Ravensburg, nachdem sein einziger Sohn auf einer Heerfahrt in Welschland gestorben, den Kaiser Friedrich den Rothbart, seinen Neffen von seiner Schwester her, für den Fall seines Todes zum Erben seiner ausgebreiteten Besitzungen in Schwaben eingesetzt. Dafür hatte er von demselben ansehnliche Geldsummen erhalten, mit denen er, der vordem rohe, strenge Krieger und stets streitfertige Kämpe, sich im Kreise von Sängern und lustigen Gesellen [26] fröhliche Tage machte, bis er in hohem Alter und zuletzt erblindet in Memmingen, seinem Lieblings-Aufenthalt, starb.

Zu dieser Erbschaft des hohenstaufischen Hauses gehörte unter anderem auch die Schirmvogtei des Klosters Kempten, wie überhaupt die umliegende Grafschaft.

Konradin war, wiewohl die meisten Erbgüter und Rechte seines Hauses zur Zeit des Hoftages in Constanz bereits veräußert oder verschenkt waren, wenigstens noch im Besitz der besagten Schirmvogtei und einiger anderen schwäbischen Besitzungen seines Geschlechts. Solches Amt brachte, zumal bei einer reichen Abtei, dem Inhaber nicht nur Ehre und Einfluß ein, sondern war auch sehr einträglich. Und nicht selten geschah es, daß die Herren Schirmvögte ihre Stellung über die Maßen und zu großem Nachtheil ihrer Schutzbefohlenen ausbeuteten, und statt Schirmer — Quäler und Aussauger waren. Darum suchten die Klöster sich häufig ihrer Schirmvögte zu entledigen, oft mit großen Geldopfern, welche in der Regel zu bringen waren, wenn das Amt in einem Geschlechte erblich gewesen. Wenn nun auch das so eben geschilderte schlimme Verhältniß zwischen Vogt und Kloster in dem vorliegenden Fall nicht anzunehmen ist, so war der Abt Rupert doch wohl mit der Nebenabsicht nach Constanz gekommen, in Sachen der Schirmvogtei seines Gotteshauses mit den Vormündern des jungen Herzogs zu verhandeln. Es war immerhin wünschenswerth für ein Kloster, in Betreff der Wahl des Schirmvogts freie Hand zu haben, und die Gelegenheit, solches zu erlangen, mochte dem Abte gerade günstig erschienen sein. Konradin war so zu sagen eben in die Welt eingeführt worden; das kostete aber Geld und hieran fehlte es seiner Kasse. Darum kalkulirte der Abt nicht falsch, wenn er angenommen, er werde, wenn er dem Herzog eine ansehnliche jährliche Rente biete, das Recht der freien Verleihung der Schirmvogtei an sein Kloster bringen. Nach einleitenden Besprechungen setzte man, um das Geschäft in öffentlicher

feierlicher Verhandlung und aller Form Rechtens abzuschließen, einen Tag fest. An demselben ritten Konradin, ihm zur Seite sein Oheim und Vormund Herzog Ludwig von Baiern und sein anderer Pfleger Bischof Eberhard von Constanz, bei dem sein College Hartmann von Augsburg zur Kaiserpfalz. Ihnen folgten Pfalzgraf Rudolf von Tübingen, die Grafen Otto von Eberstein, Ulrich von Wirtemberg, Friedrich von Zollern, Heinrich von Fürstenberg, unser Held Albert von Hohenberg, Eberhard von Kirchberg, Berthold von Marstetten, darauf die hohenstaufischen Dienstmannen Hermann nebst Sohn von Hürnheim, Volkmar und Marquard von Kemnat, Heinrich von Ravensburg, Berthold von Fronhofen, Albert von Liebenau u. a.* mit vielen andern Rittern, welche im Gefolge der Grafen nach Constanz gekommen waren.

Der Zug gieng vom Salmannsweilerhof aus, wo der Herzog Ludwig von Baiern mit seinem Neffen Herberge genommen hatte, und bewegte sich zur Pfalz auf dem „Oberen Markt.“ Denselben eröffnete ein Häuflein berittener Knechte, um freie Bahn zu machen durch das große Volksgedränge, welches überall entstand, wo sich der goldgelockte junge Herzog, der Abgott der Constanzer, zeigte.[27] Den Knechten folgten einige Trompeten- und Posaunenbläser, ein Tamburer und Paukenschläger, die eine überaus lärmende, betäubende Musik machten; dem Herzog von Baiern und seinem Neffen Konradin unmittelbar voran ritten die Marschalke der Fürsten und Grafen. Den ganzen Zug beschlossen Knappen und Knechte, welche, wenn die Herren abstiegen, die Pferde übernahmen.

In festlichen Gewändern von Scharlach, Seide und Sammt, alles in hellen, feurigen Farben, waren die Fürsten, Grafen und Herren erschienen; Konradin und sein Oheim trugen darüber Hermelin-Mäntel und des jungen Prinzen goldenes Lockenhaar wurde durch ein kostbares, mit Perlen und Edelsteinen geziertes Stirnband festgehalten. Stattlich saßen auch die hohen geistlichen Herren, die Bischöfe von Constanz und Augsburg und der Abt von Kempten in vollem Ornate zu Pferde. In Decke, Sattel, Zaumwerk und Fürbüge (Brustriemen) waren auch die Rosse prächtig ausgerüstet.

Auf dem „Oberen Markt“ und vor der Kaiserpfalz angekommen,

* Kirchberg im jetzigen Württembergischen Oberamt Laupheim links an der Iller, oberhalb Wiblingen. — B. v. M. ein Herr von Neifen, der Stammvater einer Linie dieses Hauses, welche sich nach der noch in bedeutenden Ruinen vorhandenen Burg M. an der Iller (Oberamt Leutkirch) geschrieben. — Hürnheim (baierisches Landgericht Wallerstein. — Kemnat oberhalb Kaufbeuren. — Fronhofen (Oberamt Ravensburg). — Liebenau (Oberamt Tettnang).

stieg die hohe Gesellschaft ab, und begab sich in den sehr langen und breiten Saal der Pfalz. Der Boden desselben war mit verschiedenfarbigen, brettspielartig gruppirten Thonplättchen bedeckt; die flache Holzdecke bildete eine Menge bunt bemalter Felder und war von zwei Reihen plumper eichener Säulen getragen; die Wände erglänzten in glasirten Ziegeln von verschiedenen Farben, mit denen sie bedeckt waren. Die etwas sparsam angebrachten Fenster schloßen im Rundbogen und waren paarweise mit zierlichen Säulchen aneinander gereiht; sie hatten meist Holzgitter, nur die zwei Paare im Grunde des Saales waren durch buntes Glas geschlossen.

Nachdem der Herzog von Baiern mit seinem Neffen, den beiden Bischöfen und dem Abte des Klosters von Kempten in dem dem Eingang des Saales entgegengesetzten, etwas erhöhten Raume auf großen, plumpen Lehnstühlen, deren Sitze mit seidenen Polstern, die Lehnen mit bunten Teppichen behangen waren, Platz genommen, während die Grafen und Ritter sich davor beliebig gruppirt hatten, trat auf Weisung des Herzogs Ludwig der Kammerschreiber Konradins vor und machte den anwesenden Herren davon Mittheilung, daß die Vormünder des jungen Herzogs und der Abt Rupert mit einander dahin übereingekommen seien, es solle letzterem die Schirmvogtei seines Klosters, welche bis daher dem Hohenstaufischen Hause zugestanden, gegen eine Entschädigung von fünfzig Mark Silbers jährlich überlassen werden. Darauf las er die bereits darüber aufgesetzte Urkunde mit vernehmlicher Stimme vor. Dieselbe lautete zu deutsch also:

Wenn schon die Liebe eines Fürsten gegen seine Mitmenschen für des Lobes werth gehalten wird, so ist ihm doch noch viel größeres zu spenden, wenn er eifrig bemüht ist, seine Liebe gegen Gott dadurch zu bethätigen, daß er Kirchen und andere geweihte Stätten reichlich mit zeitlichen Gütern beschenkt und so in klug berechneter Freigebigkeit Vergängliches hingibt, um damit Ewiges, Himmlisches zu erkaufen.

Solches nach Gebühr wohl erwägend wie auch Deine Treue und Ergebenheit, Du ehrwürdiger Abt Rupert des Klosters Kempten, unser lieber Getreuer, nicht minder ansehend den frommen und ehrbaren Wandel der in demselben Gott dienenden Brüder, welche für unser und unserer Vordern seligen Angedenkens Seelenheil beten, geben und überlassen wir aus königlicher Gnade Dir, ehrwürdiger Abt, Deinen Nachfolgern und Deinem Kloster die Schirmvogtei desselben, welche unsere Ahnen, unser theuergeliebter Vater Konrad, der durchlauchtigste römische König und König von Jerusalem und Sicilien, und wir bis anhero inne gehabt haben. Wir verzichten derohalben gänzlich auf selbige Schirmvogtei, indem wir Dir und Deinem Kloster die Freiheit

und Gewalt verleihen, über solche nach eurem Willen, zur Ehre und zum Frommen eures Gotteshauses zu verfügen. Jedoch unter der Bedingung, daß Ihr, Du, Deine Nachfolger und Dein Kloster — jedes Jahr auf St. Andreastag unserer Kammer unweigerlich und unverzogenlichen fünfzig Mark reinen Silbers zahlet. Wir bestimmen auch und verordnen durch diese Handfeste, daß, so Jemand es wagen sollte, den Abt, dessen Nachfolger oder gemeltes Kloster an dieser Freiheit zu irren oder darum zu schädigen, solcher hundert Mark Gold Strafe erlegen müßte, welche halb an unsere Kammer, halb an die in ihrem Rechte Gekränkten zu entrichten wären. Deß' zu Urkund und Zeugniß der Wahrheit haben wir diesen Brief mit unserem Majestäts-Siegel versehen lassen. Gegeben zu Constanz im Jahr des Herrn 1262 am 16ten August.

Nachdem die anwesenden Herren solcher Verfügung der herzoglichen Vormünder ihren unzweideutigen Beifall gezollt hatten, ließ sich der anwesende Notar die Namen der Zeugen angeben und setzte zur weiteren Beglaubigung des Geschehenen solche in die doppelt gefertigte Urkunde ein, wovon das eine Exemplar dem Abte eingehändigt wurde. Damit war die Verhandlung geschlossen und die hohe Gesellschaft ritt, nachdem unter einzelnen noch dies und das besprochen, in ihre Quartiere zurück.

Sechstes Kapitel.

Wie Graf Albert mit seinen gräflichen Vettern und mehreren Rittern unter Führung seines gelehrten Küchenmeisters in der Stadt Constanz Umschau gehalten.

Die nächst folgenden Tage brachte Graf Albert zum Theil mit Besichtigung der Merkwürdigkeiten von Constanz zu. Sein Küchenmeister machte hiebei den Cicerone. Auch die Grafen von Fürstenberg, Tübingen und Zollern schloßen sich mit einigen Rittern der Umschau an. Heinzelin führte die Herren allererst in das Münster. Da erstaunten manche von denselben, welche bis daher keine andere Kirche als die ihrer Burg und eines benachbarten Dorfes gesehen hatten, nicht wenig über den großen Bau, dessen Mittelschiff von sechzehn starken, allerdings etwas plumpen Säulen getragen, und dessen ebene Balkendecke in viele buntbemalte Felder abgetheilt war. Ihre Aufmerksamkeit zogen namentlich auch die in grellen Farben prangenden Gemälde auf sich, mit

denen die Mauerwände bedeckt waren, und welche Stücke aus der heiligen Schrift darstellten. Der Cicerone hielt sich aber dabei nicht lange auf, sondern führte seine Herren nach Kurzem in den geräumigen Chor der Kirche und vor das in demselben befindliche einfache Grabdenkmal des Herzogs Ernst von Schwaben. „Hier unten in der von der alten Kirche noch übrig gebliebenen Gruftkirche — das übrige ist vor mehr als zweihundert Jahren abgebrannt — liegen die sterblichen Ueberreste des Herzogs" erklärte der Küchenmeister den Grafen.[28] Als ehemaliger Zögling der Constanzer Domschule hatte er von dem Magister derselben manches von dem unglücklichen Fürsten erzählen hören und in ihren Freistunden hatten er und seine Mitschüler sich häufig mit den Abenteuern, welche derselbe nach der Volkssage bestanden, unterhalten. Da fuhr ihm, als er die Grafen sichtlich ergriffen an der Grabstätte des Helden, von dem sie schon eines und das andere gehört, stehen sah, plötzlich der Gedanke durch den Kopf, er wolle zu gelegener Zeit denselben erzählen von dessen tragischen Schicksalen und seltsamen Abenteuern, wie solche Geschichte und Sage überliefert. Unter andern Denkwürdigkeiten des Münsters wies Heinzelin den Grafen auch das gleichfalls im Chor befindliche Grabmal des Bischofs Salomo von Constanz, welcher mehr als zweihundert Jahre zuvor gelebt. Dabei blieben die Beschauer aber ganz kalt, ja sie giengen nach flüchtiger Besichtigung ergrimmt von dannen, denn der der alten Zeiten kundige Küchenmeister hatte ihnen schon auf dem Gang zum Münster von diesem Grabmal gesagt und erzählt, wie der hinterlistige und herrschsüchtige Pfaffenfürst die alemannischen Grafen und Kammerboten Erchanger und Berchtolt, welche auf dem Hohentwiel gesessen, auf das Blutgerüst gebracht habe.

Von dem Münster führte Heinzelin die Grafen durch die engen, von hohen Häusern eingeschlossenen Straßen, in denen eine lästige Schwüle herrschte, hinaus zur Stadt auf einen freien Platz. Auf demselben stand eine gewaltige Linde, unter welcher steinerne Bänke angebracht waren. Dabei war ein altes, ganz aus Stein aufgeführtes großes Gebäude, über dessen rundbogigem Portal geschrieben stand: „Curia pacis Constantiae anno MCLXXXIII." Die Grafen und der Küchenmeister ließen sich alsbald auf den Bänken nieder, wo das weitreichende dichte Laubdach der Linde ihnen an dem heißen Augusttage einen köstlichen Schatten gewährte. Da hub der redselige Cicerone, dem es ein wahrer Genuß war, wenn er von den Herrlichkeiten seiner Vaterstadt in den alten Zeiten reden konnte, an, seinen Herren die hohe Bedeutung des Platzes und des darauf stehenden Gebäudes zu erklären.

„Wenn die Steine und Wände," sagte er, „reden könnten, wüßten sie mancherlei von vergangenen Zeiten zu melden, denn unsere alten Kaiser haben auf diesem Platze und in dem weiten Saale dort oben viel in Kriegs- und Friedenssachen des Reiches verhandelt. So ist auch der großmächtigste Ahn unseres jungen Herzogs Konrad, Kaiser Friedrich, der Rothbart, mehr als einmal mit großem Gefolge von Fürsten, Grafen und Herren in Constanz eingeritten und hat in dem stattlichen Gebäude, das wir vor uns sehen, seiner Pfalz, Hof gehalten. Und da wurden nicht selten gar wichtige Dinge im Rath des Kaisers besprochen, unter anderen jener berühmte Friede mit den reichen Städten drin im welschen Lamparten, welchen man daher den Constanzer Frieden zu nennen pflegt. Das war im Sommer des Jahres 1183 und es sprachen vornehmlich auch schwäbische Grafen mit, so, wie ein alter Pergamentbrief sagt, u. a." — dabei wandte er sich zu den Grafen Albert und Friedrich — „Burkard und Friedrich von Hohenberg, Friedrich und Bertold von Zollern, die hohen Ahnen meiner Herren." [29]

„Nachdem es dem Rothbart," fuhr Heinzelin fort, „nicht gelungen war, mit Waffengewalt und unerhörter Strenge, in der er die stolze Stadt Mailand dem Boden gleich gemacht, die Lombarden zu gehorsamen Unterthanen des Reiches zu machen, schlug er am Ende den Weg der Nachgiebigkeit und Milde ein und auch die Städte zeigten sich entgegenkommend und zur Versöhnung geneigt. Die wurde ihnen im Constanzer Frieden allerdings leicht gemacht, denn der Kaiser gestand ihnen Rechte und Freiheiten zu, um welche sie sich bis auf's Blut gegen ihn gewehrt hatten; gestattete ihnen, Bündnisse zu schließen, ihre Städte zu befestigen und eine Kriegsmacht zu halten, verlangte dagegen nur von ihnen, daß sie ihn als ihren obersten Lehensherrn und Richter anerkennen und einem deutschen Heere, das in ihr Land gekommen, Lebensmittel liefern, Wege und Brücken bauen und erhalten sollten."

Darauf ergriff Graf Albert das Wort und sprach: „Wie viel kostbares deutsches Gut und Blut ist, nachdem dieser Friede, über den die Lombarden mit Recht gejubelt, zu Stande gekommen, als nutzlos geopfert und vergossen zu betrachten!"

„Wie oft, wie oft zog das deutsche Heer,
Erles'ne Männer, schmucke Jünglinge,
Des Vaterlandes Stolz, der Ihren Wonne,
Die Alpen nieder, um auf Welschlands Ebnen
Dahin zu schwinden, wie das Sommergras!"

„Ja, davon kann ich auch ein Trauerlied singen," warf Graf Rudolf von Tübingen ein. „Einer meiner Vordern, Namens Heinrich,

ist als Mann im kräftigsten Alter auch einst mit einem Heere des Rothbarts nach Welschland gezogen, vor Rom einer Pest unterlegen,[30] an der Tausende von deutschen Rittern wie die Mücken hinstarben. Nur dessen Gebeine hat einer der Dienstmannen meines Hauses, die mit ihm die Heerfahrt gemacht, in die Heimat gebracht."

„Mögen," fuhr darauf Graf Albert fort, „die Erzieher und Pfleger unseres jungen Herzogs Konrad diesem die vor uns stehende Pfalz seines Urahns und den darin abgeschlossenen Constanzer Frieden als abschreckendes Warnungszeichen vorhalten, daß er welsches Land und welsches Wesen fahren lassen und meiden soll. Sein Sicilianisches Reich ist doch für ihn verloren und diese Erbschaft seines Hauses hat es um Deutschland und dessen Krone gebracht."

Von dem „Oberen Markt" und der Kaiserpfalz trat Graf Albert mit seinem Küchenmeister die Heimkehr in seine Herberge im Kloster Kreuzlingen an, und auch die andern Grafen begaben sich in ihre Quartiere. Da fiel Heinzelin, als sie in die Nähe des Kreuzlinger Thores gekommen waren, ein, er sollte seinen Herrn im Vorbeigehen doch auch zu dem nur etwas links ab stehenden Rauenegg- oder Folterthurm führen. Und der Graf war damit einverstanden. Der Thurm stand hart am See in der äußersten Ringmauer, war aus starken Buckel-Quadern aufgeführt, sehr hoch und von ansehnlichem Geviert-Raum. Zu oberst, unter einem kegelförmig zulaufenden Dache, befand sich die Wohnung des Thurmwächters, dem mehrere Knechte beigegeben waren. Die übrigen Stockwerke waren nur äußerst sparsam mit sehr schmalen Lichtöffnungen versehen, das Erdgeschoß ganz ohne solche. Im Volk war die Meinung verbreitet, der Thurm reiche ebenso weit unter den Boden, als darüber zu sehen war. Und schrecklich schilderte man die Brandung, wenn der tobende See an das in ihn hinabreichende Gemäuer anschlage. Der Thurm diente, wie der Küchenmeister seinem Herrn weiter erklärte, weniger als Wehr der Stadt denn als Gefängniß und galt als das schrecklichste. Darein wurden grobe Missethäter jedweder Art, vornehmlich aber solche Leute geworfen, welche mit bösen Geistern Umgang gepflogen. So sei, erzählte Heinzelin seinem Grafen, als sie mit einander Kreuzlingen zuritten, wie man ihm gesagt, vor einem Jahre eine Schuhmachersfrau lange darin gesessen, welche als Wettermacherin und Hexe angeklagt war. Die habe, nachdem man sie in die Folterkammer des Thurmes geführt, selber eingestanden, daß sie sich schon vor vielen Jahren dem Teufel verschrieben, der ihr einmal um die Mitternachtsstunde einen Korb voll Gold und Silber gebracht, was aber am andern Morgen eitel Roßmist gewesen sei. Auch habe sie nicht geleugnet, daß sie ein Mal auf einer Sau, ein ander Mal

auf einer grauen Katze auf den Heuberg geritten sei, den Leuten ihr Vieh und selbst ihren eigenen Sohn Hans gelähmt habe. Einsmals, so hätten ihm die Leute weiter erzählt, sei zur Nachtzeit der Teufel zu der Hexe in das Gefängniß gekommen und da hätten sie mit einander einen solchen Lärmen gemacht, als ob zwanzig oder dreißig Pferde darin herumgetrappelt wären. Am Ende hätte der Teufel das Weib gepackt, ihm den Hals umgedreht und es erwürgt, weil es ihm den Dienst habe aufsagen wollen. Denn als auf die Meldung des Wächters von dem nächtlichen Höllenspektakel die Rathsherren der Stadt das Gefängniß besucht, hätten sie die Unholdin todt, das Haupt nach hinten geschoben, angetroffen. Darauf habe man den Leichnam in ein Faß gethan, solches wieder zugeschlagen und weit unter der Stadt in den Rhein geworfen.

Siebentes Kapitel.

Graf Alberts und seiner Freunde Fahrt auf dem See.

Als an einem der folgenden Tage die August-Sonne über die Maßen heiß auf Constanz hernieder gebrannt hatte, schlug Heinzelin seinem Herrn und dessen gräflichen Vettern eine Abendfahrt auf dem See vor, um sich an der frischeren Luft zu laben. Und sein Vorschlag fand allseitig großen Beifall. Zugleich däuchte ihm dieser Ausflug eine sehr günstige Gelegenheit zu sein zur Ausführung seines Vorhabens, den Herren von dem Herzog Ernst zu erzählen. Als man das Schiff bestiegen hatte und vom Lande gestoßen war, fragte er die Grafen, ob es ihnen genehm wäre, etwas von der Geschichte des Herzogs Ernst zu hören. Und auf ein bereitwilliges Ja hub er unverweilt also an:

„Vor mehr als zweihundert Jahren lebte ein König des schönen und reichen burgundischen Reiches, welches zu dessen Zeiten einen guten Theil des helvetischen und savoyischen wie auch des gegen Mittag angrenzenden Franzoiser Landes begriff. Der hieß Rudolf und hatte keine Erben. Darum vermachte er für den Fall seines Ablebens sein Reich seinem Neffen, dem damaligen römischen Kaiser Heinrich, dem man ob seiner Frömmigkeit und Freigebigkeit gegen die Kirche und ihre Diener den Beinamen der Heilige gegeben. An dem hatte er auch einen mächtigen Schirmherren gegen seine unbotmäßigen Vasallen gewonnen. Aber der Neffe starb vor dem Oheim und darauf waren von Rudolfs Stamme nur noch Weiber vorhanden. Eine davon Namens Gisela hatte den Schwabenherzog Ernst zum Manne. Dem gebar sie einen

Sohn, welcher in der h. Taufe nach dem Vater benannt worden. Dieser starb aber, als Ernst der Sohn noch ein Knäblein war, und dessen Mutter vermählte sich zum zweiten Male mit K. Heinrichs des Heiligen Nachfolger Konrad, dem zweiten dieses Namens. Dieser suchte das burgundische Reich an sich zu bringen, und vermochte den König Rudolf, daß er ihn und seinen Sohn Heinrich zu seinen Erben und Nachfolgern einsetzte. Darob kam es zwischen Ernst, dem Sohne der Gisela aus erster Ehe, welcher seinem Vater in der Herzogswürde gefolgt war und nähere Ansprüche auf Burgund zu haben vermeinte, und Konrad zu solch' heftigem Zwiespalt, daß der Sohn und Vasall gegen den Stiefvater und Kaiser die Waffen ergriff, die Anhänger desselben bekriegte und schwer schädigte. Sich deß' vor Kaiser und Reich zu verantworten, wurde Herzog Ernst auf einen Tag zu Ulm vorgeladen. Er erschien auch dort, aber nicht als Reumüthiger und Flehender, sondern an der Spitze einer stattlichen Schar von schwäbischen Grafen, Freien und Dienstmannen. So meinte er dem Kaiser ein glimpfliches Abkommen abtrotzen, wo nicht sich mit den Waffen in der Hand vor Weiterem schützen zu können. Aber er täuschte sich gewaltig. Als er sein Gefolge um sich versammelt und gegen solches das Vertrauen ausgesprochen hatte, es werde nach treuer Schwaben Weise von ihm nicht lassen, es möge da kommen, wie es wolle, da traten" — und nun wandte sich Heinzelin gegen die Grafen von Tübingen und Zollern — „erlauchte Herren, eure Vordern Anshelm und Friederich [31] vor und erklärten laut: ‚wohl hat der Kaiser uns euch, dem Herzog des Landes, untergeben, aber als freie Männer, nicht als Knechte und Mannen, die an ihren Dienstherrn gebunden sind; wir sind als Grafen des Reichs — Vasallen des Kaisers, der unser höchster Herr und Schirmvogt ist; gegen den lassen wir uns nicht gebrauchen.' „Lauten Beifall zollte dieser mannhaften Rede Anshelms und Friederichs fast die gesammte Schar der Grafen und Freien. So stand dem stolzen Herzog nur ein Häuflein zumeist von Dienstmannen zu Gebot und unbedingt mußte er den Spruch der Fürsten des Reiches über sich und die ihm noch Anhangenden ergehen lassen. Er lautete für ihn, den Grafen Welf und Andere auf ritterliche Haft. Den Grafen Werner von Kiburg, des Herzogs treufestesten Anhänger, welcher sich nicht gestellt, traf die Reichsacht und der Kaiser selbst zog vor dessen Burg, bekam sie aber erst nach dreimonatlicher Belagerung in seine Gewalt. Der kühne Adler aber, welcher darin gehorstet, war zuvor daraus entflogen. Da hieß es auch: Die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn denn. Herzog Ernst dagegen büßte durch zweijährige Gefangenschaft auf der Feste Gibichenstein im fernen Sachsenlande seinen Eid- und Landfriedensbruch.

Aber wie geschrieben steht: ‚Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes,‘ „so lag des Herzogs Mutter Gisela ihrem kaiserlichen Gemahl an, er möchte ihren Sohn wieder zu Gnaden annehmen. Und Konrad konnte ihrem Andringen nicht widerstehen, da die kluge Frau ihm sonst auch mit ihrem weisen Rath getreulich zur Seite gestanden und viel bei ihm gegolten. Ernst wurde nicht nur die goldene Freiheit wieder geschenkt, sondern sein Stiefvater erklärte sich auch bereit, ihn in sein Herzogthum Schwaben wieder einzusetzen. Auf einem Tage zu Ingelheim, drunten am herrlichen Rheinstrome, vor den geistlichen und weltlichen Fürsten des Reiches wollte Kaiser Konrad seinem Stiefsohne feierlich das Herzogthum Schwaben wieder leihen. Nur an eine Bedingung wurde diese Gnadenerweisung gebunden. Und die war: Ernst sollte zuvor eidlich geloben, er wolle weder Werner von Kiburg noch dessen Gesellen in den Grenzen seines Herzogthums dulden, sondern, wenn die sich darin betreten lassen, greifen und zu des Reiches Haft bringen. Burg und Grafschaft Kiburg lag und liegt ja noch heute im Herzogthum Schwaben.“

„Deß' weigerte sich Ernst aber auf's Entschiedenste und vergebens waren selbst der Mutter eindringliche Vorstellungen. Ohne Urlaub, bei Nacht und Nebel schied er mit wenigen Anhängern vom Reichstage. Da traf den Unbeugsamen des Reiches Acht und der Kirche Bann. In feierlicher Reichsversammlung unter Gottes freiem Himmel, das gezückte Reichsschwert in der Rechten, sprach der Kaiser von seinem Stuhle herab den fürchterlichen Spruch:

‚Aus kaiserlicher Macht und nach dem Schluß
Der Fürsten steh' ich und erkläre ihn,
Vormals der Schwaben Herzog, Ernst den Zweiten,
Als Feind des Reichs, als offenbaren Aechter;
Vom Frieden setz' ich ihn in Unfrieden,
Sein Lehen theil' ich hin, woher es rührt,
Sein eigen Gut gestatt' ich seinen Erben,
Erlaube männiglich sein Leib und Leben,
Sein Fleisch geb' ich dem Thier im Walde preis,
Dem Vogel in der Luft, dem Fisch im Wasser.
Ich weise ihn hinaus in die vier Straßen
Der Welt und wo der Freie wie der Knecht,
Fried' hat und Geleit, soll er keines haben.
Und wie ich diesen Handschuh von mir werfe,
Wie dieser Handschuh wird zertreten werden,
Soll er verworfen und zertreten sein.‘

„Mark und Bein erschütternd wiederholten die Fürsten des Fluches Schluß:

‚Soll er verworfen und zertreten sein.‘ „Und Todtenstille herrschte vor den Schranken in der Menge des Volkes. Da hörte man, wie der Rhein Welle um Welle brausend dahintrieb, gleich als ob auch er dem Verstoßenen zürnete. Darauf wartete dessen ein noch schwererer Fluch. In bischöflichem Ornate erhob sich Warmann von Constanz und sprach in fürchterlichem Ernst also:

‚Im Namen sämmtlicher des Reiches Bischöfe
Verbann' ich ihn, den vormal'gen Herzog Ernst
Sammt Allen den, die ihm helfen und ihn hegen,
Aus unsrer heil'gen Kirche Mutterschooß
Und übergebe ihn dem ew'gen Fluch:
Verflucht sei er zu Haus und auf dem Feld,
Auf offnem Heerweg, auf geheimem Pfad,
Im Wald, auf dem Gebirg und auf der See,
Im Tempel selbst und vor dem Hochaltar!
Unselig sei sein Lassen und sein Thun,
Unselig, was er isset, was er trinkt,
Und was er wachet, schlummert oder schläft:
Unselig sei sein Leben, sei sein Tod!
Verflucht sei er vom Wirbel bis zur Zeh',
Verflucht sei der Gedanke seines Hirns,
Die Rede seines Mund's, des Auges Blick,
Der Lungen Odem und des Herzens Schlag,
Die Kraft des Armes und der Hände Werk,
Der Lenden Mark, der Füße Schritt und Tritt
Und selbst der Kniee Beugung zum Gebet!
Und wie ich dieser Kerzen brennend' Licht
Auslösch' und tilge mit des Mundes Hauch,
So aus dem Buch des Lebens und der Gnade
Soll er vertilget sein und ausgelöscht.‘

‚Soll er vertilget sein und ausgelöscht,‘ intonirten in feierlichem Chore die versammelten Bischöfe. [32]“

„Geächtet und gebannt suchte Ernst, ein zwiefach Verstoßener, Rath, Schutz und Hilfe gegen den Kaiser, seinen Stiefvater, bei dem Grafen Odo von Champagne, seinem nahen Verwandten von Mutterseite her. Nur wenige seiner früheren Anhänger, darunter Graf Werner von Kiburg, waren ihm dahin gefolgt. Aber er fand kein Gehör. Odo vermeinte, selbst mehr Rechte auf Burgund zu haben, als der Kaiser und sogar Ernst, sintemal seine Mutter des Burgunderkönigs Rudolf älteste Schwester gewesen. Von seinem Vetter abgewiesen wandte sich Ernst wieder nach Schwaben, wo er auf der Felsenfeste des immer noch

treu zu ihm haltenden Ritters Adalbert von Falkenstein, in den Wildnissen des Schwarzwaldes,[33] eine Zufluchtsstätte fand. Hier lebte er mit seinen Gesellen eine Zeit lang von Raub und Plünderung und machte dadurch die Gegend weitum unsicher. Als so Ernst's Versteck verrathen worden, schickte der Bischof Warmann von Constanz, welcher von dem damals im fernen Ungarlande kriegführenden Kaiser Konrad über Schwaben gesetzt war, den Grafen Manegold vom Hause der alten mächtigen Grafen von Nellenburg mit vielem Kriegsvolk aus mit dem Auftrag, er solle dem geächteten Herzog auflauern und ihn einfangen. Dazu hatte sich Manegold vornehmlich die Mannen des Klosters Reichenau auserlesen, die vor Begierde brannten, an dem vormaligen Herzog Rache nehmen zu können dafür, daß er vordem auf den Besitzungen ihres Gotteshauses schrecklich gehaust. Es gelang den gegen Ernst Ausgesandten auch bald, ihn so zu umgarnen, daß sie die besten Rosse, welche er und seine Gesellen besaßen, von der Waide wegnahmen. Und nun konnte er seine bisherigen, so gefürchteten und mit Glück ausgeführten Raubzüge weit in das Land hinaus nicht länger unternehmen. Darum brach er, um nicht am Ende durch Hunger zu einer schmählichen Uebergabe gezwungen zu werden, mit dem Häuflein seiner Getreuen aus dem dicken Walde in die vorliegende offene Gegend der Baar heraus, um Manegold anzugreifen, zu siegen oder als Held zu fallen. Und an einem heißen Augusttage des Jahres 1030 stießen Ernst und Manegold auf einander. Wuth und Verzweiflung schufen, daß Herzog Ernst und seine Getreuen wie Löwen kämpften, aber es waren ihrer viel zu wenig gen der starken Schar der Feinde, die ihrerseits auch tapfer stritten. Und der über die Maßen heiße, hartnäckige Kampf hatte erst ein Ende, als Werner und Adalbert und fast alle anderen Leute des Herzogs und dieser selbst aus vielen Wunden blutend die Walstatt bedeckten. Aber der von der andern Seite erkämpfte Sieg war theuer bezahlt: auch Graf Manegold und viele seiner Mannen waren gefallen. Da hub sich, als die Kunde von dem unseligen Kampfe und dessen so blutigem Ausgang durch die schwäbischen Gaue lief, in vielen Burgen Trauer, Jammer und Herzeleid, denn es war mancher Frau der Ehegemahl, manchem Kinde der Vater und mancher Jungfrauen ihr Trutgeselle durch die Schärfe des Schwerts geraubt worden. Und nachdem der geächtete junge Herzog als treufester Freund und tapferer Held gefallen, da lebte in mancher Mannesbrust die alte Anhänglichkeit an ihn wieder auf und man beklagte tief sein Geschick. Selbst der gestrenge Bischof von Constanz, welcher noch kurz zuvor den schweren Fluch über ihn ausgesprochen, blieb nicht kalt. Er nahm solchen von dem Gefallenen hinweg und vergönnte ihm seine letzte

Ruhestätte in den geweihten Räumen seines Münsters. Manegolds entseelte Hülle dagegen wurde auf die Reichenau gebracht und in der Kirche des Klosters, dessen Schirmvogt er gewesen, beigesetzt.

Aber noch heute lebt das Andenken an den vormaligen Schwabenherzog Ernst fort im Munde des Volks, welches sich gar wunderliche Abenteuer erzählt, die er auf einer Fahrt in's heilige Land bestanden haben soll während der Zeit, in welcher er von Schwabens Boden verschwunden war."

Aufmerksam war auch der Schiffer der Erzählung des Küchenmeisters gefolgt. Daß der Herzog Ernst im Münster seiner Vaterstadt begraben liege, wußte er wohl, hatte auch schon dieses und jenes von demselben gehört. Aus der Unterhaltung der fürnehmen Herren glaubte er den Schluß ziehen zu dürfen, daß dieselben gerne etwas von alten Zeiten hören, darum faßte er ein Herz und sprach: „Ich könnte, wenn die Herren geruhen mich anzuhören, etwas Wunderseltsames erzählen, das vor gar langer Zeit bei uns geschehen, bei den alten Constanzer Fischern von Mund zu Mund gegangen und mir von meinem Ureni, welcher an die hundert Jahre alt geworden, oft erzählt worden ist."

„Erzähle," sagte alsbald darauf einer der Herren. Darauf hub der Schiffer also an: „In uralten Zeiten saß auf dem Stuhle von Constanz ein Bischof des Namens Konrad, der ob seiner großen Frömmigkeit der Heilige heißt. Wiewohl er nun aber über die Maßen fromm gewesen, so hat er doch nit fasten können, das ihm sehr leid gewesen. Da ist er uf einen Tag mit den Fischern uf den See an das Eichhorn* hinus gefahren, auf daß er sich des Essens desto baß (besser) überheben möchte. Als ihn aber uf der Heimfahrt der Hunger so gewaltig angefallen, daß er ohne Speis niht länger hat sein können, ist er uß dem Schiff uf das Wasser getreten und wie wenn er uf festem Grund und Boden gewesen, der ‚Fischbrucke', die am nächsten gelegen, zugegangen. Derohalben heißt solche heut noch auch die Sant Konradsbrucke. Von diesem Gang des Heiligen rühret auch der weiße Streifen her, den man, so das Wasser weder zu tief noch trüb ist, seitdem uf dem Grunde des See's vom Eichhorn bis an die Fischbrucke sehen kann."

„Fahr' uns auf diesem Wege an's Land," sagten die Herren dem Schiffer, als er seine Erzählung geendet. Aber sie sahen auf dieser Fahrt den bemelten weißen Streifen nicht, woran, wie der Schiffer meinte, eben der hohe Stand des See's und die Trübe des Wassers Schuld gewesen.

* Das äußerste südöstliche Ende der Landzunge zwischen Constanz (Petershausen) und der Insel Mainau: Eichhornwald, jetzt Lorettowald.

Achtes Kapitel.

Des Grafen Albert Heimfahrt und Einkehr im Kloster Reichenau.

Wenige Tage nach der Fahrt auf dem See traten unsere Grafen ihren Heimritt an. Zuvor hatte der Küchenmeister die Aufträge zu Einkäufen besorgt, welche ihm seine Gräfin gegeben. In Constanz blühte nämlich damals besonders die Fabrikation von Leinwand und der Handel damit, den die dem städtischen Adel (Patriziat) angehörigen reichen Kaufherren, welche mit den bedeutendsten Handelsplätzen in Ober-Italien, Frankreich, Deutschland und Belgien in Geschäfts-Verbindung standen, schwunghaft betrieben. Die Weber in Constanz und andern Städten am See verstanden es, ganz kunstreiche Bildwerke von Blumen und Thierfiguren in Leinwand zu weben. Eine Balle von solchem hatte nun Heinzelin einzukaufen, wie auch ein Stück Seidenzeug, einige feine Goldwaaren — eine zierliche Venetianer-Kette und einen Fingerring mit Perlen oder Edelsteinen. Denn auch von solchen Artikeln, welche die Kaufleute von Italien namentlich Venedig und Frankreich bezogen, gab's in Constanz eine reiche Auswahl. Und der Küchenmeister hat mit aller Umsicht eingekauft, so daß er sich zum Voraus des Lobes seiner hohen Frauen für versichert hielt. Ob er sich nicht getäuscht, — wir wissen es nicht. Der Aufenthalt in Constanz war in vielen Beziehungen für die Herren lehrreich und interessant gewesen. Daher wußten sie auch, als sie heimgekehrt waren, vieles zu erzählen und manche, sonst langweilige Stunde auf ihren einsamen Burgen für ihre Familienkreise angenehm auszufüllen.

Unser Graf hatte sich aber schon auf seiner Fahrt nach Constanz vorgenommen, auf seinem Heimritt die Insel Reichenau und das dortige Kloster zu besuchen und führte dieses Vorhaben auch aus. Sein Haus stand ja seit uralten Zeiten in naher Beziehung zu dem Kloster und dessen Aebten, denn es begleitete das Ober-Schenkenamt desselben (Bd. I. S. 173). Zwar versahen die Grafen von Hohenberg selten, nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, so wenn der Abt, einem Fürsten gleich, in seiner „Pfalz" hohe Gäste bei festlichem Mahle um sich versammelte, ihr Amt in eigener Person. Sonst, für gewöhnlich kredenzte der Ritter vom nahen Salenstein als des Klosters Unterschenke dem Abt den goldenen Becher mit dem Schleitheimer, dem köstlichen Trunk aus den klösterlichen Weingärten der Insel. Aber diese schönen Zeiten des Klosters waren damals längst vorbei. Es war nicht mehr eine reiche Aue. Häufige Kriege, in welche dasselbe, dem eine zahlreiche Dienst-

mannschaft zu Gebote stand, verwickelt worden und die es so wiederholt schwer geschädigt hatten, schlechte Wirthschaft der Aebte, üppiges, ungeistliches Leben derselben und ihrer Conventualen, welche in alten Zeiten dem höheren Adel angehören mußten, mancherlei Heimsuchungen durch Mißwachs, Brand u. s. w. hatten das Kloster zur Zeit des Constanzer Hoftags und schon früher so heruntergebracht, daß es der päbstliche Stuhl unter die Administration des Abts Berthold von St. Gallen stellte, welcher demselben die nöthigsten Lebensbedürfnisse zu reichen hatte. Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß der von dem Administrator eingesetzte Abt Albrecht von Ramstein fast vom Schlag gerührt wurde, als man ihm die Kunde brachte, es näheren sich auf der schmalen Landzunge, die zu der alten Burg Schopfeln führte, welche damals am östlichen Ende der Insel stand, Berittene dem Kloster. Schon träumte er von einem feindlichen Ueberfall, der seinem Gotteshause das Wenige, was es noch besaß, wegnehmen werde. Doch athmete er wieder ganz leicht auf, als des Grafen Albert Marschalk, der vorausgeritten war, ihm die Ankunft seines Herrn meldete. Ehrerbietigst, ja unterthänigst empfieng da der Lehensherr den Vasallen, hieß ihn herzlich willkommen und führte ihn in seine Pfalz, deren damaliger Zustand dem ökonomischen Zerfall des Klosters ganz entsprach. Kaum hatte sich Albert mit seinem Gefolge niedergesetzt und den ihm gereichten Becher Ehren-Weines geleert, so überschüttete ihn der Abt unter Seufzen und Weinen mit herzzerreißenden Lamentationen über die tiefe Armut des Klosters. Das war nun allerdings nicht zu längerem Verweilen einladend, daher der Graf ungesäumt wegreiten wollte, nachdem er mit seinen Rittern den ihnen gereichten sehr frugalen Imbiß, bei welchem der Schaffner übrigens sein Möglichstes gethan, eingenommen hatte. Da lud ihn der Abt zur Besichtigung seines Klosters ein und erbot sich, selbst den Cicerone zu machen. Allererst führte er, nachdem seine Einladung angenommen worden, den Grafen und dessen Gefolge in die Klosterkirche und zunächst an das Grabdenkmal des Kaisers Karl des Dicken, welches bei dem Altar der heiligen Muttergottes in dem Chor auf der rechten Seite zu sehen war. „Dieser unglückliche Fürst,“ hub der Abt seinen Gästen zu erzählen an, „hat nach dem Tode seiner Brüder, Oheime und Vetter zu Alemannien, seinem anererbten Königreiche hin, deren Reiche alle und so das ganze unermeßliche Reich seines großmächtigsten Urgroßvaters Karl, der auch unserem Gotteshause ein warmer Gutthäter gewesen, unter seinem Scepter vereinigt. Aber er war schwach an Geist und Körper, darum wurde er von den Fürsten des Thrones entsetzt und ist verachtet und vergessen in Neidingen an der Donau, einem geringen

schwäbischen Dorfe, gestorben, welches ihm sein Nachfolger aus Mitleiden zu seinem Unterhalt angewiesen hatte. Wie andere sagen, ist er von seinen eigenen Dienern dort jämmerlich erwürgt worden."

Darauf wies der Abt dem Grafen eine zweite Grabstätte gleichfalls im Chor zur rechten Seite und sprach: „Hier ruht der größte Held des Schwabenlandes, Graf Gerold. Seinem Geschlechte ist die große Ehre widerfahren, daß der große Frankenkaiser Karl sein Ehegemahl Hildegard daraus genommen. Nachdem Gerold, deren Bruder, in seines kaiserlichen Schwagers Kriegen der Heldenthaten viele verrichtet, hat ihn dieser zu seinem Statthalter in Baiern gesetzt, um die Ostgrenze des Reichs gegen die Hunnen (Avaren) zu vertheidigen. Da traf ihn in einem Kampfe mit dem wilden Reitervolke ein tödtlicher Pfeilschuß. Darauf wurde seinem letzten Willen zufolge sein Leichnam in unser Kloster gebracht, dem er viele Dörfer geschenkt hatte. Die traget ihr, edler Graf, als unseres Gotteshauses Schenke von diesem meist zu Lehen." [34]

Nach diesem führte der Abt seinen hohen Besuch zu einer dritten Grabstätte, der — wie er erklärte — des schwäbischen Grafen Manegold von Nellenburg. „Dieser war," fügte er bei, „Schirmvogt unseres Gotteshauses, ist mit den Mannen desselben und anderen vom Kaiser Konrad, den man den zweiten nennt, gegen den aufrührischen Herzog Ernst, welcher unser Kloster auch schwer geschädigt hat, ausgeschickt worden und im Kampfe mit demselben gefallen."

„Und noch vieler anderen hohen Herren Ruhestätten finden sich in der Kirche unseres Klosters und den dazu gehörigen Kapellen, so das Grab des Schwabenherzogs Burkard, dessen gestrenges Ehegemahl Hadewig noch lange nach ihm auf dem Hohentwiel drüben gesessen ist und das Land umher regiert hat." Also schloß der Abt seine Todtenberichte. Darnach zeigte er dem Grafen und dessen Gefolge den reichen Schatz seines Klosters an heiligen Reliquien und Kleinodien. Allererst einen guldinen Sarg, darin der ganz Leib des h. Evangelisten Sant Marx, und der, wie der Abt sagte, so schwer sei, daß vier Mann genug daran zu tragen hätten. „Dieses Heiltum, das zuvor die Stadt Venedig besessen, hat Ratolf, Bischof von Dietrichsbern oder zu Welsch Verona," fuhr der Abt fort, „unserem Gotteshause vergabt. Der war ein edler Schwabe von Geburt und wollte seine Tage in seiner Heimat beschließen. Darum zog er heraus von Welschland und bauete sich am See eine Zelle, die nach ihm Ratolfszelle genannt worden. Dort steht nun ein stattlicher Ort mit Burg und Kirche, darin Ratolfs Grab zu sehen." Darauf wies er den Herren noch mehrere silberne Reliquiensärge, ferner ein guldin Osterlamm, einen Krug von Marmelstein

(Marmor), darinn, wie der Abt erklärte, Christus der Herr zu Cana Wasser in Wein verwandelt, und welchen Simon Bardo, des griechischen Kaisers Feldhauptmann, welcher seine Tage auf der Au beschlossen, dem Kloster geschenkt habe; ein Fläschchen von Kristal, darinn von der hl. Maria Milch, einen in Gold gefaßten Zahn des h. Evangelisten Markus, ein Stück von Sant Peters Ketten, desgleichen eines von der Saul, daran Christus gegeißelt, zwei Arme von Sant Pelagien und Januarien, erhaben in Silber gefaßt, einen Daumen und seidenen Rock von Sant Pirmin, dem Stifter des Klosters, ein Stück von Christi Schweißtuch und noch viel ander' mehr, alles in Schreinen wohl verwahret.

Als der Graf und seine Ritter ihr Staunen über diesen reichen Schatz an heiligen Reliquien ausgedrückt hatten und sich anschickten, die Klosterkirche zu verlassen, bemerkte ihnen der Abt, das kostbarste Heiligthum hätten sie noch gar nicht gesehen. Er schloß einen mit Schlössern und Riegeln besonders verwahrten Schrein auf, nahm eine kleine, zierlich aus Elfenbein gearbeitete Lade heraus und öffnete sie. Darin lag ein Kreuzlein von Gold und mit Edelsteinen geziert, das einen und einen halben Zoll lang war. In den vier Enden, erklärte er den Herren, sei von dem heiligen Blut, in der Mitte aber ein Stücklein von dem Kreuz Christi.[35] „Geruhet ihr, Herr Graf," sagte darauf der Abt, „zu hören, woher dieses unser größtes Heiligthum stammt und wie wir es überkommen, so will ich Euch das umständlich berichten." „Dies, mein ehrwürdiger Vater, ein andermal, wenn ich das Kloster wieder besuche. Mich drängt's weiter zu reiten," entgegnete Albert.

Darauf verabschiedeten sich Graf Albert und seine Ritter von dem Abte und bestiegen ihre längst bereitstehenden Pferde. Sie fuhren des Tages noch nach Ratolfszell, wo man Nachtherberge bezog. Der Küchenmeister Heinzelin hatte die Besichtigung der Klosterkirche und deren Reliquien-Schatz nicht mitgemacht. Es war ihm das alles aus seinen jüngeren Jahren, wo er von seiner Vaterstadt Constanz oftmals auf die Insel Reichenau herübergefahren, hinlänglich bekannt. Dafür war er nach Niederzell geritten, um die dortige alte Kirche und deren Merkwürdigkeiten zu besichtigen. Er traf aber noch gerade zu rechter Zeit wieder bei seinem Grafen ein, um mit diesem gen Ratolfszell zu fahren. Auf der Fahrt dahin fragte ihn sein Herr, was es für eine Bewandtniß mit diesem Niederzell habe, was er dort Merkwürdiges gesehen und forderte ihn auf, es zu erzählen. Da hub er also an:

„Egino, ein Alemanne von gar fürnehmer Geburt, welcher vor mehr als vierhundert Jahren in der Klosterschule der Reichenau erzogen worden und dort auch die Mönchskutte genommen, ist von dem großen Kaiser

Karl auf den Bischofsstuhl von Dietrichsbern (zu Welsch Verona) gesetzt worden. Es ist aber ein eigen' Volk um uns Schwaben. Wohl haben wir von unsern Voreltern, den Sueven, ererbt, daß wir gerne herumschweifen und fremde Länder aufsuchen. Setzet aber einen Schwaben in den Paradiesgarten — immer wird ihn ein gewisses Heimweh anwandeln nach dem meist grauen Himmel, den unheimlichen großen Wäldern, den unwirthlichen Bergen, kahlen Felsen und nebeligen Thälern seiner Heimat, in der drei Viertheil des Jahres Winter ist. Also ergieng es auch dem Bischof Egino. Nachdem er wenige Jahre auf seinem Stuhle gesessen, wandelte ihn eines Tages eine unwiderstehliche Lust an, er möchte seine Heimat wieder sehen und dort auch seine Tage beschließen. Da achtete er nicht mehr seiner fetten Pfründe und des schönen welschen Himmels. Er machte sich auf, nahm seinen Reichthum an Geld und Kostbarkeiten zu sich, ritt über das Alpengebirge herüber und ließ sich auf der ihm wohlbekannten Insel Au im schwäbischen Meere nieder." „Da hat er erst keinen schlechten Geschmack gehabt," warf Graf Albert seinem Küchenmeister ein, „denn dieses Eiland ist zumal gegenüber den waldigen und kalten Revieren um meine Burgen Hohenberg, Nagold und Wildberg herum ein wunnesamer Garten mit einer sanften, gesunden Luft und fruchtbarem Erdreich, allda mengerlei Obst und Frucht wachst und insonderheit die Winrebe herrlich gedeiht." „Ja, und auf dieser schönen grünen Insel," ergriff wieder Heinzelin das Wort, „an dem gen Abend schauenden Ende erbaute der vormalige Bischof Egino eine schöne den Apostelfürsten Petrus und Paulus geweihte Kirche mit einer Probstei für sechs Chorherren und begabte solche reichlich. Dort wurde Egino auch begraben, wie die Inschrift einer metallenen Platte sagt, welche beim Altar zu sehen ist. Worüber ich aber nicht wenig staunte, ist das absonderliche Ding, welches ich auf der Grabstätte des frommen christlichen Bischofs stehen gefunden hab'. Es ist ein gegossen Bild aus Messing, zwo Spangen lang, einer ‚ranen' (schlanken) Form und schönen Gestalt, hat in der Rechten drei Rösli, in der Linken aber eine Schlange, in dem linken Hinterbacken ersieht man ein Löchli. Auf mein Befragen, was dies Bild sei und bedeute, belehrte mich einer der Chorherren, welcher mir die Kirche zeigte, also: ‚Es geht die Sag', das Bild sei ein Abgott, Alman genannt, gewesen, in unfürdenklichen Zeiten bei dem Flecken Almansdorf — daher dessen Name — zwischen Constanz und der Insel Mainau gestanden. Da seien, als das Land umher noch nicht zum christenlichen Glauben bekehrt gewesen, die heidnischen Anwohner des See's in allen ihren Nöthen und Anliegen zu ihrem Gotte Alman gegangen, um bei ihm Rath und Hilfe zu holen. Daher habe man ihnen den Namen

Alaman, Alemannen gegeben. Durch das Löchli an einem der Hinterbacken habe, meinte der Chorherr, der Abgott wohl seine Antworten gegeben, die drei Rösli und die Schlange werden bedeuten, daß derselbe Belohnung und Gaben ausgetheilt, aber auch Strafe und Buße auferlegt habe.' [36]

Von Ratolfszell gieng der Ritt des andern Tages zunächst bis zum Schlosse Nellenburg, wo man bei dem jungen Grafen Manegold einsprach und mit einem guten Imbiß erquickt wurde. An dem gleichen Tage aber gelangte Graf Albert noch bis zum Kloster Wald, in dem seine Schwester Mechtilde Aebtissin war, [37] welcher dieser Besuch vornehmlich galt. Von Kloster Wald aus ritt man dem Donauthal zu, wo der Graf auf seiner Burg Kallenberg wieder Herberge nahm. Und an einem der nächsten Tage zog er durch das „Berunthal" (Bärenthal) der alten Stammburg seines Hauses auf dem Ober-Hohenberg zu, allwo er einige Zeit verweilte. Wer von seinem Gefolge nicht bereits auf dem Heimritt von Constanz her mit Urlaub von dannen geritten war, zog, seine ritterlichen Hofbeamten der Rotenburg wie auch der Küchenmeister Heinzelin ausgenommen, jetzt der heimatlichen Burg zu.

Vierter Abschnitt.

Das Baurenfest — Rosengarten-Spiel — auf dem „Bernbühl“ bei Wurmlingen.[1] — Graf Albert von der Rotenburg reitet mit Gefolge dahin.

Wiewohl das Loos des gemeinen Volkes — der „armen“ Leute — im Mittelalter als ein besonders gedrücktes und trostloses zu bezeichnen ist, so verlor dasselbe doch seinen guten Humor nicht. Der machte sich in mancherlei Kurzweil, Witz, Scherz und Spiel Luft. Dabei arteten aber die ländlichen Feste, wie leider noch heute, schließlich meist in wüste Saufgelage und blutige Raufereien aus.[2] Es ist uns indeß aus dem früheren Mittelalter darüber, worin die Spiele des „armen“ Volkes bestanden, wenig überliefert, während wir die Ritterfeste und Spiele aus zahlreichen überschwenglichen Schilderungen und Verherrlichungen genau kennen. Wir glauben daher unsern Lesern einen kleinen Dienst zu erweisen, wenn wir, einleitend zu unserem Volksspiel, die folgende Aufzeichnung der größeren Jahrbücher von Kolmar hier einreihen. Aus derselben geht auch hervor, daß die Bauern bei ihren Spielen mitunter die sozialen Verhältnisse und das Leben der höheren und höchsten Klassen humoristisch aufgefaßt und dargestellt haben, wie auch daß die Kirche dem gemeinen Manne bei seinen Spielen vieles nachgesehen hat. Die angegebene Quelle hat nämlich zum Januar 1304 folgendes aufgezeichnet:

„Am Tage der Beschneidung des Herrn ließen die Bauern von Mintzenheim ihren König mit seinen dreizehn Würdenträgern, dem Birnentruchseß und den übrigen, nahe der Mühle, im bloßen Hemde unter der Brücke durch das Wasser ziehen, um so zu erproben, ob er der königlichen Ehren werth sei. Alle bis auf einen giengen mit ihrem König frohen Muths unter der Brücke durch. Derselbe hatte aus

Geringschätzung freiwillig auf seine Würde verzichtet und wurde von den jungen Burschen darum also verspottet: mit lautem Geschrei beklagten sie ihn wie einen ihrer Verwandten, läuteten die Todtenglocken und verkündeten seinen Tod. Am folgenden Tage legten sie einen Besen auf die Bahre und trugen denselben wie den Leichnam eines Gestorbenen in die Kirche. Hier hielten sie die Todtenfeier, dann trugen sie den Besen an das Wasser und warfen ihn hinein. In den übrigen Dörfern führten die Armen verschiedene andere Spiele auf. Einige stellten den Pabst und die Kardinäle dar; andere spielten öffentlich in den Dörfern und auf den Straßen Kaiser und Könige.“

Pfingsten war im Mittelalter, namentlich auch in Schwaben die eigentliche Festzeit für Hoch und Nieder. Insbesondere zeichnete sich bis in die neueste Zeit das Dorf Wurmlingen bei Rotenburg durch eine eigenthümliche volksmäßige Pfingstfeier aus, bei welcher es kostümirte Aufzüge mit dialogischen Vorträgen gab.[3] So lassen wir denn auch von den Bewohnern des genannten Dorfes, wo sich die Sagen von dem größten deutschen Helden — dem Dietrich von Bern — besonders lebhaft erhalten haben (s. d. Anm. 1), zu dessen Andenken an Pfingsten ein Festspiel und zwar nach alter Sitte im Freien auf einem bei dem Dorfe schön über dem Neckarthal gelegenen Hügel abhalten, welchen sie dem alten Recken nach „Bernbühl“ nannten und der jetzt noch diesen Namen führt.

Da gab's ein kleines schwäbisches Volksfest, zu dem man von der ganzen Umgegend hinströmte. Und auch die Herren und Ritter, welche auf den Burgen umher saßen, beehrten es mit ihrer Gegenwart, besonders fehlte nicht dabei der baurenfreundliche Graf Albert von der nahen Rotenburg mit seinem ritterlichen Hofgesinde. Galt es doch dem berühmtesten deutschen Recken, der so viele Wunderfahrten gemacht und so manche schweren Kämpfe siegreich bestanden hat. Darum waren der sangeskundige Küchenmeister auf der Rotenburg, Heinzelin von Constanz, dem die alten deutschen Heldensagen wohl bekannt waren, und der Kappadozier, der lustige Notar von dorten, auch gerne bereit, mit dem Ritter Dietrich Maerehelt von Wurmlingen, in dessen Geschlecht das Andenken des Helden von Bern besonders geehrt worden, das Baurenfest anzuordnen und zu leiten.

Heinzelin von Constanz setzte sich zu diesem Behuf bei Zeit in Verbindung mit dem ihm befreundeten schwäbischen fahrenden Sänger Marner und lud den zu dem Festspiel ein. Und der sagte auch gerne seine Theilnahme zu, denn er durfte für's Erste auf reichen Lohn von dem sängerfreundlichen Grafen Albert[4] rechnen, für's Andere wußte er

wohl, daß er auch unter dem Baurenvolk aufmerksame Zuhörer finden und großen Beifall ernten werde, wenn er von Dietrich von Bern oder dem König Rother, von der Kriemhilde oder Siegfrieds und Eckes Tod, von Heimen und Wittichen Streiten oder der Nibelungen Hort und dergleichen singen und sagen werde.[5] Er erbot sich, bei dem Baurenfest die Mär' von der Kriemhilde Rosengarten bei Worms zu erzählen. Dem entsprechend waren die Leiter des Festes der Meinung, die Wurmlinger Bauren sollten darstellen, wie Dietrich von Bern und seine Recken mit den Hütern des Rosengartens gekämpft haben, traten auch bald zusammen, um die Abhaltung des Festes näher zu besprechen. Sie hatten hiebei die nicht leichte Aufgabe, die für die verschiedenen Rollen möglichst tauglichen Persönlichkeiten aus der Baurenschaft von Wurmlingen herauszufinden und dafür zu gewinnen, die Ausrüstung, beziehungsweise Ausstattung derselben zu bestimmen und zu beschaffen u. a. m. Man brauchte nun vor allem eine Maid, welche die Königin Kriemhilde vorzustellen hatte, und zwei Burschen, von welchen der Eine den Dietrich von Bern, der Andere den hörnen Siegfried spielen sollte.

Zuerst suchten sie, da die Ausstattung der Königin die meisten Umstände machte, diese zu bekommen. Da solche indeß doch auch ein Gefolge von Edelfrauen haben mußte, gewannen sie zunächst überhaupt eine Anzahl von Dorfschönen für das Spiel und ließen von diesen die Königin durch das Loos bestimmen. Das war von den Festordnern sehr klug ausgedacht, denn auf diese Weise trugen sie der Eifersucht und Eitelkeit die gebührende Rechnung. Und glücklicherweise traf es sich, daß Albrada, der Tochter eines in Wurmlingen ansäßigen angesehenen Maiers der Kirchenpflege auf dem Berge, einer sehr schmucken und stolzen Maid, durch das Loos die Rolle der Königin zufiel. Der Küchenmeister brachte es nun leicht zu Stande, daß seine menschenfreundliche Gräfin die Ausstattung derselben mit standesgemäßen Gewändern rc. übernahm, und einer ihrer Frauen die Weisung gab, die Königin anzukleiden und zu schmücken. Das Hauptstück des Anzugs bildete ein hochrother seidener Mantel mit bunter Borte. Auch einen ausgezackten silbernen und vergoldeten Stirnreif stiftete sie zu dem Feste. Ueber den sollte die Kriemhilde, so ordnete es die gräfliche Zofe an, ein „Schappel" (einen Kranz) aus frischen Rosen tragen, und ein weißer seidener Schleier über die reichen goldgelben Haarlocken auf den entblösten Nacken niederwallen. Auch die Frauen des Gefolges der Königin hatten sich möglichst herauszuputzen. Dabei durfte ein Schappel von verschiedenen Blumen nicht fehlen und mancher Kopfputz fiel etwas thurmartig aus.

Der ganze Anzug der Königin nebst Diadem sollte nach dem Willen

der gnädigen Gräfin den Wurmlingern verbleiben, um bei späteren derartigen Festspielen zu dienen. Und diese Stiftung war ganz im Sinne ihres Ehegemahls, welcher dergleichen Feste sehr liebte, darum auch sich gegen seinen Küchenmeister bereit erklärte, er wolle die sonstigen Kosten für dasselbe auf seine Kasse übernehmen.

Als die drei Festordner mit den Frauen-Rollen glücklich fertig geworden, schritten sie zur Wahl der Recken. Es handelte sich nun zunächst darum, wer den alten weisen Hildebrand,[6] den Erzieher und Meister Dietrichs von Bern und vieler anderen Recken, machen sollte. Da wußte der Ritter Dietrich bald Rath. In dem Dorfe Wurmlingen lebte seit einem Jahrzehent ein Mann, der zwar seine Fünfzig schon auf dem Rücken hatte, aber noch ausnehmend stark war, in fremden Landen Kriegsdienste genommen hatte und im Ruf großer Klugheit stand. Man nannte ihn daher Heinrich die „Weisheit". Er war in jungen Jahren als Roßbube auf die Rotenburg gekommen, hatte da häufig mit angesehen, wie die jungen Grafensöhne und Knappen von einem Ritter oder dem „Meisterknappen" in den ritterlichen Künsten — im Stein- und Speerwerfen, Ringen, in Führung des Schwerts und der Lanze, im Reiten und dergleichen unterwiesen und geübt wurden. Als aufgeweckter kräftiger Junge war er all' dem mit großer Aufmerksamkeit gefolgt, und hatte, wie er Zeit und Gelegenheit gehabt, sich im Geheimen in dergleichen Dingen versucht und mit viel Erfolg. Damit nahm auch seine Körperkraft und Gewandtheit in dem Maße zu, daß er, sich deren bewußt, bald mit den älteren Knechten angebunden und gerauft hat, und am Ende mit allen fertig geworden ist. Dadurch machte er sich aber schließlich bei dem übrigen gemeinen Gesinde des Grafenhofes auf der Rotenburg so verhaßt, und es gab unter demselben durch ihn so viel Unfrieden, daß Graf Burkard, Alberts Vater, wiewohl er ein besonderes Gefallen an dem kecken, gewandten und nicht weniger treuen Burschen hatte, denselben seines Dienstes entließ, worauf er wieder in sein stilles Dorf gieng. Es behagte ihm aber, wie man sich leicht denken kann, das Bauernleben, die Arbeit mit der Hacke, das Pflügen mit den langsamen Ochsen gar nicht. Dabei sah er stolz auf seine alten Kameraden herab. Das führte auch bald zu Raufhändeln mit denselben; er blieb übrigens immer Sieger, selbst wenn sechse zumal gegen ihn gestanden. So war, da er noch dazu gar kein Freund vom Arbeiten auf dem Felde gewesen, seines Bleibens in Wurmlingen nicht lange, und er dachte darauf, wie er heimlich sich aus dem Staub machen könnte. Nur war es ihm nicht recht klar, wohin er sich wenden und was er in der Fremde beginnen sollte. Da traf es sich, daß ein wandernder Krämer in's Dorf kam, der ferne

Länder durchzogen hatte. Um den sammelte sich bald die jüngere und ältere Dorfjugend, nicht gerade um Einkäufe zu machen, sondern mehr um zu hören, was der vielgereiste und sehr mundfertige Mann von fremden Ländern zu erzählen wußte. Auch Heinrich fand sich ein und häufiger als die andern Burschen, denn er fühlte sich mächtig angezogen von den Erzählungen des Krämers. So lernte dieser ihn kennen, erfuhr auch dessen Vergangenheit und fand schließlich Gefallen an dem kecken, gescheiden und gefürchteten Burschen. Schade, dachte der Hausirer bei sich selbst, daß der nicht das Kriegshandwerk treibt, da wäre er viel mehr an seinem Platze. Der gäbe einen tüchtigen Sarjanten für einen Ritter. Und der Krämer war kurz besonnen. „An deiner Stelle würde ich," sagte er ganz im Geheimen zu Heinrich, „bei einem reichen, tapferen Ritter in einem fremden Lande um guten Sold Kriegsdienste nehmen. Ich weiß dir einen solchen, ziehe mit mir." Dieser Rath, solch' Anerbieten des Fremden, der bald so aufrichtigen Antheil an Heinrichs Loos genommen, kam diesem ganz erwünscht. Es wurde im Geheimen das Nähere verabredet, wie man die Sache in's Werk setzen könnte, ohne Rumor zu machen. Und da wußte der schlaue, vielerfahrene Krämer für alles Rath und sein Schützling war klug genug, demselben und sich das Spiel nicht zu verderben. Erst eine Woche, nachdem Heinrich sein heimatliches Dorf verlassen hatte, wurde es den Leuten klar, daß er weggegangen, um nicht so bald wieder, vielleicht gar nimmer zu kommen. Wohin aber, das wußte niemand; wohl raunte man sich in's Ohr, der Krämer, welcher mehr als mit andern Burschen mit ihm verkehrt hatte, werde dabei die Hand im Spiel gehabt haben.

Derselbe hielt auch getreulich Wort. Er brachte den jungen, kecken Schwaben auf die ihm wohlbekannte Burg eines Ritters, der die wenigste Zeit daheim war. Gab es keine Heerfahrt, so trieb ihn die Sucht nach Abenteuer oder die Wanderlust hinaus in fremde Lande. Es folgten ihm dabei immer einige reisige Knechte, zu welchen er sich wagehalsige, kräftige Burschen auserſah, mit denen sich was machen ließ. Die dienten theils zu Fuß, theils zu Pferd, trugen Harnisch und Eisenhauben und führten im Streit lange scharfe Lanzen oder Wurfspieße, auch Bogen, selbst Schwerter, nur keine Schilde.[7] Mit all' diesen Waffenstücken aber war unser Wurmlinger von der Rotenburg her wohl bekannt, auch fehlte es ihm nicht an Kühnheit, Ausdauer und Stärke. Und bald hieng er mit der größten Treue an seinem Herrn. Der gab denn auch in Kurzem dem Schwaben vor allen andern den Vorzug und behielt ihn bis an sein Lebensende in seinem Dienst. Gegen zwanzig Jahre war Heinrich mit seinem Ritter fast in aller

Herren Länder herumgezogen, hatte auch eine Pilgerfahrt über's Meer gemacht, und so nicht viel auf seines Herrn Burg gesessen. Doch war es diesem vergönnt gewesen, in der Heimat von hinnen zu fahren, nachdem die Gebresten des Alters sich bei ihm eingestellt hatten und sein treuer Knecht Heinrich wie ein zärtlicher Sohn sein' gewartet. Darum hatte er auch von seinem sterbenden Herrn einen ansehnlichen Nothpfennig für sein Alter erhalten.

Mit schwerem Herzen verließ Heinrich die Burg, welche seine zweite Heimat geworden, und suchte seine alte wieder auf, um seinerseits da auch seine Tage zu beschließen. In Wurmlingen aber hatte man ihn für verschollen gehalten, darum kam das ganze Dorf in Bewegung als es hieß, der „wilde Heinz“ sei wieder gekommen. Alles drängte sich herzu, ihn zu sehen. Aber er war nicht mehr der alte: die Jahre hatten sein Haupt nicht nur etwas grau gemacht, sondern auch seinen Brausekopf merklich abgekühlt. Er war überhaupt ein ganz anderer Mensch geworden. Denn wie viel, wie gar mancherlei hatte er erlebt und erfahren! Wie viel wußte er seinen einfachen Landsleuten zu erzählen! Wie staunten sie ob den von ihm erzählten Abenteuern! Wie sperrten sie Maul und Nase auf, wenn er ihnen die fremden Länder, die seltsamen Sitten und Gebräuche von deren Bewohnern schilderte! Den tölpelhaften Bauern seines Dorfes, deren Gesichtskreis kaum über ihren Zehnten hinausreichte, erschien er wie ein Gelehrter, wie ein Weiser.

Bald nach seiner Ankunft in der alten Heimat, welche er wie ein Dieb in der Nacht heimlich verlassen hatte, wollte er seinen alten Herrn auf der Rotenburg, den Grafen Burkard, dessen höriger Knecht er gewesen, wieder aufsuchen und sich bei dem stellen. Aber man sagte ihm, der schlafe längst im Kloster Kirchberg den ewigen Schlaf, und dessen Sohn, Graf Albert, halte seit Jahren auf der Rotenburg Hof. Den rühmte man ihm sehr als einen milden Herrn, darum säumte er sich nicht lange und lief hinauf zur Burg, wo er seine Knaben- und Jünglingsjahre verlebt hatte. Und der Graf nahm ihn sehr gnädig auf, ließ sich auch von ihm seine Erlebnisse erzählen und fand Gefallen an dem alten „Sarjanten“, der so viele Heerfahrten und Abenteuer mitgemacht hatte. Je und je gieng Heinrich auch in der Folge hinauf zum Grafenhofe, wo er bei der Herrschaft und dem Gesinde gerne gesehen war. Und nicht wenig stieg dadurch sein Ansehen noch mehr bei seinen Landsleuten, und man gab ihm den Ehrennamen Heinrich die „Weisheit“.

Bei den Bauernburschen von Wurmlingen aber machte er sich durch eine andere Errungenschaft des vielbewegten Lebens, welches er hinter

sich hatte, besonders beliebt und hochgeachtet. Als Sarjante war er, der schon in seinen jungen Jahren auf der Rotenburg sich in den ritterlichen Künsten geübt, ein vollkommener Meister in denselben geworden, wenn er gleich nicht Schild und Sporen eines Ritters getragen. Und die Freude am Waffenwerk, wenn es auch nur Spiel war, blieb ihm noch in seinem Alter. Darum achtete er es für keine Schande, an den Spielen der Bauernburschen Theil zu nehmen und diese sahen sich dadurch nicht wenig geehrt. Gerne ließen sie sich's auch gefallen, wenn der alte „weise Heinz" dieselben leitete und ihnen allmählich einen mehr kriegerischen Anstrich gab. Da veranstaltete er Wettlauf und Ringkämpfe, Taubenschießen mit Bogen und Armbrust, ließ die Jungen große Steine und schwere Stangen, welche Wurfspieße vorstellen sollten, nach einem Ziele werfen. Ja selbst in Führung des Schwerts — es war freilich nur ein hölzernes — unterwies und übte er sie. Hatte er als Fechtmeister einem seiner Scholaren, der sich nicht gehörig gedeckt, einen etwas schweren Streich versetzt, oder im Ringkampf seinen Gegner unsanft zu Fall gebracht, so pflegte er scherzend solchen mit dem Sprichworte zu trösten: „an einem alten Kessel wird man rußig" und dergleichen mehr.[8]

Der Leser wird nun leicht errathen, daß der Ritter Dietrich von Wurmlingen, Heinrich, die „Weisheit", zur Rolle des alten Hildebrand vorgeschlagen haben wird. Und gerne sagte derselbe zu, unterstützte die Festordner auch bei der Wahl der zu den übrigen Rollen tauglichen Persönlichkeiten. Zugleich übernahm er die Aufgabe, die ausgewählten Burschen in ihre Rollen einzuüben und manches dazu vorzubereiten und zu beschaffen.

Zur Rolle des unüberwindlichen hörnenen Siegfried schlug Heinrich einen ungewöhnlich großen, dabei breitschulterigen Burschen vor, der Albrecht hieß und in der ganzen Gegend unter dem Beinamen „der Riese" bekannt war.[9] Der war so stark und dabei so gewandt, daß er einmal selbst Heinz, seinen Lehrer, im Ringkampf geworfen hatte. Einem anderen seiner Zöglinge, „Ecke" genannt, der kühn und gleichfalls sehr stark war, und, wenn er beim Raufen in Wuth gerathen, alles unerbittlich niederwarf, sollte man nach Heinrichs Meinung die Rolle des Helden Dietrich von Bern geben. Einen jungen, wiederum starken und dabei sehr flinken Burschen, „Amelung" genannt, den rauflustigsten Gesellen des Dorfes, schlug er zu der des Wolfhart, Hildebrands Neffen, vor. Zur Rolle des finsteren, grimmen Burgunden-Helden Hagen wählte man Heinrich, genannt das „Wolfshirn". Den verschlagenen Burschen mit dem unheimlichen Blicke mied man, denn er war dabei ein gewaltiger Raufbold und sah gern Menschenblut

fließen. Für Asprian, den riesenhaften Recken der Kriemhilde, bestimmte man einen wilden Gesellen, der an Größe Albrecht dem Riesen nichts nachgab und eben auch Asprian hieß. Zur Rolle des burgundischen Recken Volker, des Fidelers, ersah man den kräftigen Sohn des alten Spielmanns Gelbfrat von Wurmlingen. Und auch für die noch fehlenden Rollen der Helden Dietrichs von Berne und der Kriemhilde fanden sich mehr oder weniger taugliche Persönlichkeiten, und Alle erklärten sich gegen den alten Heinz zur Theilnahme an dem Kampfspiel bereit. Nur die Rolle des streitbaren Mönchs Ilsan wollte keiner der Burschen übernehmen, weil sie nicht in der Kutte eines Klosterbruders auftreten wollten und mit Recht fürchteten, der Mönchsritter werde verlacht und noch lange hinten nach zum Gespött werden, am Ende gar den Beinamen „der Mönch“ bekommen. Doch fand sich schließlich auch einer, als der sagenkundige Küchenmeister der Rotenburg die wirklich dankbare Rolle des Mönchs-Helden auseinandergesetzt hatte.

Nachdem man die Helden für das Kampfspiel gewonnen hatte, einigten sich die Festordner unter dem Beirath des alten Heinz über die Kampfweise und Ausrüstung der Bauernrecken. Beim Spiel sollte nur der Schwert- und Ringkampf vorkommen, letzterer aber nur dann eintreten, wenn beide Streiter Schild und Schwert ohne Entscheidung verhauen hätten, und Ritter Dietrich den unpartheiischen Kampfrichter machen. Als Waffen bestimmte man hienach Schwert und Schild, als Rüstung einen Eisenhut, Brustharnisch, Bein- und Armschienen, aber nicht von Eisen, sondern starkem Leder, wie auch dergleichen Handschuhe. Die Eisenhüte lieferte die Rüstkammer der Rotenburg; die breiten, nicht spitzigen Schwerter und die festen, großen und dreieckigen Schilde ließ Heinz aus gutem, zähem Eschenholz fertigen. Letztere wurden von einem Schildmacher in Rotenburg gemacht, auch bemalt und zwar die der Recken von Worms roth und weiß (Silber) in die Quere getheilt, die der Helden des Dietrich von Bern mit einem gelben (goldenen) Löwen auf blauem Grunde.[10] Auf die Schilde der königlichen Recken des Burgundenkönigs Gibich und dessen Söhne Günther und Gernot, sowie den Schild des Lampartenkönigs Dietrich wurden Kronen gemalt. Den ritterlichen Spielmann Volker konnte man an der gelben Geige erkennen, die noch besonders auf seinen Schild gemalt wurde. Die Brustplatten und Schienen aus Leder fertigte ein Sattler in Tübingen. Während Waffen und Rüstung gefertigt wurden, unterwies der alte Fechtmeister Heinz seine Helden-Scholaren wie man sich beim Zweikampf mit dem Schwert und beim Ringen zu verhalten und der Rotenburger Küchenmeister sowie der Notar übten sonst die Rollen ein.

Die Herstellung des Fest- und Kampfplatzes übernahmen der Ritter

Dietrich und die Wurmlinger. Auf der über dem reizenden Neckarthal liegenden breiten Kuppe des „Bernbühl“ standen zwei alte Linden mit weithin reichendem Laubdach. Unter jeder waren seit unfürdenklichen Zeiten steinerne Bänke angebracht, der Lieblingsplatz der erwachsenen Dorfjugend an Sonn- und Festtagen der schönen Sommerzeit. Von da erklang oftmals in's Thal hinab in lieblicher Weise das Liedchen:

„Dû bist mîn, ich bin dîn:
des solt du gewis sîn.
dû bist beslozzen
in mînem herzen;
verlorn ist daz sluzzelîn:
dû muost immer drinne sîn.“ [11]

Unter der einen Linde sollte, also ordnete es der Ritter Dietrich an, der Ehrenplatz der Königstochter Kriemhilde mit ihren Frauen sein, unter der anderen Graf Albert von der Rotenburg mit seinem Gefolge Platz nehmen.

Die Kuppe des Hügels ließ Dietrich in weitem Umkreis mit vielen Tannenbäumchen und dazwischengespannten Seilen umfrieden. Zwei größere Tannen bezeichneten den Eingang zum „Rosengarten“ der Kriemhilde. Die Dorfschönen sollten am Morgen des Festes die Tannenbäumchen mit vielen bunten, flatternden Bändern, die Linde der Kriemhilde dagegen über und über mit Rosen schmücken, welche an die äußersten Zweige zu binden waren. Also sollte der Baum einen gewaltigen Rosenstock vorstellen. Auf der andern Linde ließ Ritter Dietrich für den Sänger Marner einen bequemen Sitz herrichten, von dem aus er mit seiner weitschallenden Stimme die Mär' von dem Rosengarten bei Worms vortragen sollte, auf dem Gipfel derselben aber an einer hohen Stange sein Banner aufstecken. Darin waren auf silbernem Grunde drei grüne Hügel zu sehen, wovon der eine eben den „Bernbühl“, der andere den Hügel — die „Wandelburg“ genannt — und der dritte, die andern zwei überragend, den Berg vorstellen sollte, auf dem noch heute die Kirche des hl. Remigius steht. Ueber den drei Hügeln des Banners aber erhob sich drohend ein schwarzer, schrecklicher Drache mit feurigen Augen, weit aufgesperrtem Rachen, blutlechzender rother Zunge und zum Ergreifen des Raubs sich anschickenden „Pratzen“. (S. Bd. I. S. 193.) Damit wollte der auf seine Ahnen nicht wenig stolze Ritter die Theilnehmer des Festes daran erinnern, daß einer seines Geschlechts auch ein Siegfried, ein Drachentödter gewesen. Der „Bernbühl“ gehörte überdies zum Eigen des Ritters, hatte freilich wenig Werth, da er zur Zeit nicht angebaut war und nur als Waide- und Spiel-Platz

diente. Außerhalb der Umfriedung des Rosengartens, aber ganz in der Nähe sollte ein großes Zelt aufgeschlagen werden, darunter auf hölzernen Bänken Dietrich mit seinen Recken Platz nehmen sollte.

Kaum waren die mancherlei Zurüstungen zum Baurenfeste geendigt, so kam der Pfingstmontag heran, auf den es angesetzt worden. Schon einige Tage zuvor war der schwäbische fahrende Sänger Marner auf der Rotenburg eingetroffen, um Graf Albert, dem gräflichen Sänger, seine Huldigung darzubringen und in dessen Familienkreise einige seiner Lieder vorzutragen. Auch wurden zwischen ihm und den Leitern des Festes noch die letzten Verabredungen getroffen.

Einen herrlichen Sommertag brachte der Pfingstmontag; der Himmel selbst schien eine Freude an dem Baurenfeste zu haben. Darum waren die Wurmlinger schon am frühen Morgen desselben auf den Beinen und wer eine Rolle oder sonst ein Geschäft bei dem Feste übernommen hatte, sputete sich, das Seine zu besorgen, um gerüstet und rechtzeitig an seinem Platze zu sein. Die Burschen, welche die Heldenrollen übernommen, hatten sich bei Tagesgrauen von dem Lager erhoben und geleiteten die Dorfschönen, welche es auf sich genommen hatten, eine der Linden zu einem großen Rosenstock umzuschaffen und die Tannenbäumchen mit Bändern zu schmücken, hinaus zu dem Festplatze, um dabei Handreichung zu thun. Bald erschienen auch einige Knechte des Ritters Dietrich mit dem an einer hohen Stange befestigten Banner ihres Herrn, und steckten solche auf der andern Linde auf. Nun wurden auch Wächter bestellt, welche die Weisung hatten, keinen Unberufenen den Festplatz betreten oder irgend was schädigen zu lassen. Inzwischen warfen sich die Königin und deren Frauen in Putz und Staat. Viele Dirnen waren mit dem Fertigen der Rosenkränzchen beschäftigt, welche die Sieger erhalten sollten. Und die Rosen waren nach dem Feste in der ganzen Umgegend sehr selten geworden.

Nach der Messe, bei welcher auch die Theilnehmer nicht gefehlt hatten, begann der Zug zum Festplatze. Unter den Klängen einer lärmenden Musik zogen Kriemhilde mit ihren Frauen im Geleite ihrer Recken und Dietrich von Bern mit seinen Helden hinaus zum „Bernbühl“, wo die Königin sich unter ihrer Linde niederließ. Dabei stellten sich auch ihre Helden auf. Der Berner dagegen begab sich mit seinen Gesellen unter sein Zelt. Alle Helden aber waren noch nicht in Waffenrüstung, nur ihre Schwerter führten sie. Helm und Schild, Brustplatten und Schienen waren auf Karren in Kisten ihnen nachgeführt worden und sollten von jedem erst unmittelbar vor dem Kampf angelegt werden. Eine unübersehbare Zuschauermenge war dem Festzuge gefolgt und hatte sich außerhalb der Umfriedung des Platzes aufgestellt. Viele

Knaben hatten bereits benachbarte Bäume erstiegen, um von da aus dem Spiele zuzuschauen.

Kurz nachdem alles auf seinem Platze und gerüstet war, sah man auf dem alten „Heidenweg", welcher in alten Zeiten von Sülichin her nach Wurmlingen führte, eine stattliche Schar Berittener daher kommen. Es war, wie man bald gewahr wurde, Graf Albert von der Rotenburg mit seinem ritterlichen Hofgesinde und einigen Herren der Umgegend, denen von Ehingen, von Owe, den „Züttelmannen" von Dettingen u. a., einigen Knappen und Knechten. In des Grafen Gefolge ritten auch sein Amman von dem Städtchen Rotenburg, dessen Vetter der Stahler von dort, der geschickte gräfliche Waffenschmied, Heinzelin, der gelehrte Küchenmeister und der „Kappadozier", der lustige Notar von der Rotenburg, an des letzteren Seite endlich der fahrende Sänger Marner. Der saß gleich einem ritterlichen Herrn in schöner Gewandung ganz stattlich auf seinem Pferde. Der freigebige Graf hatte ihn also ausrüsten lassen. Da bestieg Ritter Dietrich Maerhelt flugs sein Roß, eilte seinem Lehensherrn entgegen und geleitete ihn auf den Festplatz, zu dem für ihn bestimmten Ehrenplatz unter einer der Linden. Ehrerbietigst, wie sich's gebührte, hielt Dietrich dem Grafen beim Absteigen den Stegreif. Da stieg auch alles flink von den Rossen, welche der Obhut der Knechte übergeben und von denselben in die gräflichen Maierhöfe in's Dorf hinein geführt wurden. Dietrich aber kredenzte in einem großen Becher, einem alten Erbstück seines Geschlechts (s. Bd. I. S. 192), seinem Herrn den Willkomm-Wein, ein gut Gewächs vom „Pfaffenberge". Gleiches thaten seine Söhne dem ritterlichen Gefolge des Grafen und der Rotenburger Küchenmeister sorgte dafür, daß auch der fahrende Sänger einen vollen Becher bekam, doch vergaß er auch sich und seinen Collegen, den lustigen Notar, nicht. Als Marner seinen Becher geleert hatte, wies ihm Heinzelin seine grüne, schattige Rednerbühne. Und bald bestieg er laut auflachend mittelst einer Leiter dieselbe. Da geboten einige Trompetenstöße Stille, worauf der Sänger, nachdem er sich auf seinem seltsamen Sitz zurecht gefunden, mit seiner weithin schallenden Stimme rief: Höret

„Die Mär' von dem Rosengarten der Königin Kriemhilde bei Worms",*

und also zu erzählen anhub:

„Drüben an dem stolzen Rheinstrome liegt eine wonnesame Stadt. Sie heißet Worms. Dort saß in unfürdenklichen Zeiten mit manchem

* Wir geben die Mär' mit namhafter Abkürzung und in der Fassung mit Rücksicht auf einen größeren Leserkreis.

kühnen Recken Gibich, der mächtige König der Burgunden. Dem hatte sein Ehegemahl drei Söhne, Günther, Gernot, Giselher und eine Tochter geboren. Die hieß Kriemhilde und war also schön, daß der hörnen Siegfried, eines reichen Königs Sohn in Niederland, mit zwölf Recken in großer Kostbarkeit nach Worms fuhr, um die Maid zu werben. Siegfried aber war so unmaßen stark, daß er die Leuen fieng und sie mit den Schwänzen über die Mauern hieng. Auch hat er schon in seinen jungen Jahren ein schreckliches Ungeheuer, den Lindwurm getödtet, darauf, zum Manne herangewachsen, die kühnen Nibelunge erschlagen und ihren an Edelgestein und Gold unermeßlich reichen Hort gewonnen, dazu das sieghafte Schwert Balmung und die Tarnkappe, durch welche er sich unsichtbar machen konnte. Dabei war sein Leib für jedes Waffen unverwundbar, denn davon, daß er sich in dem Blute des Drachen gebadet, ward seine Haut hörnen, nur nicht da, wohin, zwischen die Schulterblätter, ein Lindenblatt gefallen.

In der Zeit, da der Held Siegfried an König Gibichs Hofe zu Worms war und um dessen Tochter Kriemhilde warb, war dieser Wunders viel gesagt von einem andern starken Recken, der König in Lamparten war, zu Verona, deutsch Bern, saß und Dietrich geheißen. Da sann die stolze und dabei listige Jungfrau auf Mittel und Wege, wie sie die zwei kühnen Recken zusammenbringen könnte, denn sie wollte sehen, welcher von ihnen der größte Held seie.

Nun aber hatte Kriemhilde bei Worms einen Rosengarten, der war eine Meile lang und eine halbe breit, mit einem seidenen Faden umspannt und von zwölf Recken gehütet. Zu diesen gehörten auch ihr Vater und ihre Brüder Günther und Gernot. Die andern aber waren Siegfried, der Held von Niederland, der unverzagte grimme Hagen, der kühne Spielmann Volker, der ebenso süße Töne fiedeln, als wuchtige Schwertschläge führen konnte, die Riesen Ortwein, Pusold, Schruthan und Asprian, „des Teufels Genosse“, Walther vom Wasgenstein, der kühne Fürst am Rhein, und der starke Studenfuß.

Im Vertrauen auf die Stärke und Mannheit dieser Helden ließ die Königstochter Kriemhilde in ihrem Uebermuth durch alle Lande die Fürsten auffordern, sie sollen mit zwölfen ihrer Mannen in den Garten kommen, da werde man ihrer warten und sie mit Streit bestehn'. Darüber tadelte sie der kühne Volker und sprach: „solch Widertrutz entbietet ihr reichen Fürsten, die euch unbekannt sind. Glaubet mir, es gibt noch manchen Helden, der gern in unser Land führe und mit euren Fürsten fechten möchte. Herr Dietrich von Berne in Lamparten drinnen und seine vielen starken Mannen, die haben zu unsern Zeiten immer das Beste gethan. Wird denen die Mär' kund, so fahren sie über

den Rhein, der Anger wird von Blut roth und naß, und mancher Held wird euren Uebermuth mit dem Leben büßen müssen.“ Da sprach Kriemhilde, die Königstochter: „wie bringe ich es aber zu Wege, daß der Berner mit seinen Recken an den Rhein kommt? Wer will mein Bote gen Bern sein? Dem will ich's reich lohnen.“ „Ich will die verwegene Botschaft nicht übernehmen, denn ich möchte mein gesundes Haupt den Wölflingen nicht lan,“ war Volkers Antwort.

Nun war in den Zeiten am Königshofe zu Worms ein junger Herzog von Brabant. Der sprach also zu Kriemhilde: „ihr habt in eurem Frauenzimmer eine schöne Herzogin, der diene ich seit acht Jahr mit Schild und Speer und hab' ihr zu Ehren manige Lanze verstochen. Gebt ihr mir die zum Weibe, so will ich euer Bote gen Berne zu den Wölflingen werden.“ „Dem soll,“ versetzte darauf Kriemhilde, „also werden,“ führte den Herzog in die Kemenate der Jungfrau und sagte zu dieser: „edle Maid, du sollst diesen Recken zum Manne nehmen, er verdienet es um mich, denn er will meine Botschaft nach Berne bringen.“ Die Jungfrau aber sprach: „ich bin nicht euer eigen, wollt ihr die Leute morden, so mag ich keinen Antheil daran haben.“ Doch nahm sie unter Thränen von dem Herzog „das gulden Fingerlein“ und wünschte ihm Glück auf die Fahrt.

Darauf fuhr der Bote mit fünfhundert Rittern vom Lande. Ihre Fahrt gieng über Heidelberg, Hall „in der Schwaben Land“, Nördlingen und Augsburg. Als sie nicht mehr weit von Berne waren, sprach der junge Herzog zu seinen Rittern: „nun bindet auf die Helme, ich wähn', es sei uns noth; ich fürchte, Kriemhilde habe uns in den Tod geschickt.“ „Wenn ihr so zage werdet, hättet ihr uns am Rheine lassen sollen, laßt uns mit den Wölflingen streiten, wenn sie Lust dazu haben,“ versetzte darauf einer der Ritter.

Es hatten aber Dietrich, dem Könige in Lamparten, Späher die Kunde gebracht, daß eine Schar Gewappneter durch sein Land reite. Der saß, als die vom Rheine in Bern einritten, mit schönen Frauen und tausend Rittern eben im Saale des Palas seiner Burg. Da sprach er, als die Mannen sich nach dem Mahl von den Tischen erhoben: „Ihr Herren, sitzet stille und gebt mir Rath: fremde Gesellen sind ohn' mein Geleite in Wehr und Waffen durch mein Land geritten, wie wollen wir die Kühnen empfahen?“ „Mit schweren Schwertschlägen!“ schrieen Dieterichs Mannen.

Just um die Zeit ritten die Fremdlinge für den Saal und stiegen unverzagt von den Rossen. Sie ersah allererst Wolfhart, des Berners tapferster Degen. Der stand eben am Fenster. „Lieber Herre, steckte ich in meinen Stahlringen, so wollte ich lieber streiten, als in dem

Himmel sein," sprach der stets kampflustige Recke. Da wappneten sich die tausend Ritter. Manch' schöne Frau legte dabei Hand an und sprach den Segen.

Da fügte es sich, daß dazumal unter den Frauen von Dietrichs Hofe sich eine Herzogin befand. Die war vom Rheine und in Lamparten als Geisel. Neugierig, nach Frauen Weise, trat sie auch an's Fenster, rief aber, als sie die fremden Ritter ersehen, alsogleich: „die Herren sind mir bekannt; der fürnehmste ihrer heißt Sabin und ist ein Herzog von Brabant. Darauf hieß man die Herzogin zu den Ankömmlingen gehen und von ihnen Botschaft bringen. Solches that sie auch unverweilt. „Seid Gott willkommen, Herr Herzog aus Brabant, und eure Mannen," redete sie die ungeladenen Gäste an und fuhr also fort: „daß ihr dem Vogt von Berne gewappnet und kampfgerüstet in sein Land geritten, das verdrießt ihn sehr und wird euch übel bekommen. Mit einem großen Heere wird er euch besteh'n (angreifen)." Darauf versetzte der Führer der Schar vom Rheine: „edle Herzogin, wir bitten euch, ihr wöllet unser Fürsprecher sein, geruhet, daß wir in euer Geleite vor den Fürsten gehen dürfen; es wird euch von mir und all' meinen Mannen wohl gelohnet werden." „Ja, ich führ' euch vor den Fürsten, der ist also gut, daß er um der Frauen willen alles thut." Mit diesen Worten nahm sie den Herzog bei der Hand und führte ihn auf des Berners Saal. Und der Held aus Brabant grüßte mit Züchten den Fürsten und die Frauen, die Recken und die Mannen. Wohl erwiederte, wie sich geziemte, der von Berne des Herzogs Gruß, wandte sich aber in strengen Worten also zu demselben: „mich wundert sehr, warum ihr gekommen, weßhalb ihr als Fremdlinge in Wehr und Waffen und ohne mein Geleit in mein Land geritten, ich han ja nie gegen euch gethan. Solches ist, bei meiner Treu', mir und meinen Rittern noch nie geschehen." Darauf erwiederte der von Brabant ehrerbietigst: „uns sind die Wege hie zu Land unbekannt, darum führen wir unsere Harnische, und wem hätten wir, wenn wir sie abgelegt, solche anvertrauen sollen? Wir getrösten uns des sicheren Geleits, welches uns diese schöne Jungfrau von eurem Hofe, hochgeborner Fürst, zugesagt hat." Und die selbst legte nun ein gut' Wort bei dem Berner ein: „viel edler Fürste," sprach sie, „lasset um der himmlischen Magd, meinet- und aller guten Frauen willen euer Zürnen sein und höret die Botschaft, welche euch der Herzog von Brabant bringt." „Ich kann nicht nach eurem Willen thun, euer Schützling und seine Mannen haben das Leben verwirkt," entgegnete darauf der Fürst von Berne und wollte vor Zorn von dannen geh'n. Der Herzog von Brabant aber bat ihn stille stehen und sprach: „heißet lesen den Brief, welchen euch durch mich sendet

eine edle Königin vom Rheine. Ihr Vater heißt Gibich und wir sind seine Mannen." Da sprang alsbald der dienstfertige Kapellan des von Berne auf, nahm den Brief in die Hände, übersah ihn, lachte und las also: „eine Königin vom Rheine hat diese Boten hergesandt. Die hat einen Garten, reich mit Rosen bepflanzt, der ist eine Meile lang, eine halbe breit, und um den geht ein seidener Faden. Des Garten hüten zwölf der allerkühnsten Mannen, die man am Rheine finden mag. Darum spricht sie: „Trutz sei allen Fürsten, daß keiner komm' darein! und fordert euch meinen hochgebornen Herren auf, ihr sollet zwölfe gewinnen, die den ihrigen gleichkommen." „Und was sollen die dann machen?" unterbrach da Dietrich den Kapellan. „Das sollt ihr gleich hören," versetzte der darauf: „überwinden eure Zwölfe die Hüter des Rosengartens, so wird von der jungen Königin jedem ein Rosenkränzlein, ein Halsen und ein Küssen, und hochgeehret werden sie vor allen Recken."

Da sprach Herr Dietrich von Berne: „weſ' zeihen mich die Frauen? Die sind wunderlich, wenn ihrer keine einen Mann nehmen will, ich habe denn zuvor mit ihm gestritten oder wolle ihn besteh'n. Schlägt er mich todt oder haut mich sehr wund, so küßt sie ihn mit ihrem rothen Mund und er erhält dann allein auch den Rosenkranz. Darum bleiben wir lieber zu Hause, so bleibt auch unser Haupt unversehrt." Darauf entgegnete der alte Meister und Recke Hildebrand: „ich aber will an den Rhein fahren, mit den kühnen Hütern des Rosengartens streiten, ein Kränzlein holen und von der jungen Königin ein Halsen und Küssen verdienen." Da schämte sich der von Berne seiner Rede und sprach: „getreuer Hildebrand, du sollt mich wissen lan, wie wir mit grossen Ehren an den Rhein kommen können." „In Wehr und Waffen," war des Weisen kurze Antwort.

Darauf nahm wieder der Kapellan das Wort und sprach: „in dem Brief stehet weiter geschrieben: die Königin bietet euch Trutz und Widertrutz, wenn ihr die Fahrt unterlasset und nimmermehr dürfet ihr euch dann zu den Fürsten gesellen." „Das sind trotzige Wort', der Brief ist grob; deſ' müssen die Boten entgelten, und keiner von ihnen soll lebendig von dannen kommen; wolauf, meine Mannen, wappnet euch," sprach darauf Dieterich. Da wappneten sich tausend Recken, banden ihre reichen Helme auf, griffen zu den Schwertern und zuckten die Schilde für sich, die Fremden zu erschlagen. Da solches der Herzog von Brabant sah, sprach er zu seinem Gefolge: „ihr, meine werthen Ritter, fliehen ist schändlich, wehre sich jeder des Besten das er kann."

Als die Ding' solch' einen bösen Verlauf genommen, verließ die edle Herzogin, welche die Herren vom Rhein vor den Fürsten von Berne

geführt, schreiend den Saal und suchte den nie streitsatten Wolfhart, des alten Hildebrand Neffen, auf und sprach: „Herr Wolfhart, laß dir meine schwere Angst und mein großes Herzeleid geklaget sein.“ „Saget an, edle Herzogin, was Leid euch drückt; mag ich's wenden, ich thu's auf die Treue mein“ — versetzte alsbald der Recke. Sie sprach: „Ich han den Gästen für den Fürsten von Berne das Geleit gegeben, um seine Gnade für sie zu werben, nun hat er solch' großen Haß gegen die gefaßt, daß er sie zur Stunde alle erschlagen lassen will. Hilf, o Held! Kommen sie gesunden Leibs wieder an den Rhein, so wirst du deß' Ehre und Ruhm viel haben, und ich gebe mich dir zu eigen.“ Da antwort' ihr der kühne Degen: „mir ist unbekannt, wie man Fraüen gut dienen soll; Streiten und Fechten ist meine Wonne. Ich lasse euch frei, will aber um euretwillen den Gästen beistehen. Wer ihnen von Stund an ein Leid thut, den erschlage ich, das schwör' ich euch.“ Und mit Züchten dankte dem Kühnen weinend die Herzogin. Der ließ alsbald sein starkes Roß bringen, gürtete es, ergriff seinen Schild und schwang sich ohne Stegreif in den Sattel. Zu den Gästen ritt der Verwegene, entschlossen, für sie zu fechten, und rief mit donnernder Stimme, von der sein Helm erklang: „die Gäste beschirmen will ich, lieber Herre, das sag ich euch fürwahr. Bedenket, Fürst, wenn ihr Boten in fremdes Land senden, man die aber nicht hören, sondern todtschlagen wollt', ob das euren Ehren nicht groß Unglimpf und Spott brächte? Wenn den werthen Gästen in eurem Lande ein Leid geschieht, so bedecket ihr euch mit Schande.“ Darnach sprach auch Hildebrand bei dem Berner für die Herren vom Rheine. „Viel lieber Herre mein, empfahet die Gäste wohl, thut ihnen das Beste, das fordert eure Ehre“ — sagte er. Und der Fürst von Berne that also. Zu seinem alten Meister aber sprach er: „Hildebrand, mein Getreuer, rathe mir, wie wir an den Rhein kommen, den Helden widersagen, Lob und Preis werben, den Schimpf und Widertrutz rächen können.“ „Wir müssen den Rhein sehen, dort Helme verhauen, daß sie Funken sprühen und das Blut davon fleußt,“ sprach Hildebrand. „Hab' Dank, kühner Degen, das ist auch mein Rath und ich will mit auf die Wal,“ versetzte darauf Wolfhart.

Als der Streit also geschlichtet war, warfen die Gäste ihr stähelin Gewand von sich, legten Sammet und Seide an und schritten gar herrlich und in großen Züchten zu des von Berne Saal. Da sprach Wolfhart zu ihnen: liebwerthe Gäste, esset meines Herren Brod und trinket seinen Wein, man gibt's euch williglich, so lang' ihr hie sein möget. Und bis an den zehnten Tag verblieben sie in Berne, dieweil man großer Ritterschaft pflag. Dazu gab ihnen der Fürst tausend Mark Gold und reich Gewand mit Gold beschlagen, wie der Herzog vom

Rheine zuvor nie gesehen. Als die Tage um waren, gieng der Kriemhilde Bote mit seinen Mannen gar züchtiglich für den Fürsten von Berne und sprach: „möcht's mit euren Hulden sein, Herre, so begehrten wir Urlaub von euch und ritten an den Rhein." Da sprach Dieterich: „mein Urlaub und mein Hulde sei euch unversagt; ich geleite euch mit fünfhundert Degen aus meinem Lande, wollt ihr aber länger bleiben, so soll man eur' wohl pflegen." Darauf antwort' ihm der Herzog von Brabant: „habt Dank, edler Held; wir möchten an den Rhein." In Stahl kleideten sich nun wieder die Gäste und mit großen Ehren geleitete sie der von Berne durch Lamparten Land bis Garden. Da sprach der Herzog von Brabant: Hochgeborner Fürste, Gott dank' euch reichlich, ihr habt gar freundlich an mir und meinen Mannen gethan. Ihr sollt nun wieder heim reiten gen Berne; wir kommen allein wohl an den Rhein. Da will ich von eurer Tugend und Zucht immer sagen; was man von der singt und sagt, das ist volle Wahrheit. Was wöllt ihr aber entbieten lassen der Königstochter Kriemhilde, meiner hohen Frauen? Da sprach der von Berne: „saget der Königin, der Widertrutz, den sie mir in mein Land hat entbieten lassen, wird ihr heimgegeben. Das wird mancher ihrer Helden schwer büssen müssen. Saget ihr, daß ich zwar zu Berne der Rosen genug habe, aber ihre Hochfahrt nicht übersehen kann. Sechzig tausend Ritter, die wohl um Rosenkränzlein fechten können, führe ich über'n Rhein; dazu bringe ich zwölf Recken, die sich wohl getrauen, ihre zwölf zu bestehen."

Urlaub nahm darauf der Herzog von dem Fürsten von Berne und ritt heim in sein Land. Dort angekommen, empfieng ihn Kriemhilde mit großen Hulden, freute sich heimlich der Botschaft, welche er ihr von dem Berner brachte und gab ihm die schöne Herzogin von ihrem Hofe zum Ehegemahl.

Als Dieterich nach Berne zurückgekehrt war, entbot er bald seine Recken zu sich in den Saal, um mit ihnen die Fahrt an den Rhein zu berathen. Da sprach er zu Hildebrand: „Du kennst, mein Getreuer, die zwölf Helden, welche der Königin Rosengarten bei Worms hüten, rath' mir, wo wir zwölfe finden, die sie wohl bestehen können." Und der weise Meister Hildebrand theilte die Rollen des Kampfes also aus: Mit Siegfried aus Niederland, dem Starken, müsset ihr, mein Herre, selbst fechten; den kühnen Pusold soll Wolfhart besteh'n; mit dem Riesen Ortwin soll Siegestab, der junge, streiten; den zornesmuthigen Schrutthan, dem alle Riesen bis zum Meere unterthan sind, soll Heime bestehn; gen den andern Riesen Asprian, der zwei Schwerter in einer Scheide führt, schicke ich Wittich, deſ' Schwert ist ja so scharf, daß er jeden Helm verhaut; mit dem kühnen Degen Volker, der auch so wohl fiedeln

kann, soll Ortwein streiten; den grimmen Hagen, von dem die Mär' sagt, er hab' allein tausend Ritter erschlagen, soll der starke Eckart besteh'n; mit dem Gernot, der in jungen Jahren manchen Mann erschlagen, soll Helmschrot fechten, der ist auch wacker im Streit; den König Gunther soll mein Bruder Amelolt, der unverzagte, besteh'n; mit dem König Gibich will ich selbst fechten, wie grau mir ist der Bart; gegen den schweren Studenfuß will ich gewinnen meinen Bruder, den streitbaren Mönch von Isenburg; dem Walther von dem Wasichenstein weiß ich allein gewachsen Dietleib von Steine, des mächtigen Königs Biterolf Sohn; man sende ihm einen Boten und werbe ihn für die Fahrt. Und Dietleib war auch bereit, Walthern zu besteh'n und ritt mit dem Boten gen Berne. Da wurde er mit großen Ehren empfangen und Dieterich küßte ihn an den Mund.

Als die eilf Recken beisammen waren, sammelte der Fürst von Berne sechzig tausend Mann; die waren mit Stahl und Eisen wohl bekleidet und hielten bei einander auf einem grünen Plan. Mit denen und den eilf Recken zog Dietrich für das Kloster Isenburg, wo Ilsan innen lag. Auf einem grünen Felde, des Klosters Eigen, ließ der von Berne manch' herrlich Gezelt aufschlagen. Als solches Hildebrands Bruder, der Mönch, ersah, verkehrte sich sein Gemüthe, „gel" und grün ward seine Farbe. „Den Schaden muß ich wehren, die müssen den Anger räumen; wappnet mich in die Stahlringe, bringet mir Roß, Schwert und Speer, ich will zu ihnen reiten und allein sie bestehn," schrie er seine erschrockenen Klosterbrüder an. Und sie thaten also. Da rannt' er aus dem Kloster und führt' eine zwölf Klafter lange Stange. Sein' ward mit dem Ersten Hildebrand gewahr. Da sprach der zu dem Fürsten von Berne: „sehet ihr dort den Recken, der hat den Wahn, unser Heer allein zu bestehn; es ist mein Bruder Ilsan, darum muß ich gen ihn jagen, ihm kund zu thun, wer wir sind. Käme er eh' zu uns, er schlüge sich mit der ganzen Schar; ich kenne seines Zornes Flut und seine wehrhafte Hand." Da band Hildebrand den Helm auf und hieß ihm sein Roß bringen. Darauf setzt er sich, nahm das Speer zur Hand und ritt sturmbereit gegen den gewappneten Mönch. Der rannte ritterlich gegen ihn, aber Hildebrand wich seinem Stoß aus und nahm seinen Helm vom Haupte. Da erkannte ihn der Mönch. „Was han ich dir gethan? Um meinetwillen hättest du diese Fahrt, durch die ihr uns Land und Leute verwüstet, unterlassen sollen, wäret ihr and're Leut', fürwahr die starke Schar würde nicht mit Ehren davon kommen. Mich verdrießet, daß meine Mannheit meinem Kloster nicht zu Gut kommen soll, binde wieder auf den Helm, dir sei widersagt" — rief der grimme Mönch seinem Bruder Hildebrand zu.

Darauf thät ihm aber dieser die Fahrt zum Rheine kund und sprach: „Der Recken han wir elfe, die freudig ausziehen; wolltest Du, mein Bruder, nicht der zwölfte sein? Mein Herre würde Dir's mit seiner Huld, mit Silber und Gold reichlich lohnen. Kehren wir sieghaft wieder, so wird man noch nach tausend Jahren von uns singen und sagen. Willt Du aber nicht streiten, so reite wenigstens mit an den Rhein und sei Zeuge, wie ich der Kühnsten einen dort bestehe." Darauf sprach der kampfesmuthige Mönch: „Lieber Bruder, wenn's der Abt mir erlaubt, reit' ich mit Dir, und wenn ich in den Rosengarten komme, so geht's an manchen Mann." Und nun ritten der Fürst von Berne, Hildebrand und andere Recken mit dem Mönche dem Kloster zu und klopften an dessen Pforte. Darauf kam der Abt mit den Brüdern heraus und empfieng die Herren würdiglich. Dieterich und die anderen aber baten den Abt um den Mönch Ilsan. Jener aber sprach: „es ziemt uns nicht zu fechten, wir sind Gottes Knechte und sollen Ihm Tag und Nacht mit Beten und Messen dienen. Der Bruder darf euch nicht zum Rheine folgen." „Laßt ihr mich nicht reiten zum Kampfe an den Rhein und geschieht einem der Recken in dem Garten ein Leid, so müsset ihr und die Brüder das schwer büssen," versetzte darauf Ilsan und fuhr also fort: „Auch hab' ich, eh' ich die Kutte bei euch genommen, dem Fürsten von Berne, meinem alten Herren, geschworen bei einem Eide, ich wolle, wenn er mein' von Nöthen, noch eine Fahrt mit ihm thun."

Da sprach der Abt: „So reitet in Gottes Namen mit zum Rheine und kämpfet in dem Garten, dann sind wir vor eurem Toben sicher; aber ein Kränzlein von der jungen Königin müßt ihr mir bringen." Deſ' waren die Herren froh und Ilsan versprach dem Abte das Geschenk, wofern er nur immer zum Streit komme, bat auch denselben, die Mönche zum Abschied von ihm zu versammeln. Und zu denen gewendet sprach er: „ich muß an den Rhein; gedenket, liebe Brüder, meiner und betet für mich und meiner Seele Heil, so bringe ich euch auch von den Rosen. So viel als eur' sind, will ich Helden besteh'n; sendet mich Gott wieder heim, so soll't ihr alle Kränzlein erhalten." Da antworteten einmüthig die Mönche: „wir versprechen's euch auf unsern Eid, daß wir Tag und Nacht Gott bitten werden, er möge euch Kraft und Sieg verleihen und gesund wieder zu uns senden." Im Herzen aber sandten sie ihm manchen Fluch nach und baten den Christ vom Himmel, er möchte ihn nicht wieder kommen lassen, denn er hatte sie oftmals an den Ohren herumgezogen und sonst mißhandelt, wenn sie nicht gethan wie und was er gewollt. Dieterich aber zog mit seinen Recken (darunter nun auch der Mönch Ilsan) und Mannen fröhlich nach dem Rheine. Wo sie ritten,

thaten sie Niemand was zu Leide und verzehrten ihr eigen Gut; darum sah man auch manchen Bauren neben ihnen unbesorgt zum Acker gan. Der alte Hildebrand aber wies ihnen die ihm wohlbekannte Wege.

Am elften Tage kamen sie Worms genüber zu dem Rhein. Da wartete der Fähre Ruprecht, der kühne Ferge, mit zwölf starken Söhnen. Der verlangte, als man ihn aufforderte, die Recken und Mannen überzuführen, als Lohn Hand und Fuß. „Solches zu geben, wäre schmählich," sprach der von Berne, „lieber will ich mit ihm streiten und mein Leben verlieren." Da half der listige Mönch: er ritt zum Rheine, suchte den Fergen auf und sprach: „willt du zwölf geistliche Brüder überführen, es soll nicht dein Schaden sein." Vor Ilsan's langer, weiter Kutte sah der Ferge weder Schwert noch Stahlgewand; dabei wies dessen langer Bart auf einen Klosterbruder. Und die List gelang. Der Ferge sprach, „lieber Bruder, ich führe euch um Gotteswillen gern über." Als aber Ilsan an's jenseitige Ufer gesetzt war, zeigte er sich in Wehr und Waffen. Da schrie ihn der grobe Ferge an: „reiten die geistlichen Brüder bei euch also in Ring- und Stahlgewand durch das Land; ihr habt mich betrogen und belogen, alter Bocksbart," griff zu seinem Ruder und schlug damit kräftig auf den Mönch ein. Der wich aber den Streichen geschickt aus, packte den Fergen und bearbeitete ihn tüchtig mit mächtigen Faustschlägen, bis er bezwungen und bluttriefend am Boden lag. Da fieng Ruprecht an zu fluchen: „Du geist (gibst) einen bösen Segen, dich hat der Teufel ausgesandt und der Höllenhund steht dir bei."

Inzwischen war die Kunde nach Worms gelangt, daß der Fürst von Berne, nach dem Kriemhilde gesandt, mit seinen Recken zum Rheine gekommen. Und bald ward auch dem Fergen bekannt, wer die Herren seien, welche die Ueberfahrt an ihn begehrten. Darum war er nun hiezu ganz willfährig. Eiligst sorgte er für die nöthigen Schiffe; fröhlich und gut gieng die Fahrt von Statten.

Bald kam König Gibich, Kriemhildens Vater, mit fünfhundert Rittern in reichem Scharlachgewand daher geritten, den Fürsten von Berne mit großen Ehren zu empfangen. Den halsete und küssete er, wie ihm die höfische Sitte gebot. Der von Berne aber sprach: „wir müssen euer Gespött sein, daß wir der Rosen wegen an den Rhein reiten und darum Schild und Speer brechen wollen. Das alles hat eure Tochter Kriemhilde zuwege gebracht, warum laßt ihr der so ihren Willen? Darob verlieret ihr manchen Mann, und es kann euch selbst an das Leben geh'n." Da entgegnete König Gibich: „meine Tochter hat der Recken viel; bessere findet ihr nirgends und die lassen sich durch keinerlei Drohungen einschüchtern." „Ja, das ist mir kund, aber ihr

verletzet mit eurem Uebermuth alle Fürsten und es soll sich nun zeigen, ob ich nicht auch kühne Recken han," sprach darauf Dieterich. Trotz dieses Wortgefechts zwischen dem Burgundenkönig Gibich und dem Fürsten von Berne wurde dieser mit seinen Recken und Mannen köstlich gehalten. Die große Zahl derselben faßte nicht die Königsburg, auch nicht die Stadt Worms, darum hieß man denselben herrlich Gezelt auf dem Felde aufschlagen. Dahin ritt bald auch Kriemhilde in großer Hochfahrt mit drei hundert schönen Frauen ihres Hofes. Auf ihrem Haupte saß eine güldene Krone und ihre wie ihrer Frauen Gewänder blitzten von Gold und Edelgestein. Als der zornige Recke Wolfhart die Königin in solch' herausfordernder Pracht daherreiten sah, ergrimmete er und sprach: „wähnet die Uebermüthige, wir hätten nicht auch Gold und Edelgestein, komm' ich ihr nahe, so erhält sie von mir einen Backenstreich, an den sie ihr Lebtag denken wird." Aber Hildebrand suchte seinen Neffen Wolfhart zu besänftigen und sprach: „nicht so, Held, bezwinge Deinen Zorn, schlügest Du die Königin, so hättest Du deine Ehre verlor'n." Auch der Fürst von Berne empfahl seinen Recken, sie sollen sich vor den Frauen der Zucht und Ehre befleißigen. Und sie gelobten's ihm alle.

Als Kriemhilde Dietrichen ansichtig geworden, sprach sie: „Seid Gott willkommen, Herr von Berne, Fürste lobesam, und alle eure Ritter! Ich habe von eurer Kühnheit so viel singen und sagen hören, daß ich's kaum erwarten konnt', bis ich euch han gesehen. Ihr und eure Recken sollt' euch mit meinen Degen messen." Darauf entgegnete der von Berne: „eure Hochfahrt wird manchem eurer Ritter übel bekommen; ihr möchtet gerne die unverzagten Helden hinmorden sehen; ihr habt mir und meinen Mannen, die euch kein Leids gethan, euren Trutz entboten. Eh' ich das ertrüge, ließe ich mich und meine Helden lieber erschlagen." Da sprach Kriemhilde: „habt guten Muth, ich gebe euch für acht Tage Frieden, auf daß ihr ruhen und euch gütlich thun könnet." Und köstlich und reich wurden die Gäste bewirthet. Kriemhilde selbst reichte dem Berner und seinen Recken die großen goldenen Becher mit dem klaren Wein.

Aber am zehenten Tage ritt sie zu dem Berner und sprach: „der Friede hat ein Ende. Seht ihr die zwölf Recken dort im Garten stehn? Wer mit ihnen streitet und obsiegt, dem wird von mir ein Halsen, Küssen und Kränzelein. Aber unter allen euren Recken sehe ich keinen, vor dem sich die meinigen zu fürchten hätten." Da sprach gar zorniglich der alte Hildebrand: „Kehret heim zu eurem Gesinde, sonst werdet ihr geschmäht, ihr lobet euch und eure Recken allzusehr, glaubet mir, es hebt sich ein hartes Spiel." Und bei der Hand nahm man die Königin

und führte sie von dann. Mit Drohworten ritt sie weg und klagte die Schmach, welche ihr und ihrem Vater der alte Hildebrand angethan.

Bald darauf begannen die Zweikämpfe der zwölf Reckenpaare, bei denen es überaus blutig hergieng, ja manchen Todten gab, die überlebenden Sieger aber von der ebenso grausamen als schönen Königstochter ihre Rosenkränzlein und Küsse holten. Und dieselben schilderte der Fahrende so anschaulich und handgreiflich, daß die alten Mütterchen, welche die Neugierde zum „Bernbühl" herausgelockt hatte, ob der „grausigen Geschichte" sich entsetzten, und mehr denn eine schöne Maid die gefallenen Helden beweinte. Und er schloß seine Mär' salbungsvoll also:

„So nahm der Streit ein End,
der von der Frauen kam,
Gott unsern Kummer wend
Und Maria lobesam."

Darnach rief er, ehe er von seiner seltsamen Rednerbühne herabstieg, mit lauter Stimme: „Nun aber Herr Ritter schaffet, daß eure Bauern-Recken ihr unblutig Waffenspiel um Rosenkränzlein und Küsse anheben."

Darauf stund es auch nicht mehr lange an, so ließ der zum Kampfrichter bestimmte Ritter Dietrich Maerhelt durch einige Trompetenstöße ankündigen, daß nun der Zweikampf der Hüter des Rosengartens mit den Recken Dietrichs beginne. Und als sich das erste Kämpferpaar gewaffnet hatte, und erwartungsvolle Stille im Ring eingetreten war, rief Dietrich, den man nicht umsonst den „Blarrer" nannte, und der darum zugleich auch das Amt des Herolds übernommen hatte, mit weithin schallender Stimme:

„Hie streit' der Held Wolfhart mit dem Riesen Pusolt."

Als der Riese in seiner Waffenrüstung auf dem Plan erschien und wild um sich schauend einen Gegner forderte, sprang auch Wolfhart gleichfalls gewappnet alsbald in den Garten. Und stürmischer Beifall erscholl von allen Seiten. Bald hieben auch beide kräftig auf einander ein und Wolfhart erhielt nach Kurzem einen erschütternden Schlag auf seinen Eisenhut, daß er taumelnd zu Boden stürzte. Schon frohlockten Kriemhilde und ihre Frauen, aber allzufrüh. Denn der Getroffene hatte sich bald von seinem Schwindel erholt, richtete sich auf, hieb wie ein Rasender auf seinen Gegner ein und versetzte diesem schließlich von der Seite her einen so wuchtigen Streich auf dessen Eisenhut, daß das Lederband, mit dem derselbe befestigt war, zerriß und der Helm weit hinaus geschleudert wurde. Und flugs sprang Wolfhart nach demselben. Da nun der Riese Pusolt ohne Schutz des Hauptes war, trat der

Ritter Dietrich dazwischen und erklärte Wolfhart, den Dietrichs Recken, zum Sieger. Stolz schritt der zur Königin, um von ihr Kuß und Rosenkränzlein zu empfangen, erhielt auch beides. Doch erschien die Königin dabei verlegen und eine tiefe Röthe überflog ihr Gesicht, sintemal Wolfhart als der erste Sieger mit diesem Begehr vor sie getreten. Ueberdies durfte sie sich mit Recht sagen, daß gar viele Augen, vielleicht auch eifersüchtige, bei diesem Akt auf sie gerichtet waren.

Nachdem Wolfhart in lustigen Sprüngen seine hocherfreuten Gesellen unter Dietrichs von Bern Zelt aufgesucht hatte, der Riese Pusolt dagegen kleinlaut zu den Seinigen gegangen war, rief der Kampfrichter und Herold wieder mit gewaltiger Stimme:

„Hie ficht der Held Siegestab mit dem Riesen Ortwin."

Und alsbald erschien Ortwin, der Recke der Königin, kampfgerüstet und schrie: „weh' dem, der sich untersteht, mit mir zu fechten." Aber der junge Dietrichs Held Siegestab ließ sich durch diese prahlerische Drohung nicht einschüchtern und stellte sich unverweilt zum Kampfe. Auch focht er so wacker mit dem viel stärkeren Riesen, daß der Streit ziemlich lange unentschieden blieb, bis am Ende dem letzteren in Folge seiner so wuchtigen Streiche das Schwert in viele Stücke zerbrach, während das seines Gegners wie auch dessen Schild noch ziemlich unversehrt waren. Da erklärte der Ritter Dietrich den Kampf für entschieden und erkannte dem jungen Siegestab den Preis zu. Fröhlich sprang er zur Königin. Die kam es nun schon etwas ringer an, mit dem Kränzlein auch den Kuß zu geben. Kein Wunder, denn der Träger der Rolle des Helden Siegestab war einer der schmuckſten Burschen des Dorfes.

Zum dritten Mal rief Ritter Dietrich laut: „Hie streit' der kleine Held Heime mit dem Riesen Schruthan." Und bald schrie der ungefüge Mann mit gewaltiger Stimme zum Garten hinaus: „wo ist der es wagt, mit mir zu fechten?" Die Reihe war nun an dem Dietrichs-Recken Heime. Der Bursche, welchem man die Rolle desselben zugetheilt, war wohl etwas klein, aber nach dem Urtheil des Fechtmeisters Heinz ungemein flink und ein sehr guter Fechter. Doch bangte ihm einen Augenblick vor seinem Gegner, einem sehr großen, breitschulterigen Burschen. Als ihm aber der alte Heinz Muth eingesprochen hatte, sprang er unverzagt in den Ring. Da schrie ihm sein Gegner zu: „Du Zwerglein, mit tausend wie Du werde ich fertig; Dir sollte ob mir grauen; der Streit ist allzu ungleich — ein Löwe gegen eine Maus; mach' daß Du von dannen kommst und sage Deinem König von Lamparten, er solle einen mir würdigen Streiter senden." „Nur sachte, prahlhansiger Goliath, ich will Dir zeigen, daß Heime, der kleine David, auch fechten kann," rief dem Riesen der Recke Dietrichs

zu. Aber der Riese lachte laut auf, schlug Heime gleich mit dem ersten Streich schwer zu Boden, wandte sich mit Verachtung von ihm weg und lief der Königin zu. Der kleine Held raffte sich aber schon nach wenigen Augenblicken auf, lief leise dem Riesen nach, und versetzte, als er nahe genug war, demselben in die linke Kniekehle einen so heftigen Streich, daß er plötzlich niedersank und seinen Schild fahren ließ, um die getroffene Stelle mit der linken Hand zu befühlen. Das benützte der schlaue und flinke Heime sogleich, indem er seinem Gegner den Schild entriß und mit demselben rückwärts sprang. Da hub der Riese zu fluchen an, wollte sich aufrichten, dem Heine nachlaufen und die ihm angethane Schmach rächen; aber er hinkte gewaltig. Darum erklärte ihn, der noch dazu keinen Schild mehr hatte, Ritter Dietrich für besiegt und der kleine Held hüpfte lustig zu der Königin, um seinen Siegespreis zu holen. „Wenn ich gar noch diesem kleinen Knirps Kuß und Kränzlein geben soll,“ sprach sie, „so halten sich meine Helden schlecht.“ Aber sie mußte sich dazu entschließen.

Nun rief Dietrich mit weithin schallender Stimme: „Hie ficht' Wittich mit dem Riesen Asprian.“ Und in Kurzem standen sich die beiden Streiter gegenüber. Da fiel Schlag auf Schlag. Asprian war wohl stärker, Wittich aber ein besserer Fechter, der mit Kraft und Waffen haushälterisch zu Werke gieng, sich geschickt mit seinem Schild zu decken und die Blößen seines Gegners klug zu benützen verstand, während dieser wie ein Berserker auf Wittich einhieb, so daß sein Schwert bald zu einem Stumpen wurde, ohne seinen Gegner erheblich geschädigt zu haben. Dieser dagegen ersah sich einen günstigen Augenblick und gab dem Riesen zwischen Brustplatte und Schild hinein einen so heftigen Schlag, daß der Starke den Schild fallen ließ und die Flucht ergriff. Da erscholl höhnisches Gelächter vom Ringe und mit Schelten empfieng die Königin ihren feigen Riesen. Wittich aber schritt unter rauschendem Beifall der Menge stolz zur Linde, unter welcher Kriemhilde saß, und holte sich Kuß und Kränzlein.

Darauf kündigte der „Blarrer“ das fünfte Kämpferpaar an, indem er rief:

„Hie streit' der Mönch Ilsan mit dem Riesen Studenfuß vom Rheine.“ Darauf erschien auf dem Plan ein über die Maßen plumper, vierschrötiger Geselle, über dessen dicken Kopf sich der Eisenhut nur ganz knapp schickte. Als sich bald auch dessen Gegner einstellte, hub sich schallendes Gelächter im ganzen Ring und umher, denn der trug eine graue Mönchskutte, über die vorn noch ein langer Bart hinabwallte, während nach hinten die Kapuze hieng, und seltsam stachen dagegen ab der Eisenhut, der Schild mit dem Drachenbild und das

Schwert, das er statt des Rosenkranzes oder Meßbuchs in der rechten Hand hatte. Und ein grimm' Gesicht schnitt der Kuttenträger-Recke. Nicht so bald begann bei diesem Streiterpaar der Kampf. Zuvor gab's ein klein' Wortgefecht. Erst trat die Königin herzu — sie hatte ihre frühere Schüchternheit längst abgelegt — und sprach halb scherzend halb scheltend zu dem ritterlichen Mönch: „euch stünde besser an, daheim zu bleiben und Messe zu lesen, mit Kreuz und Fahne in Prozession zu gehen oder eine Pilgerfahrt zu machen. Wenn man euch euren Bart zerrauft, geschieht euch ganz recht.“ Darauf entgegnete der streitbare Mönch: „mir ist mein Lebtag viel gesagt worden von eurem Garten, königliche Maid, möcht' meine Platte auch mit einem Rosenkränzlein zieren und von eurem rothen Munde ein Küßlein han. Ist mir was ganz Neues.“ Darauf schrie Studenfuß: „Mönchlein, wenn ich dich ansehe, flieht von mir der Zorn, doch will ich Dich also zurichten, daß, wenn Du heimgekehrt, Dich dein Abt nicht mehr erkennt. Sind die Helden bei Deinem Herrn so rar, daß er einen aus dem Kloster holt?“ Darauf sprangen die zwei Streiter zusammen und hieben auf einander ein; da fühlte Studenfuß bald, daß unter der Kutte ein kühner Recke steckte. Nachdem der Kampf ziemlich lange unentschieden geblieben, trieb der Mönchsritter mit einem überaus wuchtigen Schlag seinem Gegner den vorher knapp gesessenen Helm also gut an, daß derselbe bewußtlos zu Boden stürzte. Da erklärte der Kampfrichter den Streit für beendigt und den Mönch zum Sieger. Der lief nun eiligst zur Königin, sich Kränzlein und Kuß zu holen. Und Kriemhilde ließ ab vom Spott und gab dem kühnen Bruder, was er begehrte. Und unter dem Staunen und Beifallklatschen der Zuschauermenge schritt Ilsan mit seinem Rosenkränzlein auf dem nach Mönchsart geschorenen Haupt, den Eisenhut in der Linken, nach Dietrichs von Bern Zelt, wo man ihn jubelnd empfieng. Und er bereute es nicht, einmal in einer Kutte gesteckt zu sein.

Nachdem der Streit des Mönchs Ilsan als ruhmvoll für diesen zu Ende gegangen, rief Ritter Dietrich:

„Hie ficht der junge Dietleib von Steir mit Walther von Wasichenstein.“ Darauf sprang ersterer von des von Bern Zelt auf den Kampfplatz, wo sein' schon der Held Walther wartete. Erst spottete dieser ob des Dietleib Jugend, denn dem sproßte kaum der Bart. Bald aber überzeugte sich der Held vom Rheine, daß er einen sein' ganz würdigen Gegner gefunden, denn der Kampf dauerte lange und beider Streiter Schwert und Schild waren in Stücke zerschlagen und zertrümmert, ohne daß der Sieg sich auf des einen oder des andern Seite geneigt hatte, wenn es für beide auch nicht ohne

Beulen abgegangen. Da meinte der Kampfrichter, die Königin sollte dem Streite der gleich mannhaften Helden ein Ende machen, Fried' gebieten und jedem den Siegerpreis geben. Also geschah es auch: Die beiden Recken traten vor Kriemhilde, banden ihre Eisenhauben ab und empfiengen darauf Kränzlein und Kuß. Darauf umarmten sie sich als Gesellen und schritten unter dem Jubelgeschrei und dem Schall der Hörner und Trompeten Hand in Hand dem Zelte des Dietrich von Bern zu, der sie mit reichem Lob empfieng.

Darnach rief der „Blarrer" zum siebenten Mal also:

„Hie streit' der jung' Recke Ortwein mit dem Riesen Volker von Alzei, genannt Fideler." Da stellte sich der Geiger-Held alsbald zum Kampfe und groß Gelächter hub sich auf allen Seiten ob der Fidel, die er auf dem Rücken trug. Bald rannte auch sein Gegner von Dietrichs Zelt weg in den Ring und rief lachend den streitbaren Fideler an: „spiel auf, Spielmann, zum Tanze, wo ist aber meine Maid." „Wart, junger Geselle, ich werde eine harte Weise aufspielen, die dir Mark und Bein erschüttern wird," gab Volker dem Dietrichs-Recken zurück, und hieb zornentbrannt so gewaltig auf diesen ein, daß sein Schwert bald in Stücke brach. Und nun schirmte er sich eine Zeitlang mit seinem Schilde gegen die nicht weniger schweren Streiche seines Gegners. Als der ihm aber seinen Schild in Stücke zerhauen hatte, wurde er flüchtig. Vergebens hatte ihm Ortwein nachgerufen, „bleib hie, Spielmann, itzo soll der Tanz erst recht angehen." Mit Spottreden nahm die Königin den Flüchtling auf, dem Sieger aber gab sie Kränzlein und Kuß.

Als auch der Streit ausgefochten war, rief Ritter Dietrich: „Hie ficht der getreu' Eckehard mit dem grimmen Hagen." Bald erschienen beide Helden auf dem Plan und es hub sich ein über die Maßen hartnäckiger Kampf, bei welchem die gleich kühnen und starken Recken sich fechtend im Garten umher trieben, bis Hagen vor Eckehards, des Dietrichs Recken, wuchtigen Streichen zu weichen begann. Als das die listige Kriemhilde ersehen, eilte sie, um von ihren Recken noch größere Schmach zu wenden, herbei, setzte dem Eckehard ein Kränzlein auf und wollte ihn küssen. Aber der Held wehrte es ihr. Warum? Darüber schweigt die Geschichte. Es wird die Vermuthung nicht sehr gewagt sein, es werde solches geschehen sein, um die glühende Eifersucht einer der Dorfschönen im Gefolge der Königin nicht zu entflammen. Dafür empfieng der getreue Mann, als er zu seinen Gesellen zurückkehrte, von seinem Fürsten Dietrich einen Kuß.

Darauf rief der Kampfrichter: „Hie streit' der Held Helmschrot mit dem jungen König Gernot." Der Kriemhilde Bruder

nahm, wie trotzig er auch auf dem Kampfplatz erschienen war, ein schlimm' Beispiel an Hagen, dem fürnehmsten Recken an seines Vaters Hofe, und floh unter dem Hohngelächter des Rings nach Kurzem vor seinem Gegner, welcher seinen Namen nicht umsonst führte, zu seiner Schwester Kriemhilde. Die lief alsbald zu Helmschrot und gab ihm Kränzlein und Kuß.

Und zum zehnten Mal rief der „Blarrer" mit lauter Stimme:

„Hie ficht der Herzog Amelolt mit dem jungen König Günther." Der Kriemhilde ältester Bruder Günther hielt sich besser als Gernot. Zwar floh er schließlich auch vor seinem Gegner zu der Königin, aber erst, als ihm nach hartnäckigem Kampfe sein Schild in Stücke gehauen und seine Rüstung meist abgerissen war. Amelolt aber erhielt den Siegerpreis.

Darnach rief der Ritter Dietrich:

„Hie streit' der weis' Hildebrand mit dem alten König Gibich." Da sprang der alte Fechter, der weise Heinz, flink wie ein junger Geselle in den Garten, um den alten König zu bestehen. Und stürmischer Zuruf der Wurmlinger erscholl von allen Seiten. Bald begann der Kampf. Um die Schmach seiner Recken zu tilgen, hieb Gibich wie ein Rasender auf seinen Gegner ein, der aber wich als Meister im Schwertkampf den Streichen theils aus, theils fieng er sie geschickt mit seinem Schilde auf, schließlich aber gab er dem alten König einen solch' grimmen Schlag auf den Helm, daß der taumelnd zu Boden stürzte. Da eilte Kriemhilde herbei, bat um Schonung ihres Vaters und bot dem Sieger ein Kränzlein. Solches nahm der auch an; als die Königin ihn aber auch küssen wollte, sprach er: „lasset das; es ziemt sich nicht mehr für mich, den alten Graukopf, von einer jungen schönen Maid einen Kuß zu empfahen. Sparet ihn für einen andern auf, damit der an unserem Feste nicht leer ausgehe."

Darnach forderte der Kampfrichter und Herold das letzte Streiterpaar zum Kampfe auf und rief:

„Hie streit' Dietrich, der Fürst von Berne, und der hörnen Siegfried von Niederland."

Mit der gespanntesten Erwartung sah alles dem Ausgang des letzten Kampfes entgegen, die Streiter desselben waren ja die Haupthelden der Mär' vom Rosengarten bei Worms. Aber die Geduld der Zuschauer wurde auf eine harte Probe gesetzt, denn der Bursche Ecke, welcher die Rolle des Dietrich von Bern übernommen, wurde, so gefürchteter Raufbold er sonst gewesen, zage, als er mit Albrecht dem „Riesen", welcher den hörnenen Siegfried machte, sich auf offenem Plane messen sollte. Ganz fest hatte der stolze Geselle Adelheid, einer der

Dorfschönen unter den Frauen der Kriemhilde, versichert, er werde Albrecht den „Riesen“ zu Boden schlagen. Nun er aber in einer ihm ungewohnten Weise seine Stärke erproben sollte, wurde er zaghaft. Da sprach ihm der weise Heinz, sein alter Fechtmeister, Muth ein und als dies nicht helfen wollte, hub er an, ihn zu schelten und sprach: „Siehst Du nicht, wie Albrecht der ‚Riese‘ Deiner auf dem Plane wartet, wie er Dich zum Streite mahnt und einen Zagen schimpft? Willst Du allein, dem die hohe Ehre geworden, den Fürsten aller Recken zu spielen, Dich und damit Deine Gesellen mit Schande bedecken?“ Da ließ sich Ecke wappnen, um den Streit zu wagen. Ob Heinzens Mahnen und Schelten dies bewirkt — wir wissen's nicht. Eher glauben wir, Ecke werde den erwartungsvollen Blicken seiner Maid, in denen er die Frage lesen konnte: „wo weilt mein Trauter so lange, warum stellt er sich nicht zum Streit?“ begegnet sein.

Als Ecke den Garten betrat, rief ihm sein Gegner zu: „Held, ihr habt lange auf euch warten lassen.“ „Werde für eure Ehre immer noch nur zu bald kommen,“ gab trotzig der Dietrichs Recke zurück. Und alsbald huben sie an, auf einander meisterlich einzuhauen. Dabei gewann es den Anschein, der hörnen Siegfried werde den Fürsten von Berne überwinden, denn dieser fieng an, vor jenem zu weichen und wurde von ihm im Garten herumgetrieben. So kam Ecke, der den Dietrich spielte, in die Nähe der Kriemhilde und ihrer Frauen und mußte hören, wie diese frohlockend ausrief: „auserlesener Held Siegfried, ihr fechtet mannlich.“ Dagegen traf ihn der strafende Blick seiner Maid und ihr rother Mund erinnerte ihn lebhaft an den Siegerpreis, welchen sie ihm verheißen, wenn er Albrecht „den Riesen“, den Trutgesellen der Albrada, zu Fall bringen werde. Ecke und Albrecht der Riese unter den Burschen, Albrada und Adelheid unter den Schönen des Dorfes stritten sich so zu sagen um das Primat, und die Krone auf dem Kopf der Albrada, wenn solche ihr auch durch's Loos geworden, hatte das Verhältniß nur noch gespannter gemacht.

Erst der strafende Blick und nicht weniger der rothe Mund seines Mädchens versetzten Ecken in die ihm eigene Berserkerwuth, in welcher er jeden Gegner, auch den stärksten niederwarf. Das erfuhr Siegfried auch bald. Von den grimmen Streichen seines Gegners ward ihm der Schild in Stücke zerhauen und sein Schwert zu einem Stumpen in der Hand. Da warf der rasende Dietrich Schild und Schwert, die wohl beschädigt aber nicht unbrauchbar geworden waren, weg, und forderte seinen Gegner zum Ringkampf, in welchem er Meister war. Siegfried aber floh in den Schoos der Königin; die bedeckte sein Haupt mit ihrem Schleier und bat den nachgeeilten Dietrich um Fried' und

Schonung. Wohl trieb's den wüthenden Sieger, seinen feigen Gegner aus der Königin Schoos herauszureißen, um seinen alten Groll ganz an ihm auszulassen, aber die volle Zufriedenheit und Genugthuung, die er nun in den Blicken seiner Trauten las, nicht weniger der Zuruf seines Meisters, des weisen Heinz: „laß Deinen Zorn, Du hast Dir und mir viel Ehre erfochten," dämpften seine Wuth. Er nahm den Eisenhut ab, stellte den Schild zur Seite und trat vor Kriemhilde. Die setzte ihm ein Rosenkränzlein auf. Als sie ihn aber küssen wollte, gieng er einen Schritt rückwärts und rief in stolzem, trotzigem Tone:

„Das darf nit sein,
ein' ander' Maid,
die zier ist und fein,
zwar keine Krone trait (trägt),
soll mir also lohnen."

Hat, als diese Worte des treuen und kecken Burschen gefallen waren, ein Umstehender den Kranz der Dorfschönen, die bei der Königin Kriemhilde saßen, etwas scharf in's Auge gefaßt und gemustert, so ist ihm sicherlich nicht entgangen, daß eine derselben verschämt die Augen niedergeschlagen und eine tiefe Röthe ihr frisches Gesicht überflogen hat. Alle aber, die Ohren- und Augenzeugen dieses Auftritts gewesen, bezeugten ihren lauten Beifall über das treufeste Gebahren des jungen Bauern. Und Graf Albert ließ denselben zu sich rufen und lobte ihn des'. Hat der doch auch die Treue in der Minne besonders besungen. Auch den alten Fechter Heinz, der für das Zustandekommen und Gelingen des Baurenfestes so viel gethan und als Sarjante so manche Heerfahrt mitgemacht, ließ der milde Graf für sich kommen, und sagte ihm: „komm' zu mir auf meine Burg, wo Du Deine Jugend verlebt hast, weise meine dummen Knechte und beschließe dort Deine Tage. Es soll Dir an Pflege nicht fehlen, wenn die Gebresten des Alters sich einstellen." Dankbar nahm Heinz das gnädige Anerbieten an und eines Tages zog er unter dem Geleite des halben Dorfes auf die Rotenburg. Beidseitig gab's einen herben Abschied.

Fünfter Abschnitt.

Ein fahrender ritterlicher Sänger aus Steier erscheint auf der Rotenburg und erzählt Konradins Heerfahrt nach Welschland und tragisches Ende 1268.[1]

„Gedenke, wie unbarmeliche der künik Chuonrat (Konradin) wart verderbet:
da von noch allen diutschen „eiset“ (schauert).
Der Misnäre, ein Minnesänger.

„Von des (Konradin) tode wart alles tiutsche lant betruebet.“
Closeners Straßburger Chronik aus dem 14. Jahrhundert.

Die fahrenden Sänger des Mittelalters, welche, wie ihr Name anzeigt, ein unstetes Wanderleben geführt, von Land zu Land, von Burg zu Burg gezogen, vertraten gewissermaßen zugleich die Stelle der heutigen Zeitungen und Tagesblätter. Sie waren die Träger und Verbreiter der Nachrichten von dem, was da und dort Denkwürdiges geschehen und auch in dieser Eigenschaft auf den einsamen, von den Verkehrswegen abseits gelegenen Burgen meist gerne gesehen.

So lassen wir einen ritterlichen Fahrenden auf der Rotenburg bei unserem weit und breit als Sängerfreund bekannten Grafen Albert einsprechen. Derselbe, ein Ritter aus Steier, hatte sich, wie wir annehmen, im Winter 1268—1269 in Venedig, Kärnthen und Steier umgetrieben, war im darauf folgenden Frühjahr über Verona in's Reich, nach Baiern und Schwaben, herausgewandert, hatte — was nicht fehlen konnte — über Konradin's Heerfahrt und tragisches Ende namentlich in Venedig vieles gehört, sich auch besonders darauf gelegt, Näheres und möglichst Zuverlässiges davon zu erfahren. Und solches ist ihm, dem Ritterlichen, viel leichter geworden als einem Fahrenden der gemeinen Klasse.

Auf der Rotenburg kannte man zwar im Allgemeinen bereits den überaus unglücklichen Ausgang der Heerfahrt, umständliche Nachrichten

darüber waren übrigens sehr willkommen. Darum fand der Fahrende, nachdem er dem Marschalken mitgetheilt, daß er von Konradin viel zu erzählen wisse, eine sehr freundliche Aufnahme. Bei der allgemeinen herzlichen Theilnahme, welche man allwärts in Schwaben und auch auf der Rotenburg an dem traurigen Schicksale des jungen Prinzen genommen, welchen man erst vor wenigen Jahren lebensfroh und in blühender Gesundheit zu Ulm, Eßlingen, Rotweil und Constanz gesehen,[2] fand der ritterliche Fahrende Abends im Saale des Palas den Grafen Albert und dessen Ehegemahl Margaretha, die ältesten ihrer Kinder, deren „Meisterin" und Gespielinnen, die Fräulein der Gräfin, die Hofbeamten und Knappen, endlich einige gerade auf der Burg anwesende Ritter versammelt. Auch der Burgkapellan hatte sich auf besonderen Wunsch seines Grafen zeitweise eingefunden.

Konradins Antritt der Heerfahrt von seiner Burg Schwanegau (Hohen-Schwangau) aus.

„Von der Burg Schwanegau in den baierischen Bergen, von denen der Lechfluß, der bei Augsburg vorbeifließt, herab kommt" — also hub der fahrende Sänger zu erzählen an — „hat um Mariä Geburt (8. September) des Jahres 1267 der junge Herzog Konrad seine unglückliche Heerfahrt nach Welschland angetreten. Dort hat er seine Mutter zum letzten Mal gesehen. Vergebens ist es gewesen, daß die ihn flehentlich gebeten, er möchte von der gefahrvollen Heerfahrt abstehen. Umsonst hat sie ihn daran erinnert, wie viele seiner hohen Ahnen bei den falschen Welschen ihren Untergang und Tod gefunden, vergeblich ihm vorgehalten, daß in Welschland seine zwei größten Feinde, der Pabst und Karl von Anjou, welche ihm sein italienisches Erbreich entrissen, seiner warten, um auch ihn, den letzten Sprossen seines Stammes und Namens, zu verderben." ‚Besitzest du, mein lieber Sohn,' soll Elisabeth schließlich zu Konradin gesagt haben, ‚in deiner schönen deutschen Heimat, im Lande Tirol, wo die Berge majestätisch zum Himmel ragen, die Wildwasser brausend in die grünen Thäler herabstürzen, die lustigen Wälder von dem Gesang der Vögel ertönen und zum edlen Waidwerk einladen, wo manch' wehrhafte Burg, bewacht von tapferen, treufesten Männern, vom jähen Fels herab dir gastlich zuwinkt, vom Fuße des Gebirges weit in's ebene Land hin bis zum Donaustrome, in den reizenden Revieren um das schwäbische Meer, wo du immer so gerne geweilt, über der Donau drüben, im Nordgau und Frankenlande, ja in den Grenzen des Böhmerlandes — besitzest du, wenn man genüber deinen reichen Ahnherren dich auch den armen

Herzog zu nennen beliebt, in diesem weiten Raume nicht immer noch ein schönes Erbtheil an ansehnlichen Herrschaften, festen Burgen, wohlhabenden Städten, unzähligen Dörfern und Weilern, einträglichen Vogteien und sonstigen nutzbaren Rechten? Folgt nicht deinem Rufe eine stattliche Schar von Vasallen und Dienstmannen? Begnüge dich vor der Hand mit dem, was du hast und dir niemand streitig macht, und sei nicht lüstern nach den goldenen Bergen, die man dir in dem trügerischen Welschlande verspricht, nach der Krone, welche du erst einem mächtigen und arglistigen Feinde vom Haupte reißen mußt. Ich fürchte, ich fürchte, du könntest darob alles, das Theuerste, was du hast, dein junges Leben verlieren, deß' du dich hier, in deinem schönen Eigen, so wonnesam erfreuen kannst.'

„Alle diese eindringlichen Vorstellungen, all' dieses Flehen eines schwer besorgten Mutterherzens — alles war vergeblich! Und schließlich fügte sich Konradins Mutter in das Unabwendbare und half ihrem Sohne nach Kräften zur Ausführung der Heerfahrt."

‚Ach! Warum hat,' unterbrach die Gräfin Margaretha den Fahrenden, ‚der unerfahrene Sohn nicht auf die Mahnungen seiner besorgten Mutter geachtet? Warum haben dessen Rathgeber solche verschmäht? Wohl sind unserem, der Frauen Streben und Verstand, engere Kreise zugewiesen; darum finden wir aber doch manchmal unbewußt auch in großen Dingen die rechten Wege, welche der stürmischen Jugend hochfliegender Geist übersieht und der kalt berechnende Verstand des Mannes verächtlich abseits liegen lässet. Dem zärtlichen Mutterherzen zumal wird da und dort ein Licht von Oben, das es mit einem Seherauge in die dunkle Zukunft blicken läßt. Wir fühlen, was der Mann mit seinem Scharfsinn oft nicht ergründen kann.'

„Der junge Herzog," entgegnete darauf der fahrende Ritter, „ist, hohe Frau, mit Recht zu entschuldigen, wenn er trotz den Abmahnungen seiner Mutter die Heerfahrt unternommen. Ihm hat man schon im Knabenalter als leuchtende, anspornende Muster die Bilder seiner Ahnen vorgehalten, wie sie mehr denn eine glänzende Krone getragen, glorreiche Heerfahrten gemacht und in manch' einer Schlacht dem Tode kühn in's Antlitz geschaut. Dazu hatte ihn die Natur mit dem hochstrebenden Geiste seiner Vordern und den außerordentlichen Talenten, welche die meisten seines Geschlechts zierten, begabt. So oft man ihn in Wort und Schrift mit dem Titel König von Sicilien beehret, mußte es ihn, als er zum Jüngling herangewachsen, anspornen, solchen auch zur Wahrheit und sich desselben würdig zu machen, d. h. die Krone, welche ihm von Gott und Rechts wegen gehörte, zu erkämpfen, dem Räuber Karl von Anjou vom Haupte zu reißen. Und hätte er, der Sprosse

eines so ruhmreichen Geschlechts, noch länger gezaudert, solches zu unternehmen, er wäre in den Augen der Welt entehrt, verachtet dagestanden.[3] Ich bin auf meiner Fahrt von Welschland nach Baiern und Schwaben vor Kurzem an das schwäbische Meer gekommen. An den Ufern desselben, in Constanz, auf der Burg zu Arbon, in den benachbarten Revieren, auf der Ravensburg hat Konradin als Jüngling einen guten Theil seiner Zeit zugebracht. Da wurde an seinem Hofe mancherlei Kurzweil getrieben. Er ritt, den Edelfalken auf der beschuhten Linken, mit seinen Gespielen hinaus zur Reiherbeize, erfreute sich zur schönen Sommerszeit an der Blumen Roth und des Waldes Grün, ergötzte sich wie tausend andere seines Alters an Sang, Saitenspiel und Reigentanz, sang auch selbst von Minne und Maienlust. Solch' harmlos fröhlich' Leben vermerkten ihm aber seine Schwaben übel, sie vermaßen sich gar Spottlieder auf ihn zu singen, daß er also sein Geschlecht schmähe und zu zage sei, um in Waffenrüstung hinauszuziehen und sich seine sizilianische Krone zu erkämpfen.[4] Ja der schwäbische Sänger Konrad, genannt der Marner, hat, indem er dem Herzog zugleich manch' gute Lehre gegeben, denselben geradezu aufgefordert, Sicilien zu erobern. Denn der sang:

,Got git sin gabe, swem er wil
(Gott gibt seine Gaben, wem er will);
er hat iu lip gegeben
(er hat euch das Leben gegeben)
und in der kintheit saelde vil
(und in der Kindheit viel Glück);*
des sult ir iuch niht überheben
(darauf sollt ihr nicht stolz sein):
eret ritter, minnet frouwen
(ehret die Ritter, liebet die Frauen),
gruezet arme gernde diet
(nehmet die um Lohn singenden Leute freundlich auf).

Iu ist gesezzet uf ein zil
(Euch ist ein hohes Ziel gesteckt),
seht vür iuch unde neben
(verliert es nicht aus dem Auge),
unt spilt ez uf der eren spil
(und spielet euer Spiel mit Ehren),
behüget an iuwer vorder leben
(habt euer Vordern Leben vor Augen),
der vil maniger krone truoc; biz in der tot von leben schiet
(von denen viele bis an ihr Ende Kronen trugen).

* Kann sich nur auf die späteren Knaben- und Jünglings-Jahre Konradins beziehen, wo er in Schwaben als der Herzog des Landes und künftige König von Deutschland, wie wir eben gesehen, allerdings viel Liebe und Ehre genießen durfte, auch ein heiteres Leben führte.

Der iu dienet, dem sult ir genaden sin bereit
(Wer euch dienet, dem sollt ihr zu danken bereit sein),
iu si der witwen unt der weisen kumber leit
(Nehmet Antheil am Kummer der Witwen und Waisen),
habt die Tiutschen wert*
(habt die Deutschen lieb und werth);
in iuwerem herzen minnet Got, so tuot er dur iuch, swes ir gert
(liebet Gott von Herzen, so wird er eure Wünsche erfüllen).

Verdienet Akkers, künik rich, und ouch Ceciljen lant
(Gewinnet, reicher König, Akkon** und Sicilien);
in iuwer hant
Swaben ist bekant,
Herzoge sit ir da genannt;
(in eurer Hand ist bekanntlich Schwaben, wo man euch Herzog nennt);
swaz Eger lant der gülte hat unt Nuerenberk liute unt der sant***
(dazu kommen Leute und Einkünfte von Eger, Nürnberg und dem Sand),
wil ez Got, iu kumt noch uf daz houbet Roemsche krone wert
(Will's Gott, so kommt noch auf euer Haupt die hohe römische Kaiserkrone.)[5]

„Und wenn Konradin," fuhr der Fahrende darauf fort, „sich endlich entschlossen, mit bewaffneter Hand nach Welschland zu ziehen, um sein Erbreich an sich zu bringen, so erschien er in diesem nicht als ein fremder Eindringling, wie Karl von Anjou es ist. Hat ihn doch eine mächtige Anhängerschaft seines Hauses wiederholt dahin gerufen und ihres kräftigsten Beistandes versichert, hat doch zu der Zeit, da Konradin durch die Ungunst der Verhältnisse in der Lombardei noch wochenlang in Verona festgehalten worden, wovon ich später reden werde, Konrad Kapece, eines der italienischen Häupter der hohenstaufischen Partei, an die Sicilianer ein Manifest ausgehen lassen, worin er sagte: „Schnell wird euer König kommen, in würdiger Majestät und mit starkem Arm. Kommen wird der wahre Herr, König und Erbe zu dem Volke, das sein Eigen ist, um es von der grausamen Tyrannei der Fremden, aus den Händen des unächten Königs zu entreißen und ihm, dem befreiten, die von seinen glücklichen Vorfahren ertheilten Freiheiten wieder geben."

„Bekannt ist, daß Konradin's Oheim, Herzog Ludwig von Baiern, für die Heerfahrt gewesen und jedwede Hilfe versprochen. Der hatte schon vor Jahren italienischen Abgesandten, welche bei ihm erschienen,

* Eine Anspielung auf den Vorwurf, welchen man K. Friedrich II., Konradins Großvater, er bevorzuge die Saracenen und Italiener, gemacht.

** In Betreff von A. ist der Dichter im Irrthum; das war zu Konradins Zeit noch in den Händen der Christen. Der „reiche König" ist eine Schmeichelei.

*** In Betreff der alten Hohenstaufischen Besitzungen in (bei) Eger, Nürnberg, s. Stälin a. a. O. II. S. 240. Sand — die sandige Gegend zwischen Nürnberg, Weissenburg und Neumarkt.

solche zugesagt, bis zur Ausführung derselben auch sich vergeblich bemüht, seinem Neffen die deutsche Krone zu verschaffen. Als nämlich die scharfen Mahnschreiben, welche der Pabst im Sommer 1262 an die geistlichen Kurfürsten hatte abgehen lassen, bei denselben eingetroffen und auch König Richard um die Mitte Juli vom genannten Jahre nach Deutschland herübergekommen war und durch reiche Gaben und Gunstbezeugungen geistliche und weltliche Fürsten wieder für sich gewonnen hatte, da ward der Plan, Konradin auf den Thron zu erheben, selbst von seinem Oheim Ludwig vorläufig aufgegeben. Und diesem däuchte, es werde seinem Neffen eher gelingen, die deutsche Krone zu erlangen, wenn er in den Besitz seines schönen Erbreichs gekommen und nicht mehr Fürst ohne Land sein werde. Ihm schwebte vor, wie Konradin's Vater, durch den Pfaffenkönig Wilhelm von Holland aus dem Reiche verdrängt, in sein Erbkönigreich gezogen, und, wiewohl es ihm von dem Pabste bestritten worden, dort bald ein starkes Heer und einen reichen Schatz gewonnen, mit dem er Krone und Reich in Deutschland wieder erobern wollte, was ihm wohl auch gelungen sein würde, wenn ihn nicht der Tod so bald ereilt hätte."

„Auch der mächtige Graf Mainhart von Görz und Tirol sagte seinem Stiefsohne Konradin seinen Beistand zu. Und als dieser Boten und Briefe in das Reich ausgesandt und um Beistand gebeten, da stellten sich namentlich aus Baiern, Schwaben und Tirol Grafen, Herren und Ritter bei seinem Banner ein. Man hat mir in Verona folgende namhaft gemacht: die Grafen Rudolf von Habsburg, den alten Anhänger der Staufer,[6] Berthold von Eschenlohe, Berthold von Marstetten, Albert von Neifen, des letzteren Stammesvetter. Die Herren und Ritter: Bernhard von Wilheim, Heinrich von Möhringen, Heinrich den Kämmerer von Preising, Heinrich von Haunsberg, Konrad von Frundsberg, Jakob Trutsun, Heinrich von Michelsburg, Friedrich und Hermann von Hürnheim, Konrad Kroffo von Fluglingen, Konradins Marschalken, Konrad, den Schenken von Limpurg u. a. m." ‚Graf Wolferad von Veringen,‘[7] warf hier Graf Albert ein, ‚meinen Vetter, habt ihr vergessen. Der hat die Heimat auch nicht mehr gesehen. Mein kluger, fürsichtiger Schwager Rudolf von Habsburg aber ist nur bis Verona mitgezogen und von da wieder heimgekehrt.‘

Friedrich von Baden, „Herzog von Oesterreich", Konradins Jugendfreund, zieht mit aus.

„Vor allen aber," ergriff wieder der fahrende Ritter das Wort, „darf ich nicht vergessen Konradins Busenfreund, Friedrich von Baden.

Beider Schicksale treffen in manchen Stücken zusammen. Markgraf Hermann von Baden, Friedrichs Vater, war es durch Verwendung von Konradins Großvater, dem Herzog Otto von Baiern, dessen Gemahlin eine Schwester von Friedrichs Mutter gewesen, gelungen, die schöne Gertrud, das einzige Kind des Herzogs Heinrich von Oesterreich und nahe Anverwandte des Baiernherzogs, zur Gemahlin zu bekommen. Dieselbe war als Nichte des 1246 kinderlos gestorbenen Herzogs Friedrich des Streitbaren auch dessen einzige Erbin, daher Hermann durch sie das Anrecht auf die Herzogthümer Oesterreich und Steiermark erwarb. Herzog Otto von Baiern aber, der bis zu seinem Tode treu zum hohenstaufischen Hause gehalten, glaubte bei seiner Werbung für den Markgrafen, er werde in demselben, dem neuen Herzog der Nachbarlande, einen Anhänger der Staufer gewinnen und so deren Macht in der Ostmark des Reichs auf's Neue befestigen, denn der Markgraf gehörte, wie man mich belehrt hat, einem Hause an, das, namentlich Hermanns Vater, bis dahin selbst in den schwierigsten Zeiten treu zum Kaiserhause gehalten. Aber Otto täuschte sich. Um sich den Besitz der durch seine Heirath überkommenen Herzogthümer zu sichern, schlug sich Hermann auf die Seite des Pabstes und versprach demselben sogar, gegen den gebannten und seines Thrones entsetzten Kaiser Friedrich II. und dessen Sohn Konrad das Kreuz zu nehmen. Darauf bestätigte ihn Innocenz IV., der sich anmaßte, seinen Anhängern, beziehungsweise Gegnern, Lande und Kronen geben oder nehmen zu können, im Besitz der Herzogthümer und empfahl ihn in derselben Richtung Friedrichs (II.) und Konrads (IV.) Gegenkönig, Wilhelm von Holland. Aber Gertrud verlor ihren Gemahl schon nach wenigen Jahren, und wie entschieden sich derselbe auch, den Traditionen seines Geschlechts entgegen, auf die Seite des Pabstthums geschlagen, so ward er doch bald in Rom vergessen, mit ihm dessen Witwe und unmündiges Söhnlein Friedrich und deren Erbrechte auf die Herzogthümer. Der päbstliche Stuhl verhalf nämlich den zum Zugreifen stets bereiten Böhmenkönigen Wenzel und Ottokar zu Oesterreich und Steier, um an ihnen seinen Interessen und Absichten dienstbare Werkzeuge zu gewinnen. Und fruchtlos waren alle Rechtsansprüche und Protestationen der Witwe zu Gunsten ihres Söhnleins. Diesem blieb nur der Titel eines Herzogs von Oesterreich und Steier, welche er neben dem eines Markgrafen von Baden führte, wie seinem jungen Vetter Konradin nur Titel und Name eines Königs von Sicilien geblieben. Dem war sein väterliches Erbe durch den französischen Prinzen Karl von Anjou, jenem, Friedrich, das mütterliche durch den König von Böhmen entrissen worden. Jenes war auf förmliche Berufung, letzteres mit Zustimmung des päbstlichen Stuhles

geschehen, welcher auch später das Zusammengehen der königlichen Widersacher der beiden Prinzen vermittelte."

„Diese verlebten mit einander ihre ersten Kinderjahre an dem Hofe des Herzogs Ludwig von Baiern, ihres Verwandten von Mutterseite her. Und als sie zu Jünglingen herangewachsen waren, schufen die Erinnerung an die gemeinsam verlebte Kindheit, ein gleich edler Charakter und gleiches Schicksal einen Freundschaftsbund, der sie auch im Tode vereinte. So darf es uns nicht wundern, daß Friedrich mit Konradin die gefahrvolle und höchst bedenkliche Heerfahrt nach Welschland gemacht hat. Und man erzählt sich, daß, wenn die beiden Prinzen in traulichem Beisammensein von Tagen künftigen Glücks träumten und schwärmten, wann Konradin im Geiste auf seinem jungen Haupt die sizilianische und römische Königskrone gesehen, er seinem Busenfreund Friedrich das Wort verpfändet habe, ihn in den Besitz der Herzogthümer Oesterreich und Steier einsetzen zu wollen."

„Bevor Konradin aufgebrochen, hatte er ein Manifest an die deutschen Fürsten ausgehen lassen, in demselben des Weiteren auseinander gesetzt, wie seit dem Tode seines Vaters seine Rechte auf Apulien und Sicilien erst durch die Päbste dann durch Manfred, seines Vaters Stiefbruder, in Gemeinschaft mit jenen aber vornehmlich durch Karl von Anjou, den Grafen von der Provence, den Räuber seiner sicilianischen Königskrone, schwer verletzt worden seien; wie er, aufgefordert und ermuthigt durch zahlreiche Getreue aus dem Reich und Italien, nun sich entschlossen, das ihm Geraubte mit Waffengewalt an sich zu bringen. Daran hat er die Bitte gefügt, die Fürsten möchten den Zorn des Pabstes besänftigen, der, wie er vernommen, schon den Bannstrahl für ihn bereit halte, wiewohl ihm jede feindselige Absicht gegen denselben, welchen er im Gegentheil mit aller Verehrung seinen Vater nenne, ferne liege."

„Die um das Städtchen Füssen und die Burg Schwanegau versammelten Streiterhaufen aus Baiern und den angrenzenden Strichen von Tirol," fuhr der Fahrende zu erzählen fort, „führten der Herzog Ludwig von Baiern, Graf Mainhart von Tirol und Görz, der junge Herzog Konrad, ihr Neffe und Stiefsohn, nach Innsbruck und von da über den Brennerpaß nach Botzen, von wo die Fahrt weiter über Trient nach Verona gieng. Da wollte man weitere Zuzüge aus Deutschland und Italien erwarten und die zum Vormarsch nöthigen Vorkehrungen treffen."

„Der Zuzug aus Schwaben, bei welchem die Grafen Rudolf von Habsburg, Wolferad von Veringen, wie ihr edler Graf mir gesagt, u. a. mit ihren Rittern und Knechten waren, hatte sich bei Bregenz

gesammelt.[8] Der war von da durch das Rheinthal nach Feldkirch und Bludenz über den Arlberg nach Landeck gezogen, dann über Finstermünz, Glurns, Schlanders, Meran, Botzen[9] u. s. w. nachgerückt."

Konradin in Verona.

„Ende Oktobers ist Konradin mit seinem Heere in der ihm ergebenen Stadt Verona, zu deutsch Welsch-Bern, eingezogen. Dasselbe soll 10,000—12,000 Streiter gezählt haben, worunter allein 3000 deutsche Ritter, daneben eine Masse von reisigen Knechten und zahlreiches Fußvolk. Die meisten aber waren in Aussicht auf guten Sold, wohl auch reiche Beute ausgezogen. Der Baierherzog Ludwig hatte die Bestreitung der großen Auslagen für die Heerfahrt bis Verona übernommen. In dieser Stadt erwarteten den jungen Herzog Konrad schon hohe Herren und Abgesandte seines Anhangs in Welschland und machten ihm die höchst willkommene Mittheilung, daß in Pisa große Schätze für ihn bereit liegen; brachten auch etwas Gelder mit."

„Wohl stand nun Konradin mit einem starken Heere in und bei Verona. Darum aber war die Frage: wie weiter kommen, was nun beginnen? doch sehr schwierig zu lösen. Die Lombardei und Toscana waren mit Ausnahme von wenigen Städten — Pavia, Pisa und Siena — für den Pabst und Karl von Anjou gewonnen, die dortigen Gibellinen (Anhänger der Staufer) auf die Nachricht von Konradins Anrücken meist ausgetrieben, ermordet, gefangen gesetzt oder eingeschüchtert worden. Der Po mußte überschritten werden; der nächste Weg hätte über Bologna nach Pisa geführt, aber jenes stand auf der Gegner Seite. Der Marsch nach Pavia, auf das man zur Zeit erst nicht ganz sicher rechnen konnte, führte in die Nähe des mächtigen und feindseligen Mailand, welches die Demüthigung und Härte, die es hundert Jahre zuvor von dem alten Rothbart erlitten, noch nicht vergessen und dem Ur-Urenkel in's Wachs gedrückt hat. Der Pabst hatte Namens des ‚verwaisten Reiches'* Karl von Anjou zum ‚Beschützer' von Toscana gesetzt, und ihre beiderseitigen Anhänger in diesem Lande und der Lombardei hatten unter Förderung der Kurie ein Bündniß mit einander geschlossen, welches gegen Konradin und dessen Partei gerichtet war und zum Gehorsam gegen den Pabst verpflichtete. ‚Die Genossenschaft des Glaubens und Friedens' nannten sie ihren Bund und Karl war der ‚General-Friedensrichter' desselben."

* Und doch lebte noch der von dem Pabstthum eingesetzte und gegen Konradin im Besitz des Thrones geschützte König Richard.

„Karl hatte," fuhr darauf der Ritter fort, „als ‚Beschützer‘ des Reichslandes Toscana sein Königreich, in dem nun ein päbstlicher Legat gebot, bei Zeiten verlassen, sich nach Florenz begeben und beabsichtigt, in die Lombardei einzurücken, um verstärkt durch die dortige welfische Partei Konradin entgegenzutreten. Ueber diesen, die Einwohner von Pisa und Siena hatte der Pabst schon im November den Bann ausgesprochen."

„Solche für Konradin höchst ungünstige Lage der Dinge schuf große Sorgen und schwere Noth in Verona. Die Erhaltung des starken, allzu lange dort festgehaltenen Heeres kostete große Summen Geldes, welche noch länger zu beschaffen Konradins Oheim nicht möglich war. Die bis dahin eingelaufenen italienischen Hilfsgelder waren von keinem großen Belang. Die Geldnoth nahm am Ende so überhand, daß man keinen Sold mehr geben konnte, und manche Streiter des Konradinschen Heeres anfiengen, Waffen und Pferde zu verkaufen, um nur den nöthigen Lebensunterhalt bestreiten zu können und ein Reisegeld in die Heimat zu bekommen. Da traten bitter getäuscht zunächst die, welche guten Sold und reiche Beute von dieser Heerfahrt in's schöne reiche Welschland erwartet hatten, den Rückweg an. Und am Ende wurden es der Heimkehrenden im Ganzen so viele, daß von beiläufig 12,000 Streitern nur wenige Tausende bei Konradin zurückblieben."

„Da riethen Konradins Oheim und Stiefvater, wie auch andere erfahrene, angesehene Männer allen Ernsts zur Rückkehr und zum Aufgeben der Unternehmung. Der junge Herzog war indeß nicht dazu zu bestimmen, sondern wollte das seinem Anhang in Welschland gegebene Wort halten, indem er auf später eintretende günstigere Verhältnisse hoffte. Herzog Ludwig von Baiern, Graf Mainhart von Tirol, Graf Rudolf von Habsburg u. a. aber kehrten, nachdem sie wiederholt, aber immer vergebens zur Umkehr gerathen, heim, und überließen unter solch' traurigen Aussichten Konradin und Friedrich von Baden, die feurigen aber unerfahrenen Heldenjünglinge, ihrem Schicksal. Lästerzungen beschuldigen, wie ich — bemerkte der Fahrende — auf meiner Reise von Welschland heraus wiederholt mit eigenen Ohren vernommen, den Herzog von Baiern geradezu, er habe seinen Neffen absichtlich in's Verderben rennen lassen, um dessen immer noch ansehnliches Erbe an sich zu bringen. Denn Konradin hatte zuvor nicht nur seinem Oheim für die gehabten Auslagen viele seiner Besitzungen verpfändet, sondern denselben schließlich zu seinem Haupterben eingesetzt. ‚Eitel Verläumdung böswilliger, unverständiger Leute,‘ unterbrach hier Graf Albert den Erzähler. ‚Darüber, daß Herzog Ludwig und andere angesehene Herren heimgekehrt sind, nachdem der junge Herzog trotz ihrer dringen-

den Vorstellungen eigenwillig auf der Heerfahrt bestanden, kann man denselben keinen Vorwurf machen. Die Jugend soll dem Rathe der Alten folgen und wie schrecklich hat sie in diesem überaus traurigen Fall büßen müssen, diese alte erprobte Lehre verachtet zu haben. Indem der Herzog von Baiern zurückkehrte, konnte er mit Recht gehofft haben, die angesehenen Häupter der Gibellinen, welche mit den obwaltenden Verhältnissen, mit Land und Leuten in Welschland besser vertraut sein mußten als er, werden seinen Neffen nach bestem Wissen und Gewissen berathen. Erwägt man aber vollends die Lage der Dinge im Reich, die Stellung Ludwigs in demselben, so begreift man leicht, daß es dem Herzog durchaus nicht räthlich erscheinen mußte, seinem Neffen, zumal unter so schlimmen Aussichten, weiter in's Welschland hinein zu folgen. Nach Ludwigs und selbst des Pabstes Ansicht war, als er mit seinem Neffen nach Verona gezogen, das Reich erledigt — d. h. es hatte kein Oberhaupt — und ist es noch, denn Alfons in Spanien und Richard in England können doch nicht dafür gelten. Alsdann aber ist der Pfalzgraf bei Rhein Reichsverweser. Und in der That hat er als solcher im Maien eben des Jahres, da er nach Verona gezogen, auf Bitte meines Vetters, des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, dessen Tochter Maria, des Grafen Ludwig von Oettingen Ehegemahl, für den Fall, daß ihr Vater ohne männliche Erben absterben sollte, mit der Burggrafschaft u. s. w. belehnt. Diesem alten Herkommen im Reiche von der Obliegenheit des Pfalzgrafen bei Rhein entgegen hat nun aber König Richard von England aus dem König Ottokar von Böhmen den Schutz aller Reichsgüter rechts vom Rhein übertragen, eben diesem Fürsten, welcher wider Fug und Recht die Reichsländer Oesterreich und Steier an sich gerissen. Heißt das, wie die Schwaben sagen, nicht den Bock zum Gärtner bestellen? Dabei ist dieser Böhme ein sehr gefährlicher Nachbar von Baiern, und mit dem erst vor wenigen Jahren im Krieg gelegen. Gegen einen solchen Nachbar und Nebenbuhler im Reichsverweseramte mußte Herzog Ludwig wohl auf der Hut und bei der Hand sein. Verstehet ihr? Und eben diese unsicheren, bedenklichen Zustände des Reichs, wo es gut ist, wenn man bei Haus und Hof daheim bleibt, sind Schuld, daß auch so wenige schwäbische Grafen und Herren mit Konradin ausgezogen sind; denn wenn das Reich keinen König hat, so haben wir Schwaben noch dazu keinen Herzog. Mein Schwager Rudolf hat auch gut daran gethan, heimzukehren, denn der Bischof von Basel, mit welchem er noch in Fehde liegt, war in seiner Abwesenheit sengend und brennend in seine Grafschaft eingefallen. Dazu sehe ich für meine Person die Erwerbung dieses italienischen Königreiches von Seiten unseres schwäbischen Kaiserhauses mehr für

ein Unglück denn ein Glück an. Wohl hat es dadurch eine ansehnliche Hausmacht erworben und jedes Kaiserhaus hat solche höchst von Nöthen, wenn es mit Kraft und Ehren dastehen soll, aber inmitten des Reiches, nicht in einem fernen, fremden Lande, dessen Wesen und Interessen andere sind. Dieses italienische Erbreich der Staufer hat ihnen die Päbste, welche gerne allein in Italien gebieten möchten, zu Todfeinden gemacht und sie selbst der Heimat und dem Reiche entfremdet. Darum hat Konradins Heerfahrt nie meinen Beifall gehabt. Besser wäre es nach meinem Dafürhalten gewesen, sein Oheim hätte allen Ernstes dahin gewirkt, daß er die deutsche Krone erlangt hätte, wozu im Jahr 1268 die Umstände günstiger gewesen wären als 1262. Denn inzwischen ist der Prinz zum vielversprechenden Jüngling herangewachsen. König Richard hat immer mehr Boden und Ansehen in seinem angeblichen Reiche verloren, welchem er zu allem hin noch die Schmach angethan hat, sein Oberhaupt über ein Jahr als Gefangenen aufrührerischer englischer Barone zu wissen.'

Nach dieser Unterbrechung von Seiten des Grafen Albert fuhr der Fahrende also zu erzählen fort: „Noch vor Abfluß des Jahres 1267 fiengen aber Konradins Aussichten an sich besser zu gestalten. Es erschien bei ihm eine Botschaft der Stadt Pavia, welche ihn einlud, dahin zu kommen und sich auch verpflichtete, ihn sicher nach Pisa zu führen."

Konradins Zug von Verona nach Rom.

„Nachdem der junge Herzog, um seinen Oheim für die gemachten großen Auslagen völlig schadlos zu halten, noch weitere mitunter testamentarische Bestimmungen zu Gunsten desselben, auch die zum Marsch nöthigen Vorkehrungen getroffen hatte, brach er um die Mitte des Januar 1268 mit seinem Busenfreund Friedrich und einer Anzahl italienischer Edlen an der Spitze von etwa 3000 Mann — Deutsche, Apulier und Toscaner — Pavia zu auf, wo man schon nach wenigen Tagen ungefährdet ankam und von der Bevölkerung jubelnd empfangen wurde. Und nun war auch die Geldnoth gehoben, da Konradin von Pavia 12,000 Pfund und von Pisa, wohin er seine Ankunft sogleich hatte melden lassen, 17,000 Unzen Gold erhielt. Dazu kamen aus dem Süden Italiens sehr günstige Nachrichten. Dort hatten sich die tapferen Saracenen von Luceria, welche immer so treu zum hohenstaufischen Hause gehalten, für dieses erhoben und in Apulien den Aufstand gegen den König Karl angeschürt. Auch in Rom hatten die Dinge eine für Konradin sehr günstige Wendung genommen. Daselbst hatte sich nämlich der spanische Infant Heinrich von Kastilien, Bruder von Alfons,

mit dem er aber ganz zerfallen war, zum Gebieter aufgeschwungen und sich aus Haß gegen Karl von Anjou bald ganz auf Konradins Seite geschlagen. Dort war es Mitte Oktober 1267 schon so weit gekommen, daß Graf Galvano Lancia, der treue Anhänger der Staufer, unter Konradins Banner zum großen Jubel der Römer mit einem Haufen Bewaffneter seinen Einzug halten konnte und zum Entsetzen des Pabstes im Lateran Herberge nahm. Die Welfen wurden festgenommen, ihre Familien ausgetrieben, und man kümmerte sich so wenig um die abermals ausgesprochene Excommunication Konradins, Pisa's und Siena's, daß Rom mit diesen Städten und den Gibellinen in Toscana ein Schutz- und Trutzbündniß abschloß."

„Unter solch' günstigen Aussichten brach Konradin im Monat März von Pavia auf, zog mit 400 Rittern durch das Gebiet von Alessandria, von wo ihm ein angesehener Bürger dieser Stadt 2000 Mann Fußvolk zuführte, an das ligurische Meer, in die Gegend von Savona, dessen Markgraf eine natürliche Tochter von Konradins Großvater zur Gemahlin hatte. Da lagen schon zehn Schiffe der Pisaner bereit, Konradins Heer nach Pisa zu bringen. Dieselben konnten aber blos Konradin mit seinen 400 Rittern aufnehmen. Und in den ersten Tagen des April, um Ostern, landete derselbe nach einer sehr stürmischen Ueberfahrt bei Pisa und hielt seinen feierlichen Einzug in die Stadt. Die Hauptmacht unter Friedrich von Baden hatte wieder nach Pavia zurückkehren müssen; es gelang aber dem Heldenjünglinge, trotzdem daß die Welfen auf Karls Befehl alle Bergpässe besetzt hatten, auf dem Landwege bis Pisa vorzudringen, wo auch er mit großen Ehren- und Freudenbezeugungen aufgenommen worden. Bereits hatte Karl Toscana verlassen, nachdem er seinen Marschalk mit 800 Reitern und viel Fußvolk zurückgelassen, und war mit seiner Hauptmacht zunächst auf Rom und von da nach Viterbo gezogen. Da ertheilte ihm und seinem Heere der Pabst das Kreuz gegen Konradin, und sprach abermals über diesen, ‚den Sprößling aus verfluchtem Stamme,' den Herzog Ludwig von Baiern, Grafen Mainhart von Tirol, Friedrich von Oesterreich (Baden), alle Anhänger der Staufer in Italien, den Infanten Heinrich von Kastilien und alle Römer, welche den Grafen Galvano Lancia aufgenommen, den Bann; über Verona, Pavia, Pisa und Siena, sowie über alle Städte und Länder, welche Konradin aufnehmen würden, aber das Interdict."

„Bevor Karl von Viterbo in das Königreich Sicilien abrückte, hatte sein Marschalk versucht, sich Roms durch einen Handstreich zu bemächtigen, wurde aber von dem Infanten abgeschlagen und verlor gegen 1000 Mann durch Tod oder Gefangenschaft. Ende des Monats

April ist Karl nach Apulien gezogen, wo er darauf das feste Luceria, welches die so treu zu Konradin haltenden Saracenen inne hatten, lange aber vergebens belagerte."

„Bis Mitte des Juni stand Konradin in der ihm so treu ergebenen Stadt Pisa, welche ihn auch auf's Reichlichste mit Geld, Pferden und Waffen versorgte. Dort erschienen auch Boten von dem Infanten aus Rom, welcher ihm melden ließ, er solle seinen Marsch dahin beschleunigen. Doch hatte es damit keine so große Eile. In Siena, wo er auch sehnlichst erwartet worden, und wohin er von Pisa aus rückte, blieb er fast einen Monat stehen. Dort wurde ihm ein überaus glänzender Empfang bereitet, und ein Geschenk von 60,000 Pfund zum Unterhalt seines Heeres gemacht."

Konradin in Rom.

„Nach der Mitte des Juli trat Konradin mit 5000 wohl ausgerüsteten, meist ritterlichen Streitern seinen Zug nach Rom an. Vergebens hatte der Marschalk des Karl von Anjou ihm mit 1000 Rittern den Weg dahin verlegen wollen. Konradins Marschalk Kroff und der junge Held Friedrich von Baden fielen mit ihren Deutschen und einem starken Haufen der Sienesen über denselben her und nahmen ihn sammt mehreren Hunderten seiner Leute gefangen. Am 24. Juli erschien Konradin mit seinem Heere vor Rom. Man hatte das feste und wohlbesetzte Viterbo, wo der Pabst seinen Sitz aufgeschlagen, zur Linken liegen lassen. In Rom war von dem Infanten Heinrich der großartigste Empfang für Konradin angeordnet worden. Einem Imperator gleich, wie wenn er bereits ruhmgekrönt von der Heerfahrt heimgekehrt wäre, höher als je ein Staufer, sollte der vom Pabste verfluchte Heldenjüngling geehret werden."

„In Festzügen geordnet, ihre Waffen mit Blumen und Kränzen geschmückt, harrten sein schon außerhalb von Rom Senator und Volk und geleiteten ihn unter Jubelgesang zur Stadt. Konradin zur Seite ritten sein Busenfreund Friedrich von Baden und Konrad von Antiochien, der Fürst der Abruzzen, in dessen Adern hohenstaufisches Blut rollte; ihnen folgten viele italienische Grafen, darunter Galvano Lancia, Gerhard Donoratico von Pisa und die Häupter der Gibellinen Roms. Die schönsten römischen Jungfrauen und Frauen, in gleich gekleidete Gruppen abgetheilt, empfiengen den schönen Jüngling, indem sie chorweise zum Klange von Cithern und Tambourins sangen und mancherhand Tänze aufführten. Durch unzählige Triumpfbögen bewegte sich der Festzug von der Engelsbrücke zum Kapitol hinauf, wo Konradin

Herberge nahm. Ueber die Straßen hin waren von den Häusern Seile gespannt, beschwert mit den kostbarsten Teppichen, reichen, mit Edelsteinen besetzten Gewändern, blitzenden Geräthen und Waffen, kostbaren seidenen und purpurnen Stoffen, den seltensten Goldgeweben und Schmucksachen aller Art."

„Und als Konradin das Kapitol erreicht hatte und umgeben von vielen Grafen und Edlen in jugendlicher Heiterkeit und blühender Schönheit dastand, da stieg der Jubel der Römer auf's Höchste. Wie ganz anders war es geworden seit den sorgenschweren, hoffnungslosen Tagen von Verona! Wie sehr sah sich Konradin vom Glücke begünstigt! Der Räuber seiner Krone vor ihm und seinem tapferen Heere gewichen, die Länder Sicilien und Apulien, welche derselbe ihm entrissen, im Aufstande, dessen Marschalk sein Gefangener! Er, Konradin, am Sitze des Pabstes, seines unerbittlichen Gegners, der auch vor ihm das Feld geräumt und dessen furchtbare Bannflüche wirkungslos verhallten, von Hoch und Nieder mit Jubel aufgenommen. Freude- und hoffnungstrunken blickte der Heldenjüngling in die Zukunft und sah schon im Geiste auf seinem jungen Haupte drei Kronen, die sicilianische, die lombardische und die römische Königskrone! Da spendete der junge Herrscher in Gedanken bereits mit fürstlicher Freigebigkeit seinen Anhängern reichen Lohn für ihre Treue."

‚Aber mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell!'

„Mit prophetischem Geiste hatte der Pabst zu Viterbo ausgerufen: ‚Einem Rauche gleich wird dieses Jünglings sträfliches Unterfangen vergehen, gleich einem Opferthier geht er zur Schlachtbank!' „Auch theilten nicht alle im Gefolge Konradins dessen und mancher seiner Anhänger Begeisterung über den Empfang, welchen ihm Rom bereitet hatte. Die hörte man besorgt und zürnend ausrufen: o die wetterwendische Stadt! wie unzählige Male hat sie ihrer alten Freiheit keusches Wesen verletzt! sich einer feilen Dirne gleich jedem Ankommenden in die Arme geworfen!"

„Feste auf Feste folgten nun zu Ehren Konradins, dazwischen hinein aber vergaßen derselbe und die Anführer seines Heeres nicht, daß ihre Hauptaufgabe erst noch zu lösen sei. Darum berieth man mit großer Umsicht den Weitermarsch und Angriffsplan."

„Für's Erste sollte die an der Tibermündung vor Anker liegende Pisaner Flotte, welche über dreißig Segel stark war und eine ansehnliche Streiterzahl an Bord hatte, die Küstenstriche Apuliens über Neapel hin, welche noch zu Karl von Anjou hielten, bedrohen und durch Ver-

wüstungen zum Abfall nöthigen, so die Streitmacht des Feindes theilen, insbesondere aber Messina, welches noch von Karls Statthalter behauptet wurde, von der Seeseite angreifen und wegnehmen. Für's Zweite beschloß man, das Heer auf dem nächsten Wege von Rom aus über das Gebirge zu führen und damit auf Luceria zu rücken, diesen festen Platz zum Stützpunkt zu nehmen und, verstärkt durch die dortigen Saracenen und übrigen zahlreichen Konradins Sache ergebenen Edlen, in jener Gegend (der Capitanata) den Entscheidungskampf mit Karl von Anjou aufzunehmen. Dieser stand nämlich, so viel man wußte, mit seiner Hauptmacht in und bei Foggia, nicht weit von Luceria, war wenigstens Ende des Juli noch dort.

Konradins Aufbruch von Rom und Zug nach Skurkola.

„Am 10. August verließ Konradin mit seinem Heere Rom. Dasselbe zählte 10,000 trefflich ausgerüstete Streiter: Deutsche, Italiener und Spanier. Neben Konradin und Friedrich von Baden waren der Infant Heinrich von Kastilien und mehrere kriegserfahrene Häupter der römischen Gibellinen Führer. Das nächste Ziel war Tivoli im Thale des Teverone, zwei Tagemärsche ostwärts von Rom. Bis dahin, wo die Vorberge der wilden Abruzzen beginnen, gab ein großer Theil der Einwohnerschaft von Rom Konradins Heer das Geleite. Mit den besten Wünschen und zuversichtlicher Hoffnung auf Sieg schied man — für viele der Konradin'schen auf Nimmerwiedersehen! Von Tivoli aus zog man auf der alten Straße, welche dem Laufe des genannten Flüßchens, das von links her der Tiber zufließt, folgt, weiter, bis dieselbe sich südwärts Subiaco zuwendet. Nun aber schlug man sich dem Gebirge zwischen dem Teverone und Tarano (gleichfalls linker Zufluß der Tiber) zu, das von vielen manigfach gewundenen kleinen Thälern, welche hohe steile Bergrücken von einander trennen, durchschnitten ist. Ueber diese führen mehrere leicht zu vertheidigende Pässe, waren aber alle unbesetzt, weil Karl von Anjou Konradins Heranzug auf einer andern Linie erwartete (s. unten).“

„Schwierig und langsam war der Marsch des deutschen Heeres durch das wilde Gebirge, namentlich um den Paß Rio Freddo, bis man in das Thal des Tanaro hinabgestiegen war und Karsoli erreicht hatte. Ein Theil des Fußvolks überschritt es in einzelnen kleinen Haufen auf den an den steilen Hängen sich hinziehenden Saumpfaden, wo nicht selten Mann hinter Mann marschiren mußte. Es brachte dies wohl Verzögerung, aber keine Gefahr, da das Gebirge vom Feinde nicht besetzt war. Die größeren Massen, vornehmlich die zahlreiche

Reiterei, folgten den in den Thälern sich hinziehenden Wegen. Als Konradin und die Seinigen die letzten Kämme des Gebirges erstiegen, soll sich vor ihren Blicken eine paradiesische Gegend ausgebreitet haben, welche der junge Fürst als sein Erbreich, das er nun bald zu erkämpfen hoffte, mit Begeisterung begrüßte."

„Von Karsoli rückte man auf Tagliacozzo am linken Ufer eines kleinen Flusses, Salto genannt. Als das Heer diesen Ort erreicht hatte, lag vor ihm die alte Straße, welche zwischen der Stadt Alba und dem Celaner See nach Solmona und von da südwärts nach Luceria führt. Konradin aber bezog nicht weit von Tagliacozzo, bei einem Städtchen Skurkola genannt in einer günstigen Stellung ein Lager. Es war am 21. August. Ohne Zweifel hatten ihm seine zahlreichen Anhänger in Alba die Nachricht gebracht, daß sein Gegner Foggia verlassen, noch vor Kurzem eben bei Skurkola gestanden, darauf aber weiter gegen Norden gerückt sei. In der That war Karl von Anjou, sobald er von Konradins Einzug in Rom Kunde erhalten, auch von dem Plane seines Gegners in die Gegend von Luceria zu ziehen, um dort die Entscheidung herbeizuführen, entweder Kenntniß bekommen oder denselben wenigstens vermuthet hatte, von Foggia, wo er noch am 24. Juli gestanden, in Eilmärschen nordwärts gezogen, hatte am 9. August, also gerade um die Zeit, da Konradins Heer Rom verlassen, bereits Skurkola erreicht, seinen Marsch aber noch weiter bis Aquila am Flusse Aterno fortgesetzt. Er war, nachdem er von Konradins Zug nach Tivoli zwar Kunde erhalten, dessen weitere Spur aber verloren hatte, wohl auf den Gedanken gekommen, sein Gegner werde vom Thale des Teverone über das Gebirge hin in das des Turano und in diesem nach Riete gerückt sein, um von da über Aquila und Solmona nach Luceria zu ziehen. Nachdem er aber von seinem Irrthum zurückgekommen war und erfahren hatte, daß sein Gegner bei Skurkola stehe, zog er in die Nähe desselben und bezog auf den Höhen bei der Stadt Alba gleichfalls ein Lager."

Das Schlachtfeld von Skurkola.

„Denket euch, vieledler Herr Graf" — so begann der ritterliche Fahrende nach Erzählungen von Augenzeugen seine Beschreibung der Gegend, in welcher es zwischen Konradin und Karl zum Kampfe gekommen — „eine große Ebene, welche sich von der Stadt Tagliacozzo morgenwärts zieht und von den Anwohnern die palentinische genannt wird. So ziemlich durch die Mitte derselben fließt von Mittag gen Mitternacht ein Fluß Namens Salto. Zu diesem läuft von links her

in schiefer Richtung ein starker langer Bach und mündet in denselben, ehe dieser die Ebene ganz verläßt. Dem linken Ufer dieses Baches entlang ziehen sich unwegsame Berge hin, an deren demselben zugewandtem Abhang weit von dessen Mündung die bereits genannte kleine Stadt Skurkola liegt. In dem einem spitzen Triangel ähnlichen Theil der Ebene zwischen dem rechten Ufer des Baches und dem linken des Flusses Salto, in der Nähe von Skurkola schlug, wie ich schon gemeldet, Konradin sein Lager auf. Es hatte im Rücken den Bach und die ihn auf der andern Seite begleitende Bergreihe, vor sich den Salto, die jenseits desselben liegende Ebene und die aus dieser aufsteigenden Berge, von denen ich sogleich noch ein Mehreres sagen werde. Jenseits des Salto, in einiger Entfernung von diesem zieht sich nämlich von Mittag her mitternacht- und morgenwärts in die Ebene eine ausgebreitete, manigfaltig gestaltete Bergmasse, welche aus zwei Haupttheilen besteht, die durch eine schmale Thalschlucht getrennt sind, welche sich nach Mitternacht und Mittag öffnet. In ersterer Richtung liegt etwas seitwärts davon ein von einem Wald von Obstbäumen umgebenes Dorf, Capella genannt, was dazu beitrug, daß dieselbe von Konradins Lager aus nicht eingesehen werden konnte. Nahe der Thalschlucht liegt auf dem ebenen Scheitel des anderen ausgedehnteren Berghauptes ein Dorf des Namens Antrosciano. Dabei, auf den der Schlucht und dem Salto zugekehrten Abhängen schlug Karl sein Lager auf, von dem er das seines Gegners ganz übersehen konnte. Auf der äußersten gegen Morgen gelegenen breiten Felsplatte des größeren Berghauptes liegt die ansehnliche Stadt Alba, welche zu Konradin hielt. Jenseits, morgenwärts von Alba, wird die große Ebene durch einen langen von Mittag gegen Mitternacht streichenden Bergzug, auf der mitternächtlichen Seite durch eine hohe von Abend gegen Morgen ziehende Bergwand fast ganz eingeschlossen. Ueber die Ebene hin läuft eine von Tagliacozzo herkommende Heerstraße, durchschnitt Konradins Lager, führt alsdann auf einer Brücke über den Salto, zieht sich darnach über den Berg, auf dem Karls Lager stand, fällt darauf in die Ebene hinab und läuft zwischen einem bei der Stadt Celano gelegenen großen See und der Bergwand, die sich morgenwärts von Alba erhebt, hindurch, Solmona und Luceria zu. Zwischen der soeben erwähnten Bergwand und der mitternachtwärts von der Ebene geht ein Seitenweg zu der großen Heerstraße, welche zu der Stadt Aquila führt, die zu Karl stand."

Die Schlachtordnung der beiden Heere.

„Mit Sonnenaufgang des 23. August scharten beide Fürsten, Konradin und Karl, ihre Heere zur Schlacht. Ersterer theilte sein Heer

in zwei Hauptscharen (Treffen). Die erste unter dem Infanten Heinrich von Kastilien bestand aus drei Haufen, den Spaniern, den Lombarden unter Graf Galvano Lancia und den Toscanern, geführt von Graf Gerhard von Pisa. Die zweite Hauptschar bildeten die Deutschen. Die wollten die beiden Heldenjünglinge Konradin und Friedrich von Baden selbst führen. Ihnen zur Seite war der erfahrene alte Marschalk Kroff von Flüglingen. Das erste Treffen hatte zunächst die Aufgabe, den Feind am Uebergang über den Salto zu hindern, vornehmlich aber, da man im Vertrauen auf die numerische Ueberlegenheit angriffsweise verfahren wollte, denselben zu überschreiten und den Gegner zum Kampfe herauszufordern. Das zweite Treffen sollte dem ersten zum Rückhalt dienen, im ungünstigsten Falle den vorgedrungenen Feind zurückwerfen. Karl von Anjou überließ es dem französischen Ritter Erard von Valery, einem alten erfahrenen Kriegsmanne, sein Heer zur Schlacht zu ordnen. Es soll nur 6,000 Streiter, das Konradins 10,000 gezählt haben. Erard war schon 1249 mit König Ludwig dem Heiligen von Frankreich nach Egypten gezogen, hatte sich darauf lange in Syrien herumgetrieben und war erst wenige Tage zuvor bei Karls Heere eingetroffen. ‚Wenn du siegen willst,‘ soll er zu diesem gesagt haben, ‚so kann dir nur List helfen, denn dein Gegner ist dir an Streiterzahl weit überlegen.‘ Hienach wurden zuvörderst achthundert der tapfersten Ritter von dem ganzen Heere Karls ausgewählt. Die stellte Erard von Valery in der dem Kampf vorausgegangenen Nacht als Hinterhalt im Grunde der von mir bereits erwähnten engen Thalschlucht auf. Darum konnten sie weder von Konradins Lager noch von dem hohenstaufisch gesinnten Alba aus gesehen werden. Der König Karl selbst und Erard wollten, wenn die Zeit gekommen, diese auserlesene Schar gegen den Feind führen. Inzwischen stellten sie sich auf einem Punkte auf, von dem aus sie den Gang der Schlacht beobachten konnten. Das übrige Heer Karls wurde in zwei Haupthaufen (Treffen) getheilt. Der erste bestand aus Provençalen, Lombarden und wenigen Römern, und wurde von Jakob Cantelmi befehligt. Bei dem zweiten standen die Franzosen unter Karls Marschalk von Cousance. Dieser, der dem König Karl an Gestalt und Haltung sehr ähnlich war, legte auf Ritter Erards Rath und mit Zustimmung seines Herrn dessen Rüstung und Abzeichen auf Helm und Schild an. Es war dies die zweite Hauptlist, der sich Konradins Gegner bediente, um diesen zu verderben. Das Vordertreffen von Karls Heer wurde an den untern, das Hintertreffen an den oberen nicht steilen Abhängen des Berges bei Antrosciano zu beiden Seiten der Heerstraße aufgestellt. Das erste sollte zur Zeit in die Ebene hinabrücken und zunächst dem Feind den Uebergang über den Salto

wehren, das zweite vor der Hand zum Schutz des Lagers seine Stellung beibehalten und erst wenn oder wo nöthig, in die Ebene hinabrücken und der ersten Schar zu Hilfe kommen; die im Hinterhalt liegende Ritterschar aber schließlich den Ausschlag geben."

Die Schlacht.

„Nachdem schon am 22. August Haufen der Konradin'schen gegen das feindliche Lager vergeblich angerückt waren, um dasselbe herauszufordern, begann der Kampf in der Früh des folgenden Tages. Die Konradin'schen eröffneten ihn, indem sie an den Salto rückten, um wo möglich den Uebergang über denselben zu erzwingen. Bei Zeit aber war Karls erste Schar in der Ebene vor- und an die über den Fluß führende große Brücke gerückt, um den Feinden den Uebergang zu wehren, etwa herübergebrochene Haufen aber zurück zu werfen oder niederzumachen. Aber während man sich an der Brücke kampfbereit gegenüber stand und beobachtete, die Bogenschützen beider Heere auch Schüsse wechselten, brachen andere Haufen von Konradins erster Schar an dem Feinde unbekannten und von ihm nicht besetzten Furten über den Salto hinüber. Darauf drangen auch die an der Brücke aufgestellten Konradin'schen mit großer Wucht vor und auf den an Zahl schwächeren Feind ein. Da wandte sich dieser, als er sich rechts und links umgangen und von vorn angegriffen sah, zu wilder Flucht Aquila zu, woher er gekommen. Der Infant Heinrich von Kastilien, der Anführer der ersten Schar, aber verfolgte die Flüchtigen leider allzu hitzig und allzu weit."

„Konradin und Friedrich von Baden waren dem Kampf ihrer ersten Schar aufmerksam gefolgt und in dem Maße derselben nahe und an den Salto gerückt, als sie Fortschritte machte und gegen den Feind Boden gewann. So waren sie auch gleich kräftig bei der Hand, als die zweite feindliche Schar auf die Niederlage der ihrigen unter Marschall von Cousance vorrückte, und drangen mit solchem Ungestüm auf die Franzosen ein, daß auch diese sich nach kurzem Widerstand in wilde Flucht warfen. Und bald kam zu Konradin und den übrigen Führern der zweiten Schar die verbürgte Kunde, unter den Gefallenen des geschlagenen französischen Haufens befinde sich König Karl selbst. Krieger von Konradins Heer, die denselben persönlich kannten, bezeugten es. Der stand aber mit Ritter Valery wohlbehalten auf dem Platze, von welchem er den Verlauf der Schlacht beobachtete."

‚Wie günstig auch die Führer des Konradin'schen Heeres ihre Lagerstellung gewählt haben, so fehlte es,' unterbrach Graf Albert den

ritterlichen Fahrenden, ‚denselben doch an der nöthigen Vorsicht oder Kriegserfahrung. Warum hat man nicht Späher ausgesandt und die Berge und Thäler auf des Feindes Seite durchstöbern lassen? Das wäre den Bewohnern von Alba ein Leichtes gewesen. Achthundert Ritter können nicht in eine Ecke schlüpfen; bei denen kann es unmöglich auch so still hergegangen sein, daß seine Ohren auf tausend Schritte nichts vernommen haben würden. Ach, Jammerschade! Wie schön hätte man, nachdem die Hauptarbeit gethan war, diesen Hinterhalt abfangen oder zusammenhauen können. Und dann würde man auch den rechten König unfehlbar erwischt haben. Da hätte Konradin seine kühnen, verwegenen Saracenen, diese listigen Gesellen, welche gleich einem guten Spürhund den Feind wittern, brauchen können. Sie hätten ihn gerettet. Und was hätte selbst der Hinterhalt dem Feinde am Ende genützt, wenn man einen Theil des siegreichen Heeres noch eine Zeit lang geschart und kampfgerüstet auf den Beinen erhalten hätte, denn — abgesehen von dem Hinterhalt — wie oft schon hat ein Feind, der aus panischer Furcht oder List jählings die Flucht ergriffen, sich wieder ermannt, gesammelt, frisch angegriffen und den Sieg auf seine Seite gewandt. Eine zu lang und zu weit fortgesetzte Verfolgung, durch welche man von den Seinen abkommt, hat schon manchmal zum Verderben geführt.‘

„König Karl hatte,“ fuhr darauf der Fahrende zu erzählen fort, seinen Hinterhalt schon hervorbrechen lassen wollen, als seine erste Schar in die Flucht geschlagen war. Als nun auch die zweite das gleiche Schicksal erfuhr, weinte er halb vor Schmerz halb vor Zorn, nannte es schmählich und pflichtvergessen von ihm, daß er sich bei solch' allem so unthätig verhalten und nicht an der Spitze seines Hinterhalts unverweilt hervorbrechen sollte. Aber Valery hielt ihn fast mit Gewalt zurück und verwies ihm zürnend seine Ungeduld und unzeitige Hitze. ‚Was wilt du,‘ herrschte er ihn an, ‚mit diesem schwachen Haufen ausrichten gegen deinen übermächtigen, siegesfreudigen Gegner, so lange er noch geschart und kampfbereit dasteht? Wann er, keinen Feind mehr erwartend, sich nach seiner Weise der Ruhe und dem Plündern ergeben, dann erst ist es Zeit, hervorzubrechen und über ihn herzufallen.‘ Und ach! es kam zu Konradins Verderben bald so, wie Ritter Erard angenommen. Zuversichtlich glaubend, der gefallene Marschalk sei Karl von Anjou, begrüßten die sicilianischen Großen in Konradins Gefolge ihn als ihren König und Herrn. Allgemeiner Jubel hub sich unter dessen Streitern, die ihre Aufgabe ruhmvoll und vollständig gelöst glaubten, darum auch niemand an Vorsichtsmaßregeln gegen einen erneuerten Angriff des Feindes, an Behauptung des Schlachtfeldes und Sicherung des Lagers dachte. Beide feindliche Scharen, von denen man

wußte, waren ja in die Flucht gejagt und ihr Höchster war gefallen. Müde vom Streit an dem heißen Sommertage legten die Konradin-schen von der zweiten Schar die Rüstungen ab, suchten auch wohl Erfrischung in den kühlen Fluten des Salto, andere giengen auf Beute aus. Da und dort bildeten sich fröhliche Gruppen von Kriegern um die aus dem feindlichen Lager zusammengetragenen Beutegegenstände aller Art; man vertheilte, tauschte und feilschte wie auf einem Jahrmarkte."

„Als Erard, durch ausgesandte Späher unterrichtet, den rechten Zeitpunkt zum Hervorbrechen gekommen sah, ritt er mit dem Könige zu der in Hinterhalt gestellten Ritterschar und rief: Auf! jetzt ist es an uns. In einer Stunde sind wir die Herren des Schlachtfeldes und Sieger! Da soll von dem Ernst der Stunde überwältigt, König Karl auf die Knie gesunken sein und im Angesicht seines Haufens also laut gebetet haben: „Höchster Gott, in dessen Namen und für dessen Ehre Frankreichs Volk hier streitet, sei ein Rächer unserer Todten und wende den Sieg der Ungerechten. Ihr aber, edle Heergesellen, deren Treue und Mannhaftigkeit mir Krone und Leben erhalten und schirmen soll, bedenket, daß ihr nun nur zwischen Schande und Ehre zu wählen habt!" Führe uns, schrie in wilder Begeisterung die auserlesene Schar, gegen den Feind, und wenn es sein soll, in den Tod; wir folgen dir freudig. Man bricht aus dem sicheren Versteck hervor, schart sich schnell Mann an Mann und Roß an Roß, stürmt, den König Karl an der Spitze, mit eingelegten Lanzen auf die Ebene und, alles vor sich nieder-werfend, über die Saltobrücke dem feindlichen Lager zu. Hier hatte man die daher rennende Ritterschar Anfangs für Freunde gehalten, die von der Verfolgung des Feindes zurückkehren, doch überzeugte man sich bald von dem schrecklichen Irrthum. Aber es war zu spät, denn der Feind war schon über die nicht besetzte Saltobrücke herüber bis zum Lager gedrungen. So urplötzlich überrascht und nicht zum Kampfe gerüstet, ergreift ein panischer Schrecken die Konradin'schen; die meisten fliehen nach allen Seiten und vergebens sind alle Anstrengungen Konradins und anderer Führer, einen Haufen zu sammeln und ihn gegen den eingedrungenen Feind zu führen. Um einer schmählichen Gefangenschaft oder dem Tode zu entgehen, wendet sich Konradin mit seinem Gefolge endlich auch zur Flucht und Karl von Anjou wird Herr des Lagers bei Skurkola."

„Als solche für Konradin unglückliche Wendung der Schlacht eingetreten war, kehrte der Infant Heinrich von Kastilien von der allzu weit getriebenen Verfolgung des Feindes siegesfreudig zurück, überzeugte sich aber, als er dem Lager von Skurkola zureiten wollte, von dem schrecklichen Rückschlag der Dinge. Doch verlor er, ein trotziger Kriegs-

mann, darob nicht alsobald den Kopf. Er heißt seine Spanier die Reihen enger schließen, ruft ihnen zu: ‚zwingen wir mit dem Schwerte das Buhlweib Glück, daß es sich uns auf's Neue zuwende,' und rückt gegen die Feinde an, welche an Zahl geringer, auch schlechter bewaffnet waren. Matt begegnet eine französische Vorhut dem Angriff, wendet sich bald zur Flucht und es schien, als ob der ganze feindliche Haufe fliehen wollte, aber es war blos eine Kriegslist des alten Ritters Erard, welcher dadurch nur zu bezwecken suchte, daß die Spanier ihre fest geschlossenen Reihen öffnen sollten. Und wirklich erreichte er seine Absicht: die Spanier gaben ihre feste Ordnung auf und jagten den Feinden nach, um sie zu tödten oder gefangen zu nehmen. Da wandte sich plötzlich Valery mit der Vorhut, diese schließt sich schnell und greift, unterstützt von dem übrigen Haufen unter Karl, die Spanier an. Diese stutzen zwar einen Augenblick, fassen sich aber bald, schließen ihre Reihen zu neuem Angriff, und die Franzosen können ihnen wegen ihrer starken Rüstungen mit dem Schwerte wenig anhaben. Da befiehlt Valery seinen Rittern, die Lanze wie bei einem Turnier einzulegen, gegen die Spanier anzurennen und sie aus dem Sattel zu heben. Diese auf dem Schlachtfelde ungewöhnliche Kampfweise verwirrte die Spanier, dazu erschienen neue Haufen von Karls Heere, die sich inzwischen wieder gesammelt hatten. So sah sich schließlich auch der Infant genöthigt, die Flucht zu ergreifen und Karl von Anjou, der anfangs Geschlagene, wurde Sieger. Es war sehr blutig hergegangen; mehr als 4000 Leichen von beiden Heeren bedeckten das Schlachtfeld. Wohl hatte es auch auf Karls Seite so viele Opfer gekostet, daß er kein Heer mehr besaß, aber Krone und Leben waren für ihn gerettet. Dies erkannte derselbe in seiner ganzen hohen Bedeutung, darum faßte er noch am Abend des Schlachttages an den Pabst seinen Siegesbericht ab, der also lautete: ‚Die von allen Gläubigen längst ersehnte Freudenbotschaft bringe ich Euch, allermildester Vater, und der heiligen römischen Kirche, meiner Mutter, wie einen süßen Weihrauch in Demuth dar, und bitte Euch, Vater, esset von dem erbeuteten Wild Eures Sohnes und zollet dem Allerhöchsten den schuldigen Dank. Vater und Mutter sollen fortan von ihren Mühen ruhen. Der Feinde sind so viele getödtet worden, daß die bei Benevent anderen Verfolgern der Kirche beigebrachte Niederlage
10
mit dieser verglichen gering erscheint. Ob Konradin und Heinrich, der Senator der Stadt Rom, gefallen oder durch die Flucht entkommen sind, konnten wir kurz nach gewonnenem Siege, da wir dieses Schreiben abfassen, nicht ermitteln. Wohl hat man des Senators Roß herrenlos fliehend aufgefangen. So juble denn die Kirche, meine Mutter, und erhebe sich zu Lobpreisung eines solchen Triumpfs, der ihr von oben

her durch den Dienst ihrer Kämpfer gnädig zuerkannt ist. Endlich scheint der allmächtige Herr allen ihren Drangsalen ein Ende gemacht und sie aus dem gierigen Rachen ihrer Verfolger befreit zu haben." ‚Welch' fromme salbungsvolle Epistel,' warf Graf Albert ein. ‚Sie würde dem besten Pfaffen Ehre gemacht haben. Nun, wer weiß, ob sie nicht Karls Feldkapellan aufgesetzt hat.' „Ja, aber es stimmt gar nicht dazu," fuhr der fahrende Ritter zu erzählen fort, „daß der christliche König noch auf dem Schlachtfelde einige vornehme Gefangene, darunter Konrad von Antiochien, Konradins Vetter, und mehrere Edle u. a. dessen Kämmerer hat enthaupten, vielen der gefangenen Römer die Füße abhauen, darauf in einem kleinen Gebäude einschließen und dann verbrennen lassen. So wäre es wohl auch dem Marschalk Kroff von Flüglingen ergangen, wenn er nicht auf dem Schlachtfelde den Heldentod gefunden hätte."

Konradin auf der Flucht.

„Konradin war, wiewohl man ihm und seinem Gefolge hitzig nachgesetzt hatte, wenigstens vor der Hand so glücklich, mit seinem Busenfreunde Friedrich von Baden, dem Grafen Galvano Lancia, dessen Söhnen, Gerhard von Pisa u. a. auf dem ihnen bekannten nächsten Wege Rom zu erreichen. In einer nicht weit vom Schlachtfelde entfernten Burg hatten dieselben, ehe sie ihre weitere Flucht antraten, kurze Zeit unentdeckt gerastet, was ihnen und ihren Rossen hoch von Nöthen gewesen; auch waren inzwischen fünfhundert Reiter von den Ihrigen, die sich gesammelt hatten, wieder zu ihnen gestoßen."

„In Rom, wo sie wenige Wochen zuvor so überaus warm und ehrenvoll empfangen worden, hofften Konradin und die Seinigen nicht nur ein sicheres Asyl, sondern auch thätige Unterstützung zu finden, um wo möglich den Kampf noch einmal zu versuchen. Sie täuschten sich aber gewaltig. Die Anhänger des hohenstaufischen Hauses in Rom zeigten sich, obwohl sie die festesten Plätze der Stadt in ihrer Gewalt hatten, auf den harten Schlag, der ihren früheren Schützling so unerwartet getroffen, lau, zage, ja widerwillig. Und als vollends von den ausgetriebenen Welfen, Konradins Todfeinden, schon einige in die Stadt zurückgekehrt waren, drängte man ihn förmlich zu weiterer Flucht. Und es war am Ende gut gemeint, denn schon waren den Flüchtlingen die Späher Karls auf der Spur und Konradin wäre wohl gerettet gewesen, wenn er statt in Rom drei Tage sitzen zu bleiben, ohne Verzug von da aus dem Meere zugeeilt, ein Schiff bestiegen und Sicilien oder die ihm verbündete Flotte der Pisaner, welche bei der Insel gelegen,

zu erreichen gesucht hätte. Denn diese war im Kampfe mit der feindlichen glücklicher gewesen als Konradins Heer bei Skurkola und Sicilien ganz für seine Sache gewonnen. Unglücklicher Weise aber wandte sich Konradin von Rom aus zunächst wieder landeinwärts Tivoli zu, in dessen Gegend seine getreuen Lancia ein festes Schloß hatten. Er soll, wie man meint, gehofft haben, er könne dort den Infanten und was von dessen Haufen noch übrig treffen. Derselbe war aber bereits in Karls von Anjou Gewalt."

„Erst von dem Schlosse der Lancia wandten sich Konradin, Friedrich von Baden, der alte treue Graf Galvano Lancia mit zwei Söhnen und einige deutsche Ritter, darunter Friedrich von Hürnheim, als Eselstreiber und Bauern verkleidet, dem Meere zu. Bei Astura, im päbstlichen Gebiete, in der Campagna di Roma, wie die Italiener diesen Landstrich nennen, bestiegen sie eiligst ein Schiff und glaubten sich schon gerettet. Aber, o schreckliche Täuschung! Dort, hart am Meere, steht eine feste Burg, von deren Thürmen man weithin das Meer überschaut und jedes ab- oder zufahrende Schiff beobachten kann. Dort saß und sitzt noch ein italienischer Edler des Namens Giovanni Frangipani als Herr von Astura und des Landes umher. Dessen Familie hatte von Konradins Großvater, dem Kaiser Friedrich II., sehr ansehnliche Güter im Neapolitanischen und sonst manche Vergünstigungen erhalten, ja Giovanni war von demselben zum Ritter geschlagen worden. Später aber, nach Friedrichs Tode, trat das undankbare Geschlecht, welches schon früher um Geld und Gut die Farbe gewechselt, auf die Seite der Päbste. Und Giovanni Frangipani war bereits von Karl von Anjou, welcher überall die Küste hatte streng bewachen lassen, auch als Späher gewonnen, damit Konradin nicht entkommen sollte. Als nun einer der Wächter auf den Zinnen der Burg Astura seinem Herrn die Nachricht hinterbracht hatte, es sei soeben ein Schiff mit etwa zehn fremden Männern von der nahen Küste abgefahren, erkundigte er sich sogleich näher darüber; ‚Herr,' sagte ihm da ein italienischer Bauer, welcher Augen- und Ohrenzeuge gewesen, als die Fremden mit den Schiffleuten über die Fahrt verhandelt hatten, ‚neun Männer haben das Schiff bestiegen; wohin es fahren sollte, haben sie den Schiffern nicht gesagt; sie scheinen große Eile zu haben, auf das Meer zu kommen. Fünf davon waren ältere Männer, einer von ihnen dem Greisenalter nahe; dieser allein verhandelte in unserer Landessprache mit dem Eigenthümer des Schiffes. Die anderen vier älteren Männer sprachen kein Wort, sahen finster und wild drein, und gar nicht wie Leute von unserem Volk aus. Die übrigen vier waren ganz junge Männer, zwei davon dem Aussehen nach Italiener, die andern wahrscheinlich Deutsche, darunter

ein bildschöner Junge mit goldgelben Locken. Der schien mir besonders betrübt zu sein. An seiner Hand blitzte von Demantsteinen und Karfunkel ein kostbarer goldener Ring. Im Uebrigen aber war er, wie überhaupt die ganze Gesellschaft ärmlich gekleidet. Vermuthe aber, daß vornehme Leute in den groben Kitteln stecken.'

Konradin und sein Gefolge werden von einem italienischen Edlen in ihrer Flucht aufgehalten.

„Bei Giovanni Frangipani ward diese Vermuthung alsbald zur Gewißheit. Er hielt die unbekannten Männer für vornehme Flüchtige des bei Skurkola geschlagenen Heeres und erkannte in dem goldlockigen Jüngling mit dem kostbaren Ringe Konradin selbst, schickte dem von Karl von Anjou angenommenen Auftrag gemäß dem abgefahrenen Schiffe unverzüglich einen mit Bewaffneten besetzten Schnellruderer mit dem Befehle nach, die unbekannten Männer um jeden Preis zum Lande, zu ihm zurückzubringen. Bald waren die Verfolgten eingeholt. Groß war ihr Schrecken, als der Führer der Bewaffneten des nachgesandten Schiffes sie strengstens zur Umkehr aufforderte. Doch leuchtete wenigstens Konradin noch ein Hoffnungsstern, als man auf Befragen, wer die Umkehr befehle, zur Antwort erhielt, es sei Giovanni Frangipani, der Herr von Astura. Der unglückliche Prinz glaubte sich von seinen Knabenjahren her, in denen man ihm von seinem Großvater Friedrich und dessen Anhängern in Welschland manches erzählt hatte, eines Geschlechtes von diesem Namen zu erinnern, das man zu den Anhängern seines Hauses gezählt und auch wirklich manche Gunstbezeugung von demselben erhalten hatte. Der alte Graf Galvano Lancia aber hatte die ihnen drohende große Gefahr alsbald erkannt. Ihm war es natürlich nicht unbekannt, daß dieser Herr von Astura auch zu jenen Undankbaren und Wetterwendischen gehörte, welche von der hohenstaufischen Partei zur päbstlichen übergegangen waren. Aber man mußte der Gewalt weichen und nach Astura zurückkehren."

„Als man hier angekommen war und Konradin vor den Herrn der Burg geführt worden, gab er sich zu erkennen, erinnerte Frangipani an die Wohlthaten und Ehren, welche er von seinem Hause genossen, bot denselben mit bewegten Worten, er möchte ihn, den Enkel des großen Kaisers Friedrich und rechtmäßigen Erben von Neapel und Sicilien, unterstützen und verhieß ihm dafür königlichen Lohn. Aber Giovanni bedachte bei sich, daß Konradin zwar ohne Zweifel allen guten Willen aber nichts zu geben habe, nachdem er in dem Kronenstreite mit seinem Gegner unterlegen, wohl aber daß, da nun Konradin in

seine Gewalt gerathen, sich ihm eine ganz günstige Gelegenheit dargeboten, von dem Sieger Karl von Anjou einen höchst ansehnlichen Lohn herauszuschlagen. In diesem sah er jedenfalls den Meistbietenden. Inzwischen ließ er Konradin und dessen Gefolge in sichere Gewahrsam bringen."

„Bald hatte sich die Kunde davon verbreitet, wer die von dem Ritter Frangipani Gefangengehaltenen seien. Es erschien bei ihm der Cardinal Jordan von Terracina, unter dem die Campagna di Roma, zu welcher auch Astura gehörte, stand, und verlangte die Auslieferung der auf dem päbstlichen Gebiete gefangen genommenen — aber vergebens. Gleich schlechten Erfolg hatten die Bemühungen Roberts von Laveno, Karls Flotten-Anführer, welcher die Auslieferung Konradins an seinen Herrn verlangte, dafür reichen Lohn versprach, im andern Fall aber Frangipani mit Hinrichtung drohte. Robert war vor Kurzem von den Pisanern bei der Insel Sicilien geschlagen worden und hoffte nun durch die Einlieferung Konradins die Gunst seines Herrn wieder zu gewinnen."

„Auf diese hartnäckige Weigerung des Frangipani, Konradin weder an den Pabst noch an Karl von Anjou ausliefern zu wollen, erschienen Robert von Laveno mit der ihm untergebenen Flotte und der Cardinal mit Landtruppen vor Astura, um den Ritter mit Waffengewalt dazu zu zwingen. Aber dieser hatte inzwischen seine Gefangenen von Astura weg in eine noch festere Burg bringen lassen."

‚So ist es denn doch,' warf die Gräfin Margaretha ein, ‚möglich, Frangipani habe auf die Ermahnungen Konradins sich eines Besseren besonnen und diesen vor seinen Feinden — dem Pabst und Karl von Anjou — schützen und schließlich in Sicherheit bringen wollen.'

„Erlaubet, edle Gräfin," fuhr darauf der fahrende Ritter fort, „dieser Widerstand war nur auf Erzielung eines möglichst hohen Preises für seine Beute berechnet. Und Frangipani erreichte auch diesen Zweck. König Karl ließ ihm, so geizig er sonst sich zeigen soll, eine ungeheure Summe und ansehnliche Güter bieten. Darauf lieferte er Konradin und dessen Gefolge an Karl aus. Und der Pabst, auf dessen Gebiet Konradin gefangen worden, trat vor dem Könige, seinem Vasallen, zurück und machte sein doppeltes Recht nicht geltend."

Konradin als Gefangener des Karl von Anjou.

„Konradin wurde mit seinem Gefolge zunächst in ein Felsenschloß bei der Stadt Paläſtrina auf päbstlichem Gebiet gebracht; als aber Karl von Anjou um die Mitte des Monats September im Triumpf in Rom einzog, mußte er mit seinen wenigen Getreuen denselben zieren. Welch'

furchtbarer Wechsel der menschlichen Schicksale! Zwei Monate zuvor war Konradin einem Triumpfator gleich eingezogen, nun aber er der Gefangene und Karl von Anjou, der zuvor Verhaßte, von den wandelbaren Römern zum lebenslänglichen Senator erwählt!"

„Nachdem Konradin und die mit ihm Gefangenen Karls Triumpfzug geziert hatten, wanderten sie in die Gefängnisse Roms. In einem dieser hatte schon länger der alte Graf Gerhard von Pisa geschmachtet, welcher in Rom zurückgeblieben und von den Welfen ausgeliefert worden war. Als aber Karl in seine Hauptstadt Neapel zog, schleppte man Konradin und seine unglücklichen Gefährten dahin und stellte sie vor ein Gericht, welches aus Rechtsgelehrten zusammengesetzt war, die der König berufen hatte. Demselben wurde die Frage vorgelegt: ob der Prinz und die Mitgefangenen deshalb mit Recht zum Tode zu verurtheilen seien, weil sie gegen Karl, den rechtmäßigen König, die Waffen ergriffen, Klöster geplündert und verbrannt hätten? Aber weitaus die Mehrheit der von dem Könige berufenen Richter hatte den Muth, diese Frage zu verneinen, fürnehmlich machte einer derselben mit allem Nachdruck zu Konradins Gunsten geltend, dieser habe ja nichts Todeswürdiges verbrochen. Er sei weder als Räuber noch als Hochverräther nach Italien gekommen, sondern um sich sein väterlich' Erbe im offenen Krieg zu erkämpfen; nicht in der Schlacht, nicht mit den Waffen in der Hand, sondern auf der Flucht sei er gefangen worden; Gefangene schonend zu behandeln, gebiete aber göttliches, wie menschliches Recht. Daß Verwüstungen von Klöstern aber mit Konradins Wissen oder gar auf dessen Befehl verübt worden, das könne nicht bewiesen werden, und wenn es auch geschehen, so sei es Sache der Kirche, solches Verbrechen zu rügen. Ein anderer der Richter dagegen, ein einziger war so knechtisch, sich dem Willen seines tyrannischen Herrn gefügig zu zeigen und für Todesstrafe zu stimmen. Der gestrenge König Karl versah sich wohl nicht einer solchen ehrenvollen Mannhaftigkeit des Mehrtheils der berufenen Richter, oder die ganze Geschichte war nur eine von demselben in Scene gesetzte Comödie, um vor der Welt sein tyrannisches Verfahren zu beschönigen. Denn schließlich sprach er selbst, der Ankläger, aus eigener Machtvollkommenheit das Todesurtheil über Konradin und die übrigen Gefangenen. ‚Abscheulich! welch' unerhörte Ungerechtigkeit und Grausamkeit!' unterbrach Graf Albert den Erzähler und fuhr also fort: ‚wenn der König auch den italienischen Grafen Galvano Lancia als einen hochverrätherischen Unterthanen für des Todes schuldig befunden, was gab ihm hiezu das Recht oder nur den Vorwand genüber von Konradin und vollends dem Prinzen Friedrich von Baden und den deutschen Rittern, welche ihrem Herrn in löblicher Treue gefolgt sind?' „Mit der

Hinrichtung des Friedrich von Baden hat," sagte darauf der fahrende Ritter, „wie einige meinen, Karl von Anjou seinem guten Freunde, dem König Ottokar von Böhmen, einen Dienst erweisen wollen, denn der junge Fürst hat seine Rechte auf die schönen deutschen Herzogthümer Oesterreich und Steiermark, welche der Böhme an sich gerissen, nie fahren lassen. Ottokar soll Karl von Anjou viel Geld geschickt haben, um von ihm die Beseitigung seines Rivalen ja gewiß zu erlangen. Und wie unbarmherzig ist er gegen Friedrichs Mutter verfahren: nachdem er ihr alles Besitzthum in den Herzogthümern genommen, ließ er sie austreiben bei einem so abscheulichen Wetter, daß man keinen Hund hätte hinaus jagen sollen." [11] Und darauf fuhr der Erzähler also fort:

„Konradin saß mit seinem Busenfreunde Friedrich gerade beim Schachspiel, als man die Botschaft in den Kerker brachte, daß er und seine Unglücksgefährten zum Tode verurtheilt seien. Ruhig und gefaßt vernahm er solche, schickte sich, wie auch sein treuer Jugendfreund an, die letzten Verfügungen für diese Welt zu treffen. Konradin bestätigte das Testament, welches er früher gemacht und in dem er für den Fall seines unbeerbten Todes seine Oheime, die Herzoge Ludwig und Heinrich von Baiern, mit Bevorzugung des ersteren zu seinen Universal-Erben eingesetzt, und bedachte einige Klöster seiner Heimat mit Schenkungen. Friedrich von Baden vermachte den genannten ihm verwandten Herzogen von Baiern seine Erbrechte auf Oesterreich, seiner Mutter dagegen die auf Steierland, für mehrere Klöster in Baiern und Schwaben, darunter Weingarten, bestimmte er Geldspenden, wogegen sie für sein Seelenheil beten sollten. Schließlich empfahl er den Herzogen sein junges Ehegemahl [12] und seine Schwester Agnes."

„Darauf beichteten die beiden unglücklichen Fürsten. Den Bann hatte der Pabst von ihnen genommen, ihr junges Leben aber nicht aus den Klauen des ungerechten grausamen Königs gerettet."

Konradins und seines Busenfreundes Friedrich von Baden Hinrichtung.

„Nachdem Konradin und Friedrich ihre Rechnung mit der Welt abgeschlossen, sich durch Beichte und Gebet auf ihren letzten schweren Gang gestärkt hatten, folgten sie, es war am Frühmorgen des 29. Oktober des vorigen Jahres (1268), den Schergen auf den Richtplatz, der dicht vor der Stadt Neapel nahe am Meere gelegen ist. Dort erwartete sie schon der Henker. Mit bloßen Füßen und aufgestreiften Aermeln stand er zu seinem blutigen Geschäft bereit. Gleich als ob der tyrannische König dem unglücklichen Konradin den Abschied von der Welt, dem

reizenden Lande, welches er sein Erbe genannt, hätte noch mehr erschweren wollen, hat derselbe diesen Punkt von paradiesischer Schönheit zu solch' einer Schreckensstätte ausgewählt."

„Ganz in der Nähe befand sich der König. Er saß in der tiefen Fensternische einer nahen Burg, um selbst die Vollstreckung seines grausamen, ungerechten Spruches zu überwachen und sich eine Augenweide zu bereiten. Auf seinen Befehl verlas der Richter Robert von Bari, der einzige, welcher mit Ja! gestimmt, vor der versammelten Menge das Todesurtheil, um dem schrecklichen Akt den Schein eines ganz geordneten, gerechten Verfahrens zu verleihen. Mit dumpfem Murren der Zuhörer wurde es aufgenommen. Von stärkerer Kundgebung von Unzufriedenheit hielt die Furcht vor dem tyrannischen Könige zurück; nur dessen eigener Schwiegersohn, Graf Robert von Flandern, hatte den Muth, seine tiefe Mißbilligung der ungerechten Verurtheilung Konradins und dessen Gefährten dadurch auf kräftige Weise darzuthun, daß er dem feilen Richter donnernd zurief: ‚wie darfst du, frecher Schurke, so herrliche Ritter zum Tode verdammen?' und mit dem Schwerte nach ihm hieb. Also hat man mir wenigstens in Venedig erzählt. Bei dem unzweideutigen Beifall, welchen die anwesenden französischen Ritter diesem mannhaften Auftreten des Grafen zollten, hielt es Karl für gerathen, seinen Ingrimm darüber zu verbeißen. Aber der schreckliche Akt nahm doch seinen Fortgang! Konradin riß sich aus den Armen seines Busenfreundes Friedrich von Baden los, legte sein Oberkleid ab, kniete nieder zu stillem Gebet; darnach flogen seine letzten Gedanken in die ferne Heimat, wo er sein junges Ehegemahl [13] und seine Mutter zurückgelassen. Und in unaussprechlichem Schmerz rief er aus: ‚o Mutter, welche Schreckensnachricht wirst du von mir vernehmen!' „Noch einmal, zum letzten Mal, erhob er, die Hände faltend, sein schönes Auge zum Himmel, darauf legte er sein Haupt auf den Block. Das Beil des Henkers zuckte nieder und in einem Augenblick war das Schrecklichste geschehen! Das edle Blut des letzten Sprossen vom hohen Kaiserstamme rann in den Sand am Gestade des Meeres. Da soll urplötzlich ein riesiger Adler pfeilschnell aus den Lüften herabgeschossen, seinen rechten Flügel in das königliche Blut getaucht, sich mit gewaltig rauschendem Flügelschlag erhoben und ebenso schnell hoch in den Lüften verschwunden sein. [14] Entsetzen ergriff die Zuschauer; selbst in des rohen Henkers Hand zitterte das Richtbeil. Neugierde und Theilnahme an dem so traurigen Schicksale des schönen Prinzen hatte auch Neapels reizende Töchter zum Richtplatz gezogen. Heiße Thränen entströmten den feurigen Augen der welschen Jungfrauen, deren römische Schwestern noch vor wenigen Monden dem deutschen Jüngling liebreizend und jubelnd

Karls Wuth und Rache aus, denn er ließ sie, gleich als ob sie vom Meere ausgeworfen worden wären, am Gestade verscharren und mit einem Steinhaufen bedecken."

Konradin als Dichter und Sänger.

„Solch' trauriges, jammervolles Ende fand Konradin, dem wenige Monde zuvor zwei der schönsten Königskronen der Welt, die römische und die sizilianische gewinkt hatten, und der wie fast alle seine Ahnen nach Körper und Geist von der Natur so schön und über die Maßen reich ausgestattet worden. Fürnehmlich hatte sich auch bei ihm, als er kaum das Knabenalter hinter sich gehabt, die Gabe des Sangs entwickelt. Wenn ihr, edler Graf, geruhet, werde ich die Minnelieder, welche er gedichtet, vortragen. ‚Wir hören solche,' entgegnete darauf Graf Albert, ‚von Herzen gerne.' Darauf trug der fahrende Ritter Konradins Lieder vor:

I.

„Sol ich nu klagen die heide
(Soll ich nun die Haide anklagen),
daſt ein jamer gróz
(das ist ein großer Jammer),
gegen miner not
(um meine Noth),
in der ich staete brinne
(die mich verzehrt);
Ich muoz verzagen vor leide
(Ich muß verzagen vor Leide)
sten ich fröiden blöz
(sein freudlos),
ir munt so rôt
(ihr so rother Mund)
beroubet mich der sinne
(beraubt mich der Sinne).
Wie solt' ich ie mer fröide also gewinnen
(Wie sollt' ich je noch Freude also gewinnen)?
der ich vor allen frowen her gedienet han
(die, der ich vor allen Frauen seither gedienet han, mit Liebe zugethan war),
diu wil mich lan
(die will mich lan, lassen),
verderben nach ir minnen
(verderben, nachdem ich in Liebe zu ihr entbrannt).

Wolde si entstan der triuwen
(Wollte sie verstehn, würdigen die Treue),
die min herze hat
(welche mein Herz hat)

gegen ir erdaht
(gegen sie gelobt),
so waer' min truren kleine
(so wäre meine Trauer klein).
Si sol sich lan geriuwen
(Sie soll sich lassen gereuen)
wol der ungetat
(sehr die Unthat),
dies' an mir maht
(die sie an mir verübt)
nu lange, diu vil reine
(nun lange her, die so Reine),
daz si min herze lât in ungemuete
(daz sie mein Herz läßt in Betrübniß),
und ich mich ie mit dienste in ir genade bôt
(und ich mich je im Liebesdienste ihrer Gnade hingegeben):
min fröide ist tôt
(meine Freude ist todt, dahin),
mich entroeste ir wibes guete
(mich tröstet nicht, wenn sie als Weib mir blos gütig ist)."

II.

„Ich fröwe mich maniger bluomen rôt
(Ich freue mich mancher Blumen roth),
die uns der meie bringen wil
(die uns der Mai bringen will):
die stuonden ê in grôzer nôt
(die stunden vor Kurzem in großer Noth),
der winter tet in leides vil
(der Winter that ihnen Leides viel).
Der mei wils uns ergetzen wol
(Der Mai will uns dafür entschädigen wohl)
mit manigem wünneclichen tage
(mit manchem wonniglichen Tage):
des ist diu welt gar fröiden vol
(Des ist die Welt von Freuden voll).

Waz hilfet mich diu sumerzit
(Was hilft mich die Sommerzeit)
und die vil liehten langen tage
(und die so langen hellen Tage)?
Min trôst an einer frowen* lit
(Mein Trost liegt an (kommt von) einer Frau),
von der ich grôzen kumber trage
(nach der ich großen Kummer trage).
Wil si mir geben hôhen muot
(Will sie mir geben hohen (frohen) Muth),

* In der mittelhochdeutschen Sprache auch im Sinn von Jungfrau.

dâ tuot si tugentlîchen an
(dann handelt sie als feingebildete Frau)
unt daz mîn fröide wirdet guot
(und daß meine Freude vollkommen werde).

Swann ich mich von der lieben scheide
(Wenn ich mich von der Lieben scheide),
sô muoz mîn fröide ein ende hân
(so muß meine Freude ein Ende haben).
O wê, sô stirbe ich lîht von leide
(O weh, so sterb' ich leicht vor Leide)
daz ich es ie mit ir began
(daß ich je sie zu minnen begann).
Ichn weiz niht, frowe, waz minne sint
(Ich weiß nicht, Frau, was Minne ist):
mich lât diu liebe sêre engelten
(mich läßt die Liebe sehr entgelten),
daz ich der jâre bin ein kint
(daß ich an Jahren noch ein Kind bin)." [18]

‚O der doppelt unglückliche Fürst!‘ versetzte darauf die hohe Burgfrau, ‚kaum den Knabenjahren entwachsen, hat die Minne schon sein junges Herz verwundet und ihm den sonst wolkenlosen Himmel der Jugend getrübt, die sich an des Waldes Grün, der Blumen Pracht und der Vöglein Sang ergötzen soll, wann der wonnige Mai in's Land gezogen und die warme Sommerzeit uns unter dem schattigen Laubdach der Linde sammelt.‘ „Diese Frühreife, bei welcher auch die Frau Minne Konradins Herz so bald berührt hat," entgegnete darauf der fahrende Ritter, „lag, edle Gräfin, in der Art seines Geschlechts. Heißes, welsches Blut rollte ja von seiner Urgroßmutter, Constanzia, der Erbin des Apul'schen Reiches, her auch in seinen Adern. Ob zu seinem und seines Hauses Heile? — ich möchte es bezweifeln."

„Sehr mählich wächst die Eiche unserer deutschen Wälder. Erst nach Jahrhunderten hat sie ihr Mannesalter erreicht. Neben ihr schießt die schlanke Tanne mit ihrer Pyramidenkrone in wenigen Jahrzehenten über sie empor. Gierig nach Licht und Sonne kann die es kaum erwarten, bis sie ihre Genossin überragt hat und ein Jüngling an Jahren auf den bedächtig strebenden Mann stolz herabschauen kann. Aber horch! Wuchtige Axthiebe erklingen durch den Wald; nach wenigen Streichen liegt die Stolze am Boden. Und nicht schadenfroh sieht die alte kernfeste Eiche, wie eine Reihe von Generationen ihrer eitlen Genossen sich also ablösen, bis auch ihre Stunde schlägt, ein gewaltiger Blitzstrahl vom Himmel auf sie herniederzuckt und ihren festgefügten Bau zerschmettert!"

Schluß.

Erst trat, als der fahrende Ritter seine Erzählung, welche mehrere Abende ausgefüllt, zu Ende gebracht, unter seiner hohen Zuhörerschaft im Saale des Palas auf der Rotenburg für kurze Zeit lautlose Stille ein. Nicht lange aber konnten Agnes, Graf Alberts älteste Tochter,[19] deren Gespielinnen und Meisterin, wie auch die Edelfräulein der Burgfrau, welche mit dieser wenigstens zeitweise dem Bericht des fahrenden Ritters angewohnt hatten, den schmerzlichen Eindruck, welchen derselbe auf sie gemacht, ihr herzliches Mitleiden mit den beiden unglücklichen Prinzen und deren Gefährten niederkämpfen und in sich verschließen. Sie machten erst in mit Mühe zurückgehaltenem Schluchzen, darauf in lautem Weinen ihren tief ergriffenen Herzen Luft und auch die edle Gräfin Margaretha konnte sich der Thränen nicht erwehren. In solcher Stimmung verließen sie mit einander den Saal und suchten ihre Kemenaten auf, um sich dort auszuweinen.

Die Männer aber, Graf Albert mit seinen Hofbeamten und Rittern wie auch der Fahrende blieben noch längere Zeit im Saale zurück. Der Schenke setzte seinem Herrn einen guten Trunk Wein eigenen Gewächses von der sonnigen „Grafenhalde“ am Fuße der Burg vor; ein gleiches thaten auf sein Geheiß zwei Knappen der übrigen Gesellschaft. Und beim Becher, aber in ernster Stimmung drehte sich wie zu erwarten, die Unterhaltung der Herren um den traurigen Ausgang, welchen Konradins Heerfahrt genommen. Da wurde auch die Frage aufgeworfen, was nun von Seiten der Deutschen, insbesondere der Schwaben zu thun? Ob man solche Ruchlosigkeit und Ungerechtigkeit von dem Franzosen an Deutschen, an Schwaben verübt, ungerächt lassen könne oder solle?[20] Da meinten die tapferen schwäbischen Ritter Walter von Bisingen, Graf Alberts Lehensmann, und Diepold von Bernhausen, welche beide dazumal gerade auf der Rotenburg anwesend gewesen,[21] solche Schmach könne das deutsche Reich insbesondere Schwaben und seine Ritterschaft nicht ungerügt lassen. Man solle sich mit der an der Donau und am Rhein in's Einvernehmen setzen und es versuchen, ob nicht eine starke Macht zusammen zu bringen sei, mit der man nach Welschland ziehen und, verstärkt durch die dortigen Anhänger des vormaligen Kaiserhauses, Rache an dem Franzosen nehmen könnte. „Ja,“ nahm nun der fahrende Ritter das Wort, „der Meinung sind auch viele Italiener, deren eine große Zahl, wenn auch im Geheimen, noch an dem Geschlecht der Staufer hängt, den grausamen König Karl aber haßt und verabscheut. Als ich vergangenen Winter in Venedig gewesen, habe ich mir von einem venetianischen Edelmann und Sänger sagen

lassen müssen: ‚Wenn zu großem Entsetzen der Menschen die Welt untergienge, es sollte mich nicht befremden, da der glorreiche König Konrad, durch welchen der Edelmuth noch blühte und Anmuth, hoher Ruhm und alle Vorzüge noch walteten, und Oesterreichs erhabener Herzog Friedrich, der an preiswürdigem Verdienst und Tugend so reich war, so schändlich ermordet worden sind. Wie können die Deutschen und vornehmlich die Alemannen (damit meinte er die Schwaben) nur leben, wenn ihr Herz an diesen Verlust denkt, denn all' ihr Bestes haben sie an den zwei jungen Fürsten Konrad und Friedrich verloren und große Schmach gewonnen. Wenn sie nicht alsbald Rache nehmen, werden sie entehrt leben.‘ „Ja, der Venetianer war so unverschämt, mir, einem deutschen Ritter weiter in's Gesicht zu sagen:“ ‚Darum hat Karl blos Konradin und Friedrich schimpflich dem Tode in's Haus geliefert, den Infanten Heinrich von Spanien aber am Leben gelassen, weil er weiß, welch' tapfere Nation die Spanier sind, und daß, wenn er den auch hätte hinrichten lassen, dieselben Rache dafür genommen hätten.‘[22] „Scham und Zorn trieb mir auf solche Rede das Blut in's Gesicht, aber was konnte ich, der ich in der Fremde allein stand, machen? Ich mußte den Schimpf stillschweigend hinnehmen. Von Stund an aber machte ich es mir zur besonderen Aufgabe, möglichst viel und zuverläßiges von Konradins Heerfahrt und traurigem Ende in Erfahrung zu bringen und alsdann nach Baiern, Schwaben und an den Rhein, von Burg zu Burg zu ziehen, was ich erfahren, umständlich zu erzählen, insbesondere Konradins höchst ungerechte Verurtheilung und grausame Hinrichtung mit feurigen Farben zu schildern und zu versuchen, ob es mir nicht gelingen würde, die deutsche Ritterschaft aufzustacheln zu einem Heerzug gegen das Scheusal Karl. Nach meinen bisherigen Erfahrungen wird aber solcher leider nicht zu Stande kommen. Wohl habe ich vornehmlich auf den Burgen des Baierlandes, von welchem eine namhafte Zahl Herren mit Konradin ausgezogen aber nur wenige heimgekehrt sind, überall willige Zuhörer und theilnehmende Herzen gefunden. Die Frauen weinten und die Ritter schlugen rachedürstend an ihre Schwerter. Und auch bei den Schwaben fand ich herzliche Theilnahme an dem gewaltsamen Ende ihres unglücklichen jungen Herzogs und viel Bereitwilligkeit, das himmelschreiende Unrecht, welches der Franzose Karl an ihm verübt, rächen zu wollen.[23] Dort wie hier, in Baiern wie in Schwaben, knüpfte man aber seine Zusage daran, es sollen sich mächtige Fürsten, vor allen Konradins Oheime, die Herzoge von Baiern, an die Spitze des gefahrvollen Unternehmens stellen und zunächst ihre Vasallen und Dienstmannen dazu aufbieten. Denn wenn nicht eine sehr ansehnliche Streiterzahl unter erfahrenen Führern die Heerfahrt unter-

nehme, so werde nur weiteres deutsches Blut nutzlos vergossen und neue Schmach auf Deutschlands Ehre gehäuft. In Welschland könne man auf keine namhafte Unterstützung rechnen. Die Reihen der Häupter von der Partei der Staufer seien durch das Richtschwert und den Strang der Schergen Karls sehr gelichtet; was von denselben noch am Leben, schmachte im Gefängniß oder esse das Brot der Verbannung. Was sonst von heimlichen Freunden Konradins noch im Lande, sei durch Drohungen und Grausamkeiten so zaghaft und eingeschüchtert worden, daß sie nur nach einer völligen Niederlage des Königs einem deutschen Heere sich anschließen würden. Und ich selbst muß diesen Einwendungen beipflichten. Schon in Venedig habe ich erfahren, daß nur die tapferen Saracenen, die treuesten Anhänger der Staufer in Welschland, sich Karl noch nicht unterworfen und in der festen Stadt Luceria im Apul'schen Lande ihm den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzen."

„Aber die baierischen Herzoge verzichten, wie es scheint, von vornweg ganz auf das von ihrem Neffen ihnen vermachte neapolitanische und sicilianische Erbe, haben darum auch keine Lust, Karl von Anjou zu bekriegen. Sie sind mit dem zufrieden, was ihnen laut Konradins Testament in Baiern und Schwaben angefallen, und beschäftigen sich viel weniger mit Rachegedanken als damit, wie sie die Erbschaft unter sich theilen wollen. So ist bei aller Bereitwilligkeit der Herren und Ritter Baierns und Schwabens, die dem deutschen Namen und unserer Ritterschaft angethane Schmach an dem Franzosen zu rächen und die Scharte wieder auszuwetzen, doch wenig Aussicht dazu vorhanden, daß es zu einer Heerfahrt gegen König Karl kommen werde. Indeß gebe ich die Hoffnung noch nicht ganz auf. Wie ich gehört, haben sich die wenigen Häupter der hohenstaufischen Partei in Welschland, welche den Klauen des Wütherichs Karl entronnen sind, an Peter von Aragonien, Manfreds Schwager, wie auch den jungen Landgrafen Friedrich von Thüringen, den Enkel des großen Kaisers Friedrich II., gewandt und dieselben aufgefordert, das Schwert zu ergreifen, um Konradin zu rächen und die ihnen durch dessen Tod angefallenen Rechte auf Apulien und Sicilien geltend zu machen. Und der tapfere Landgraf soll sich hiezu bereit erklärt haben. Darum werde ich von Schwaben zunächst nach Thüringen fahren und dort meine Kreuzpredigten gegen den Franzosen fortsetzen."

‚Rückt der mächtige Landgraf von Thüringen,' also ergriff darauf Graf Albert das Wort, ‚mit Heeresmacht zu uns herauf, um nach Welschland zu ziehen, folgen dessen Beispiel auch Konradins Oheime, so bleiben wir Schwaben nicht zurück. Und wenn wir auch als der letzte Haufen ausziehen, werden wir auf der Walstatt der vorderste sein,

wenn es gilt, für Deutschlands und unserer Ritterschaft Ehre einzustehen und uns auch der alten Auszeichnung des Vorstreits, die uns der große Frankenkaiser Karl zuerkannt, würdig zeigen.'

‚Wenn aber, wie ihr gemeldet, der Böhme Ottokar, Baierns gefährlicher Nachbar, und König Karl gute Freunde und Bundesgenossen sind, so werden sich die baierischen Herzoge wohl besinnen, ihre Kriegsmacht aus dem Lande zu ziehen, nach Welschland zu führen und den Franzosen anzugreifen. Ziehen nun Konradins reiche Oheime, deren einer sonst den deutschen Reichsverweser spielt, nicht aus, kann dessen leibliche Mutter ihren Ehegemahl, den mächtigen Grafen Mainhart von Görz und Tyrol, dessen Grafschaft noch dazu an Welschland grenzt, nicht dazu bestimmen, daß er zum Schwert greift, um Rache zu nehmen dafür, daß der Franzose seinen Adoptiv-Sohn wider göttliches und menschliches Recht dem Henker überliefert hat, wer soll es dann thun?'

‚Ein großer Schimpf ist es, wie der edle, welsche Sänger meint, allerdings für die deutsche Ehre, daß der Franzose zwei junge deutsche Fürsten, von denen der eine sich Herzog von Schwaben, der andere von Oestreich nannte, ohne Urtel und Recht hat hinrichten lassen, den Infanten von Spanien dagegen am Leben gelassen. Werfen wir aber die Frage auf, was hat ihm hiezu den Muth gegeben, so ist die Antwort nicht schwer. Des zweiköpfigen oder vielmehr kopflosen deutschen Reiches Zerfahrenheit und Unmacht ist es. Weil er weiß, daß die Spanier Spanier, wir aber keine Deutsche, sondern Schwaben, Baiern, Oesterreicher, Sachsen und wer weiß als noch was sind. Weil ihm, dem Franzosen Karl, gar wohl bekannt ist, daß das deutsche Reich viele große und kleine Herren zählt, welche nur dann dem Oberhaupte Gehorsam leisten und auf dessen Ruf die Waffen ergreifen, wenn es ihrem besonderen Interesse förderlich erscheint, daß das Reich seit einer Reihe von Jahren keinen König besitzt, welcher die Wohlfahrt und Ehre des Ganzen mit weiser, starker Hand schafft und schützt. Warum sollte er endlich nicht den Muth zu dieser Beschimpfung des Reiches gehabt haben, wenn der mächtigste deutsche Fürst, der Böhmenkönig, und der Pabst auf seiner Seite stehen? Verfügt doch der letztere ohne namhaften Widerspruch über Krone und Reich, Land und Leute.'

‚Und den günstigen Fall angenommen, ein deutsches Heer habe Karl von Anjou besiegt, dieser Krone und Leben verloren, was soll dann aus dem welschen Königreich werden? Wem soll dann das mit deutschem Blut gewonnene ferne Land zufallen? Konradins Erben, den Herzogen von Baiern oder dem Landgrafen von Thüringen? Kann man nach den bisherigen Erfahrungen mit Grund hoffen, sie werden es gegen die Päbste auch behaupten können? Sicherlich nicht. Und was

dann? Soll alsdann abermals ein Heer über die Alpen ziehen, damit die Opfer an vergossenem deutschem Blut nicht umsonst gebracht worden? Oder soll man vielleicht Apulien und Sicilien als ein von dem ausgestorbenen schwäbischen Kaiserhause angefallenes Erbe dem deutschen Reiche einverleiben und unter dessen Haupt stellen? Dann werden sich die unheilvollen Folgen hievon, welche seit einem Menschenalter die Reichs- und Kaisermacht schwer geschädigt, auf's Neue einstellen: Der Hader der Kaiser und Päbste, die Vernachläſſigung der deutschen Interessen. Es müßten wiederum unverhältnißmäßig große Opfer an Gut und Blut gebracht werden für Erhaltung der unnatürlichen Verbindung und Behauptung der allzutheuren Erbschaft. Dann gäbe es wieder Römerzüge zu machen!'

‚Gott wolle uns aber vor all' dem in Gnaden bewahren. Dagegen möge, da nun unser Thron-Candidat Konradin todt ist, Er uns bald ein Oberhaupt senden, welches das Reich, das aus den Fugen zu gehen droht, wieder herstellt, die deutschen Stämme zu einem Volk von Brüdern sammelt, welche, einer für alle und alle für einen, das Schwert ergreifen, wenn es gilt, für des Reiches Ehre, Recht und Gut kräftig einzustehen — ein Oberhaupt, welches weise genug ist, auf die allzutheure Ehre der römischen Kaiserkrone zu verzichten und sich nicht in Welschlands Angelegenheiten zu mischen, dagegen auf des Reiches Banner schreibt: Deutschland über alles!'

‚Mögen wir bald einen König erhalten, der Krone und Reich wieder zu der hohen Stufe von Ehre und Macht erhebt, welcher Volk wie Land fähig und werth ist. Denn wenn auch deutsche Zucht und Ehre in unserer Zeit viel Schaden gelitten hat und verderbt worden, so wollen wir doch an der Hoffnung festhalten, daß wir wieder des vollen Preises würdig werden, welchen der deutsche ritterliche Sänger von der Vogelweide seinem Land und Volk, das er über alles geliebt, zuerkannt hat, indem er also gesungen:

Ich han der Lande viel gesehen
Und nahm der Besten gerne wahr;
Doch übel müsse mir geschehen,
Brächt' ich mein Herz der Fremde dar.
Nein! nimmer mag mir wohlgefallen,
Wer fremder Sitte zugekehrt:
Die deutsche Zucht geht vor in allen,
Sie ist vor allen Preises werth.

Vom Elbstrom bis zum grünen Rhein,
Vom Wasgau bis zum Ungarland,

Da mögen wohl die besten sein,
Die auf der Welt ich han erkannt.
Ja, weiß ich anders recht zu schauen
Auf gut Gelaß, auf minnigen Leib;
Ich schwör': es siegt ob fremden Frauen
Durch Schönheit auch das deutsche Weib!

Rein ist der deutschen Männer Sitte,
Doch recht wie Engel sind die Frau'n.
Ein Narr wär der, der widerstritte,
Ein Thor, der anders dächte, traun!
Wer Zucht und reine Minne gehret,
Der kehre sich nach Deutschland hin:
Viel Wonne ist ihm da gewähret. —
Lang mög' ich leben noch darin!*

Der fahrende Ritter hatte auf der Rotenburg die gastfreundlichste Aufnahme gefunden und sein Vortrag, welcher mehrere Abende sehr angenehm ausgefüllt, ihm reichen Dank eingetragen. Als er eines Morgens sich anschickte, die Burg zu verlassen, ließ ihm der Marschalk durch einen Knappen ein stattliches, schön ausgerüstetes Pferd als Geschenk des Grafen Albert vorführen, und der Kämmerer übergab ihm im Namen der hohen Burgfrau einen Mantel aus Scharlach mit gutem Pelzwerk verbrämt und ein Reisegeld in Tübinger Schillingen.[24] Darum war der fahrende Ritter, wenn er sich nach dem, was er von dem Grafen gehört, auch wenig Erfolg von seiner Kreuzpredigt gegen Karl von Anjou hatte versprechen dürfen, doch höchst zufrieden mit seiner Einkehr auf der Rotenburg. Unter den besten Segenswünschen für den „milden" Grafen und dessen Haus entritt er, begleitet von den gräflichen Hofbeamten, dem Burgthor und nahm seinen Weg der Altstadt zu. Sein nächster Besuch galt dem Grafen Rudolf von Herrenberg. Ueberall aber, wo er fürder hinkam, rühmte er die große Freigebigkeit und hohe Weisheit des Grafen Albert von der Rotenburg.

Arbon am Bodensee, Konradins ehemaliger Lieblingssitz.

Gerne suchen wir die Stätte auf, wo einst die gewandelt, welche uns nahe gestanden, oder deren Schicksale wir noch nach vielen Jahren mit herzlicher Theilnahme verfolgen. So laden wir denn, ehe wir von dem so überaus unglücklich geendeten Heldenjüngling Konradin scheiden, unsere Leser ein, uns im Geiste an die reizenden Gestade des schwäbi-

* Nach der freien Uebertragung von Ströse.

schen Meeres zu folgen. Dort ragt bei dem so schön gelegenen Thurgauischen Städtchen Arbon auf einer mäßigen Anhöhe über dem See noch heute hoch in die Lüfte ein starker Thurm, welcher bis zu einer Höhe von fünf bis sechs Metern aus gewaltigen, nur roh zugerichteten Findlingen des See's, weiter hinauf aus Buckel-Quadern aufgeführt ist. Derselbe bildete in alten Zeiten die Hauptwehr einer ansehnlichen Burg, von welcher auch noch Graben und Ringmauer mit Thürmen theilweise vorhanden sind. Im Uebrigen hat das Ganze in der Neuzeit eine sehr moderne Gestalt erhalten, da inmitten der Ringmauer und hart bei dem beschriebenen Thurme eine Seidenband-Fabrik errichtet ist. Die Burg Arbon war zu Konradins Zeiten im Besitz eines Rittergeschlechts, welches sich nach Kemnat (oberhalb Kaufbeuren) geschrieben, zu den hohenstaufischen Dienstmannen gehörte, mitunter bei den Herzogen von Schwaben das Kämmerer-Amt bekleidete, auch einen Sänger unter seinen Gliedern zählt. Dort hielt Konradin, bei welchem die Ritter von Kemnat mehrere Male genannt werden (s. S. 187), in den letzten Jahren vor seiner Heerfahrt nach Welschland wiederholt und längere Zeit Hof. Und manche Stunde mag der junge Prinz, welcher so viel Sinn für die Reize der Natur besaß, sich von den Zinnen des hohen Bergfrits der Burg aus an der weiten, herrlichen Rundsicht ergötzt haben. Da lag gegen Mittag im Vordergrunde vor ihm ausgebreitet die sanft ansteigende Landschaft des Thurgau's, ein großer Garten von Obstbäumen, den der wonnesame Mai in ein Blütenmeer verwandelte. Und also muß es schon zu den Zeiten gewesen sein, als die welterobernden Römer um den See hausten, wenn sie ihre feste Niederlassung bei dem heutigen Arbon „Arbor Felix" genannt haben. Schweifte Konradins schönes Auge weiter in die Ferne, so fiel es auf die Vorberge des Säntis und diesen Bergriesen selbst mit seinem schneegefurchten Haupte. Gegen Abend gewandt erblickte er jenseits der hier meerähnlichen Wasserfläche die Thürme der Burgen von Buchhorn und Montfort, in denen ein tapferes Geschlecht, die Enkel der uralten Grafen von Bregenz, saßen. Gegen Morgen sah er das alte Brigantium und die Hörner der Alpen, über deren Päße der nächste Weg vom schwäbischen Meere nach Welschland führt, und die ihm so das nächste hohe Ziel vorhielten, welches er sich gesteckt, das ihn aber erbarmungslos einem grausamen Tode zuführte.

Seit jenem blutigen Tage im Weinmonat des Jahres 1268, dessen Andenken jeden deutschen Mann mit tiefer Wehmuth, nicht weniger aber mit gerechter Entrüstung erfüllen muß, sind nun sechs volle Jahrhunderte dahingegangen, eine lange Reihe von Menschengeschlechtern ist inzwischen in's Grab gesunken. Und weitaus die große Masse derer,

welche in unseren Tagen den gewaltigen alten Thurm der vormaligen Burg Arbon anstaunen, vielleicht auch mit Gleichgiltigkeit ansehen, weiß nicht, daß Konradin, der letzte Sprosse eines der größten Herrschergeschlechter, welche die Weltgeschichte kennt, in dem Lenze seines Lebens längere Zeit dort geweilt, dort von junger Liebe, vom wonnesamen Maien gesungen, von Thronen und Herrschergröße geträumt hat, und gerade von diesem am Gestade des schwäbischen Meeres so reizend gelegenen Punkte ausgezogen ist, um sein Erbreich Neapel und Sicilien mit dem Schwert in der Hand von denen zurückzufordern, die es ihm entrissen hatten, dafür aber sein junges Leben unter dem Beile des Henkers lassen mußte. Freilich ist seitdem und zumal in der Neuzeit mit der Burg Arbon eine große Wandlung vorgegangen. Wo in Konradins Tagen zu den Liedern der Minne die Lyra erklang, man den Reigen sang und tanzte, und den Mären aus der alten Heldenzeit lauschte, da schwirren jetzt die Spindeln, es surrt das Maschinengetriebe, der Dampfpfeife scharfe Töne fahren schrillend durch die Luft; es regen sich geschäftig Hunderte von Weiberhänden, um die Maschinen zu bedienen, welche im Dienst der schönen Welt arbeiten, die über kurz oder lang mit all' ihrem Flitter, nicht selten wie Konradin auch in der Blüte der Jahre in den Staub sinkt und bald vergessen wird. Es ebnen sich dann die Grabeshügel, eine Decke von grünem Rasen legt sich darauf, wie nach einer bei Arbon gehenden Volkssage seit lange die Wellen des See's über die Stelle hinspülen, wo, nicht fern vom Ufer, das Schloß gestanden sein, in welchem Konradin, wenn er in Arbon gewesen, zeitweise seinen Sitz gehabt haben soll. So hat sich denn das Andenken an den unglücklichen Heldenjüngling bei den dortigen Anwohnern des schwäbischen Meeres erhalten. Ein wirkliches Gedenkzeichen, das er der Stadt Arbon hinterlassen, nämlich die Urkunde, durch welche er aus Dankbarkeit für die freundliche Aufnahme, die er genossen, derselben Gericht und Blutbann verliehen, ist leider von dort verschwunden.

Sechster Abschnitt.

Des Grafen Rudolf von Habsburg, unseres Helden Schwagers, Wahl und Krönung zum römischen (deutschen) König im Oktober des Jahres 1273.

Erstes Kapitel.

I.

Die Königsbotschaft.[1]

In der ersten Woche des Weinmonats 1273 traf auf der Rotenburg die Botschaft ein, daß Graf Rudolf von Habsburg zum römischen Könige erwählt sei. Ritter Hartmann von Baldegg hatte sie gebracht. Der war zur Zeit der Wahl mit seinem Bruder Marquard bei Rudolf im Lager vor Basel gestanden (s. unten) und hatte von seinem Herrn, dem Erwählten, den ehrenvollen und dankbaren Auftrag erhalten, unverweilt und eiligst mit einigen reisigen Knechten nach Schwaben hinaufzureiten, und auf die Burgen Fürstenberg und Rotenburg die frohe Kunde zu bringen. Und großen Jubel schuf diese auf beiden Schlössern. Ueberall fand der Ritter die gastfreundlichste Aufnahme und reicher Botenlohn wurde ihm zu Theil.

Im Kreise der gräflichen Familie und Hofbeamten auf der Rotenburg mußte er erzählen, was er davon wußte, wie die Wahl zu Stande gekommen, wem Rudolf dieselbe zu verdanken und dergleichen mehr. Und er konnte auch darüber gut Bescheid geben, denn Hartmann und Marquard von Baldegg waren treue Mannen des Habsburger Grafen und genoßen dessen volles Vertrauen.[2]

„Ich erachte es für eine absonderliche Ehre, Herr Graf," begann Hartmann, „Euch und der edlen Gräfin Meldung davon zu thun, wie

— nach meinem Wissen — es gekommen, daß mein gnädiger Herr zum römischen König erkoren worden."

„Erst als nach dem Hingang unseres Schattenkaisers, des Engelländers Richard, ein Jahr verflossen, dachten die Fürsten, welchen herkömmlich das Vorrecht zukommt, des Reiches Oberhaupt zu wählen, ernstlich daran, sich nach einem solchen umzusehen. Es waren dies, wie auch sonst geschehen, aber vornehmlich die drei „Pfaffenfürsten" am Rhein, die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, zumal ersterer, des Reiches oberster Kanzler. Als offener Bewerber um die Krone war bei Zeiten der Pfalzgraf Ludwig bei Rhein und Herzog von Oberbaiern, der erste der weltlichen Kurfürsten, aufgetreten, und es hat noch vor wenigen Monaten den Anschein gehabt, er werde auch die Krone erlangen, da der Mainzer für ihn günstig gestimmt schien. Doch wollte seine Wahl keinen Fürgang nehmen und auf einmal wendete sich das Blatt. Bei reiferer Ueberlegung erschien, wie ich mir habe sagen lassen, der Baierherzog den Kurfürsten als ein von Hause aus zu mächtiger Fürst, deßhalb sahen sie sich nach einem minder mächtigen Herren um, und die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg schlugen den tapfern Grafen Sigfrid von Anhalt vor. Da dieser in den Reichslanden diesseits des Mains aber ein völlig unbekannter Herr ist, so glaubte man auch aus diesen Strichen einen Candidaten aufstellen zu sollen und die Wahl fiel auf meinen gnädigen Herrn. Der Burggraf Friedrich von Nürnberg, von Stamm und Namen ja auch ein Schwabe und ein Freund desselben von Jugend auf, hat ihn, wie man mir versichert, dem Reichskanzler dazu dringend empfohlen, [3] und bei diesem mit seinem Vorschlag auch Anklang gefunden, denn der Mainzer hat meinen Herrn vor Jahren als weisen und tapferen Mann persönlich kennen gelernt. Und es kostete den Reichskanzler keine allzugroße Mühe, auch seine Collegen zu Trier und Köln für seinen Schützling zu gewinnen. Viel schwieriger war's allerdings, den Herzog Ludwig, welcher in Gedanken schon die deutsche Krone auf seinem Haupte gesehen, zum Verzicht auf dieselbe zu bestimmen und für meinen Herrn, mit dem er aus mir unbekannten Ursachen nicht gut stand, zu gewinnen. Doch gelang schließlich auch dies dem Burggrafen, welcher seit Jahren das besondere Vertrauen des Herzogs besitzt und sich auch sonst als gewandter, kluger Unterhändler erprobt hat. Er gab nämlich Ludwig, welcher dermalen nicht verehlicht ist, die Zusage, er werde, wenn er dem Grafen seine Stimme gäbe, eine von dessen schönen Töchtern zum Weibe bekommen, und so darauf rechnen können, daß der Habsburger als sein königlicher Schwiegervater ihm dann auch sonst zu Willen sein würde. Auf demselben Wege gewann der Burggraf auch den unbeweibten Herzog Albrecht von Sachsen

für meinen Herrn. Und jener erhielt, nachdem sämmtliche Kurfürsten den böhmischen ausgenommen, sich vorläufig für Rudolf erklärt hatten, den Auftrag, den Erkornen hievon zu benachrichtigen und ihm die Bedingungen mitzutheilen, unter denen sie bereit seien, ihm die deutsche Krone auf's Haupt zu setzen. Wir lagen damals — es war gegen das Ende des verwichenen Monats — im Kriegslager von Basel, um den übermüthigen und gewaltthätigen Bischof zu züchtigen.[4] Und es gelang dem Burggrafen ohne viele Mühe, meinen Herrn zu dem Versprechen zu bestimmen, er wolle all' die Bedingungen erfüllen, an welche die in Frankfurt versammelten Kurfürsten seine Wahl zum König geknüpft hatten.[5] Darauf wurde mit dem Basler Frieden geschlossen; mein Herr Graf und der Nürnberger fuhren nebst ansehnlichem Gefolge, darunter auch ich, mit einander gen Frankfurt, der Kron-Candidat aber blieb in dem nahen Dieburg[6] sitzen, bis der Burggraf den Kurfürsten seine Botschaft ausgerichtet hatte. Der freuten sie sich hoch. Es wurde im hohen Dome ein Te deum laudamus angestimmt, darauf mein Herr durch den Pfalzgrafen bei Rhein im Auftrag und Namen der übrigen Kurfürsten trotz des Widerspruchs der böhmischen Machtboten feierlich zum König ausgerufen. Solches geschah am ersten des Weinmonates, in welchem wir stehen. Also, edler Graf," fuhr der ritterliche Bote fort, „ist die Wahl eures hohen Schwagers verlaufen. Aber ich habe mich meines Auftrags noch nicht ganz entledigt. Mein königlicher Herr stellt an euch das Ersuchen, ihr möget sein Ehegemahl, welches zur Stunde noch in Brugg Hof hält, zur Krönung nach Aachen führen." ‚Von Herzen gern übernehme ich diesen ehrenvollen Auftrag, und würdig meiner königlichen Schwester und der Macht ihres Vaterhauses soll das Geleite ausfallen,' entgegnete Albert.

Als der Baldegger weggeritten war, bildete die Botschaft, welche er gebracht, mehrere Abende hindurch den Gegenstand der Unterhaltung im Kreise der gräflichen Familie. Da sagte unter anderem die Gräfin Margaretha: „so ist denn die Prophezeiung des alten Sterndeuters[7] wie auch die der Klausnerin, welche mir meine liebe Schwägerin Gertrud erzählt hat, als ich verwichenes Jahr zu Brugg ihr Gast gewesen, doch eingetroffen." ‚Laß diese hören, mein liebes Gemahl,' versetzte darauf der Graf.

Da hub Margaretha also zu erzählen an: „Die Prophezeiung wurde bald nach der Zeit gemacht, da unser Vetter und Schwager Rudolf mit seinen Rittern von dem Geleite zurückgekommen war, das er dem Erzbischof Werner von Mainz, des Reiches Erzkanzler, auf dessen Fahrt nach und von Rom gegeben. Mit großer Befriedigung hatte er seiner Gertrud berichtet, wie ehrenvoll ihn der Kirchenfürst be-

handelt, wie dieser ihm die Zusicherung gegeben, er werde sein' gedenken, wenn Zeit und Umstände ihm Gelegenheit geben werden, den ritterlichen Dienst ihm zu vergelten. All' das theilte mir auch Gertrud mit, indem sie schüchtern anfügte, ‚da könnte am Ende doch die Prophezeiung der Klausnerin in Erfüllung gehen.‘ Und auf mein Befragen, was sie denn eigentlich damit sagen wolle, erzählte sie mir also:

‚Ich hatte von einer Klausnerin, welche am Luzerner See ihre Zelle hat, gehört, sie sei eine gar fromme Frau und Gott habe ihr schon mehr als einmal zukünftige Dinge enthüllt. Neugierig, wie wir, liebe Schwester, ja alle sind, ritt ich eines Tages, als mein Herr in unser Albrechtsthal geritten war, mit meinem Kämmerer, einigen Frauen und Dienern meines Hofes zu derselben, um wo möglich etwas über meine und meines Ehegemahls Zukunft zu erfahren. Ich hatte aber niemanden von meinem Gefolge die Absicht der Reise kundgethan. Allein auch wollte ich die Klausnerin sehen und sprechen. In der Nähe ihrer Zelle angekommen, ließ ich deßhalb meine Leute zurückbleiben, und gieng dann darauf zu. Dieselbe befand sich, wie ich sah, in der Höhlung eines Felsen, auf dem ein roh zusammengefügtes hölzernes Kreuz aufgerichtet stand. Da ich die Zelle verschlossen fand, pochte ich an die plumpe Thüre aus Eichenholz. Bald öffnete sich diese knarrend und mir trat ein wahres Marterbild von einem Weibe, in ein ziemlich zerlumptes nonnenartiges Gewand gehüllt, entgegen. Das todtblasse, abgemagerte Gesicht war mit einem schwarzen Schleiertuch bedeckt, unter dem ein mattes, tiefliegendes Augenpaar und ein zahnloser Mund zu erkennen waren. Ehe ich, von der Erscheinung betroffen, ein Wort hatte hervorbringen können, redete mich die Klausnerin mit hohler Stimme also an: edle Gräfin von Habsburg, ich weiß schon weßhalb Ihr zu mir kommet. Als ich in verflossener Nacht vor dem Bilde der Gebenedeieten in heißem Gebet auf den Knien gelegen, wurde mir Euer Besuch und der Zweck desselben geoffenbart. Auf diese Begrüßung der Klausnerin erfaßte es mich geisterhaft und kaum konnte ich die Bitte hervorbringen, sie möchte den HErrn bitten, ihr meine und meines Herrn Zukunft offenbaren zu wollen. Darauf erwiederte sie, kommet in einigen Stunden wieder, und schickte sich an, die Thüre ihrer Zelle zu verschließen. Beim Weggehen hörte ich sie alsbald mit herzzerreißender Stimme psalmiren.‘

‚Langsam giengen mir die Stunden hin, während der mein Gefolge sich nicht fern von der Zelle gelagert und von den mitgeführten Lebensmitteln einen Imbis einnahm. Mir aber war ob dem, was ich gesehen und gehört, alle Eßlust vergangen. Und ich gieng, als nach meinem Dafürhalten die Wartezeit verflossen war, wieder nach der

Zelle. Ich fand sie bereits geöffnet und die Klausnerin gieng mir bis an die Thüre entgegen. Ihre Erscheinung kam mir dieses Mal weniger abschreckend, fast möchte ich sagen, freundlich vor. Das schwarze Schleiertuch war zurückgeschlagen, ich sah die vorher ganz glanzlosen Augen von überirdischem Lichte strahlen und um den eingefallenen Mund spielte ein himmlisches Lächeln. Der HErr und seine hochgebenedeite Mutter, also redete sie mich an, ist mit euch, edle Gräfin, und hat mich der hohen Gnade gewürdigt, durch meinen Mund auch euer und eures Ehegemahls künftiges Schicksal kund werden zu lassen. Lasset euch auf dieser Bank nieder und vernehmet, was mir geoffenbart worden. Euer Herr wird römischer König, reich an Macht, Ehre und Ruhm werden und alle seine Widersacher unter sich bringen. Aber er soll sich vor schweren Sünden, fürnehmlich vor Zerstörung von Kirchen und Verletzung der Frauen hüten, auf daß der HErr ihm nicht wieder nehme, was er verheißen. Euch aber, edle Gräfin, die ihr eine große Verehrerin unserer heiligen Mutter Gottes und ein Hort der Armen seid, wird, so ist mir weiter geoffenbart worden, alles Gute in Hülle und Fülle zufallen.[8] Und noch anderes redete die Klausnerin mit mir. Mittlerweile hatte ich auch Gelegenheit, mich in ihrer Zelle umzuschauen. Es war ein kleines gewölbtes Felsengemach,[9] aber, wie es schien, nicht von Menschenhand geschaffen; in einer von der Natur gebildeten Nische stand ein Muttergottesbild aus Holz geschnitzt, mit frischen Feld- und Waldblumen verziert, davor eine niedere Bank zum Beten; in einer Ecke war das Lager der Klausnerin aus Matten von Stroh und Binsen, dabei ein alter, rauher wollener Teppich; in einer andern Ecke war ein aus rohen Feldsteinen aufgerichteter Feuerherd, durch eine darüber befindliche Felsspalte gieng der Rauch ab; ein niedriger Baumstumpf, darauf eine kleine steinerne Platte lag, bildete den Tisch; wenige Koch- und andere Geräthschaften sah ich an den Wänden herum aufgestellt oder hängen. Nachdem ich mich in der Zelle umgesehen, trat ich unter den offenen Eingang derselben und rief den Diener heran, der sich meinem Geheiß gemäß in der Nähe mit einem schönen wollenen Teppich aufgestellt hatte. Den schenkte ich unter Bezeugung meines wärmsten Dankes der frommen Klausnerin.[10] Scheu, mit ängstlichen Blicken betrachtete sie mein Geschenk, das ich auf ihren Tisch niedergelegt, und sagte: Allzuschön für die arme Hütte der geringsten unter den Mägden unserer heiligen Jungfrau. Möge euer Geschenk nicht mein Auge blenden, nicht die in mir erstorbene Freude an irdischem Glanze und Wohlleben wieder wecken und mich nicht also wieder um mein Seelenheil bringen. Und mit den Worten: der HErr sei mit Euch, verabschiedete sie sich von mir und verschloß ihre Klause.'

„In der That ganz seltsam,“ sagte Graf Albert, als Margaretha geendet hatte; „und ich erinnere mich nun lebhaft des wundersamen Traumgesichts, welches Walther von Klingen,[11] der edle Sänger, von einer Königswahl gehabt. Solches hat der schriftkundige Herr alsbald nach seinem Erwachen zu Pergament gebracht und darauf nach seiner Weise weiter ausgemalt. So kam es in Abschriften an mehrere edle Familien der oberen Lande u. a. in die des Ulrich von Gutenburg, meines treuen Vasallen.[12] Und wenn ich mich nicht täusche, so hat dieser, als ich einmal auf dessen Schloß bei Waldshut gewesen, und man auf den Traum zu reden kam, meinem Küchenmeister, der mit mir geritten war, eine Abschrift geschenkt, welche dieser wohl noch besitzen wird. Geh' Marquard,“ sagte darauf der Graf zu dem gerade anwesenden Knappen, „und rufe den Küchenmeister herbei.“ Unverweilt erschien dieser und wurde von seinem Herrn gefragt, ob er noch das Pergament besitze, auf dem Walthers von Klingen Traum geschrieben stehe. ‚In allweg,‘ antwortete Heinzelin, worauf der Graf versetzte, „so hol's und lies den Traum vor.“ In Kurzem war der Küchenmeister wieder zur Stelle und las wie folgt:

‚Im weiten Kaisersaal zu Frankfurt saßen,
Zur Königskur vereint, die sieben Fürsten
In ihres Amtes vollem Schmuck des Festes:
Ich sah die Stühle, zählte wer sie füllte;
Nur wo der König Böhmens gern sich setzte,
Saß Baierns Herzog. Auf erhöhtem Tische
Lag neben Schwert und Stab der gold'ne Reif,
Der einst auf Karls des Großen Haupte strahlte
Und jetzt bestäubt auf den zu warten schien,
Deß' Thaten ihm den alten Glanz erneue.
Und rings um Tisch und Stühle, wogend, drängend,
Neugierig stand die Menge, wem der Fürsten
Der Krone Gold die Schläfe schmücken werde.
Doch sie, uneins im Rath, mißgönnten, was
Ein jeder selbst nicht hoffen konnt', dem Nachbar;
Bis Mainz, von Köln und Trier unterstützt,
Erklärt': als ihren Herrn und Deutschlands König
Anzuerkennen, wer mit freier Rechte
Vom Tisch des alten Kaisers goldnen Schmuck
Auf's Haupt sich hebe. Niemand widerspricht.
Und Pfalzgraf Ludwig war der erste in der Reihe,
Der, steht das Reich verwaist, als dessen Pfleger waltet.
Er tritt zum Tisch und faßt gemuth die Krone;
Doch wie er auch sich kräftig müht, umsonst!

Der goldne Reif weicht nicht von seiner Stelle.
Ihm folgt der Herzog Baierns, dessen Land
In alten Tagen Könige beherrscht',
Er selbst getraut mit einer Königstochter:
Getrost versucht auch er das Wagstück, doch
Der goldne Reif weicht nicht von seiner Stelle.
Vor tritt nach ihm nicht minder edel als
Der Deutschen edelster, aus Sachsenland
Das edle Brüderpaar: und durch die Nähe
Des jüngern gleichsam doppelt stark, ergreift
Der ältere Herzog rasch die Krone; doch
Der goldne Reif weicht nicht von seiner Stelle.
Da ruft das Loos zum Tisch den Brandenburger.
Er, dem zur Seite Neff' und Bruder stehn,
Faßt oben bald das Kreuz, bald wo das Gold
Der Wölbung sich umschließt mit Edelsteinen
Und wo sich unten wieder engt die Krone:
Einmal und zweimal faßt er an; sie wankt.
Ein kühner Griff noch, sei's zum dritten Male!
Ruft ihm der Nächste zu: er greift und hebt,
Wiegt selbstgefällig schon das Gold; umsonst!
Ermattet sinkt die kecke Hand zurück.
Noch ruht der goldne Reif an seiner Stelle;
Verwundert schau'n sich Volk und Fürsten an,
Und Staunen spiegelt sich in jeder Miene.
Da schreitet mitten aus dem Volk ein Graf —
(Noch fühl' ich ängstlich meines Herzens Pochen;
Und fest auf ihn geheftet prägt mein Auge
Tief in's Gedächtniß jeden seiner Züge) —
In schlichtem Waffenrocke tritt er vor,
Auszeichnend sich durch nichts als durch sich selbst.
Die Wange färbt nicht mehr der Jugend Roth,
Des Mannes Sorge hat sie abgeblaßt;
Auf hoher Stirne thront der Weisheit Ernst,
Der Augen Paar, so mild als voller Glut,
Dolmetscht ohn' Hehl was Kopf und Brust bewegt,
Und wen das Dräu'n der Adlernase schreckt,
Ermuthigt schnell des Mundes Lieblichkeit:
So, schlank gebaut, doch seiner Lenden Mark
Dem Wurm der Lust und jeder Leidenschaft
Verschließend, schreitet er, mit blonder Locke
Das kleine Haupt nur spärlich mehr beschattet,
Weit über alle ragend, durch die Menge.
Und niemand fiel es ein zu fragen,
Wer der Kühne sei.

Ein leis' Gemurmel durch die Reihen lief:
Der Habsburg tapferer Graf!
Und an der Fürsten Tisch tritt er mit festem Schritt.
Und niemand wehrt, und leis' und leiser athmet,
Gespannt, was er beginne, jede Brust.
Da faßt der Graf, leicht wie der Jägersmann,
Den's Waidwerk ruft, nach seiner Mütze greift,
Mit frohem Muth der Kron' erhab'nes Kreuz,
Hebt fest sie hoch empor, steht wie verloren
In ihres Reichthums Anschau'n und der Kunst
(Ein neues Feu'r scheint Gold und Stein zu sprühen)
Und hoch und höher hebend läßt er sie,
Die Stirn' so eng umschließend, daß du meinst,
Der alte Künstler nahm von ihr das Maß,
Mit sichrer Hand auf seine Schläfe nieder.
Der ist's! kein and'rer kann der König sein,
So wogt durch alles Volk ein freudig Murmeln.
Doch er, als sei der kühnen That er reuig,
Versucht des Schmuckes Bürde los zu werden
Und Recht' und Linke stemmen sich der Last;
Doch wie er auch sich kräftig müht, umsonst!
Der gold'ne Reif weicht nicht von seinem Haupte.
Erst jetzt erheben sich die Fürsten: Mainz
Mit Köln und Trier nah'n sich ihm verbeugend,
Auch Pfalz mit Baiern, Sachsen huldigen;
Nur der Böhm', der, von Stuhl und Tisch verdrängt,
Sich eben aus der Thüre windet, wirft
Des Grimmes Blick auf ihn. — — — —
Ich erwachte.' [13]

II.

Graf Albert von der Rotenburg geleitet seine königliche Schwester Gertrud und deren Gemahl Rudolf zur Krönung nach Aachen. [14]

Der ehrenvolle Auftrag, welchen unser Held von seinem Schwager erhalten, brachte der Gräfin Margaretha und ihren Frauen wie auch dem Marschalken und Kämmerer der Rotenburg geschäftige Tage. Es mußten eiligst mancherlei Vorbereitungen und Zurüstungen für die bevorstehende weite Fahrt getroffen und gemacht werden. Für's Erste wurde eine Anzahl Vasallen und Dienstmannen zum Gefolge des Grafen entboten, zu welchem Behuf man nach allen Richtungen Knappen aussandte. Der Marschalk hatte für den Bedarf an guten Pferden und deren schöne Ausstattung, der Kämmerer für Gewandung und die nöthigen Reise-Utensilien, Zelte und dergleichen, insbesondere auch für die Beschaffung

der erforderlichen Geldmittel zu sorgen. Denn der Graf mußte für sein Gefolge die Reise bestreiten, mancher Dienstmann erst mit einem Pferd versehen werden, auch war es Sitte, selbst das ritterliche Gefolge mit Gewändern, namentlich für festliche Anlässe auszustatten. Die benachbarten Höfe mußten Reisekarren sammt Pferden und Knechten stellen. Dieselben hatten u. a. die Truhen, in welchen die besseren Gewänder für den Grafen und dessen Gefolge aufbewahrt waren, sodann mit Haber gefüllte Säcke unter bewaffnetem Geleite eines Ritters und einiger reisigen Knechte nachzuführen. Auch des Grafen Rüstung, Schild und Helm nebst einer Anzahl Turnier-Lanzen wurden unter besonderer Obhut des Meisterknappen mitgenommen. Dieser führte überdies neben sich zwei Streitrosse seines Herrn, denn man mußte darauf gefaßt sein, daß die Krönungsfestlichkeiten auch ein Waffenspiel bringen werden.

Mit Graf Albert ritten von der Rotenburg aus der Marschalk und Kämmerer, der Notar genannt Kappadozier, der Küchenmeister Heinzelin, mehrere Knappen unter Obhut des Meisterknappen, eine Anzahl reisiger und Troßknechte und im Gefolge des Grafen fuhren zur Krönung Rudolfs folgende ritterliche Vasallen und Dienstmannen desselben: Hiltebold von Werstein, Volkard von Owe, Dietrich von Wurmlingen, genannt der Blarrer, Burkard von Lustnau, Konrad genannt das Lamm von Oettingen, Reinhard von Weitingen, Burkard von Hohenberg genannt Ussar, Marquard von Ehingen, Reinhard von Börstingen, Diemo der Herter von Dußlingen und andere mehr. [15]

Am zehnten des Weinmonats (Octobers) traf Graf Albert mit seinem Gefolge bei seiner königlichen Schwester zu Brugg [16] ein und wurde mit großer Freude empfangen. Dort, nicht auf der Habsburg war meist die gräfliche Hofhaltung, welcher Gertrud nach alter Sitte selbst vorstand. Für Rudolfs zahlreiche Familie, welche zur Zeit seiner Erwählung zum König bereits drei Söhne und sechs Töchter zählte, mag die alte Stammburg des Hauses nicht Raum genug gehabt haben. [17]

Die Königin nahm nach dem besonderen Wunsch ihres Ehegemahls auch ihre zwei ältesten Töchter Mechtild und Agnes mit auf die Krönungsfahrt, dazu ihr Hofgesinde, ihre Frauen, Hofbeamten, Knappen und Knechte; auch fuhren einige ritterliche Mannen ihres Hauses, wie Hartmann und Marquard von Baldeck, Gebhard von Bruneck und andere mit. [18] Die Fahrt gieng zunächst bis Basel zu Schiffe auf dem Rhein. In Beuggen, wo die „frommen und ehrenhaften Herren aus dem deutschen Hause die (Deutschordensritter) demüthig und treu Gott dienten,“ wurde die Königin mit ihrem Gefolge ehrenvoll aufgenommen und mit allem

Nöthigen auf's Reichlichste versorgt. Bis Beuggen kamen ihr die Bewohner von Rheinfelden entgegen, brachten reiche Geschenke und versprachen, ihr mit Gut und Blut zu dienen. Kurz zuvor noch, als Stadt und Burg unter dem Bischof von Basel gestanden, war es anders gewesen. Am zwölften October kam die hohe Gesellschaft vor Basel an und wurde von den Bürgern, sämmtlichen Welt- und Ordensgeistlichen mit den Reliquien und großer Ehrerbietung und Herrlichkeit eingeholt. Auch Basel spendete reiche Geschenke und lieferte mancherlei Lebensmittel: Wein, Brod, Mehl und Getreide. Und das alles war wohl angelegt, denn die baaren Mittel, über welche Gertrud und ihr Gemahl zu verfügen hatten, waren nicht groß; selbst als König und Königin fehlte es ihnen oft an Geld und es mußten Schulden gemacht werden.

Auch von Basel bis Mainz wurde die Fahrt auf dem Rheine gemacht und die reichen Städte Colmar, Straßburg, Speier und Worms ließen sich gegen ihre neue Königin nicht kalt und knauserig finden. Sie empfiengen sie mit großen Ehren und gaben ihr köstliche Geschenke. Auch den König hatten sie bei seiner Fahrt von Basel nach Frankfurt reich beschenkt, und weislich bedacht, daß in seinem Gefolge sich manch' durstige Ritterkehle befinde und zur Fahrt auf dem schönen Rhein zur Krönung sich auch eine warme, heitere Stimmung gezieme. Darum spendeten die Colmarer zwölf Fässer des trefflichsten Weins und die Straßburger nebst einem großen mit Getreide beladenen Schiff sechzig Fässer solchen Labetrunks für ihren vormaligen Verbündeten in dem Streit mit Bischof Walther von Geroldseck.

In Mainz trafen sich der König, die Königin und Graf Albert von der Rotenburg. Dort überreichte der Freie Philipp von Falkenstein dem neugewählten Reichs-Oberhaupt einen Theil der „kaiserlichen Zierungen" (Reichs-Insignien), welche er auf Befehl des dahingegangenen Königs Richard auf der Reichsburg Trifels in der Pfalz treu gehütet hatte. Andere, die heilige Lanze und Krone, erhielt der Erwählte zu Boppard.[19]

Von Mainz fuhren der König und die Königin mit großem Gefolge von Fürsten, Grafen und Herren, darunter auch unser Graf Albert der Krönungsstadt Aachen zu. Je näher sie derselben kamen, desto mehr wuchs die Menge derer an, welche herbeigeströmt waren, so daß die Heerstraßen auf drei Wegstunden die Volksmassen nicht zu fassen vermochten. Und in Aachen war schon eine solche Menge Menschen beisammen, daß eine große Theurung entstand: ein mäßiges Brod zwei Heller und das Sester Haber mehr als zehn Kölner Denare kostete. Als die Kunde in die Stadt gekommen, der König und dessen Ehe-

gemahl näheren sich, zogen die Herzoge von Baiern und Sachsen nebst vielen tausend Rittern, die Geistlichkeit und die Bürger der Stadt unter dem Schall einer lärmenden Musik von Posaunen, Trommeten und Tamburen mit großer Pracht ihnen entgegen und führten sie unter Lobgesängen und großem Jubel der unzähligen Volksmasse in die festlich geschmückte Stadt. Dort, in dem äußerst geräumigen alten Reichshofe nahm der König mit seinem Ehegemahl, seinen zwei Töchtern und ihrem Hofgesinde, wie auch ein Theil der Fürsten und Grafen, welche zur Krönung gekommen, Herberge.

Zweites Kapitel.

Die festlichen Tage zu Aachen im Weinmonat des Jahres 1273.

I.

Die Krönung Rudolfs und seiner Gemahlin Gertrud * am 24. October 1273. [20]

Am 24. des Weinmonats 1273, welcher Tag zur Krönung angesetzt worden, ritt König Rudolf mit seinem Ehegemahl Gertrud und ihren Töchtern Mechtild und Agnes bei guter Stunde zu „Unserer lieben Frauen" Kirche zu Aachen, wo bis zum Jahr 1562 nach altem Brauch die Krönung der römischen Könige deutscher Nation stattfand. In dem königlichen Gefolge befanden sich die Bischöfe von Lüttich, Paderborn und Speier, Probst Otto von St. Guido in Speier, des Königs Kanzler, die Herzoge Ludwig von Baiern, Pfalzgraf bei Rhein, Albrecht und Johann von Sachsen, Johann von Lothringen und Brabant, Markgraf Johann von Brandenburg, die Grafen Wilhelm von Jülich, Gerhard und Heinrich von Lützelburg, Heinrich von Fürstenberg, Albert von Hohenberg, unser Held, der Königin Gertrud Bruder, Dietrich von Katzenelnbogen, Poppo und Rudolf von Wertheim, Johann von Sponheim, Burggraf Friedrich von Nürnberg, die freien Herren Reinhard von Hanau, Werner und Philipp von Boland u. a. m. mit vielen Rittern, wie auch den Rathsherren der Stadt Aachen. Als der festliche Zug sich der Kirche näherte, giengen ihm die Erzbischöfe von Köln, Mainz und Trier in vollem Ornat, das Evangelienbuch in den

* Bald nach ihrer Krönung nannte sie sich Anna, unter welchem Namen sie bekannter ist.

Händen, die gesammte Geistlichkeit mit Kreuz und Rauchfaß unter Gesang entgegen. Vor dem Portal angelangt, stieg alles von den Pferden, wobei Graf Albert seiner königlichen Schwester, die Ritter Hartmann und Marquard von Baldegg deren Töchtern behilflich waren. Der Erzbischof von Köln als der, welcher nach altem Recht seines Stuhls die Weihe vorzunehmen hatte, begrüßte den König also: „unsere Hilfe stehet in dem Namen des Herrn — — gelobet sei der Name des Herrn,“ und sprach darauf also: Lasset uns beten: „Allmächtiger ewiger Gott, der du deinen Diener Rudolf gewürdigt hast, ihn auf des Reiches Thron zu erheben, wir bitten dich, verleihe ihm, er möge hie zeitlich zur allgemeinen Wohlfahrt aller so regieren, daß er vom Pfad deiner Wahrheit nicht abweiche. Durch unsern Herrn Jesum Christum.“ Als diese Collecte gesprochen war, nahmen die Erzbischöfe von Mainz und Trier den König in die Mitte und führten ihn in den Chor, der Erzbischof von Köln schritt mit der Geistlichkeit, dem Kreuz und Rauchfaß, dem Evangelienbuch und den Reliquien voran und der Chor der Geistlichen sang: „Siehe, ich will meinen Engel senden, der vor dir hergehe und dich bewahre auf dem Wege“ u. s. w. In dem Chor angekommen warf sich der König mit seitwärts ausgestreckten Armen vor dem Altar auf den dort niedergelegten kostbaren Teppich nieder und der Erzbischof von Köln sprach: „Herr, hilf dem Könige und erhöre uns an dem Tage, da wir dich anrufen. Lasset uns beten: Allmächtiger ewiger Gott, der du regierest über alles was im Himmel und auf Erden ist, und deinen Diener gnädiglich auf des Reiches Thron erhoben hast, wir bitten dich, gib, daß er von aller Widerwärtigkeit befreit werde, im Frieden mit der Kirche lebe und also gefestet und würdig erfunden werde, einzugehen zu den Freuden des Himmels. Durch unsern Herrn.“

Nachdem der Erzbischof von Köln also gebetet, erhob sich der König und begab sich auf den für ihn bestimmten Platz. Darauf wurde die Königin von ihrem Bruder Albert und dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg zu dem König geführt, an dessen linker Seite sie sich niederließ. Ihr zur Rechten stellte sich der Erzbischof von Mainz, zur Linken der von Trier. Und nun begann das Amt der Messe von den heiligen drei Königen „Ecce advenit dominator dominus.“ („Nehmet wahr, der Herr aller Herren kommt“), welche der Erzbischof von Köln celebrirte. Als die Epistel aus Jesaias über die Verherrlichung des Herrn in Jerusalem: „Mache dich auf, werde Licht“ u. s. w. (Kap. 60. 1—6) gelesen, auch das Halleluja gesungen war, und nun die Litanei, welche der Erzbischof von Köln und zwei Kleriker sangen, folgte, erhob sich der König und wurde, nachdem er den Königsmantel abgelegt, von den Erzbischöfen von Mainz und Trier an die Stufen des Altars

geführt, wo er sich wieder in Kreuzesform mit seitwärts ausgestreckten Armen niederwarf. Darauf sprach der Erzbischof von Köln, den Bischofsstab in der Hand, also: „Würdige deinen Diener Rudolf, ihn zum Könige anzunehmen." Die Geistlichen: „wir bitten dich, erhöre uns" u. s. w. Nachdem die Litanei zu Ende geführt war, erhob sich der König und der Erzbischof von Köln richtete an Rudolf zuerst in lateinischer und dann in deutscher Sprache folgende Fragen:

1) Wollet ihr den uns von den Aposteln überlieferten heiligen Glauben halten und durch gerechte Werke bewähren?

2) Wollet ihr der h. Kirche und ihren Dienern ein treuer Schutzherr und Vertheidiger sein?

3) Wollet ihr das Reich, so euch von Gott verliehen, nach der Gerechtigkeit eurer Vorgänger regieren und wirksam schirmen?

4) Wollet ihr die Gerechtsame des König- und Kaiserreichs, die demselben ungerechterweise genommenen Güter wieder gewinnen, erhalten und getreulich zu dessen Nutzen verwenden?

5) Wollet ihr Armen und Reichen ein gerechter Richter, Wittwen und Waisen ein frommer Beschützer sein?

6) Wollet ihr dem heiligen Vater und Herrn in Christo, dem römischen Pabste, und der heiligen römischen Kirche die schuldige Unterwürfigkeit und Treue ehrerbietigst bezeugen?

Auf die ersten fünf Fragen antwortete der König mit einem einfachen: „ich will." Auf die letzte aber sprach er, indem er zwei Finger seiner rechten Hand auf den Altar legte: „ich will," und fuhr also fort: „werde auch unter dem göttlichen Beistande und unterstützt von den Gebeten der christgläubigen Seelen alles andere getreulich erfüllen. Das helfe mir Gott und sein heiliges Evangelium."

Nachdem König Rudolf den Eid abgelegt und das Gesicht gegen die Fürsten und das Volk gewendet hatte, stellte der Erzbischof von Köln an die Erzbischöfe von Mainz und Trier und die übrige Geistlichkeit, die umstehenden deutschen Fürsten, Grafen und Herren und das übrige anwesende Volk in lateinischer und deutscher Sprache die Frage: „Wollet ihr einem solchen Oberhaupte und Regenten euch unterwerfen, dessen Reich befestigen und durch eure Treue stützen, dessen Befehlen gehorchen nach des Apostels Worten: jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, oder dem Könige als dem Haupt derselben? Auf diese Frage antworteten die Erzbischöfe von Mainz und Trier, die deutschen Fürsten, Grafen und Herren, die Geistlichkeit und das übrige anwesende Volk drei Mal: fiat! (Es soll geschehen!) Darauf warf sich Rudolf wieder in oben angegebener Weise vor dem Altare nieder, und der Erzbischof sprach also den Segen über den König:

„Herr, der du alle Königreiche von Anbeginn her regierest, segne diesen unsern König Rudolf und mache ihn durch deinen Segen so groß, daß er seinen Scepter so hoch bringe wie David und sich so verdient mache und herrlich werde wie derselbe. Verleihe ihm durch dein Eingeben, daß er das Volk mit Sanftmuth regiere, gleichwie du den Salomo hast lassen ein friedfertiges Königreich haben; laß' ihn alle Zeit und allenthalben für dich mit Ehren Krieg führen, jedoch mit Unterthänigkeit; laß' ihn bedeckt sein mit deinem Schild und allenthalben durch deine Gnade den Sieg erhalten. Laß' ihn geehret sein über alle Könige der Völker, damit ihn die Nation ehre. Er lebe und sei großmüthig; ein gerechter Richter zu sein, sei sein größter Ruhm; gib den Seinigen, was ihnen nützlich ist und verleihe ihm ein langes Leben. Breite während seiner Regierung eine allgemeine Gerechtigkeit aus, befestige du den Thron seines Reichs und laß' ihn mit Gerechtigkeit und Friede in dem ewigen Reiche frohlocken. Ueberschütte ihn durch die Fürbitte deiner Heiligen mit reichem Segen und verleihe dem Throne seines Königreichs eine lange Dauer und Festigkeit. Komme zu ihm wie zu Moses im rothen Meer, zu Josua in der Schlacht zu Gideon und zu Samuel im Tempel. Befruchte ihn mit dem himmlischen Segen und dem Thau der Weisheit, welchen David in dem Psalter verheißen und Salomo sein Sohn aus der Höhe von dir empfangen. Sei ihm wider das Heer seiner Feinde Panzer und Schild, waffne ihn in Widerwärtigkeiten mit Muth und Geduld, im Glücke aber rühme er sich deiner Hilfe. Verleihe auch, daß die Völker ihm treu bleiben und die Stände des Reichs Frieden halten. Laß' ihn liebreich sein, bewahre ihn vor schädlichen Begierden, laß' ihn reden, was recht ist und die Wahrheit behaupten, damit während seiner Regierung das Volk wohl zunehme und durch den ewigen Segen dergestalt ernähret werde, daß es immer voll Freuden bleiben und im Frieden obsiegen möge. Dieses verleihe der, der da lebet und regieret, wahrer Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit.“

Nachdem der Erzbischof von Köln also den Segen gesprochen, richtete sich der König wieder auf und jener salbte ihn mit dem heiligen Oele auf dem Scheitel, der Brust und zwischen beiden Schultern, indem er sprach: ich salbe euch zum König mit dem heiligen Oel im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes. Amen. Zuletzt salbte der Erzbischof auch die flache Hand des Königs, indem er also betete: „Diese Hände müssen gesalbet werden mit dem heiligen Oel, womit die Könige und Propheten gesalbt worden und wie Samuel David zum König gesalbt; seid gesegnet und zum König gesetzt in dem Reich und über das Volk, welches euch der Herr, euer Gott, zu beherrschen und zu regieren gegeben. Das verleihe, der da lebet und

regieret in Ewigkeit. Amen!" Dazwischen sang der Chor wieder: „Der Herr hat dich gesalbet mit dem Oel der Freuden vor deinen Genossen."

Nachdem die Salbung also vollzogen, wurde der König in die Sakristei geführt, wo sich der Schrank mit dem Krönungs-Ornat befand. Dort trockneten Kapellane mit der reinsten Wolle an all' den Stellen, welche der Erzbischof gesalbt, das heilige Oel ab. Darauf wurden dem König die Sandalen (Schuhe), die Alba und Stola angelegt.

Der Oberstoff der Sandalen, welche aus dem zwölften Jahrhundert stammen, besteht theilweise aus einer goldgewirkten, gemusterten Borte, theilweise aus einem schweren hochrothen Seidenstoff (Zendal), der glatt gehalten und nicht gemustert ist. Von der äußersten Fußspitze zieht sich eine breite goldgewirkte Borte in der Mitte des Fußes hinauf. Diese sowie die beiden Seitentheile, auch die hintere Kappe sind mit goldenen Borten verziert, welche von eingewirkten geflügelten Thierbildern belebt werden. Mit diesen wechseln Stickereien von Perlen in Ovalformen ab, inmitten deren ungeschliffene Edelsteine (Amethyste oder Saphire) angebracht sind. Die Sohlen sind von Schafleder und innen mit gelbem Zendal gefüttert.

Die Alba, welche in ihrer ursprünglichen Gestalt aus dem letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts stammt, gleicht ihrem Schnitte nach vollkommen dem liturgischen Untergewand von feinem Leinen, welches heute noch der Bischof zu tragen pflegt. Der Grundstoff derselben ist eine weiße Taffetseide ohne Musterung, und erst in den letzten Jahrhunderten ist eine schwere weiße Seide als Oberstoff hinzugefügt worden. Die Alba mißt vom oberen Halsausschnitt bis zum Abschluß des untersten Saums 1,42 Meter, die größte Breite bei Spannung der Aermel beträgt 1,26 M., der unterste Saum hat einen Umfang von 2,28 M. Nur die reiche Verbrämung dieses Saumes mit goldgestickten Ornamenten ist nach Anlegung der Stola und des Kaisermantels sichtbar. Zu beiden Seiten des untersten Saumes sind die Ränder abwechslungsweise mit lateinischen und arabischen Inschriften aus feinen Goldfäden geziert, welche besagen, daß das kostbare Gewand in Palermo unter der Regierung Wilhelms II., Königs von Sicilien rc., gefertigt worden ist. Am Halsausschnitt findet sich eine glanzvolle Brustzierde aus röthlichem Purpurstoff. Dieselbe wird durch Perlenschnüre in vier Theile abgegrenzt und ist durch kleine wiederkehrende aus Perlenreihen bestehende Vierpässe, welche durch kreisförmige Verschlingungen mit einander verbunden sind, gemustert. An den Oberarmen finden sich gestickte Bandstreifen wiederum mit Vierpässen aus Perlenreihen, die durch länglich runde Verschlingungen gleichfalls aus Perlen mit einander verbunden sind und in deren Mitte sich phantastische Thierfiguren und

Lilien-Ornamente zeigen. In der Hauptsache ebenso beschaffen ist die reichgestickte Einfassung an der unteren Ausmündung der beiden Aermel.

Die kaiserliche Stola ist ein rein liturgisches Gewandstück, welches ehemals wie auch heute nur Priester und Diakonen anzulegen berechtigt sind, indeß wurde den deutschen Königen und Kaisern von der Kirche das Ehren-Vorrecht verliehen, sich bei der Krönung nicht nur der Pontifical-Gewänder zu bedienen, sondern auch die Stola und zwar so anzulegen wie die Priester. Diese Kaiser-Stola ist übrigens viel breiter und länger als die Stolen des Mittelalters, denn sie hat 0,22 M. in der Breite und 5,69 M. in der Länge; sie wurde daher, um getragen zu werden, nach Innen so zusammengenäht, daß sie doppelt gelegt einen breiten Streifen bildete und in ihrer oberen Ausdehnung in eine Spitze auslief. Auf diese Weise wurde sie bedeutend verkürzt und bildete auf dem Rücken des Trägers gleichsam eine reich verzierte tief herunter hängende Schleppe. Sie besteht aus einem Seidengewebe von gelber Farbe, in welches ein reiches Blumenwerk aus zarten Goldfäden, das sich gleichmäßig verästelt, eingewirkt ist. Der gelbblumige Grund ist überdies theils mit vielen einköpfigen schwarzen Adlern in zirkelrunden Einfassungen von Perlenreihen, theils mit sternförmigen Zieraten aus Perlen und Edelsteinen bedeckt. Die seitlichen Säume haben der Länge nach eine doppelte Reihe von Perlen und am Quersaum hängen sechs kleine rothe seidene, mit Golddraht unterbundene Quasten herab. Die Kaiser-Stola ist ohne Zweifel eine Arbeit, welche aus den norditalienischen Seide-Manufakturen hervorgegangen und ähnlichen sarazenischen Geweben nachgebildet ist.

In diesem Ornate kehrte der König wieder zu seinem Sitze bei dem Altar zurück. Darauf betete der Erzbischof von Köln also: „Allmächtiger ewiger Gott! Schaue gnädig herab auf diesen glorwürdigen König Rudolf, und gleichwie du gesegnet hast Abraham, Isaak und Jakob, also wollest du diesen mit mildem Segen geistlicher Gnade und aller Fülle deiner Macht befeuchten und begießen. Gib ihm von dem Thau des Himmels und dem Fette der Erden mit Ueberfluß Getreide, Wein und Oel. Laß' den höchsten Glanz der königlichen Gewalt jedermann in die Augen strahlen, damit er, gleich dem allerleuchtendsten Blitz, vom höchsten Lichte überstrahlt erscheine. Verleihe ihm, allmächtiger Gott, daß er sei ein tapferer Beschützer des Vaterlandes und daß er die Kirchen und heiligen Stifter mit hoher gottselig-königlicher Freigebigkeit ergötze. Gib, daß er sei der tapferste unter den Königen, über die Feinde triumphire und die unfriedlichen und unchristlichen Nationen unterdrücke. Laß' ihn hoch erhaben über alle Stände und gegen alle Getreue seines Königreichs in großem Ansehen, doch auch holdselig und

freundlich sein, damit er von jedermann gefürchtet und geliebet werde. Laß auch von seinen Lenden Könige hervorkommen, die in künftigen Zeiten ihm in der Regierung folgen können. Laß ihn dieses Königreich als ein Ganzes regieren und würdig werden, nach der rühmlichen und glückseligen Zeit des gegenwärtigen Lebens die ewige Freude in immerwährender Glückseligkeit zu genießen. Das verleihe ꝛc. Gott, der du bist die Herrlichkeit des Gerechten und die Barmherzigkeit für die Sünder, der du deinen Sohn gesendet hast, mit seinem theuren Blut das menschliche Geschlecht zu erlösen, der du den Kriegen wehrest und ein Beschützer bist derer, die auf dich hoffen, und unter dessen Regierung die Macht aller Königreiche begriffen ist, wir bitten dich demüthiglich, daß du deinen gegenwärtigen Diener Rudolf, der sich auf deine Barmherzigkeit verläſſet, segnen und ihm gnädig beistehen wollest, damit derselbe, weil er Verlangen träget, durch deinen Segen beschützet zu werden, stärker sei, als alle seine Feinde. Entzünde, o Herr, sein Herz zu der Liebe deiner Gnade durch dieses Salböl, womit du Priester, Könige und Propheten gesalbet hast, damit er die Gerechtigkeit liebe und auf demselben Weg auch das Volk führe; und wenn er die Jahre, die du ihm verordnet hast, in königlicher Hoheit wird vollbracht haben, wollest du ihn lassen würdig sein, zu der ewigen Freude zu gelangen, durch Jesum Christum, deinen Sohn ꝛc."

Nach diesen und einigen weiteren Gebeten des Erzbischofs von Köln übergaben dieser und dessen Kollegen von Mainz und Trier gemeinsam das kaiserliche Ceremonienschwert. Solches soll nach einer Legende Kaiser Karl dem Großen von einem Engel vom Himmel herab überbracht worden sein, stammt aber sicherlich erst aus den letzten Decennien des zwölften, vielleicht gar aus dem ersten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts, und wurde ohne Zweifel in Sicilien von sarazenischen Meistern, die im Dienste der Staufer waren, angefertigt. Der Knauf mit dem aufrechten Löwen auf der einen und dem einköpfigen Reichsadler auf der andern Seite stammt erst aus der Zeit des Kaisers Karl IV., also dem vierzehnten Jahrhundert. Der alte Knauf mag wohl schadhaft geworden sein. Der Griff ist von Holz, mit Goldblechen bedeckt; in diese sind Emailplättchen von verschiedenen Farben eingeschmolzen, und daneben laufen schräge, vertiefte Felder herum. Die Klinge ist oben gegen 0,05 Meter breit, etwa 0,85 Meter lang, zweischneidig, in der Mitte etwas hohl, unten spitzig und biegsam. Die Scheide ist von Holzspahn, mit dünnem Leder und weißer Leinwand überzogen; die weitere Ausstattung derselben ist das reichste und prachtvollste am ganzen Schwert, eine höchst gelungene Verbindung der Schmelz- und Goldschmiedekunst mit der Perlenstickerei und Einreihung

von halb geschliffenen Edelsteinen und ein Werk saracenischer Meister. Bei der Uebergabe des Reichsschwertes sprach der Erzbischof von Köln zu dem Könige also: „Nehmet von den zwar unwürdigen, jedoch durch das Ansehen und die Nachfolge der heiligen Apostel geweihten Händen der Bischöfe das Euch übergebene Schwert und brauchet solches kraft unseres Segens zur Beschützung der heiligen Kirche Gottes, wozu es von Gott verordnet ist, und erinnert Euch dessen, was David geweissaget hat, wenn er spricht: Gürte dein Schwert um deine Hüften, du Held! * Damit Ihr durch dasselbe der Gerechtigkeit mit Gewalt nachtrachtet und der Unbilligkeit mit Macht begegnet, die heilige Kirche Gottes und ihre Gläubigen beschützet und beschirmet, auch solches nicht minder gegen die falschen Gläubigen als gegen die Feinde des christlichen Namens gebrauchet; Wittwen und Waisen gnädiglich helfet und sie beschirmet; was unrecht ist, strafet, und was recht gehet, bekräftiget, damit Ihr bei dem allem durch den Triumpf der Tugenden herrlich und durch die Uebung der Gerechtigkeit berühmt, auch würdig werdet, mit dem Heiland der Welt, dessen Ebenbild Ihr führet, in seinem Namen ohne Ende zu regieren ꝛc."

Nach erfolgter Uebergabe des Schwerts und Schluß des dabei gesprochenen Gebets empfieng der König von dem Erzbischof von Köln die Armspangen (Schulterschildchen), den Krönungsmantel und Ring. Erstere, die zwei „armillae" (écussons d'épaule) wurden auf dem Krönungsmantel in der Schulter- und Oberarm-Gegend getragen. Sie sind von Kupfer, halbrund, etwas concav und emaillirt; auf dem blauen Email-Grund zeigen sich grüne und weiße Ornamente in Gold niellirt. Auf dem einen Schulterschildchen ist die Geburt des Heilandes, auf dem andern die Darstellung im Tempel vorgestellt; die drei Personen, welche man außerhalb des Tempels sieht, sollen die drei Könige oder Magier sein.

Der Krönungsmantel ist von hochroth purpurnem Seidenzeug, von der Schulter ab 1,43 Meter lang und im untern Saum 4,57 Meter weit, vorn offen, aber am Halse von einer goldenen, mit Edelsteinen besetzten Spange zusammengehalten. Ein in Gold eingestickter baumförmiger Zierat (? ein Dattelbaum) auf der Mitte der Rückenseite hin theilt den Mantel in zwei Hälften, auf denen je ein großer aus Perlen und Goldstickerei gebildeter Löwe, der einen Drachen (nach andern ein Kameel) unter sich hat, sichtbar ist, und den Sieg des Christenthums über das Heidenthum oder den Islam vorstellen soll. Am unteren Saum zwischen doppelter Perlen-Einfassung läuft rings herum eine

* Bei diesen Worten umgürtete der König das Schwert.

arabische Schrift in goldenen Buchstaben, welche sagt, daß das Prachtgewand im zwölften Jahrhundert in Palermo auf Sicilien gefertigt worden ist.

Der kostbare Ring, welcher von Kaiser Karl dem Großen herkommen soll, hat einen großen Rubin, vier Saphire und eben so viele Perlen. Indem der Erzbischof von Köln dem Könige denselben an den Finger steckte, sprach er: „Nehmet hin diesen Ring als ein Zeichen königlicher Würde; derselbe sei Euch eine stete Erinnerung, daß Ihr mit dem wahren Glauben versiegelt seid, und gleichwie Ihr heute zu einem Haupt und Fürsten über ein Königreich und Volk gesetzet worden, also lasset Euch angelegen sein, die Christenheit und den christlichen Glauben zu vermehren und zu erhalten, so werdet Ihr glückselig sein in allem Eurem Thun und mit dem König aller Könige in allen Ehren leben, welchem Ehre und Herrlichkeit gebühret von Ewigkeit zu Ewigkeit."

Darnach übergab der Consecrator dem Könige das Reichsscepter und den Reichsapfel. Ersteres ist von Silber, vergoldet, 0,57 Meter lang, inwendig hohl, die Spitze bilden sechs Eichenblätter, wovon drei aufwärts und drei abwärts gerichtet sind. Der Reichsapfel besteht aus einer Kugel von feinem Gold von 0,11 Meter Durchmesser, ist gerade so groß, daß sie etwa eine kräftige Manneshand ausfüllt, hohl aber mit einer harzigen Masse ausgefüllt. Oben drauf steht ein goldenes Kreuz mit Edelsteinen (Saphiren, Smaragden, Amethysten) und Perlen besetzt; nach dem Kreuze zu umfassen die Kugel zwei sich kreuzende Reife, welche in der oberen Hälfte gleichfalls mit Edelsteinen geschmückt sind; in der Mitte herum läuft ein dritter Reif ohne Edelsteine.

Bei der Uebergabe des Scepters und Reichsapfels, welch' ersteres der König in die rechte, letzteren in die linke Hand nahm, sprach der Erzbischof von Köln also: „Nehmet hin den Stab der Tugend und der Wahrheit, und bemühet Euch mit demselben den Frommen wohl zu thun und die Bösen zu schrecken, den Irrenden den Weg zu weisen, und den Gefallenen die Hand zu bieten: zerstreuet die Hoffärtigen und erhebet die Demüthigen 2c."

Darnach setzten die drei Erzbischöfe gemeinsam Rudolf die Krone auf. Diese, mit der die „römischen" (deutschen) Könige gekrönt wurden, ist aus im Feuer vergoldetem Silber gefertigt, mit vielen Edelsteinen und antiken Gemmen geschmückt und stammt aus dem dreizehnten Jahrhundert.* Während des Akts der Krönung im engeren Sinne sprach der Erzbischof von Köln: „nehmet hin die Krone, welche Euch, obwohl

* Ueber dieselbe und insbesondere die goldene römische Kaiserkrone siehe in Anmerkung 20 dieses Abschnitts.

von unwürdigen, jedoch bischöflichen Händen auf das Haupt gesetzt wird, und wisset, daß sie vornehmlich die Herrlichkeit der Heiligung und ein Werk der Tapferkeit vorstellen soll, ja daß Ihr dadurch auch unseres geistlichen Amtes theilhaftig werdet, daß, gleichwie wir dem Inwendigen nach Hirten und Regenten der Seelen sind, also auch Ihr in auswendigen Sachen ein wahrer Diener Gottes sein sollet ꝛc. ꝛc." Nach diesem Gebet führten die Erzbischöfe von Mainz und Trier den gekrönten König an den Altar. Auf den legte er seine beiden Hände und schwur, wie ihm vorgesprochen, zuerst in lateinischer, dann in deutscher Sprache folgenden Eid: „Ich gelobe und verspreche vor Gott und seinen Engeln, daß ich jetzt und hinfüro das Gesetz und Gerechtigkeit, auch den Frieden der heiligen Kirche Gottes halten und handhaben, dem Volk, so mir unterworfen ist, nutz sein, die Gerechtigkeit verschaffen und mittheilen, daß ich des Reiches Recht mit gebührender Betrachtung göttlicher Barmherzigkeit erhalten will, wie ich solches mit Rath der Fürsten des Reichs und meiner Getreuen am besten erfinden kann. Ich will auch Sr. Heiligkeit dem römischen Bischof und der römischen Kirche Gottes gebührende geistliche Ehre erzeigen und alles, was von Kaisern und Königen der Kirche und den geistlichen Männern im Laufe der Jahrhunderte geschenkt worden, ungeschwächt erhalten und dafür sorgen, daß solches also erhalten bleibe, auch den Prälaten, Ständen und Lehensleuten des Reichs gebührende Ehre tragen und erweisen, so viel mir unser Herr Jesus Christus Hilf', Stärk' und Gnade verleiht."

Nach abgelegtem Eidschwur führten die Erzbischöfe von Mainz und Trier den König auf die Emporkirche zu Kaiser Karls Stuhl. Der ist von weißem Marmor (Merbelstein), mit einer hölzernen Sitzplatte versehen und sonst reich mit Goldplatten belegt. Er ist von der Höhe eines gewöhnlichen Altars und fünf Marmorstufen führen zu ihm. Solchen gab ihm der Erzbischof von Köln ein und setzte ihn darauf. Inmittelst sang der Chor: „Du hast ihm gethan, Herr, wie sein Herz wünschet und den Willen seiner Lippen hast du ihm nicht entzogen." Und als der König sich auf den Thron gesetzt, sprach der Erzbischof von Köln also: „Nehmet ein und behaltet den königlichen Stuhl, welcher Euch nicht durch Erbrecht, auch nicht durch väterliche Nachfolge, sondern durch die Stimmen der Kurfürsten des deutschen Reichs, fürnehmlich aber durch Verordnung des allmächtigen Gottes und unsere auch aller Bischöfe und anderer Diener Gottes Uebergebung eingeräumt wird; um so viel aber, wie Ihr sehet, die Geistlichkeit den heiligen Altären näher stehet, um so viel mehr sollet Ihr, wie sich gebührt, derselben Ehre zu erweisen eingedenk sein, auf daß Euch, als einen Mittler zwischen der Geistlichkeit und dem Volk, auf diesem Königsstuhl erhalte, kräftige

und in dem ewigen Reiche mit sich regieren lasse der Mittler zwischen Gott und den Menschen, Jesus Christus, unser Herr, der König aller Könige, welcher mit Gott dem Vater und heiligen Geist lebet und regieret, wahrer Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen." Darnach schlug der König mit dem Reichsschwerte eine Anzahl Grafen und Herren zu Rittern.*

Nachdem solches alles, wie vorsteht, vollführet, begann

Die Krönung der Königin Gertrud.

Zu dem Ende wurde sie von ihrem Bruder, dem Grafen Albert von Hohenberg, und ihrem Vetter, dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, zu dem Altar vor den Erzbischof von Köln geführt. Der sprach über sie den Segen und betete also: „Allmächtiger, ewiger Gott, Urquell und Brunn aller Güte, der du die Judith, ein Weib Israels, dazu ausersehen hast, das Werkzeug deiner glorreichen Macht zu werden, um dein Volk von dem wüthendsten Feinde zu befreien, wir bitten dich, neige dein Ohr gnädig zu unseren demüthigen Bitten, du wollest über diese deine Dienerin Gertrud, welche wir in Demuth und Ergebenheit zur Königin erwählten, deinen reichen Segen ausgießen, deine starke Hand überall und immerdar über sie halten, damit sie, mächtig beschützt von deinem strahlenden Schilde, jedwede List und Anfechtung des sichtbaren oder unsichtbaren Feindes siegreich bestehe. Segne auch, wie du Sara, Rebekka, Lea, Rahel und andern seligen und ehrwürdigen Frauen gethan, die Frucht ihres Leibes zu des Reiches Ehre und dem Heil der Kirche um unsers Herrn und Heilandes Willen."

Darauf warf sich die Königin mit seitwärts ausgestreckten Armen vor dem Erzbischof von Köln nieder und dieser segnete sie abermals also: „Gott, der du allein von Ewigkeit her bist und in einem Lichte wohnest, zu dem kein menschlich Auge zu dringen vermag, der du alles weislich hinausführest, die Hoffärtigen, wie ihnen gebührt, von ihrer Höhe herabstürzest, die Demüthigen aber glänzend erhöhest: wir flehen deine unbegrenzte Barmherzigkeit demüthig an, du mögest, wie du die Esther zu Israels Heil von den Banden der Gefangenschaft erlöst, dem Könige Ahasverus zugeführt und auf dessen Thron gesetzt hast, verleihen, daß diese deine Dienerin Gertrud, wie ihre Demuth es verdient, zum Heil der Christenheit als würdige Genossin unseres Königs sich zu ihm auf seinen erhabenen Thron setze. Gib, daß sie in ihrem königlichen Ehebunde immer die Schamhaftigkeit bewahre, der höchsten Palme der Jungfräulichkeit würdig bleibe, und vor allem darnach trachte, dir,

* Der Ceremonie von Kaiser Karls Stuhl erwähnt nicht die alte „ordo coronationis", sondern der Bericht des Ritters Ludwig von Eyb über des Römischen Königs Maximilian I. Krönung zu Aachen am 9. April 1486 a. a. O.

dem wahren und lebendigen Gott in allem und über alles zu gefallen, und von dir geleitet, von ganzem Herzen zu vollbringen, was dir wohlgefällig ist."

Darnach entblößten Frauen vom Gefolge der Königin ihr theilweise die Brust und der Erzbischof von Köln salbte sie mit dem h. Oel, indem er sprach: „Die Gnade des heiligen Geistes fließe durch das Amt unserer Demuth in Fülle auf Euch, auf daß, wie Ihr von unsern unwürdigen Händen mit natürlichem Oel gesalbet, auswendig glänzet, Ihr also auch inwendig glänzen möget von seiner unsichtbaren Salbe, deren geistliche Salbung auch immerdar und vollkommentlich auf Euch bleibe, damit Ihr, was unrecht, von ganzem Herzen meiden, und was Eurer Seele frommt, jederzeit gedenken, wünschen und thun möget, unter dem Beistand unseres Herrn Jesu Christi rc."

Darauf setzten die drei Erzbischöfe gemeinsam der Königin die Krone auf und der von Köln betete also: „Gott hat uns unverdient gewürdigt Euch die Krone aufzusetzen; empfanget solche als Zeichen der königlichen Würde. Wie Ihr nun äußerlich durch einen Kranz von Gold und Edelsteinen glänzet, so bestrebet Euch innerlich vom Gold der Weisheit und den Edelsteinen aller Tugenden geschmückt zu werden, auf daß Ihr am Ende dieser Tage mit den klugen Jungfrauen dem Bräutigam, unserm Herrn Jesu Christo, würdiglich und löblich entgegengehet, und auch würdig erfunden werdet, mit ihm durch des Himmels Pforte einzuziehen. Das helfe Euch unser Herr Jesus Christus, welcher mit dem Vater und heiligen Geist lebet und regieret in Ewigkeit." Als die Geistlichkeit das Amen gesprochen, traten die Kapellane der Königin herzu, wischten mit weißer reiner Wolle das Oel ab und ihre Frauen kleideten sie wieder an. Darauf wurde sie zum König geführt, an dessen linker Seite sie sich niedersetzte, und der Chor der Geistlichen stimmte das „Te deum laudamus" (Herr Gott, dich loben wir) an.

Nachdem solches alles also zu Ende gebracht worden, las man das Evangelium nach Matthäus: „Da Jesus geboren war zu Bethlehem im jüdischen Lande zur Zeit des Königs Herodes, da kamen die Weisen vom Morgenland gen Jerusalem und sprachen: wo ist der neugeborne König der Juden u. s. w."

Und nach dem Offertorium: „die Könige am Meer und von den Inseln werden Geschenke bringen; die Könige aus Arabien und Saba werden Gaben zuführen. Alle Könige werden ihn anbeten; alle Völker werden ihm dienen" — opferte der König mit dem Scepter, darauf die Königin, dann die Herren Fürsten, und zwar zuerst die Erzbischöfe von Mainz und Trier, nach diesen die andern Kurfürsten nach ihrem Rang und Amt.

Am Schlusse der Messe und der Krönungs-Ceremonie gab der Erzbischof dem Könige das heilige Sakrament; die von Mainz und Trier hielten ihm dabei das seidene Tuch, darnach nahm er alsbald den Kelch selbst in die Hand und trank daraus. Und der Kölner betete hiezu also: „Der Genuß des Sakraments vom Abendmahl reinige, o Herr, deinen Diener von jedem Makel, mache ihn geschickt, das Volk nach deinem Willen zu regieren; dieses heilige Opfer, durch das die Welt erlöst worden, werde für ihn ein starker Schild gegen sichtbare und unsichtbare Feinde."

Als das Amt der Messe und die Krönungs-Feierlichkeit zu Ende war, bestätigte der König unverweilt den Kurfürsten ihre Vorrechte, nahm auch, wie herkömmlich, einige dringende Reichsgeschäfte vor. Insbesondere säumte er nicht, die anwesenden Fürsten, Grafen und andere Vasallen des Reiches zur Huldigung aufzufordern, und sie erschienen auch bereitwillig. Aber siehe da, als er ihnen eben den Eid der Treue abnehmen wollte, da war, so wird erzählt, das Scepter nicht zur Hand. Dies soll einige Fürsten bedenklich gemacht, der König aber schnell besonnen ein Crucifix ergriffen, geküßt und gesagt haben: „sehet das Zeichen, in welchem wir und die ganze Welt erlöset sind; es diene uns statt des Scepters." Und die Fürsten, Grafen und Herren küßten der Reihe nach das Bild des Gekreuzigten, leisteten auf dasselbe den Eid der Treue und empfiengen darauf ihre Lehen. Während der Krönung Rudolfs schwebte, also erzählen Zeitgenossen und Augenzeugen, über dem Münster zu Aachen in Form eines Kreuzes eine große glänzende Wolke, welche später blutroth geworden. Darin wollten manche erkennen, daß seine Wahl nach dem Herzen Gottes sei. Er selbst aber der König sah dieses Zeichen am Himmel als eine Aufforderung zu einem Kreuzzuge an, denn er sagte, als ihm die Fürsten die Erscheinung mitgetheilt hatten, „wenn der Herr mir Leben und Gesundheit verleiht, will ich in die überseeischen Länder ziehen und für meine große Sündenschuld mein Blut dem Herrn Jesus Christus weihen." [21]

II.

Das Krönungsmahl. [22]

„Zu Aachen in seiner Kaiserpracht
Im alterthümlichen Saale
Saß König Rudolfs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle."
Schiller: Der Graf von Habsburg.

Nachdem die Krönung zu Ende war, giengen der König, die Königin und deren Gefolge, die geistlichen und weltlichen Kurfürsten und

was sonst von Prälaten, Grafen, Herren und Rittern derselben angewohnt hatte, zu Fuß in festlichem Zuge von dem Dom zum Kaiserpalast.[23] Denselben eröffneten die vom Ritterstande, darnach kamen die Freiherren und Grafen, darauf ein Haufen Trompeter und Herolde. Denen folgten die anwesenden Bischöfe und die Fürsten, welche nicht Wahlherren waren. Den Zug der Kurfürsten aber eröffnete der Erzbischof von Trier in seinem Ornat, ihm folgten der Pfalzgraf bei Rhein mit dem Reichsapfel, neben ihm, zur Linken, der Herzog Albrecht von Sachsen mit dem entblößten Reichsschwert, der Markgraf von Brandenburg mit dem Scepter. Nach ihnen kam der König Rudolf im Krönungsornat, die Krone auf dem Haupte und den Reichsapfel in der Rechten; ihm zur Rechten der Erzbischof von Köln, zur Linken der von Mainz. Unmittelbar darnach ritt der Herzog von Lothringen mit dem Krönungsmantel. Und nun folgten die Königin Gertrud und deren Töchter Mechtild und Agnes nebst Gefolge. Sie waren im Geleite des Grafen Albert, ihres Bruders, beziehungsweise Oheims, und des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, ihres Vetters. Den langen Zug beschlossen die übrigen Grafen, Herren und Ritter.

In der Kaiserpfalz angekommen, begaben sich der König, die Königin mit ihren Töchtern, die Fürsten, welche dort zur Herberge waren, in ihre Gemächer, um etwas der Ruhe zu pflegen, und wie wir jetzt zu sagen pflegen — zur Hoftafel Toilette zu machen. Darnach schickten sich die weltlichen Kurfürsten an, zur Verherrlichung des Festes ihre hohen Reichsämter zu übernehmen und zu verwalten. Um dieselben hiezu anreiten zu sehen, verfügte sich der König im Krönungsmantel, die Krone auf dem Haupte, den Scepter und Reichsapfel in den Händen, das Reichsschwert umgürtet, zu einem Fenster des Kaisersaales, welches auf den Platz vor demselben hinausgieng. Zuerst kam unter Trompetenschall und Paukenschlag der Kurfürst Albrecht von Sachsen als Erzmarschalk angeritten. Er hatte auf dem Rosse ein Meßgeschirr und einen Streichstab von Silber, zusammen zwölf Mark schwer. Er ritt in den Haufen Haber hinein, der vor der Kaiserpfalz aufgeschüttet war und dem Roß bis an die Brust gieng, füllte das Meßgeschirr, gab es einem Diener, steckte den silbernen Streichstab in den Haberhaufen und ritt von dannen. Dafür kam der Untermarschall des Reiches, Heinrich von Pappenheim I., und vollendete das Messen des Habers für die königlichen Rosse. Darnach kamen der Markgraf von Brandenburg als des Reiches Erzkämmerer mit zwei silbernen Waschbecken, der Pfalzgraf bei Rhein als der Erztruchseß mit zwei silbernen Schüsseln, des Reiches Unter-Schenke, Walther von Limpurg, an des Königs von Böhmen Statt, mit einem großen silbernen, zwölf Mark schweren Trinkbecher, auf ihren

Rossen angeritten. Die waren mit kostbaren langen Decken von rothem Sammt bedeckt.

Nachdem König Rudolf die Inhaber der Reichsämter also hatte anreiten sehen, begab er sich mit der Königin an die für sie bestimmten Tische, an welche sonst niemand zu sitzen kam. Des Königs Tisch stand um drei Schuh höher als der der Königin, um sechs Schuh aber höher als die sieben Tische der Kurfürsten; drei von diesen standen zur Rechten und drei zur Linken, der siebente, der des Erzbischofs von Trier, des Königs Angesicht gegenüber; Köln saß ihm zunächst zur Rechten, Mainz zur Linken. Auf der einen Seite des königlichen Tisches stand der dazu gehörige Schenk-, auf der anderen Seite der „Credentz-Tisch." Darauf Schüsseln, Schalen, Becher, Kannen ꝛc. von Gold und Silber. Aehnlich war es bei den Tischen der Fürsten. Sobald der König an seinem Tische Platz genommen, erschien vor ihm der Markgraf von Brandenburg, reichte ihm knieend das Waschwasser in silbernem Becken, und bot ihm die „Handzwehlen" von feinstem Linnen; darauf also auch der Königin. Dem Erzkämmerer folgte der Pfalzgraf bei Rhein, als des Reiches Erztruchseß, mit zwei verdeckten silbernen Schüsseln, darin eine köstliche Speise. Vor ihm her zum Tisch des Königs gieng der Erzmarschalk mit dem Stabe. Der Truchseß aber stellte die Schüsseln auf den königlichen Tisch nieder. Zuletzt kam des Reiches Schenk Walther von Limpurg, vor dem gleichfalls der Erzmarschalk mit dem Stabe schritt, und reichte knieend dem König und darauf der Königin den ersten Becher und richtete sich erst auf, als beide getrunken hatten.

Während die weltlichen Kurfürsten ihre Erzämter versahen, standen die geistlichen vor der königlichen Tafel und der von Mainz sprach das Benedicite! worauf die andern zwei respondirten.

Als sämmtliche weltliche Kurfürsten ihre Reichsämter besorgt hatten, begaben sich alle sieben und darauf auch die übrigen hohen Gäste an die für sie bestimmten Tische. Der König aber legte nun Krone, Schwert, Reichsapfel und Scepter ab. Erstere empfieng der Reichsschenke, Walther von Limpurg, das Schwert der Marschalk Heinrich von Pappenheim, den Reichsapfel der Unter-Truchseße Eberhard von Waldburg, das Scepter der Unter-Kämmerer Konrad von Weinsberg. Und diese vier standen während des Mahls vor dem Tisch des Königs. Graf Albert von Hohenberg und Burggraf Friedrich von Nürnberg aber versahen mit anderen dort den Ehrendienst der Fürschneider und kredenzten den Wein. Wieder andere hohe Herren trugen die Speisen herbei, wobei immer ein solcher mit einem Stab in der Rechten feierlich voran schritt. Der Gänge aber, deren Ankunft durch Posaunen- und Pfeifen-Schall angezeigt worden, waren es fünf und auf jeden Gang an des

Königs Tisch kamen zehn Speisen, welche sammt dem je dazu gehörigen Nachtisch zugleich aufgestellt wurden. Worin dieselben bestanden, findet sich, die sogenannten „Schauessen“ (s. sogleich) ausgenommen, auch bei den Beschreibungen späterer Krönungsmahle z. B. dem des Kaisers Maximilian I. im Jahr 1486 nicht aufgezeichnet.

Wollen wir aber auf Grund der Schilderungen, welche unsere deutschen Minnesänger von Festmahlen geben, von anderen des späteren Mittelalters ausgehend, und gestützt auf Kochbücher des vierzehnten Jahrhunderts dennoch ein Bild von unserem Krönungsmahl entwerfen, so müssen wir zuvörderst darauf aufmerksam machen, daß man bei dergleichen Gelegenheiten schon damals nicht blos darauf bedacht war, viele und vielerlei Speisen zu geben, sondern daß es bereits auch Köche gegeben, welche es vortrefflich verstanden, alle möglichen Reizmittel für den Gaumen, insbesondere mancherhand pikante Saucen und Brühen („Pfeffer“), feine Ragout, „Füllen“ und andere die Eßlust reizende Zuspeisen zu bereiten, und nicht nur bei diesen, sondern fast allen Speisen einen sehr starken Gebrauch von Gewürzen und Küchenkräutern gemacht haben, und daß schließlich zu der Menge der Gerichte noch allerlei barocke Spielereien kamen.

Machen wir nun im Geiste einen Rundgang um die Tische des Krönungsmahles, so fallen vor allem die in der Nähe des Königs auf einem besonderen Tische aufgestellten „Schauessen“ in unser Auge. Darunter ein gewaltiger, gebratener Schwan. Der war vergoldet, hatte des Königs Wappen im Schnabel, auf dessen Brust aber waren die Wappen sämmtlicher Kurfürsten angebracht. Sodann ein Adler und ein Löwe, aus Mandeln gegossen und vergoldet;* ferner ein Pfau, der gebraten war, aber seinen natürlichen Schweif hatte; endlich ein Baum mit Aesten, der vergoldet und mit „köstlichen Füssen“ versehen war. Aus dem floß süßer mit Gewürzen versetzter Wein.**

Sehen wir uns nun nach dem um, was auf den sonstigen einzelnen Tischen aufgestellt oder aufgelegt war. An Brod, welches von jeher, auch bei dem feinsten Mahle nicht fehlen durfte, sehen wir Semmel (Weißbrod), welche aber theilweise mit Fett beträufelt waren und so als Leckerbissen galten, auch Kuchen in mancherlei Gestalt und ein unseren Bretzeln ähnliches Backwerk. In Schalen von Glas oder Silber innen vergoldet, sehen wir in Honig oder Zucker eingemachte Früchte (Birnen,

* Das gräflich-habsburgische Wappen war ein rother Löwe in gelbem (goldenem) Felde; den einköpfigen schwarzen Adler auf goldenem Grunde zeigte damals das Reichswappen.

** Diese „Schauessen“ waren wenigstens bei dem Krönungsmahl des Kaisers Maximilian I. 1486 zu sehen.

Orangen, Datteln, Feigen, unreife Baumnüsse, Haselnüsse), in Honig oder Syrup eingemachten Ingwer, wieder in anderen einen aus Weintrauben, sauren Aepfeln, Stachelbeeren, Orangen u. dergl. bereiteten dicken Saft, welcher als eine Art Compot zu verschiedenen Braten gegessen und Agraz genannt wurde. In anderen kostbaren Gefäßen waren endlich außer Salz und Senf verschiedene Gewürze als Pfeffer, Ingwer, Muskatnüsse, Gewürznelken, welche man zwischen das Essen hinein zu kauen pflegte, um die Eßlust und den Durst zu reizen. Denselben Zweck sollten auch die Käse und Häringe, welche reichlich aufgestellt waren, erreichen.

Die einzelnen Speisen anlangend müssen wir allererst bemerken, daß die wenigstens nach der deutschen Küche obligate Suppe gefehlt hat. Wildbrät eröffnete bei jedem Gang die lange Reihe der Speisen und unter demselben spielten eine besondere Rolle gewaltige, mit allerlei wunderlichem Zierat ausstaffirte Wildschweinsköpfe, darnach große Hirsch-Ziemer und Keulen, am Spieß gebraten. Dazu stellte man Töpfe mit noch wallender scharfer Pfeffer-Sauce auf. Zu jedem Gang wurden auch Fische gegeben, darunter vornehmlich Aale, Hechte, Karpfen, Hausen. Dieselben, nächst Wildbrät die Lieblingsspeise auch der höheren Kreise im Mittelalter, wurden theils gesotten, sauer, meist aber in dem bekannten „Pfeffer“, Stockfisch aber mit Oel und Rosinen gegeben. Ferner war bei jedem Gang das Federwild (Wildenten, Reb- und Hasel-Hühner, Reiher), sowie zahmes Geflügel (Gänse, Hühner, Kapaunen) vertreten; ersteres gebraten, letzteres theilweise einfach gesotten, mit Rosinen gefüllt und in Mandelmilch gegeben, theilweise gebraten mit einem pikanten Gemengsel aus gesottenem Schweinefleisch, Rosinen, Ingwer, Pfeffer, Wein oder Essig, Zucker oder Honig; alles nochmals miteinander gesotten.*

Andere beliebte Traktamente, welchen wacker zugesprochen wurde, waren Spanferkel mit „Füllen“ aus anderem Fleisch, Mandeln und Küchenkräutern (Petersilie, Salbei, Zwiebeln und Knoblauch), sowie „speerlange“ und dicke Würste, welche unter allgemeinem Jubel aufgetragen worden. Von anderem Fleischwerk waren Schweins-, Kälber- und Ochsenbraten, wie auch geräucherte, rohe Schinken in Hülle und Fülle vorhanden. Bei jedem Gang wurden auch „Mus“ (Brei) von Aepfeln, Birnen, Quitten, Mandeln, Reis und Milch in noch dampfenden Pfannen aufgetragen. Endlich fehlten auch mancherhand Mehlspeisen nicht. Bei dem Nachtisch, welcher zu jedem Gang gegeben wurde, befanden sich auch köstliche mit eingemachten süßen Früchten gefüllte

* Das oben angeführte Kochbuch nennt dieses Gericht „Hühner von den Griechen“.

Krapfen, in dreieckige Schildchen geformte „Fladen“ (Pastetchen), darin allerlei Fleischwerk, Eier und Käse, ferner mancherlei Früchte als Aepfel, Birnen, Feigen, Nüsse, Mandeln, Kastanien, auch Marcipan mit „seltsamen Wappen aus Mandeln und Zucker.“

Nach jedem Gang griff man, um für den folgenden die Eßlust zu reizen, zu den aufgestellten Gewürzen, Ingwer u. dergl. Darum fehlte es nun auch nie an Durst, so oft die Knappen aus gewaltigen Krügen und Kannen die großen kopf- oder schalenförmigen silbernen Becher der Fürsten, Grafen und Ritter mit köstlichen Weinen vom Breisgau, Rheine, „Cleven“ (Clavenna, Chiavenna) und Osterland (Oesterreich und Steiermark) füllten. An des Königs und der Kurfürsten Tischen aber kredenzten die vornehmen Schenken in goldenen Schalen zwei besonders köstliche Weine, welche das Kloster Fulda und die Stadt Worms zum Krönungsmahl gespendet hatten. Ersterer war in den klösterlichen Weingärten am Johannisberg, letzterer bei der Liebfrauenkirche und im Kapuzinergarten bei Worms gewachsen. Für die Königin, deren Töchter, Frauen und Edelfräulein aber waren mit Gewürzen, Honig oder Syrup versetzte Weine (Lutertrank und Sinopel), auch aus Maulbeeren bereiteter Moraß aufgestellt, welche sie schließlich zu ihrem feinen Nachtisch tranken, nachdem der Erzbischof von Trier das Gratias gesprochen.

Zur Ergötzung und Labung des Volks war wenigstens bei späteren Krönungsmahlen auf dem Platze vor der Kaiserpfalz eine „köstliche“ Säule aufgerichtet. Darauf standen zwei Leuen, der eine schwarz, der andere vergoldet; darüber schwebte ein Adler mit ausgespannten Flügeln „all dies zu einer Bedeutnuß des heilig' Reichs“. Und aus jedem Leuen gieng ein Rohr, daraus lief Wein, den jedermann trinken durfte. Zunächst dabei war ein großer Spieß aufgestellt, an dem stack ein ganzer Ochse; der wurde gebraten, hatte aber noch seine Hörner und Klauen.* Als die hohe Gesellschaft „zum Essen gangen war“, da kam des römischen Königs Koch und schnitt ein Stück von dem Ochsen. Dies trug darauf des Reiches Truchseße in einer silbernen Schüssel auf die königliche Tafel und darnach wurde der Ochse dem Volk preisgegeben.

Wenn, wie wir gesehen, bei König Rudolfs Krönungsmahle für Gaumen und Magen trefflich und überreich gesorgt war, so fehlte es auch nicht an sonstiger Würze. Durch Musik, zwischen hinein auch durch mancherlei Spiele und Vorstellungen, suchte man der Wirkung des Bechers

* Beschreibungen von Krönungs-Mahlen in Frankfurt am Main lassen diesen Ochsen noch mit Milchschweinen, Rehen, Geflügel, Bratwürsten u. s. w. gefüllt sein. Auch wurde dieser Ochse zwei Tage vor der Krönung mit vergoldeten Hörnern, Blumenkränzen und einer kostbaren Decke geschmückt von der Metzgerzunft unter Musikbegleitung in den Hauptstraßen herumgeführt.

nachzuhelfen und die hohe Gesellschaft heiter und fröhlich zu stimmen. Solche Musik war allerdings keine fürstliche Hofkapelle unserer Tage. Wohl mögen auch die Musikkünstler jener Zeit mit der Fidel und Flöte ihren Zuhörern „süß“ vorkommende Töne und Melodeien vorgetragen haben, wie es nach dem Nibelungenlied der Spielmann und Ritter Volker auf der Burg Bechlaren gethan; wohl mag auch das Spiel auf der Harfe, diesem uralten Instrument der Sänger, dem Ohre geschmeichelt haben; wenn aber Pauken- und Trommelschlag, die hohen schrillen Töne der Posaunen, Trompeten und Pfeifen, das Geschelle der Zimbel mit dem Floitiren und Fideln zusammenwirkten, da mag solch' eine Musik eher ein betäubender Lärm und Spektakel gewesen sein, den, wie der steirische Ritter Ottokar (von Horneck) in seiner gereimten Chronik sagt, „ein am Haupt leidender Mann zu fliehen suchte.“

Einsmals ließ der Reichsmarschalk von Pappenheim den Spielleuten Stille gebieten, denn an den Tischen der Bischöfe von Speier, Lüttich und Paderborn traf man Anstalten zu lebenden Bildern, welche die Geburt des Heilandes und die Ankunft der drei Könige vorstellen sollten.[24] Die Krönungsmesse mag auf diesen Gedanken geführt haben, und für den Tisch geistlicher Herren paßte solch' Spiel ja ganz vortrefflich. Die Kapellane und einige Personen vom höheren Gesinde der bischöflichen Hofhaltungen hatten die Sache ausgedacht, mit Zustimmung ihrer Herren in's Werk gesetzt und auch die Rollen dabei übernommen. Da wurde die heilige Maria mit dem Jesuskindlein vorgestellt, beide aber in gar kostbare Tücher und Gewänder gehüllt. Auch Josef stand dabei. Darauf erschienen die heiligen drei Könige mit goldenen und silbernen Kronen und brachten der heiligen Maria und ihrem Kinde mancherhand Gaben. Und auch der Stern, der ihnen den Weg gewiesen, war nicht vergessen. An einem feinen Draht von Eisen war der so sinnreich angebracht, daß er vor ihnen her zu ziehen schien. Auch glänzte er herrlich, denn er war von lauterem Golde. Schließlich fehlte selbst der grausame König Herodes mit den Schergen nicht, welche er den heiligen drei Königen nachgesandt und darauf durch dieselben alle „Kindli“ hatte tödten lassen. Und schließlich war alles mit großer „Gezierde und Demütikeit“ vollführet.

Nicht von Demuth aber zeugt, was darauf im Kreise der Herren Erzbischöfe von Mainz und Köln während des Krönungsmahles geschehen. Die fiengen nämlich an, die „Fröhlichkeit“ der höchsten und hohen Tischgesellschaft dadurch zu stören, daß sie sich wie die Jünger des Herrn darum stritten, wer der „größeste“ von ihnen beiden sei und als solcher die Ehre habe, zur Rechten des Königs zu sitzen. Dem Erzbischof von Köln als dem, der die Krönung vollzogen, war, wie

wir jetzt zu sagen pflegen, vom Ober-Ceremonienmeister in der Tischordnung der Platz zur Rechten, dem von Mainz dagegen der zur Linken des Königs angewiesen worden.* Der Mainzer beanspruchte aber als Reichskanzler den Rang **vor** seinem Collegen auf dem Kölner Stuhl. Da vermittelten, „damit des Festes Fröhlichkeit nicht weiter geirret werden sollte," der König selbst und die Fürsten zwischen den beiden sich zankenden hohen geistlichen Herren. Und schließlich gab der Erzbischof von Mainz auf dringende Bitte des Königs und der Kurfürsten und aus Achtung vor der Majestät den Streit auf, jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der König ihn dagegen sicher stelle, daß aus diesem „Uebersehen" künftig weder für ihn noch seine Kirche irgend ein Nachtheil entstehen werde.**

Auf diesen unliebsamen Zwischenfall hin kam es dem Könige Rudolf, welcher ohnedies der „Meister Singen, Gigen und Sagen" (Erzählen) gerne hörte,[25] daher ganz erwünscht, als der Reichsmarschalk meldete, ein **fahrender Sänger** bitte um Einlaß und gnädig Gehör. Es war „Meister" **Rumslant**.[26] Wohl war der ein Sachse, darum aber doch in Schwaben und besonders Baiern auch zu Hause. Der Pfalzgraf Ludwig bei Rhein war sein hoher Gönner, weßhalb er seine Ankunft zunächst diesem hatte melden lassen. Und der legte auch bei dem Könige ein gutes Wort zu Gunsten des Sängers ein. Daher hieß man ihn bald eintreten. Er hatte sich so gut ihm möglich zum hohen Feste geschmückt und sein bestes Gewand angelegt. Ein Blumenkranz umschloß seine sparsamen Locken, in die schon etwas Schnee gefallen war, denn er stand nicht mehr in des Lebens Maien. Ein weites, faltenreiches Obergewand von rothem Baragan mit zurückgeschlagener Kapuze fiel ihm bis auf die schwarzen Lederschuhe hinab. Die herabhängenden Halbärmel ließen wenigstens die langen, mit Reihen von silbernen Knöpfchen besetzten anliegenden Aermel seines Unterkleides aus grünem Fritschal sehen. Beide Gewänder hatte er vor nicht langer Zeit bei einem Besuche am Hofe des Herzogs Ludwig von Baiern erhalten. In der linken Hand hatte er seine barettartige veilchenblaue Kopfbedeckung, in der rechten eine Pergamentrolle. Mit ihm trat ein fahrender Spielmann, der sich auf der Fahrt zur Krönung ihm angeschlossen hatte, mit einer Fidel in der Hand ein. Viel solcher Gesellen, die Gut für Ehre nahmen, waren auf diese Zeit nach Aachen gezogen.

* Auch die goldene Bulle (von 1356) bestimmte den Tisch des Mainzers zur Linken des Königs, den des Kölners — unter dem Tisch des Königs von Böhmen, der 1273 wie noch oft fehlte — zur Rechten der Majestät. Siehe auch Abschn. 8 dieses Bandes.

** Auf dem glänzenden Hoftage in Nürnberg, welchen König Albrecht I. November 1298 abhielt, wiederholte sich indeß dieser Streit. Ottokars von Horneck Reimchronik Kap. 687—690.

Bald trat auf des Sängers Erscheinen im Saale Stille ein. Die rauschende Festmusik war verstummt und das Anklingeln der Becher hatte aufgehört. Mit dem Spielmann vor den Tisch des Königs und der Königin geführt, verneigte sich Rumslant ehrerbietigst. Und bald hub er unter Begleitung des Fidelers mit lauter Stimme also zu singen an:

„Nû seht daz (was) wunder Got vermak:
sper unde krone uf drivels was vil manigen tak
behalten e sich ie man sîn vermaeze (den Muth hatte, sie zu nehmen).
Nach kaiser Vriderichés zit
waren künige vünve, der nie keiner sit (seit)
ze Ache wenik küniges stuol besaeze.
Swie vil sie truogen arebeit
mit kost (Aufwand), mit koufe unde ouch mit gabe,
daz riche was in (ihnen) unbereit:
nû hâb' ez im (in) von havekesburk der grâve,
der milte Ruodolf unverzaget;
in also grozen eren wart nie künik betaget (erschienen).
kum heil dem Gotes uz erwelten Swâbe."

Letzteres sang er besonders laut, darauf rief er mit gewaltiger Stimme in den Saal hinein:

„Ich singe und sage von einem Ritter zart (fein),
Der in dem Miste begraben ward!" 27

Und er leitete die Erzählung seiner Mär' ein, indem er unter Begleitung des Fidelers also sang:

Ich will den Herren rathen das,
Daß sie nicht sîn (sein) an Tugenden laß
Und ihr' Treue halten wohl
Wie sich's gebührt; kein Ritter soll
　„Bei meiner Treue" sprechen,
　Und doch sein Wort dann brechen.
　Treue, das ist ein neues Kleid,
Welcher Ritter sie recht an sich treit (trägt),
Der kann nicht besser kleiden sich,
Seht, fürwahr, das dünket mich,
Auch hört ich einen Ritter jehen (sagen),
Wie einem Herren sei geschehen,
Der seine Treue (sein gegeben Wort) nie brach;
Wohl ihm, daß das ie geschach!
Ihr Ritter, gedenket daran,
Daß mit Treue wohl mag ein Mann

Preis und Ehre erwerben;
Wann die Getreuen sterben,
Darnach über hundert Jahr
Sagt man von ihnen Gutes, das ist wahr.

Darauf hub er seine Mär' also zu erzählen an: In deutschen Landen, auf dem Schlosse Muntaburg, saß Graf Willekin, ein Ritter auserkoren. Nicht besseren bei Turnei und Streiten gab es. Nach Ritterschaft stund all' sein Sinn, bis er die Hälfte von seines Vaters Gut durchgebracht hatte. Da gab dieser seinem Sohne nichts mehr, was dem manches Leid schuf. So lag er fünf Jahre lang traurigen Muthes, fast von aller Welt vergessen, daheim auf seines Vaters Burg.

Nun war eine Jungfrau, schön, wohlgezogen und so reich an Gut, daß sie keinen Mann finden konnte, der ihr hierin gleichkam, und doch wollte sie nicht unverehelicht bleiben. Darum sandte sie nach ihren Räthen und Mannen und sprach: „ihr Herren, rathet mir, wie ich es angehen soll, daß ich einen Mann gewinne, der als Herr euch allen gefalle." Die gaben ihr alsbald den wunderlichen Rath:

„Lasset einen Turnei verkünden,
Und saget es euern Fründen;
Dünkt es dann eur' Freundschaft gut,
So nehmet den, der das beste thut."

Darauf sprach die schöne Maid:

„Ihr rathet mir recht,
Der sei Ritter oder Knecht,
Ist er ohne ehlich' Weib,
So soll er minnen meinen Leib."

Darauf wurden viele Briefe ausgesandt. Und sie selbst, die Jungfrau, gab mit ihrer weißen Hand solche den Knappen und verhieß ihnen reichen Goldeslohn, wenn sie ihre Botschaft gut ausrichten, und Gott sie gesund erhalte. Und eifrig trugen die Knappen die Brief' in alle Lande und riefen laut alle Ritter zum Turnei ihrer Herrin. So kam auch deren einer eines Tages zu dem Schlosse Muntaburg. Der halbverschollene tapfere Ritter hatte in seiner Langenweile seine Burg verlassen und sich nahe der Straße in's Gras gelegt. Da sah er einen Knappen, der von ferne die stattliche Feste erblickt hatte, eilends des Weges daher kommen. Den lässest du nicht unangeredet vorbeiziehen, vielleicht erfährst du von ihm, was dich aus deiner traurigen Lage erlösen kann, dachte er bei sich selbst. Und als der Knappe ihm nahe genug gekommen, frug er ihn, was für Mär' bringst du aus dem Lande? Da

sah ihn der Bote an und sprach, weil er in ihm einen ritterlichen Mann erkannte, also:

„Meine Frau ist eine schöne Maid,
Das sei euch fürwahr geseit,
Sie hat auch gutes so viel,
Daß sie keinen Mann will,
Er sei denn im Turnei auserwählt,
Und im Streite gar ein Held!"

Da seufzte der unglückliche Ritter und sprach bei sich selbst: o weh mir! daß mich Gott zu also herrlicher Ritterschaft ruft, mich, der ich daheim bleiben soll. Der Knappe aber machte sich alsbald nach der Burg, die er vor sich gesehen, auf und der Herr geleitete ihn dahin. Als sie mit einander in die Nähe des Thores kamen, sah der Ritter seinen Vater davor stehen und sagte zu dem Knappen, er solle dem Alten die Mär' verkünden und den Brief seiner Herrin geben. Das versprach der Bote auch, gieng stracks auf des Ritters Vater zu. Der nahm ihn gut auf, hieß ihn mit sich in die Burg gehen und ihm Brot, Wein und gute Speise geben. Als der Knappe gegessen und getrunken, griff er in sein Brieffaß, nahm die Schrift heraus und sprach: „Wer lesen kann, der nehme den Brief und sehe, wann der Turnei sein soll, den meine Frau halten will, und auf dem ergehen soll, wie in dem Brief steht." Da nahm der Schreiber des alten Grafen den Brief, in dem auch der Name der Frau stand, welche den Turnei ansagen ließ, und sprach nach dem Inhalt der Schrift zu seinem Herrn also:

„Die Frau ist schön und wohlgemuth (fröhlich),
Sie hat auch also großes Gut,
Ich weiß keinen, der ihr gleich,
Ja, der nur ein Zehntel wär' also reich.
Herre, ich weiß nicht, wie es euch behage:
Nach Pfingsten über vierzehn Tage
Kommt manig Ritter gut,
Um der Frauen willen wohlgemuth,
Die Frau ist jung und dabei weis,
Welch' Ritter erhält da den Preis,
Dem will sie sein immer hold,
Sie gibt ihm also großen Sold,
Daß er ihr immer danken soll,
Welch' Ritter ihr gefället wohl."

Nachdem der Schreiber den Inhalt des Briefes seinem alten Grafen mitgetheilt hatte, gieng der Knappe von dannen.

Ein Tag gieng nun um den andern hin; immer näher kam der

zum Turnei angesagte Termin. Aber dem unglücklichen Ritter leuchtete keine Hoffnung, an demselben Theil nehmen zu können. Er besaß weder die hiezu nöthige Baarschaft, weder Rüstung noch Pferd. Nun war unter dem Gesinde seines Vaters ein Knecht, der bei diesem viel galt. Den bat der junge Graf, er möchte seinem Vater zusprechen, daß er ihn zum Turnei ausrüste. Und der gute Knecht that also; auch gelang es ihm, den alten Herrn für seinen Sohn und die Ausreise günstig zu stimmen.

„Ich will ihm geben siebenzig Mark,
Er sei damit milde (freigebig) oder karg;
Ich hab' ihm nie mehr zu geben;
Ich denke noch selber zu leben —
Darzu euch beiden gute Pferd,
Darzu auch Mäntel und Schwert,
So will ich euch lassen
Reiten eure Straßen."

So sprach der alte Graf zu dem Knechte. Als dem Ritter solch' frohe Kunde geworden, schickte er sich alsbald zur Fahrt. Die Sättel wurden auf die Pferde gelegt, der Ritter gürtete sein Schwert um, nahm Abschied von Vater und Mutter, sprang flugs auf das Pferd und ritt mit dem Knecht fürbaß. Weinend sah ihm von der Zinne des Thorthurms seine alte Mutter nach, denn der Sohn war ihr lieb wie ihr eigen' Leib. Darum eilte sie bald zu einer Kisten, nahm daraus zehn Pfund guter Venezianer Münze und sandte ihm solches als Mutterpfennig nach.

Erst nach einem Ritt von sechs Wochen kam der Ritter, wie sehr er sich sputete, zu der Burg und Stadt, wo die schöne Frau saß. Da hieß er seinen Knecht in dieselbe ihm vorausreiten, um darin Herberge zu suchen, was ihm, wie er meinte, wohl gelingen werde. Er müsse aber, schärfte er seinem Knecht ein, darauf achten, daß sie bei einem Reichen, der ihnen borgen könne, in die Herberge kommen, denn die siebenzig Mark, welche er besitze, seien nur eine Kleinigkeit; er wolle aber herrlich und in Freuden, seinem Stande gemäß, leben, es möge ihm dann hernach gut oder übel gehen. Der Knecht ritt seinem Herrn voraus in die Stadt; aber lange waren alle seine Bemühungen, für denselben eine Herberge der Art ausfindig zu machen, vergeblich. Da rief er in seiner Bedrängniß die heilige Gertrud * an: „Eia, Frau Sanct Gertrud," betete er, „wie soll ich armer Knecht es machen? Sende du mir einen Wirth, wo mein Herr mit Ehren untergebracht sei." Und siehe da, ihm ward bald geholfen. Die Heilige führte ihn eine

* Die Beschützerin der Reisenden. Vergl. Grimms Mythologie 53—55.

Straße, da sah er vor dem Thor eines großen bis zum Giebel aus Stein aufgeführten Hauses drei Männer stehen, die er alsbald für reiche Kaufherren hielt. Und er hatte sich nicht getäuscht. Stracks ritt er auf sie zu, trug ihnen seines Herren Begehr vor und klagte ihnen seine Noth. Darauf sprach der eine zu dem Knecht: „Glaube mir, deiner Noth achte ich wenig, kein Ritter wird je mehr mein Gast, mancher derer ist für Ehre blind. Einsmal lag ein Ritter bei mir in Herberge und ist, nachdem er mir siebenzig Mark schuldig geworden, in meinem Hause gestorben. Seine Freunde sind so karg, daß ihn keiner lösen will, und doch haben sie des Gutes viel. Voll Zorn hierüber und zur Schmach für seine Standesgenossen habe ich seine Leiche in eine feste Kufe stecken und diese in meinem Pferdestall in den Mist graben lassen. Da muß der todte Ritter liegen bleiben, bis ich mein Geld habe. Ich bin, glaube mir, ein ‚Münzaere‘ (jetzt Bankier), ein Ritter vom Gelde und der reichste in der Stadt.“ Darauf bat der Knecht flehentlich, der reiche Kaufmann möchte doch seinen Herrn aufnehmen, er werde als ein Mann von Ehre ihm gewiß lohnen. „Deine Bitte,“ sagte der Bürger, „ist vergeblich; ich hab' es verschworen: wer in mein Haus will, der muß mir für den todten Ritter siebenzig Mark geben. Thut er solches und ich bleibe gesund, so soll's ihm an nichts mangeln, ich borge ihm dreitausend Mark und mehr.“ Solch' große „Stallmiethe“ getraute sich der Knecht nicht zu bieten. Alles verloren gebend, rannte er zur Stadt hinaus, wo sein Herr in einem Zelte lag: „Herr,“ sagte er zu ihm, „ich bereue, mit Euch hergeritten zu sein, ihr bekommet keine Herberge, es sei denn, ihr wollet einen todten Ritter lösen.“ „Das ist eine böse Geschichte und große Noth,“ antwortete darauf der Herr, „hast du nicht vernommen, wie es mit dem Ritter also ergangen und mit wie viel er auszulösen ist?“ „Kein Heller weniger als siebenzig Mark sollt Ihr geben,“ erwiederte der Knecht. „Bring' dem Kaufmann die,“ befahl der Herr, „und sage ihm, er soll mir eine ritterliche Massenie (ein Gefolge) von vier Rotten je zu zwölf Mann bestellen, so gut er sie nur bekommen kann, die mit mir zum Turnei reite und bei mir sei. Auch guten Wein und Speise soll er für mich kaufen, so viel ich davon brauche.“ Stracks und mit großer Freude ritt der gute Knecht mit dem Silber in die Stadt zu dem Kaufmann. „Mein Herr,“ sprach er zu dem, „will den Todten lösen um jeden Preis. Er thut es um der Ritterehre willen, müßte sich, meint er, ja sein Lebtag schämen, einen Ritter im Miste begraben zu wissen.“

Alsbald ließ der Kaufmann das Silber abwägen und unterdessen den Knecht speisen. Sein Zorn legte sich vollkommen und er erfüllte alle Wünsche des Herrn. Die Rotten wurden gedungen und holten den

fremden Turnier-Helden in die Stadt. Schön und reich stattete dieser sie mit Sätteln, Schilden und guten Kleidern aus. ‚Und wenig Herren,' betonte der fahrende Sänger besonders, ‚gibt es jetzt, welche also nach Ehren streben und so viel geben.' Unverweilt trug man den todten Ritter herfür, legte ihn in einen neuen Sarg, bewachte ihn Nachts und der fremde Herr ließ der Leiche pflegen, wie wenn sie die seines Vaters gewesen wäre. Morgens trug man sie unter Zusammenläuten aller Glocken in die Kirche und mit einer großen Schar geleitete sie der Herr dahin. Reichlich ließ der auch Pfennige austheilen an Arme und Reiche, damit für den Todten geopfert würde. Hievon erscholl sein Lob in der ganzen Stadt und jeder wollte den milden, guten Herrn sehen und sprechen. Es kam auch viel des fahrenden Volkes in dessen Herberge. Jedem ließ er nach Stand und Kunst Silber und Gewand geben. Dadurch erwarb er sich ihre Gunst und froh schieden sie von ihm. So lag er mit großem Gepränge in der Stadt. Wo er einen guten Ritter sah, den lud er zu sich und machte ihm herrliche Tage. Alles wünschte ihm Heil und auch der Todte vergaß seiner nicht; er erschien ihm darnach als ein Bote des Glückes.

Inzwischen rückte der für den Turnei angesagte Tag heran; aber noch zwei Tage vorher besaß der freigebige Herr kein Roß, welches ihm hiezu vollkommen behagte. Das machte ihn zaghaft. Zwar war sein Wirth bereit, ihm um jeden Preis ein gutes Roß zu kaufen. „Das Silber liegt bereit, mir darf niemand borgen," sagte der geldstolze Kaufherr. Es wurden auch Kaufsversuche gemacht, Rosse von Rittern und Knechten vorgeführt, aber keines war dem Turnierhelden recht. Da vertröstete ihn sein Wirth, er werde schon noch ein ihm taugliches finden. Nun geschah es, daß, als der fremde Graf am Tage vor dem Turnei in einer Fensternische seiner Herberge saß, ein Ritter in fleischfarbenem Gewand auf einem schönen Rosse die Straße hergeritten kam und alsbald von ihm erschaut wurde. Der Ritter war ziemlich alt, sein Roß aber wohl gestaltet. Er sprengte nahe zum Fenster unseres Herren heran, welcher ihm zugerufen, er möchte auch sein Roß beschauen lassen. Von Herzen gern that der's und das Roß wurde von dem Grafen und seinem ritterlichen Gefolge über die Maßen bewundert. Darum frug derselbe den fremden Ritter, um welchen Preis er solches verkaufe. Das Roß ist um kein Silber feil, ich wüßte nicht, was ich damit anfangen sollte. Ihr bekommt es nur dann, wenn ich die Hälfte von dem erhalte, was ihr mit demselben im Turnei erjaget. Hierauf wollte der Graf nicht eingehen, der Ritter seinerseits beharrte aber darauf, er gebe es nicht um Silber, auch nicht um Edelsteine ab, die der reiche Kaufherr anbot. Darauf bat der Graf, der Besitzer des Rosses möchte

ihm erlauben, es zu besteigen und mit ihm auf das Feld zu reiten, um zu probiren, ob es zum Turnei gut sei. Das geschah auch und das Roß wurde ganz ausgezeichnet befunden. Darum hub der Handel von Neuem an. Der Besitzer desselben aber beharrte bei seiner Forderung und sprach: „ihr glaubet, ich sei nicht recht bei Verstand, es bleibt dabei, ihr bekommet das Roß nicht, es sei denn, ihr gelobet mir in die Hand, daß, wenn ihr im Turnei morgen die Frau und das Land gewinnet, ihr mir davon die Hälfte gebet." Darauf sagte der Graf, der nur an das Gut, nicht aber an die Frau dachte: „Das gelob' ich dir, bescheert mir Gott morgen ein Heil, so bekommst du deinen Theil." Und das Roß fiel dem Grafen zu.

Des andern Morgens in der Früh, als dieser auf einer mit weichen seidenen Polstern bedeckten Bank saß, kam der Kämmerer und ein Knoppe, brachten ihm Rüstung und Waffen, und legten ihm solche an. Darunter war ein Waffenrock von blutrother Seide. Den hatte die reiche Frau hergesandt, welche den Turnei ausgeschrieben. Des Grafen Lob und Rühmen war auch zu ihr gedrungen und hatte ihm bereits deren Gunst erworben. Sie sandte ihm den Waffenrock, um ihn im Kampfe zu erkennen und zu sehen, ob ihm kein Unfall zustoßen würde. Denn sie gedachte sich mit ihren Frauen auf die Zinne eines Thurmes zu stellen, von dem aus der Kampfplatz übersehen werden konnte. Mit schönem Sattel, Zaum und Fürbüge wurde sein Roß ausgerüstet und eine kostbare Decke von Baldekin, mit Edelsteinen geziert, darauf gelegt. Als so alles bereitet war, auch sein Gefolge sich gerüstet hatte, ritt er unter den Segenswünschen von Mann und Weib auf das Feld hinaus. Von Pfeifern und Fidelern, welche seiner Massenie vorausritten, hub sich großer Schall. Als er unter allgemeinem Beifallsruf auf dem Kampfplatz angekommen war, meldete man ihn der hohen Frau. Die betete bei sich: „Herre Gott, nun hilf mir, daß der junge Graf von Muntaburg den Preis erringe."

Alsobald, als der Erste, fährt der mit einem armsdicken langen Speer in den Ring, einen Gegner zum Tjostiren herauszufordern. Ein solcher stellt sich auch in Kurzem. Wie die ritterlich gebaren und hurtiglich zusammenrennen. Hurta, wie sie stechen! Die Speere sie beide brechen, aber der Graf wirft seinen Gegner vom Rosse. Gegen ihn kann kein Ritter im Tjost aufkommen; alle setzt er auf's Gras. Mit Entzücken sah solches die Frau. Nachdem viele Lanzen verstochen waren, stieg man von den Rossen und griff zu den Schwertern. Da führte der junge Graf von Muntaburg so wuchtige Hiebe auf die Helme und Schilde seiner Gegner, daß ihm jedermann auch im Schwertkampf den Preis zuerkennen mußte.

Nachdem der Turnei zu Ende war, ritt unser Held in seine Herberge, legte seinen „Harnasch“ ab, zog schön' Gewand an und pflegte hocherfreut über sein Glück der Ruhe; die hohe Frau aber wollte den Helden sehen und ließ ihn zu sich entbieten. Im reichgeschmückten Saale ihres Palas erwartete sie ihn im Kreise vieler schönen Frauen. Und als er mit großem ritterlichem Gefolge unter Pauken- und Trompeten-Schall in ihre Burg eingezogen, vor der Freitreppe des Saales vom Rosse gesprungen und die Stufen hinangestiegen war, da kam sie ihm mit ihren Frauen entgegen, empfieng ihn huldvollst, nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu einer mit kostbaren Polstern bedeckten Bank, der genüber sie selber Platz nahm. Darauf sprach sie gar minniglich also zu dem Helden: „Herre, höret:

ich will euch haben zu einem Mann,
niemand uns nun scheiden kann,
all' die weil wir leben,
Leib und Gut will ich euch geben.“

Darauf erhub sich der Held, neigte sich mit Züchten vor ihr und erwiederte:

„Wohl mir! Ihr seid so minniglich gestalt',
Gott helfe uns, daß wir werden alt,
Und Gottes Huld erwerben,
Eh' denn wir sterben!“

Darauf gieng's zum Hochzeitsmahl, welches die hohe Frau hatte zurüsten lassen. Und alle Ritter, welche an dem Turnei Theil genommen hatten, wurden dazu geladen. Da gab's der guten Speisen und der köstlichen Weine die Menge, und großer Schall hub sich im Saale. „Wünneselig“ saß das hohe Paar am Ehrentische im Kreise von vielen schönen Frauen und tapferen Rittern in prächtigen Gewändern. Vor allen aber strahlte das neue Paar. Die Braut, ein herrlich' Frauenbild, lilienweiß und rosenroth die Wangen, der Bräutigam, eine erzgegossene Mannesgestalt. Und manch' süßes Küssen ward ihm von ihrem rothen Munde. Die Gäste aber vergnügten sich bei mancherlei Spiel und Tanz, und fleißig klangen die Becher. Selbst noch den Tag nach der Hochzeit blieb die hohe Gesellschaft beisammen und trieb mancherlei Kurzweil an dem langen Sommertage. Da ward zu Ehren der Braut von zieren Rittern manch' schöner Buhurd (Rennen in Scharen) geritten.

Als am Abend des zweiten Tages das junge Ehepaar seine Kemenate aufgesucht hatte und der Gemahl eben an der Thüre den Riegel vorschieben wollte, sah er den Ritter da stehen, welcher ihm unter

gemelter Bedingnuß sein gutes Roß abgetreten hatte. „Herre," sprach er zu dem Grafen, „euch ist wohl bekannt, daß ihr mit mir theilen sollt, was ihr im Turnei gewonnen." Darauf entgegnete der andere: „wartet bis morgen, so werde ich euch die Hälfte des Guts geben." „Das genügt mir nicht, die Frau ist auch halb mein," war des Ritters Antwort. „Erlaßt mir das um Gotteswillen, da triebe der Teufel mit mir seinen Spott, und was frommte mir das Leben, wenn ich die Frau hergeben müßte? Lieber wollte ich sterben," erwiederte darauf der Graf. Der Ritter aber sprach: „ich lasse euch die Wahl: entweder gebt ihr mir die Frau oder ihr brechet euer Wort; wählet nun so, daß es euch darnach nicht gereue." Das schuf dem jungen glückseligen Ehemann große Pein. Er jammerte sehr und sprach: „wäre ich lieber gestorben, eh' ich die Frau erworben. Ich wollt', ich hätte das Roß nie erschaut!" Und ein Thränenstrom floß ihm aus den Augen. All' Gut der Frau bot er dem Ritter an, nur solle er ihm die lassen. Der aber sprach: „und wären alle Steine von der Frauen Land Gold, die nähme ich nicht für meinen Antheil an derselben. Wollt ihr aber nicht aus ihrer Kammer gehen und eure Treue brechen, wohlan, so lasse ich euch beides, die Frau und das Land." „O weh, Herre Gott!" sprach darauf der Graf unter Seufzen; „daß ich das Roß überkommen, das ist des Teufels Werk. Ihr wollt mich um meine Treue bringen, das soll euch nicht gelingen, ich breche sie all' mein Leben nicht." Er verzichtete auf die Frau und gieng zur Kammer hinaus. Der Ritter trat ein, that die Thüre halb zu und der Graf gieng weinend von dannen. Darauf gieng ihm jener nach und sprach: „Herre, ich habe euch nur auf die Probe gestellt, Gott ist euch gnädig. Ich habe von euch größeren Gewinn als ihr durch mich; ihr ließet mich aus dem Miste ziehen, habt mich aus großer Noth erlöst, deß bin ich freudenvoll; bin aber nur eines armen Fleisches Schein. Wohl steh' ich vor euch als ein Mann, aber greifet her, was ich bin." Da griff der Graf mit seiner Hand nach ihm, es war aber, als gieng's durch den Schein an der Wand. Darauf hub er an, laut aufzulachen: „solch' Wunder kann nur Gott machen, wozu diente euch aber Gut und Weib?" Darauf sprach der Geist:

„Ich han keinen Leib,
Der Gottes Gnaden bin ich voll,
Durch euch ist mir ergangen wohl
Und von euren Treuen.
Es darf niemand reuen,
Wer bei Treu' und Milde bleibt bestehn,
Dem muß zuletzt es wohl ergehn.
Herre, nun muß ich aber fahren,

Gott mög' euch beide wohl bewahren.
Ich will immer beten für euer Heil
Und gern verzichten auf mein Theil."

Und hin fuhr der Ritter als ein schöner Engel in den Himmel. Der Graf aber gieng wieder zu seinem Gemahl in die Kammer und war froher denn je.

Also nahm's ein Ende. Dem Wirth aber, welcher den Grafen in die Herberge genommen und so freigebig ausgestattet hatte, ersetzte er alles mehr als doppelt und machte ihn noch reicher denn zuvor.

Nachdem der Fahrende also seine Mär' zu Ende gebracht, hub der Spielmann süße Töne zu fideln an, und der Sänger sang also:

„Ihr Ritter, halt' die Treue werth,
Send' euch Gott gleich hie kein Pferd,
Er gibt euch dort zum Lohne,
Des Himmelreiches Krone,
Die mög' uns allen,
Zuletzt auch noch zufallen.
Deß' helfe uns der reiche Gott,
Der für uns alle litt den Tod."

Wohl enthielt der Vortrag des fahrenden Sängers eine ernste Mahnung an die hohe ritterliche Gesellschaft, unter allen Umständen Treue zu halten, selbst wenn man ihr Land und Leute, ja das Theuerste hienieden zum Opfer bringen müßte; wohl klang er wie eine Lektion, eine Sittenpredigt für manchen seiner Zuhörer, denn freventlich wurden — wie dem Adelstande angehörige Zeitgenossen selbst klagen — vornehmlich in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts nicht selten Eide gebrochen, welche man in verschiedenen Verhältnissen und Stellungen des Lebens — als Ehegemahl, Ritter und Vasall — geschworen hatte. Darum erntete der Fahrende aber doch großen Beifall. Der lebensfrohe Graf, welcher seiner Turnierlust Hab und Gut geopfert, für die Ehre des Ritterstandes eingetreten; die schöne reiche Frau, welche ritterliche Kunst und Mannhaftigkeit über alles geschätzt und sich derselben als hohen Siegerpreis eingesetzt; die festlichen und lustigen Tage des Beilagers mit ihren Waffenspielen in Tjost und Buhurd; die Erscheinung des räthselhaften Ritters auf dem stattlichen Turnier-Rosse, der schließlich als der Geist des im Miste begraben gewesenen ritterlichen Herrn erschienen — all' das war ganz im Sinn und Geschmack der Zuhörer, und ließ die in die Mär' eingekleidete herbe Lehre übersehen.

Bald nachdem der Sänger geendet, nahm der Reichsschenke Walther von Limpurg, wie ihm Weisung geworden, vom königlichen Credenz-

tisch einen großen silbernen Becher und füllte ihn mit edlem Weine. Damit lief ein munterer Knappe zu dem Sänger und reichte ihn dem. Der ergriff den Becher mit beiden Händen, rief nochmals laut in den Saal: „Komm' Heil dem von Gott auserwählten Schwaben Rudolf," und leerte den Humpen binnen Kurzem mit kräftigen Zügen bis zum Grunde. Darauf wurde auch dem Fideler das gleiche Labsal gereicht.

Die Königin Gertrud aber wies ihren Kämmerer an, er solle dem fahrenden Sänger wie auch dem Spielmann gute Gewänder und einige Mark Silber geben. Und ihr Bruder, Graf Albert von der Rotenburg, ließ durch einen von seinem Hofgesinde dem Fahrenden sagen, er finde für die ganze Festzeit in seiner (des Grafen) Herberge gut Gemach, Speise und Trank, und solle, wenn ihn der Weg nach Schwaben führe, auf der Rotenburg einsprechen.[28] Darauf verließ der Sänger unter ehrerbietigem Verneigen überglücklich den Königssaal.

III.

Die Hochzeits-Feier der zwei Töchter des Königs Rudolf I. von Habsburg — Mechtild und Agnes mit den Herzogen Ludwig von Baiern und Albrecht von Sachsen.[29]

„Euch blühen sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er (der Sänger) begeistert aus,
Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus
Und glänzen die spät'sten Geschlechter!"
Schiller, Der Graf von Habsburg.

Als die Kurfürsten des deutschen Reichs nach dem Tode des Schattenkönigs Richard, nach der „kaiserlosen, schrecklichen Zeit", sich allen Ernsts nach einem neuen tüchtigen Reichsoberhaupt umsahen, wurden die Herzoge Ludwig von Baiern und Albrecht von Sachsen mitunter dadurch für den Grafen Rudolf von Habsburg gewonnen, daß er denselben seine Töchter Mechtild und Agnes zur Ehe versprochen.[30]

Von jener besonders, welche ihrer Großmutter, einer gebornen Pfalzgräfin von Tübingen, Alberts Mutter, nachbenannt worden (s. im ersten Band S. 20), rühmt der gleichzeitige Dichter und Geschichtschreiber Ottokar von Horneck (aus Steier), sie habe sich durch besondere Wohlgezogenheit und ungewöhnliche Schönheit ausgezeichnet und sei an Reinheit des Herzens klarer gewesen wie ein „Spiegelglas."

Die Vermählung der beiden Habsburgischen Töchter gieng noch während der festlichen Tage in Aachen vor sich. Am Hochzeitstage,[31] um die Zeit der Messe, Morgens gegen neun Uhr, bewegte sich ein großer festlicher Zug vom Kaiserpalast zu Aachen zum Münster, alles

zu Pferde. Solchen eröffneten Knechte, Knappen und Ritter, an welch' letztere sich ein Haufen Spielleute anschloß, welche mit ihren Posaunen, Trompeten und Pauken mehr einen höllischen Lärm als eine Musik machten. Denselben folgten die Frauen des königlichen Hofes, darauf die Königin und die beiden Bräute, diese drei auf schönen weißen Zeltern. Darnach kamen Leute von dem Gefolge des Königs und der beiden hohen Bräutigame, darauf diese drei selbst und andere weltliche und geistliche Fürsten, Grafen und Herren mit ihrem Gefolge, zuletzt wieder Knappen und Knechte. Die ganze Einwohnerschaft von Aachen war auf den Beinen und alles war des Lobes voll von der Schönheit der Bräute und deren kostbarer Gewandung. Herrlich, wahrhaft fürstlich waren sie auch geschmückt. Ein goldener, mit Perlen und Edelsteinen besetzter Stirnreif hielt ihre reichen blonden Locken fest; darauf saß ein Schappel von künstlichen Rosen; ein blendend weißer Schleier von Seide fiel zu beiden Seiten des Gesichts von dem Lockenhaupt auf Schulter und Nacken nieder. Ein langes Gewand mit eng anschließenden Aermeln und großer Schleppe aus arabischer Seide, weiß und glänzend wie der frischgefallene Schnee im Sonnenschein, von bunten, goldgewirkten seidenen Borten umsäumt, und um die Hüften durch einen mit Gold beschlagenen und Edelsteinen besetzten Gürtel festgehalten, mit einer von kostbaren Steinen funkelnden Fürspange auf der Brust umschloß den jugendlichen Leib der Bräute. Darüber lag, von den Schultern in reichem Faltenwurf herabfallend, ein Mantel aus himmelblauem Sammt mit Hermelin besetzt. Die kleinen, marmorweißen Hände deckten zierliche Handschuhe, welche aus weißer Seide gewoben und mit Perlen und kleinen Edelsteinen besetzt waren. Darüber getragen glänzten kostbare Ringe. Die Fußbekleidung bestand aus niedlichen Schuhen von rothem Corduan; kaum aber war vor dem langen Oberkleide deren schnabelartige Spitze sichtbar. Diese königliche Ausstattung der beiden Bräute war eine Verehrung ihrer hohen Bräutigame. Sie wäre über die Kräfte des Vaterhauses gegangen.

Im Münster angelangt, nahm die hohe Hochzeits-Gesellschaft im Chor Platz; die Königin mit ihren bräutlichen Töchtern und Frauen auf der einen, der König mit seinen Schwiegersöhnen und seinem Gefolge, darunter unser Graf Albert, Heinrich von Fürstenberg und der Burggraf Friedrich von Nürnberg, des Königs Vetter, auf der andern Seite. Die Sitze der Bräute und ihrer Mutter waren mit kostbaren weichen Polstern versehen worden.

Bald hub der Erzbischof von Köln an, die Messe zu singen. Bevor er aber solche zu Ende gebracht, trat er, um den Ehebund der zwei fürstlichen Paare zu festigen, vor den Altar — ihm gegenüber stellten

sich dieselben auf — und las manch' eindringliche Mahnung und heilsame Lehre für Eheleute aus dem Psalter für. Darauf richtete er an die Brautpaare ernste Fragen, welche die Bräutigame mit lauter fester Stimme, die Bräute aber mit leiser zitternder Stimme beantworteten. Wohl ist es möglich, daß in dieser feierlichen Stunde vor die Seele der jungen Mechtilde das Schauerbild trat, welches ihr vergegenwärtigte, wie der ihr nun angetraute Herzog Ludwig in einem Anfall von rasender Eifersucht seine erste tugendhafte Gemahlin Maria, Herzogin von Brabant, in vollkommen unbegründetem Verdacht der Untreue vor seinen Augen hat enthaupten lassen (s. oben S. 163). Wir wissen auch nicht, ob sie sich an der Seite ihres Ludwig mit dem Greisenhaupt glücklich gefühlt, ob sie nicht einzig dem Willen ihres Vaters nachgekommen und sich der Politik zum Opfer hingegeben hat. Aber das ist gewiß, daß sie ihrem Gemahl schon im Oktober des nächsten Jahres einen Sohn, welcher in der Taufe den Namen Rudolf erhielt und der Stammvater von Pfalzbaiern geworden, und darauf einen zweiten, Ludwig, geschenkt, welcher später den deutschen Kaiserthron bestiegen hat und der Stammvater des heutigen baierischen Königshauses ist. So rollt denn in dessen Adern auch hohenbergisches Blut.

Nach Beantwortung der an die beiden Paare gerichteten Fragen knieten diese auf prächtigen Teppichen nieder, der Erzbischof breitete, die Augen gen Himmel gerichtet, die Hände über sie, ertheilte ihnen den Segen und vollführte darauf die Messe. Nach dieser ritt die ganze hohe Gesellschaft, Frauen und Herren, mit großer Hoffahrt wieder zum Kaiserpalast, in dessen weitem Saale das Hochzeitsmahl eingenommen wurde.

Graf Albert von der Rotenburg tritt dabei als Minnesänger auf.

Unser Graf Albert von der Rotenburg, der mütterliche Oheim der beiden Bräute, glaubte in seinem Theil (als Sänger und Ritter) zur Verherrlichung des festlichen Tages beitragen zu sollen. Er achtete dafür, es thue seinem hohen Stande keinen Eintrag, wenn er in dem auserwählten Kreise für's Erste als Sänger auftreten würde. Daneben hatte er, ein Muster von ehelicher Treue in einer Zeit, wo diese gerade in höheren Kreisen so häufig und freventlich gebrochen wurde,[32] die edle Absicht, den fürstlichen Ehehälften seiner Nichten eine wohlgemeinte Lehre auf die neuzubeginnende ehliche Laufbahn mitzugeben. Unvermerkt war er aus der Gesellschaft verschwunden, bald aber in der Tracht eines ritterlichen Sängers erschienen. Freilich konnte auch, wer ihn nicht

persönlich gekannt, wohl sehen, er habe hier einen fürnehmen Sänger vor sich. Denn er war mit einem weiten und langen Mantel von rothem Scharlach, reich mit Gold gestickt und mit Zobel besetzt, bekleidet; sein kurzes Lockenhaar umschloß ein mit goldenen Blättern besetzter Reif. Mit ihm trat ein Knappe, eine wahre Engelsgestalt, in reicher zierlicher Gewandung, eine Fidel in der Hand, ein. Derselbe gehörte zum Hofgesinde der Rotenburg und war ein Sohn von Ritter Marquard von Ehingen, einem bei Graf Albert besonders wohl befohlenen hohenbergischen Dienstmann. Der junge Herr war ein guter Fideler und leistete als solcher Dienste, wenn man auf der Rotenburg im Kreise der gräflichen Familie des Sanges pflegte. Und der edle Graf hub unter Begleitung des jungen Fidelers also zu singen an:

Ist ie man in der welte baz
(Geht es jemand in der Welt besser),
den einem, der sin staetez liep
(als einem, der sein eigen' Lieb, Ehgemahl)
mit armen hat al umb und umb beslozzen
(mit Armen hält umschlossen)?
Treit si im triuwe an' allen haz
(bewahrt sie ihm Treue ohne allen Haß),
dast bezzer, dan ein minnen diep
(ist er besser daran, denn ein Minne-Dieb),
in hat der langen nahte nie verdrozzen
(ihn haben die langen Nächte nie überdrüssig gemacht).
Er vürht(et) melder noch ir haz
(Er fürchtet weder die Angeber noch ihren Haß),
er lit gar ane sünde und ane vorht und ane schande
(er liegt ganz ohne Sünde, Furcht und Schande):
taet' ie man valschiu minne baz
(Fände jemand unerlaubte Minne besser),
da nie man triuwe erkande
(wobei niemand Treue erkannte),
der naeme vrouwen laster vür ir ere
(der würde der Frauen Laster ihrer Ehre vorziehen):
von siner volge ich min sinne kere
(von dem wende ich mich ab, folge seinem Beispiel nicht).

Verboten wazzer bezzer sint
(Verboten Wasser besser sind),
den offen win, des hoer' ich jehen
(als erlaubter Wein, das hör' ich sagen)
den liuten, die mit sende sint bevangen
(von den Leuten, die mit Sünde behaftet sind);
Ouch hant des mich bewiset kint
(auch haben davon mich Kinder überzeugt),
ich han daz selb' ein teil gesehen
(ich habe solches theilweise selbst gesehen),

der welte vuor' ist niht wan ein gelangen
(der Welt Art ist: stets auf neuen Genuß zu sinnen):
daz kum gewunnen dunket guot
(nur das mit Mühe Gewonnene dünket gut);
swaz man gar ane vorhte hat, daz leidet sich vil dikke
(was man ganz ohne Furcht besitzt, das entleidet sehr oft):
so tuogen minne hoehet muot
(so geheime Minne machet größer die Lust),
swa lieb in minnen strikke
(wenn's Lieb in der Minne Netz)
mit armen lit al umb besloʒʒen tougen
(mit Armen im Geheimen umschlossen liegt),
do ist nie man daz: diu red' ist ane lougen
(so geht es niemand besser: so spricht die Welt unläugbar). 33

IV.

Ein festlich' Waffenspiel. Graf Albert von Hohenberg als Sieger beim Speerstechen. 34

„In turnei unde in strîten
het er (Albert) prîs vil bejagt (erlangt)."
Ottokars von Horneck Schilderung des Grafen Albert von Haigerloch (Hohenberg) Kap. 671.

Um die festlichen Tage der Krönung seines Schwagers Rudolf von Habsburg und der Vermählung seiner Nichten auch in ächt ritterlicher Weise zu verherrlichen, ließ unser Graf von der Rotenburg eines Tages die ritterlichen Gäste des Festes auffordern, den darauf folgenden Tag nach der Messe zur Ehre der Frauen mit ihm sieben Lanzen zu brechen oder zu tiostiren. Da ritten ein Ritter mit dem weiß-rothen Banner des Grafen, ein Hornbläser und ein Herold durch die Gassen der Krönungsstadt und letzterer rief: „welcher Ritter mit unserm Herrn zur Ehre aller reinen Frauen tiostiren will, der stelle sich morgen früh nach der Messe im Ring auf den Rennwiesen ein." Und es fand sich, wie zu erwarten, mancher Kampflustige.

Des andern Morgens nach der Messe hub sich von den mit ritterlichem Gefolge, Knappen und Knechten ausziehenden Grafen und Herren groß' Gedräng und lauter Schall von Pauken, Posaunen, Hörnern und Flöten in den Gassen von Aachen. Bewehrt mit guten Ringpanzern und herrlich angethan zog eine Schar nach der andern auf stattlichen Rossen zum Kampfplatz, wo in aller Eile ein großes Schau-Gerüste für den König, dessen Ehegemahl, die Neuvermählten und die hohen Gäste aufgerichtet worden war. Da wehte an der Spitze der Scharen manch' reich' Banner, lustig flatterten die Fähnlein an bunt bemalten

Speerschäften und man sah kostbare Wappenröcke in feurigen Farben, glänzende Helme mit mancherhand Zierden und seltsam' Gebild' auf festen Schilden. Berittene Knappen führten die Helme und Schilde der ausziehenden Bannerherren, anderen oder Knechten waren die starken, langen Speere anvertraut, deren Spitze, wenn's zum Turnier oder zur Tjost gieng, abgestumpft, mit den sogenannten „Krönlein" versehen waren.

Da lockt' „der Helme Blick (Glanz), der Schilde Schein"
Zum Fenster manch' schön' Aeugelein.

Graf Albert von der Rotenburg war einer der ersten, die auszogen. In seinem Gefolge befanden sich die schwäbischen Ritter, welche mit ihm die Fahrt zur Krönung gemacht, einige Knappen und Knechte. Von den Zehen bis zum Scheitel in einen stählernen Ringpanzer gehüllt, darüber ein anliegender Wappenrock ohne Aermel aus grüner Seide, auf welchem vor der Brust kunstreich eingewirkt das Wappen seines Hauses, in Silber und Roth quer getheilt, zu schauen war, das breite Ritterschwert, welches bis zum Sporn reichte, an der Seite, — saß der Held, eine hohe kräftige Gestalt im besten Mannesalter, auf einem gewaltigen, rabenschwarzen Streitrosse von hohen, starken Beinen, breiter Brust, langer Mähne und Schweif. Grün war auch die reiche Decke seines Rosses und an verschiedenen Stellen — der Stirn, Brust und den Hinterbacken — mit dessen Wappen geziert. Mit Silber beschlagen waren die festen Sattelbogen, sowie das Riemenwerk des Zaums. Ein Ritter, der „Blarrer" von Wurmlingen, eine derbe, vierschrötige Schwabengestalt, führte sein Banner an einem Speer mit breiter Stahlspitze, dessen starker 10 Schuh langer Schaft aus zähem Eschenholz schwarz und gelb geringelt und zum Schutz der Hand unten mit einer Scheibe versehen war. Einem Knappen auf munterem „Runzit" (kleines Pferd) war sein ebenso fester als schöner Stahlhelm anvertraut. Der wurde beim Beginn des Kampfes faßartig über den Kopf hereingestürzt und reichte bis zu den Schultern und dem Nacken, daher er sich nach unten erweiterte und da zum Schutze des Halses und Nackens rund um mit einer starken Schiene besetzt war, während er sich in seiner Rundung über dem Scheitel verengte. Die vordere Seite war ausgebaucht, über die Stirn, Nase und Mund einer-, die Augen andererseits, also kreuzweise, mit starken Stahlspangen versehen, welche aber für die Augen und den Mund schmale Schlitze hatten. Dabei war des Grafen Helm reich mit Silber plattirt und ein glänzendes Tuch von brennendem Roth flatterte zu beiden Seiten nieder. Sein Kleinod bestand in zwei gegen einander gekehrten Hifthörnern, Silber und roth getheilt, und war mit einem Kranz von Pfauenfedern besteckt.

Den Schild des Grafen führte ein anderer gleichfalls berittener Knappe. Derselbe war aus dem zähen Holz der Hagenbuche verfertigt, mit Leder überzogen, von der Gestalt eines gleichseitigen Triangels mit sehr schwach gekrümmten Nebenseiten, auch Silber und Roth in die Quere bemalt, und hatte in der besonders starken Mitte, der Ausbiegung, eine stählerne mit starken Nägeln befestigte Buckel, von der aus eben solche Spangen zum stahlbeschlagenen Rande giengen und lilienförmig ausliefen. Auch am Schilde waren Buckel, Randbesatz und Spangen mit Silber plattirt. Der Riemen, an welchem man solchen trug, bestand aus einer starken, von Seide- und Goldfaden gewobenen Borte, einer Arbeit der kunstreichen Hand von Graf Alberts Ehegemahl Margaretha vom Grafenhause Fürstenberg.

Auf dem langen und breiten Kampfplatze angekommen, stellte sich Graf Albert mit seinem Gefolge innerhalb der Planken desselben bei dem Schaugerüste, dem Eingang gegenüber auf. Dort wurde auch sein Banner aufgepflanzt. Die andern Grafen und Herren, welche des Tjostirens halb ausgezogen waren, stellten sich mit ihren Leuten auf der entgegengesetzten Seite auf. An jedes Platze wehte sein Banner. Dadurch ward der Anger, dessen einziger Schmuck damals die blasse Herbstzeitlose gewesen, mehr gezieret als er selbst im Sommerkleid gewesen. Bald nachdem die Kämpfer auf dem Platze angelangt waren, ritt auch König Rudolf mit seinem Ehegemahl und der übrigen hohen Gesellschaft mit großem Gepränge und unter dem Schall einer lärmenden Musik an und nahm auf dem Schaugerüste Platz.

Nun wurde von den Kampflustigen der Helm „verstürzt“ und von einem Knappen aufgebunden, das Ritterschwert abgelegt und dafür Speer und Schild zur Hand genommen. Also gerüstet stellte sich Graf Albert als der, welcher zum Waffenspiel aufgefordert, zuerst vor dem Schaugerüste auf. Hinter ihm standen sein Bannerträger, zwei Knappen mit Reserve-Speeren und ein Trompeter. Kampflustig wieherte sein Streitroß; ungeduldig scharrte es den Wiesengrund auf. Doch dauerte es nicht lange, so erschien ihm gegenüber, am Eingang des „Rings“ ein Gegner in voller glänzender Waffenrüstung. Auf ein Zeichen von Graf Alberts Marschalken erfolgte ein schmetternder Trompetenstoß. Darauf ritten die beiden Kämpfer gegen einander, erst im Schritt, dann in kunstreichem Galopp; als sie aber nur noch etwa drei Roßläufe von einander entfernt waren, nahmen sie den Schild vor die linke Brust, senkten das Speer, schlugen es unter den Arm und richteten dessen Spitze auf den Helm des Gegners oder, wie es vornehmlich die ritterliche Kampfweise verlangte, auf die Buckel oder die vier Nägel des Schildes, wo, auf dessen innerer Seite, die Hand denselben festhielt

und lenkte. Und nun wurden die Rosse mit beiden Sporen zum heftigsten Rennen angetrieben, die Schenkel der Reiter „flogen", und wie von einer Windsbraut gejagt, pfeilschnell gieng's unter dem Schmettern der Trompeten auf den Gegner los. Da erdröhnte der Erdboden unter den Hufen der schweren Rosse, Todesstille herrschte unter den Zuschauern; mit höchster Spannung sah man dem Ausgange des Kampfes zu, und manch' zartes Frauenherz pochte heftig, vorab das der Königin und ihrer Töchter; ihnen bangte, es könnte dem theuern Bruder und Oheim, wie großer Held er auch war, ein Unfall zustoßen. Denn fürchterlich war meist der Zusammenstoß und kostbares Menschenleben kam in große Gefahr. Darum eiferte auch die Kirche sehr gegen die Turniere, aber vergebens. Diese ritterlichen Spiele lagen zu sehr im Geiste der Zeit und der tonangebenden Gesellschaft. Keine festliche Veranlassung gieng ohne sie vorüber; vom Gotteshaus weg ritt man hinaus zum Anger, der nicht selten vom Menschenblut gefärbt wurde, und bedeutungsvoll klang für manchen Ritter das „Dominus vobiscum" am Schlusse der Messe.

So kam es auch bei dem Speerstechen, zu welchem unser Graf Albert aufgefordert hatte, schon auf dem ersten Waffengang. Im stärksten Lauf des Rosses stürmte Alberts Gegner auf ihn zu, hatte aber sein Augenmerk nicht richtig genommen, fehlgestochen, dagegen von unserem Grafen, der mit seinem lenksamen Rosse nun plötzlich eine kleine Wendung zur Seite gemacht, einen gewaltigen Stoß auf seinen Schild erlitten. Da thaten Mann und Roß einen „grimmen" Fall und „sinnlos" trug man den Ritter von dannen.

Darauf ritt Albert wieder auf seinen Platz vor der Schaubühne zurück. Und bald erschien trotz des Unfalls beim ersten Gang ein zweiter Kämpfer ihm gegenüber. Der hatte sich das Schicksal des vorigen zur Lehre genommen und besser gezielt. Nach furchtbarem „Hurt" erfolgte von beiden Seiten ein so heftiger Lanzenstoß auf die Buckel der festen Schilde, daß beider Schäfte unter großem Krachen entzwei brachen; gleichwohl blieben beide Ritter fest im Sattel sitzen. Da erscholl von stürmischem Beifall über solch' schönen ritterlichen „Puneis" (Anrennen) unter dem Schmettern der Trompeten der „Ring". Die beiden Kämpfer aber riefen den Knappen, welche ihnen Speere nachführten, zu: „sperâ herre, sperâ sper! diu sint enzwei: andriu her!" und ritten auf ihren Platz zurück, um von da noch einmal auf einander los zu rennen. Auch auf diesem Gang war von Alberts Gegner der Zusammenstoß richtig bemessen und mit großem Ungestüm geführt worden, aber im Augenblick des beiderseitigen heftigen Anpralls brach bei demselben Fürbüge, Darm- und Obergurt. Da ward er von Alberts kräftigem Speerstoß

hinter das Roß auf das Gras gesetzt, davon er so „groß Ungemach“ litt, daß er keine dritte Tjost mehr wagen konnte. Graf Albert aber hatte seiner Aufforderung gemäß noch vier Speere zu verstechen, und auch für diese fehlte es unter den deutschen Rittern nicht an Gegnern. Den Rheinländern und Sachsen däuchte es eine Schmach für sie, wenn der Schwabe als alleiniger Sieger von dannen ritte. Aber er blieb der Held des Tages. Seinen vierten Gegner traf sein Speer so wuchtig an den Helm, daß er auf sein Roß zurückwankte und dieses auf die Hinterbeine zu sitzen kam; dem fünften wurde der Helm, dessen Band gebrochen, gar abgestochen, dem sechsten zerriß Alberts Speer den Collier und verwundete ihn am Halse, dem siebenten und letzten endlich brach beim Stoß auf Alberts Schild der Speerschaft entzwei, die Buckel seines Schildes wurde von dem wuchtigen Stoß seines Gegners eingedrückt und er selbst dadurch am Gelenk der linken Hand erheblich verwundet. Darauf nahm Albert des Besiegten Roß am Zügel und führte es sammt dem Ritter bei Seite. Nach Turnier-Recht wäre der sein Gefangener gewesen, hätte sich des andern Tages mit Geld lösen müssen, auch dessen Roß wäre ihm zugefallen. Aber Graf Albert hatte nicht um „Gut“ sondern nur zur Ehre der Frauen zum Kampfspiel aufgefordert, deshalb ließ er Ritter und Roß alsbald wieder ledig. Darauf ritt er bloßen Hauptes vor das Schaugerüste, um der königlichen Schwester und seinem Herrn, dem Könige, ehrerbietigst und mit großen Züchten (feinem Anstand) seine Huldigung darzubringen. Da reichte ihm die Königin von der Brüstung herab den Siegerkranz und lauter Jubel hub sich unter Trompeten-Geschmetter im Ring. Darnach ritt die hohe Gesellschaft, Graf Albert an der Seite seines königlichen Schwagers, wieder zur Krönungsstadt, und der Name des bescheidenen schwäbischen Turnier-Helden war in aller Munde.

Siebenter Abschnitt.

Der Burgkapellan auf der Rotenburg trägt an einigen Winterabenden die Legende Hartmanns von Aue, „der Arme Heinrich“, im Familienkreise vor.[1]

Mit dem Weinmonat des Jahres 1273 giengen die festlichen Tage in Aachen zu Ende. Von da fuhr König Rudolf den Rhein herauf, hielt in verschiedenen Reichsstädten wie Köln, Worms, Speier Hof und lag den Reichsgeschäften ob. Von letzterer Stadt kehrte unser Graf Albert in die Heimat zurück. Es war um die Mitte des Christmonats. Da lieferten nun die Erlebnisse desselben auf Wochen hin den Hauptstoff zur Unterhaltung im Kreise der gräflichen Familie und des höheren Burggesindes auf der Rotenburg. Aber man bekam, nachdem man sich auch im verflossenen Sommer häufig mit politischen Dingen befaßt hatte, diese am Ende herzlich satt und die langen Winterabende, an denen man traulich um das Kaminfeuer im Saale des Palas saß, machten vornehmlich bei der Gräfin Margaretha den Wunsch nach einer gemüthlicheren Unterhaltung rege, welche den Menschen mehr in sein Inneres einkehren läßt. Dazu gieng sie nun den Burgkapellan um Vermittlung an, doch sollte der Gegenstand der abendlichen Unterhaltung gerade kein eigentlich religiöser Stoff sein. Und der geistliche Herr machte das Anerbieten, er wolle nach der Handschrift, welche sich in der Bücherei des Grafen befand, die liebliche Legende des Minnesängers Hartmann von Aue, betitelt der „Arme Heinrich“, vorlesen. Und dieser Vorschlag erhielt auch den Beifall des Grafen, welcher ja schon in seiner Jugend mit den schönen Gesängen des großen Meisters bekannt geworden war.

„Wer recht tuot, der ist wol geborn:
âne tugent ist adel gar verlorn."

In unserem Schwabenlande, also hub der Kapellan zu lesen an, saß in alten Zeiten ein Ritter, der hieß gemeinhin Herre Heinrich und war geboren von Ouwe (Aue). Seine Geburt war ohne „Wandel," fürstengleich, sein Herz ohne Falsch, seine Treue klar und fest wie Demant. Freudig übte er die schweren Pflichten des „Schildesamts" (des Ritterdienstes), war den Bedrängten eine Zuflucht und ein Hort seiner Verwandten, milde gegen die Sänger und sang selbst viel von Minne. Dazu war er zier von Körper, reich an großem Gut, noch reicher aber in seinen jungen Jahren an Muth und Ehre. In allen Landen pries man ihn als Blume der Tugend und Krone der ritterlichen Zucht.

So hat er der Welt Lob und Preis erjagt, auch ihre Freuden eine Zeit lang in reichem Maße genossen. Darauf wurde aber an ihm offenbar, daß die vergängliche Krone irdischer Herrlichkeit oft plötzlich in den Staub sinkt, die Süßigkeiten der Welt mit bitterer Galle vermischt sind und

„wir in dem Tode schweben,
so wir aller beste waenen leben."

Herre Heinrich, welcher von den Menschen so viel Ehre genossen, war bei Gott geringe geachtet und von ihm verworfen. Auf dessen „Gebot" fiel er inmitten seines Glückes in eine eckelhafte Krankheit, die „Miselsucht", den Aussatz. Sobald man die schwere göttliche Strafe an seinem Leibe gewahr worden, wurde er von jedermann gemieden; niemand wollte ihn, der zuvor so beliebt und gesucht gewesen, mehr ansehen; es ergieng ihm wie Hiob.

Als der Unglückliche sah, daß er der Welt zuwider war, da konnte er sich nicht mit Hiobs Geduld waffnen. Der ertrug das Siechthum und die Schande vor der Welt mit gefaßtem Muth, da er wohl wußte, daß solch' Leiden ihn zum Heil seiner Seele befallen, lobete deß' Gott und freuete sich.

Der „Arme Heinrich" that nicht also,
er wurde traurig und unfroh,
sein hochfliegend Herz verschwand,
sein Schifflein der Freude in der Tiefe versank,
seine Hochfahrt mußte fallen,
sein Honig ward zur Gallen;
ein schrecklicher, finsterer Donnerschlag
fuhr vernichtend in seines Lebens Mittag,

Wolken trübe und dick
bedeckten ihm seiner Sonnen Blick.
Er sehnte (härmte) sich vil sehre,
daß er so manige Ehre
hinter ihm mußte lassen.
Verfluchet und verwäzen (verwünscht)
ward vil ofte der Tag,
da seine Geburt ane lag.

Doch blieb ihm vorderhand noch ein Trost, da man ihm wiederholt gesagt, es gebe verschiedene Arten dieser Krankheit und manche seien heilbar. So meinte er auch, es könne ihm vielleicht noch geholfen werden, und fuhr nach dem Rath der Aerzte unverweilt nach Munpasiliere (Montpellier).[2] Da ward ihm aber bald der trostlose Bescheid, er könne von seinen Leiden nicht mehr befreit werden. Darauf fuhr er nach Salerno[3] und holte den Rath der dortigen weisen Aerzte ein. Zwar fand er da den besten „Meister“. Der machte ihm aber die seltsame Mittheilung, es gebe wohl ein Heilmittel für ihn, er müsse indeß doch ungeheilt bleiben. Darauf sprach der „Arme Heinrich“: ‚wie ist das zu verstehen? Das reimt sich ja gar nicht zusammen. Bin ich heilbar, so werde ich genesen, und was mir auch dazu an Entbehrungen und Schmerzen auferlegt oder an Opfern von Gut abverlangt werden wird, ich getraue mir, solch' alles zu vollbringen.‘ Da sprach der Meister: ‚Gebet diese Hoffnung auf, mit eurer Krankheit steht es also: wohl gibt es eine Arzenei, welche euch gesund machen kann, aber es ist niemand, der so reich, so willensstark ist, daß man sie gewinnen und geben kann. Was frommt es euch also, wenn ich sie euch sage? Ihr bleibet ungeheilt, Gott wolle denn euer Arzt werden.‘ Darauf versetzte der „Arme Heinrich“: ‚warum nehmet ihr mir alle Hoffnung? hân ich doch Gutes die Menge: wofern ihr nicht eurer Kunst und eurem Beruf geradezu entgegenhandeln und mein Gold und Silber durchaus verschmähen wollet, so kann ich euch mir also hold machen, daß ihr mich gerne heilet.‘ „Wohl hätte ich allen guten Willen dazu,“ entgegnete darauf der Meister und fuhr also fort: „wäre die Arzenei also, daß man sie feil fände und mit irgend etwas erwerben könnte, ich würde euch nicht zu Grunde gehen lassen; aber das ist leider unmöglich. Darum kann euch meine Kunst nicht helfen, es sei denn, ihr gewinnet eine Maid, die mannbar und bereit wäre, für euch den Tod zu leiden. Nun ist es aber nicht Art der Menschen, solches gerne zu thun. Es gehört, um eure Sucht zu heilen, nichts geringeres dazu, als das Herzblut einer Maid.“

Jetzt erkannte der „Arme Heinrich“, daß er nicht mehr geheilt

werden könne, da er wohl einsah, daß niemand zu finden sei, der für ihn sterben möchte. Ihm war nun aller Trost, alle Hoffnung auf Genesung genommen und er wurde in seinem großen Herzeleid des Lebens ganz überdrüssig. Er fuhr heim und hub an, sein Erbe und fahrend' Gut dahin zu schenken, wo es nach dem Rath weiser Leute am besten angelegt war. Er machte seine Freunde reich, tröstete auch ihm fremde Arme, auf daß sich Gott seiner Seele erbarmen möge; den Rest gab er Gotteshäusern. Also entäußerte er sich aller seiner Habe bis auf einen Maierhof. Auf diesem saß als Pächter und Wirthschafter ein freier Bauer. Der hatte nichts von all' dem zu leiden, worüber sich die anderen, welche unter schlimmeren Herren, die sie mit Steuern und Bete belasteten, stunden, zu beklagen hatten. Was dieser Maier seinem Herren, dem „Armen Heinrich", gerne leistete, das däuchte diesem, der ihn noch dazu vor fremder Gewaltthat schützte, auch genug. Und keiner seines Gleichen in dem ganzen Lande war so reich wie dieser Bauer. Zu dem zog sich sein Herre, der „Arme Heinrich", in die Einsamkeit zurück. Und wie schön wurde ihm vergolten, wie sehr kam ihm nun zu gut, daß er den Bauern zuvor so menschenfreundlich behandelt hatte. In Treuen und herzlich gerne that dieser, was er konnte, um den Kummer und das Leiden seines Herrn zu lindern. Bei ihm fand derselbe alle nur erdenkliche Bequemlichkeit und Pflege.

Gott hatte dem Maier ein Leben gegeben, so schön, wie es nach dessen Verhältnissen nur immer sein konnte. Er besaß einen kräftigen, für Anstrengungen geschaffenen Leib, hatte ein thätiges Weib und schöne Kinder, welche seine Freude waren. Unter denselben war ein Mädchen von acht Jahren, ein herzgutes Kind, das von dem „Armen Heinrich" unzertrennlich war und sein' pflegte, um seine Huld und seinen Gruß zu verdienen. Dabei hatte das Mädchen ein so angenehmes, schönes Aeußere, daß es ein Edelfräulein am Hofe des Königs hätte werden können. Wenn seine Geschwister den kranken Herrn, soweit es ohne Verletzung möglich war, mieden, so eilte das Mädchen stets zu ihm und sonst nirgend hin. Es war sein Kurzweil, hieng mit reiner kindlicher Liebe an seinem Herrn, zu dessen Füßen man es fast immer heiter geschäftig fand. Darum erfreute der kranke Herr das Mädchen, womit er nur konnte und wie es dessen Alter und Geschlecht angemessen war. Er kaufte ihm Haarband und Spiegel, Gürtel und „Vingerlin" (Fingerring) und was sonst Mädchen lieb ist. Hiedurch wurde das Kind so traulich gegen ihn, daß er es nur sein „Gemahele" nannte. Selten ließ es ihn alleine. Er erschien ihm als ganz reine. Wie viel auch hiezu seine kleinen Geschenke beigetragen, so wirkte doch solches allermeist ein „süßer" Geist, der ihm von Gott eingegeben war.

Nachdem in dieser Weise drei Jahre hingegangen waren, während welcher Gott den Leib des „Armen Heinrich" mit großen Schmerzen gequält, saßen der Maier, sein Weib und ihre Tochter, die Pflegerin des Unglücklichen, eines Tages mit ihrer Handarbeit bei diesem. Sie beklagten mit inniger Theilnahme ihres Herren Leiden, die auch in anderer Hinsicht ihnen große Sorge machten, da sie fürchteten, sein Tod möchte für sie schlimme Folgen haben: sie am Ende aus dem Maierhofe vertreiben, mindestens ihnen einen hartherzigen Herren bringen. Indem die guten Leute so besorgt in die Zukunft blickten, hub der Bauer also zu fragen an und sprach: „Lieber Herre mein, wenn es mit euren Hulden geschehen kann, so möchte ich eine Frage an euch richten: Es sind in Salerno so viel Meister der Arzneikunde, wie kommt's, daß keines derselben Kunst euch heilen kann? Herre, deß' wundert mich sehr." Da seufzte der „Arme Heinrich" tief auf und beantwortete, seine Rede oft durch Seufzen und Schluchzen unterbrechend, die Frage seines guten Maiers also: „Ich hab' es wohl verdienet, daß Gott diese Schmach hat über mich kommen lassen. Du hast gesehen, wie zuvor all' mein Dichten und Trachten auf der Welt Güter und Freuden gerichtet war und ich den Eingebungen derselben gefolgt bin. Da achtete ich nur wenig deß', der mich vor vielen andern mit Reichthum und Ehre so hoch begnadigt hat. Wie alle Thoren der Welt wähnte ich in der Hoffahrt meines Herzens, man könne Ehre und Gut auch ohne Gott hân. Also betrog auch mich mein dummer Wahn, wenn ich deß' vergaß, von dessen Gnaden mir so viel Ehre und Guts geworden. Mein Hochmuth verdroß den, der die Pforten des Glücks in seiner Gewalt hat, und er verschloß sie mir plötzlich für immer. Zur Strafe für meine Thorheit hat mich Gott mit einer Krankheit heimgesucht, die niemand heilen kann. Die Bösen sehen mich mit Verachtung an, die Rechtschaffenen gehen an mir vorüber und beachten mich nicht. Nun offenbart sich erst recht deine Treue gegen mich, daß du mich Siechen bei dir duldest und vor mir nicht fliehst. Wie sehr auch dein Glück von mir abhängt, so würdest du dich doch über meinen Tod trösten können. Weß' Unwerth und Noth war je größer in der Welt, als es bei mir ist? Zuvor war ich dein Herre, nun steh' ich als Bettler vor dir. Mein lieber Freund, du, mein „Gemahele", und dein Weib, ihr verdienet das ewige Leben dafür, daß ihr mich Siechen bei euch behaltet. Die Frage, welche du an mich gerichtet, beantworte ich dir sehr gerne. Ich kann zu Salerno keinen Meister finden, der sich meiner unterwinden könnte oder wollte. Das Heilmittel, durch welches ich von meiner Sucht allein zu heilen wäre, ist etwas, das man in der Welt durch nichts bekommen kann. Ich müßte eine Maid gewinnen, die mannbar

und willens wäre, für mich den Tod zu leiden und ihr Herz ausschneiden zu lassen. Ihr Herzblut allein könnte mich genesen machen. Nun ist es aber rein unmöglich, eine solche zu finden. So muß ich die abscheuliche Krankheit bis an mein Ende an mir tragen. Möge Gott es mir bald senden."

Solches, das er dem Maier gesagt, hatte dessen Tochter mit angehört, auch gut verstanden und wohl in ihrem Herzen bewahrt. Und als man zu Bette gieng, sie zu den Füßen ihrer Eltern lag, und diese eingeschlafen waren, da stieg manch' tiefer Seufzer aus ihrem jungen Herzen auf. Ein Strom heißer Thränen, welche sie ob ihres Herren schmerzhaftem Leiden vergoß, floß auf die Füße der Schlafenden und weckte sie auf. Da huben sie an, sie zu fragen, was ihr sei und welcher geheime Kummer sie drücke? Aber sie wollte es nicht gestehen. Endlich sprach sie, nachdem ihr Vater wiederholt bald gedroht bald gebeten, „ihr dürfet wohl mit mir klagen, denn was kann uns mehr bekümmern als das traurige Loos unseres Herren! Mit dem verlieren wir Ehre und Gut! Wir bekommen nie mehr einen also guten."

Darauf entgegneten Vater und Mutter:

„Tohter, dû hâst wâr (Recht).
„nû (nun) frumt uns leider niht ein hâr
„unser riuwe (Kummer) und dîn klage:
„liebez kint, dâ von gedage (schweige).
„ez ist uns alsô leit sô dir.
„leider nû enmuge wir (können wir)
„ime ze keinem staten (nicht zu Hilfe) komen.
„got der hât in uns be(ge) genommen:
„het ez iemen (jemand) anders getân,
„der müese (müßte) unsern fluoch hân."

Also brachten sie ihre Tochter wenigstens für den Rest der Nacht zum Schweigen. Den kommenden Tag aber war sie höchst betrübt und zeigte kein Interesse für das, was um sie vorgieng. Als man wieder schlafen gegangen war, und sie sich in ihre gewohnte Bettstatt gelegt hatte, da brach sie abermals in einen Thränenstrom aus und das traurige Loos ihres gnädigen Herren hatte ihr gutes kindliches Gemüth so ergriffen, daß der Entschluß bereits bei ihr feststand, sie wolle, wenn sie noch einen Tag erlebe, für denselben sterben. Von diesem Gedanken wurde sie ganz leichten frohen Muthes und nur die Sorge quälte sie noch, ihr Herr möchte, wenn sie es ihm sagte, zaghaft sein, es ausführen zu lassen, und sie werde weder desselben noch ihrer Eltern Zustimmung erlangen. Darüber brach sie in so laute Klagen aus, daß ihre Eltern darob erwachten wie in der vorhergehenden Nacht. Sie

richteten sich auf und sprachen: „Kind, was wirret dir? Warum lâstû uns niht slaven? Du bist albern, daß du dich ob solches Leids, das doch niemand beseitigen kann, so gar grämest." Indem sie ihre Tochter also zurechtwiesen, wähnten sie dieselbe zu beruhigen und auf andere Gedanken zu bringen, täuschten sich aber hierin gewaltig. Denn sie entgegnete darauf: „Wie uns mein Herre gesagt, so kann man ihn sehr wohl heilen. Wohlan, ich will, wenn ihr mir's nicht verwehret, mich für ihn als Arznei hingeben. Ich bin eine Jungfrau und hân den Muth dazu. Ehe ich ihn zu Grunde gehen sehe, will ich lieber für ihn sterben."

Von dieser Rede wurden die Eltern sehr traurig und der Vater bat seine Tochter, sie solle solche Gedanken verbannen und ihrem Herrn versprechen, das Vorhaben aufgeben zu wollen, da sie es ja doch nicht ausführen könne. Und er sprach also: „Meine Tochter, du bist ein Kind, du hast dem Tode noch nicht in's Angesicht gesehen; wann einmal der schreckliche Augenblick für dich gekommen sein würde, und du sterben müßtest, so würdest du dann gewiß noch gerne länger leben, wenn du es möglich machen könntest. Darum rede mir nicht mehr also; lässest du aber dergleichen doch wieder verlauten, so wirst du gezüchtigt."

So wähnte der Vater mit Bitten und Drohungen seine Tochter von ihrem Vorhaben abzubringen, täuschte sich aber, denn dieselbe erwiederte darauf also:

„Vater mein, wie unerfahren und dumm ich auch bin, so besitze ich doch so viel Verstand, daß ich von Hörensagen mir die Noth vorstellen kann, wann der unerbittliche Tod plötzlich und allzufrüh vor den Menschen tritt. Wem dagegen im Schweiße seines Angesichts ein hohes Alter beschieden ist, was hat der davon? Es ergeht ihm auch nicht besser. Er muß eben auch sterben, und hat er sein Seelenheil verscherzt, so wäre er besser nie geboren worden. Bei mir ist nun die Zeit schon gekommen, daß ich — deß' will ich Gott immer loben — meinen jungen Leib um das ewige Leben hingeben soll. Das sollt ihr mir nicht erschweren und wehren. Damit gedenke ich mir und euch einen guten Dienst zu thun. Ich allein vermag euch vor Schaden und Leid zu bewahren, denn höret: ihr ‚hant' Ehre und Gut, das habt ihr meinem edlen Herren zu verdanken, der euch nie Leids gethan und das Gut gerne gelassen. Dieweil er lebt, steht eure Sache wohl, lassen wir ihn aber sterben, so müssen wir verderben. Ich will euch erhalten mit einem schönen Tod, der uns alle glücklich macht. Nun gönnet mir solches, es muß ja doch also geschehen."

Als die Mutter sah, daß es ihrer Tochter mit dem Vorhaben Ernst sei, da sprach sie unter Thränen:

,Gedenke, tohter, liebez kint,
wie grôz die arbeite (Mühen und Schmerzen) sint,
die ich durch dich erliten hân,
und lâ (laß) mich bezzern lôn enpfân
dan (als) ich dich hoere sprechen.
dû wilt mîn herze brechen.
senfte mir der rede ein teil
(Mäßige mir zu Liebe deine Rede etwas).
jâ wiltû allez dîn heil
an uns verwürken wider got
(durch dein Benehmen gegen uns bei Gott verscherzen).
wan (warum nicht) gedenkest dû an sîn gebot?
jâ gebôt er unde bat er
daz man muoter unde vater
minne (liebe) und êre biete
und geheizet (verheißet) daz ze miete (Lohn)
daz der sêle rât (Rettung) werde
und lanc lîp (langes Leben) ûf der erde.
du gihest (sagst) dû wellest dîn leben
durch (um willen) unser beider fröwede (Freude, Glück) geben:
dû wilt iedoch uns beiden
daz leben vaste leiden (sehr entleiden).
daz dîn vater unde ich
gerne leben, daz ist durch dich (um deinetwillen).
waz solte uns lîp unde guot,
waz solte uns werltlich muot (weltliche Lust nützen),
swenne (wenn) wir dîn enbaeren?
dune (du nicht) solt uns sus (so) niht swaeren (Kummer machen).
jâ soltû (du sollst), liebiu tohter mîn,
unser beider fröude sîn,
gar (ganz) unsers lîbes wüne (Wonne),
ein bluome in dîme künne (Geschlecht),
unsers alters ein stap.
und lâstû (lässest du) uns über dîn grap
gestên (treten, gehn) von dînen schulden (durch deine Schuld),
dû muost von gotes hulden (Huld)
iemer sîn gescheiden (geschieden):
daz koufest (verdienst du) an uns beiden.
wiltû uns, tohter, wesen (sein) guot,
so soltû rede und den muot (Entschluß)
durch (um willen) unsers herren (Gottes) hulde lân (unterlassen)
die ich von dir vernommen hân.' —

„Mutter," versetzte darauf die Maid, „ich traue dir und mein Vater all' die Güte und Liebe zu, welche Vater und Mutter zu ihr

Kinde haben sollen, habe ja auch tagtäglich den Beweis davon. Von euch hân ich die Seele und einen schönen Leib. Wer mich siehet, Mann und Weib, rühmt von mir, ich sei das schönste Kind, welches sie je in ihrem Leben gesehen. Wem anders als euch habe ich nächst Gott solchen Vorzug zu verdanken? Darum soll ich euch immer gerne gehorsam sein. Wie sehr bin ich euch solches schuldig! Mutter, gutes Weib, da ich nun Seele und Leib von euch hân, lasset es mit eurer Huld geschehen, daß ich beide vor dem Teufel rette und mich Gott ergebe. Ja, dieser Welt Leben ist nur der Seele Verderben. Auch hat mich die weltliche Lust, die zur Hölle führt, noch nicht berührt. Ich verdanke es Gottes Gnade, daß er mir in meinen jungen Jahren den Sinn gegeben, welcher sehr wenig auf dies vergängliche Leben achtet. Also rein will ich mich in Gottes Hand überantworten.

Ich fürchte, die Lockungen der Welt möchten, wenn ich alt würde, mich auch hinreißen, wie sie manchem gethan, den ihre Süßigkeit betrogen hat. So könnte auch ich Gott abtrünnig werden. Gott möge es geklagt sein, daß ich noch bis Morgen leben soll, mir behaget die Welt nicht so wohl. Ihr meiste Lust ist Herzeleid, ihr süßer Lohn eine bittere Noth, ein langes Leben ein jäher Tod. Wir haben nichts gewisses, als heute Wohl und morgen Weh und zuletzt den Tod. Das ist eine jämmerliche Noth. Gegen den Tod schützt weder Geburt noch Gut, weder Schönheit, Stärke, noch hoher Muth. Genüber von ihm sind Ehre und Tugend, gemeine Geburt und Untugend gleich. Unser Leben und unsere Jugend ist wie ein Nebel, ein Staub, ein zitternd Laub. Bei uns Menschen ist über den faulen Mist der ‚Pfeller‘ (kostbarer Seidezeug) ausgebreitet; wen nun der Glanz verleitet, der ist zur Hölle geboren und hat Seele und Leib verloren. Bedenket, gute Mutter, bei eurer Sorge für mich das alles wohl, und mäßiget den Schmerz, welchen ihr meinethalben habt. So möge es auch der Vater, der mir alles Glück gönnt, wohl erwägen. Er ist ein so biederer und verständiger Mann, daß er wohl einsieht, ihr werdet mit mir, wenn ich noch länger lebe, nicht mehr lange eure Freude haben. Bleibe ich noch zwei, drei Jahre ledig bei euch, so stirbt mein Herr vielleicht und ihr kommet in so große Noth durch Armut, daß ihr mir das nöthige Geld zu einem Manne nicht geben könnet und ich müßte dann so ärmlich leben, daß ich lieber gestorben wäre. Tritt aber solche Noth nicht bei uns ein, widerfährt uns auch sonst nichts Schlimmes, bleibt uns unser lieber Herre so lange erhalten, bis man mich einem Mann gibt, der reich und würdig, so ist geschehen, was ihr begehret und ihr glaubet mich glücklich. Anders hat es mir der Geist eingegeben. Wird mein Ehegemahl mir lieb, so fürchte ich stets

ihn zu verlieren; wird er mir verhaßt, so ist das mein Tod. So hän ich immer Leid, ein mühe- und sorgenvolles Leben und wie andere Weiber mit mancherlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen, die keine Freude aufkommen lassen. Setzet mich in den Vollgenuß des wahren Glückes, das unvergänglich ist. Meiner begehrt ein freier Bauer, dem ich mich mit Leib und Seele gern ergebe. Fürwahr, dem sollt ihr mich geben, dann bin ich gut versorgt. Deß' Pflug geht sehr gut, auf seinem Hofe findet sich alles in Hülle und Fülle, ihm stirbt weder Roß noch Rind, ihm fallen keine schreienden Kinder zur Last, da ist es weder zu kalt noch zu heiß, da altert niemand, der alte wird jünger, da gibt es weder Frost noch Hunger, da gibt es kein Leid, da ist ungetrübte Freude ohne Arbeit. Zu solch' einem Bauern will ich ziehen, und das Feld fliehen, welches Feuer und Hagel trifft, die Wasserflut fortschwemmt, und auf dem man im Schweiße seines Angesichts arbeiten muß. Was man in einem ganzen Jahr darauf erarbeitet hat, das zerstört ein halber Tag. Solches Feld will ich nicht haben, es sei von mir verwünscht. Ihr liebet mich: das ist billig. Nun wünsche ich aber, daß eure Liebe nicht zur Lieblosigkeit an mir werde. Wenn es euch gegeben ist, recht und gut an mir zu handeln, und wenn ihr mir Ehre und Gut gönnet, so lasset mich heimziehen zu unserem Herren Jesu Christ, deß' Gnade unwandelbar ist, und der zu mir Armen eine so große Liebe hat als zu einer Königin. Ich will für immer dahin, wo ich volle Freude finde. Ihr habt noch mehr Kinder, lasset die eure Freude sein und tröstet euch über meinen Verlust. Denn fürwahr, es soll mich niemand daran hindern, meinen Herrn und mich zu retten. Mutter, ich habe dich wohl sagen und klagen hören, es thäte deinem Herzen weh, solltest du auf meinem Grabe stehen. Deß' wirst du sicherlich enthoben, denn wenn ich sterbe, so geschieht es zu Salerno. Da soll uns alle vier der Tod erlösen von der Hölle und den bösen Geistern. Durch diesen Tod entrinnen wir dem Verderben, doch ich viel besser als ihr."

Als Vater und Mutter sahen, wie ihr Kind so freudig und entschlossen dem Tod entgegengehe, so weise sprach und sich übermenschlich stark zeigte, da huben sie in nächtlicher Stille an, mit einander davon zu reden, daß aus keines Kindes Munde solche Weisheit kommen könne, der heilige Geist müsse ihm solches eingegeben haben, der auch den heiligen Nikolaus bewacht, da er in der Wiege lag und ihn die Weisheit lehrte, daß er sein kindlich Gemüth zu Gott kehrte. Sie beschlossen von Stund an, ihr Kind nicht mehr an der Ausführung seines Vorhabens hindern zu wollen, da solches ihm von Gott eingegeben sei. Wohl kam es sie sehr hart an. Als sie solch' schweren Entschluß ge-

faßt hatten und an dem Bette ihres Kindes saßen, überlief es sie eiskalt, ihre Sinne waren ganz verwirrt, keines konnte ein Wort sprechen. Die Mutter fiel vor Jammer in Krämpfe. Aber sie fügten sich in das Unvermeidliche und thaten dem Mädchen ihre Zustimmung kund.

Deß' freute sich die reine Maid über die Maßen. Kaum war der Tag angebrochen, da eilte sie hin, wo ihr Herre schlief. Sein ‚Trutgemahele' (seine liebe Braut) rief ihm und sprach: „Herre, schlafet ihr?" ‚Nein, Gemahele, warum bist du heute so früh?' antwortete er. „Herre, mich treibt der Jammer eurer Krankheit zu euch," versetzte sie. ‚Daß solche dir so großes Leid verursacht, deß' bin ich überzeugt, möge es dir Gott vergelten, aber es ist mir nicht zu helfen,' sprach der Unglückliche. „Ja doch, lieber Herre mein," erwiederte darauf das Mädchen, „euch wird noch geholfen, da es mit euch also steht, daß ihr doch noch geheilt werden könnet, so lasse ich euch keinen Tag länger warten. Herre, ihr habt uns doch gesagt, wenn ihr eine Jungfrau gewinnen könntet, die für euch den Tod litte, so würdet ihr genesen. Die will ich, weiß Gott, selber sein, euer Leben ist nützer denn das meine."

Da dankte der Herre dem Mädchen herzlich für seinen guten Willen, vor Rührung füllten sich seine Augen im Geheimen mit Thränen und er sprach: „Gemahele, glaube mir, der Tod ist keine so geringe Noth, als du dir hast gedacht. Ich bin überzeugt, daß du mir helfen möchtest, wenn es möglich. Das ist mir genug. Ich erkenne deine liebreiche Gesinnung an, dein Wille ist rein und gut; ich begehre auch nicht mehr von dir. Du kannst mir aber unmöglich gewähren, was du da gesagt hast. Deine Treue gegen mich soll dir Gott vergelten. Die Leute im Lande würden darüber spotten, wenn, zu welchen Heilmitteln ich greifen würde, es alles vergeblich wäre. Gemahele, du handelst wie die Kinder: was denen in den Sinn kommt, es sei übel oder gut, das führen sie eiligst aus und hernach gereuet es sie sehr. Also thust auch du. Deine Mutter und dein Vater können dich nicht entbehren. Ich soll ihnen, die mir so viel Gutes thun, auch nichts Leids wünschen. Was sie beide dir rathen, das thue." Mit Lachen sagte er solches, da er nicht für möglich hielt, was später doch geschah.

Darauf entgegneten der Vater und die Mutter der Maid: „Lieber Herre, ihr habt uns viel Guts und Ehre erwiesen, das müssen wir euch mit Gutem vergelten. Unsere Tochter ist entschlossen, den Tod für euch zu leiden, das gestatten wir ihr gern. Es ist heute der dritte Tag, daß sie uns unablässig mit ihren Bitten um unsere Einwilligung bestürmt hat, nun hat sie solche erlangt. Gott lasse euch durch sie genesen, wir wollen sie für euch hingeben."

Als des Armen Heinrichs „Gemahele“ sich bereit erklärt hatte, zu seiner Heilung den Tod zu leiden, und man sah, daß es ihr damit voller Ernst war, da gab's großes Leid und viel Jammer in dem Hause. Zwar setzten Vater und Mutter der Ausführung ihres Entschlusses keinen weiteren Widerstand entgegen, nichtsdestoweniger huben sie an den Tod ihres lieben Kindes bitter zu beweinen, auch den Herrn ergriff bei dem Gedanken an die große Treue des Kindes Reue und Schmerz, er fieng an zu weinen, und quälende Zweifel erfaßten ihn, ob man es geschehen lassen oder hindern soll. Aus Furcht, ihr Herre sei zage, es auszuführen, weinte auch die Maid. So waren sie alle tiefbetrübt.

Am Ende entschloß sich der „Arme Heinrich“ doch, das Erbieten der guten Maid anzunehmen, worüber sich diese hoch erfreute. Zuvorderst bezeugte er nochmals ihr und ihren Eltern seinen großen Dank für ihre Treue und Güte und rüstete sich darauf schleunigst zur Fahrt nach Salerno. Auch alles für die Maid hiezu erforderliche ließ er eiligst herbeischaffen: schöne Pferde und reiche Gewänder, wie sie solche zuvor nie getragen: Hermelin und Sammt, den besten Zobel, der zu finden war.

Wer möchte es aber übernehmen, das Herzeleid und Klagen der Mutter, den Schmerz des Vaters mit Worten zu beschreiben, als sie von ihrem im Vollgenuß der Gesundheit stehenden Kinde auf Nimmerwiedersehen Abschied nehmen mußten. Und ihr Jammer beim Abschied wäre noch viel größer gewesen, wenn nicht der gnädige Gott, welcher ihrem Kinde auch den Entschluß, in den Tod zu gehen, eingegeben, ihr Leid gemildert hätte.

So fuhr die Maid mit ihrem Herrn fröhlichen Muthes nach Salerno und nur der weite Weg dahin und daß sie noch so lange leben sollte, verdroß sie. Als sie am Ziel ihrer Fahrt angelangt waren, da that der „Arme Heinrich“ seinem Meister freudig kund, er habe eine Jungfrau hergebracht, der er sich zu seiner Heilung bedienen soll und stellte sie ihm vor.

Das däuchte dem Arzt unglaublich. „Kind,“ sprach er, „ist das dein freier Entschluß oder hat dich Bitte oder Drohung deines Herrn dazu gebracht?“ Darauf antwortete ihm die Maid, der Entschluß komme aus ganz eigenem Antrieb.

Deß' wunderte er sich über die Maßen und führte sie in ein besonder' Gemach. Da beschwor er sie feierlich, ihm zu sagen, ob ihr Herre ihr den Entschluß durch Drohung abgenöthigt habe? Er sprach: „Kind, du mußt dich wohl besinnen, denn wenn du nicht gerne stirbst, so verlierst du wohl dein junges Leben, uns, mir und dem Herren aber

frommt es nicht das geringste. Verhehle mir nichts. Ich sage dir, wie dir geschieht. Du mußt dich völlig entkleiden. Bedenke, was das für dein Schamgefühl sein wird! Ich binde dir Beine und Arme, ich schneide dir lebendig das Herz aus dem Leibe. Stelle dir vor, wie schmerzhaft dies für dich sein muß! Und nun sage mir, Maid, steht dein Entschluß immer noch fest? Daß ich es also thun und deine Schmerzen sehen soll, darauf ist mir selbst sehr Angst. Erwäge wohl: gereuet es dich im geringsten, so han ich meine Arbeit und du hast dein Leben verloren.“ Hoch und theuer wurde sie abermals beschworen, davon abzustehen, wenn sie nicht ihrer Standhaftigkeit versichert sei.

Darauf sprach mit lachendem Munde die Jungfrau: „ich bin ganz darauf gefaßt, und getröste mich deß', daß der Tod noch an heutigem Tage mich von aller weltlichen Noth erlösen wird. Gott möge es euch, lieber Herre, lohnen, daß ihr mir offen die Wahrheit gesagt. Zwar bin ich, ehrlich gestanden, in einem Theil verzagt: ich zweifle nämlich, ob unser Vorhaben bei eurer Zaghaftigkeit den erwünschten Erfolg haben werde und ob es einzig darum nicht lieber unterbleiben solle. Eure Rede geziemet eher einem Weibe, ihr seid ein Hasenherz. Ich fürchte darum, ihr werdet nicht mit eurer großen Meisterschaft verfahren. Ich bin ein Weib und han die Kraft: habt nur ihr den Muth, das Herz mir auszuschneiden, ich fühle mich so stark, es auszuhalten. Mein Muth dazu ist so fest, daß es mir ist, als sollte ich zu einem Tanze geh'n. Getrauet ihr euch, meinem Herren seine Gesundheit und mir das ewige Leben zu geben, so thut es um Gottes Willen, aber bald. Lasset sehen, was für ein großer Meister ihr seid; ich kann es fast nicht erwarten. Thöricht wäre es von mir, der gemeinen Maid, auf die Himmelskrone zu verzichten.“

Als der Meister sich überzeugt, daß die Jungfrau ganz ohne Tadel und fest entschlossen war, brachte er sie zu dem siechen Manne und sprach zu ihm: „es ist unzweifelhaft, eure Maid ist zu dem Vorhaben vollkommen gut, darum habet fröhlichen Muth, ich mache euch bald gesund. Und nun führte er sie in sein heimlich' Gemach, beschloß die Thüre und warf den Riegel für. Der Herr sollte die Maid nicht sterben sehen.

Da hieß er dieselbe sich entkleiden. Voll Freude schnürte sie die Kleider auf. Der Meister aber ward bei ihrem Anblick so sehr von Erbarmen ergriffen, daß er beinahe den Muth zu dem Werke verloren hätte, doch faßte er sich wieder.

Ein hoher Tisch stand da; den hieß er die Maid besteigen und darauf band er sie ganz fest. Darnach ergriff er ein langes und breites Messer, welches er sonst bei seinen Geschäften gebrauchte. Um solches

recht scharf zu machen, strich er es sorgfältig an einem harten Wetzstein, denn er wollte aus innigem Mitleiden durch kräftige Schnitte die Qualen der Maid möglichst kürzen. Das Wetzen des Messers hörte der „Arme Heinrich“, welcher vor der verschlossenen Thüre der Kammer stand. Es erbarmte ihn sehr, daß er sein „Gemahele“ nicht mehr sollte lebend sehen. Nun suchte und spähte er herum, bis er an der Thüre eine Spalte fand. Durch die schaute er hinein und ersah die schon auf den Tisch gebundene Maid. Da sprach er zu sich selbst: das ist ein thörichter Gedanke, daß du einen Tag leben willst gegen Gottes Fügung, der niemand entgehen kann. Du weißt gar nicht, was du thust, daß du, der du doch einmal sterben mußt, dies schimpfliche Leben, das dir Gott zugeschickt, nicht ganz williglich erträgst und noch dazu nicht weißt, ob dich des Kindes Tod genesen macht. Was dir Gott beschert hat, das laß ohne Murren über dich kommen. Alsobald war er entschlossen, die Maid vor dem Tode zu retten. Er hub an, an die Wand zu pochen und verlangte Einlaß. Der Meister aber sprach: „ich habe jetzt keine Zeit, euch aufzuthun.“ „Nein, Meister, höret mich an,“ rief Heinrich hinein. „Herre, ich will nicht, wartet, bis ich fertig bin,“ war des Meisters Antwort. „Neinâ, höret mich noch vorher an,“ rief Heinrich wieder hinein. „Nun saget mir's durch die Wand,“ erwiederte darauf der Arzt. „Das kann nicht sein, es handelt sich um etwas wichtigeres,“ versetzte zuletzt Heinrich.

Darauf wurde er eingelassen und gieng alsogleich zum Tische hin, wo die Maid gebunden lag. Zum Meister sprach er: „dies Kind ist so wonniglich, daß ich es nicht sterben sehen kann. Wir müssen sie aufbinden und leben lassen. Ich gebe euch gleichwohl das ausbedungene Silber.“

Als die Maid ersah, daß man sie nicht sterben lassen wollte, da wurde sie erst traurig. Darauf gebärdete sie sich wie eine Rasende, kratzte und raufte sich, so daß sie Jedermann zu Thränen rühren mußte. Untröstlich schrie sie, „weh mir Armen, o weh! wie wird es mir nun ergehn! Muß ich also die reiche Himmelskrone verloren han? Die wäre mir für mein Leben zugefallen. Nun bin ich erst todt. O weh, gewaltiger Christ, um welche Ehren sind wir, mein Herre und ich, gekommen! Wenn es vollbracht worden wäre, so würde er gesund und ich ewig selig geworden sein.“

So bat sie inständig um den Tod, aber all' ihr Bitten war vergeblich. Da hub sie an zu schelten und sprach: „ich muß für meines Herrn Zagheit büßen. Die Leute haben mich belogen, mir gesagt, ihr, mein Herre, seid bieder und gut und habet festen Mannesmuth. Ihr waret von jeher und seid noch ein Erzfeigling.“

Wie sie auch bat und schalt, es half ihr nichts. Sie mußte am Leben bleiben. All' das Schelten nahm der Arme Heinrich mit Ruhe und ohne Groll auf, wie es einem frommen Ritter geziemet, dem es an feiner Sitte nicht fehlt. Und nachdem der unglückliche Herr seiner Maid wieder neu' Gewand verschafft und den Arzt bezahlt hatte, fuhr er stracks in die Heimat. Wohl wußte er, daß dort jedermann seiner spotten werde, aber er stellte es ganz Gott anheim.

Die gute Maid hatte sich durch Weinen und Klagen fast bis zum Tode abgehärmt. Da erkannte ihre Treue und ihr Leid der Allwissende, dem keines Herzens Thor verschlossen ist. Nachdem es Ihm in Seiner Gnade gefallen hatte, sie wie Hiob zu prüfen, da offenbarte er auch, wie lieb ihm die Treue ist, machte den „Armen Heinrich“ rein und gesund und nahm von ihnen beiden alles Leid.

Auf der Heimreise genas der Herre so vollkommen von seiner abscheulichen Krankheit, daß er wieder jung, wie ein Zwanzigjähriger wurde. Diese wunderbare Wandlung entbot er seinen Freunden in der Heimat, damit sie sich zum voraus seiner glücklichen Rückkehr freuen sollten.

Auf diese Kunde ritten sie ihm drei Tagereisen weit entgegen. Sie konnten es nicht erwarten, bis sie sich mit eigenen Augen von dem Gotteswunder überzeugen konnten. Auch der Maier und sein Weib verließen so bald als möglich ihr Gehöfte und machten sich auf den Weg, ihrem Herren und Kinde entgegen. Ihre Freude, diesen und ihre Tochter wieder gesund sehen zu dürfen, ist nicht zu beschreiben. Sie wußten bei der ersten Begegnung mit den Zurückkehrenden nicht, wie sie sich gebärden sollten; gar wunderlich benahmen sie sich bei der Begrüßung; bald lachten, bald weinten sie vor Freude; mehr als dreimal küßten sie ihre Tochter.

Zum freundlichen Willkommen in ihrer Heimat Schwaben erhielten sie kostbare Geschenke. Gott weiß es, den Schwaben muß jeder biedere Mann, der sie in ihrem Lande kennen gelernt hat, bezeugen, daß es nirgends gutwilligere Leute gibt. Wie den Herren seine Landsleute aufnahmen, wie es darnach ergieng, was soll ich davon mehr erzählen? Kurz gesagt: er wurde an Gut und Ehren reicher denn zuvor. Das verwandte er alles zum Dienste Gottes, dessen Gebote er fortan gewärtiger ward, denn ehe. Davon hatte er auch ewigen Ruhm.

Dem Maier, welcher mit seinem Weibe an ihm Gut und Ehre wohl verdient hatte, gab er alsbald nach seiner Rückkehr das große Hofgut, beides Grund und Boden und die Hörigen. Seine „Gemahele“ stattete er mit allem, was zu einem sorgenlosen, gemächlichen Leben gehört, so reichlich aus, wie wenn's wirklich sein Ehegemahl gewesen. Und das hatte es auch wohl um ihn verdient.

Bald gaben ihm weise Leute unter seinen Freunden den Rath, er solle sich vermählen. Doch waren nicht alle dieser Meinung. Darum bat er seine Verwandten zu sich, entbot auch seine Dienstmannen auf seine Burg, um mit ihnen allen seine Heirath zu besprechen. Da erhub sich ein großer Streit unter ihnen. Der eine rieth dies, der andere das.

Als der Rath so gar verschieden ausgefallen war, da ergriff der Herre Heinrich das Wort und sprach: „Euch ist allen wohlbekannt, daz ich noch vor Kurzem den Leuten ein Gräuel war; jetzt verabscheuet mich weder Mann noch Weib, seitdem ich auf Gottes Geheiß wieder rein und gesund worden. Nun rathet mir, wie ich diese göttliche Gnade vergelten soll." Sie sprachen: nehmet euch vor, ihm mit Gut und Leben zu dienen. Sein „Trutgemahele" (seine liebe Braut) stand bei ihm; die sah er gar liebevoll an, umarmte sie und sprach: „euch allen ist wohl bekannt, daß ich durch diese gute Maid, die ihr hier bei mir stehen sehet, meine Gesundheit wieder erlangt habe. Dabei ist sie so frei als ich bin.[3] Daher ist mein Entschluß, sie, wenn es Gott gefällt, zum Weibe zu nehmen. Wenn es aber nicht sein kann, fürwahr so will ich ohne Weib absterben, denn ihr habe ich Ehre und Leib zu verdanken. Ich will, so wahr mir Gott gnädig ist, euch Alle bitten, daß ihr dazu Ja und Amen saget."

„Nû sprâchen s'alle gelîche (einstimmig),
bêde arm und rîche,
ez waere ein michel fuoge (ganz am Platze).
dâ wâren pfaffen genuoge:
die gâben si ime ze wîbe.
nâch süezem lanclîbe (langem Leben)
dô besâzen si gelîche (mit einander)
daz êwige rîche.
als müeze (so möge) ez uns allen
ze jüngest (an unserem Ende) gevallen (zufallen).
der lôn den si dâ nâmen,
des helfe uns got. amen."

Achter Abschnitt.[1]

Des „römischen“ (deutschen) Königs Rudolf I. vom Hause Habsburg erste Heerfahrt gegen den Böhmenkönig Ottokar 1276.[2]

„Kein vogel[1] kan uz allen landen wider in nu gekriegen;
sich muoste ein löuwe uz Beheim[2] under sine klawen smiegen.“

[1] Nämlich der „adel ar von Rom“ (d. i. der römische König Rudolf I. vom Hause Habsburg).

[2] König Ottokar von Böhmen, dessen Wappen ein gekrönter Löwe war.

Konrad „von Würzburg“, ein bürgerlicher (Meister-)Sänger aus Basel, gest. 1287. v. d. Hagens Minnesinger Bd. II. S. 334 f.

Erstes Kapitel.

I.

Wie es zu solcher gekommen, der Kriegsplan verabredet worden, und Rudolf sich gerüstet.

An den Ostmarken des deutschen Reichs zwischen Donau und Oder saßen als Vasallen desselben die Fürsten des ausgedehnten Böhmerlandes. Sie führten in alten Zeiten den Titel Herzog; Kaiser Friedrich der Rothbart aber erhob den damaligen Herzog von Böhmen, welcher ihm bei Unterwerfung des von Polen behilflich gewesen, dafür zum König. Wohl hat er so des Reiches Glanz und Ehre erhöht, damit aber dessen Oberhaupt einen nur um so widerwilligeren Vasallen, ja am Ende mächtigen Rivalen geschaffen. Denn schon der strenge Kaiser Heinrich III., welchen man den Schwarzen nennt, und der etwa hundert Jahre vor dem Rothbart regiert hat, war genöthigt gewesen, den aufrührerischen Herzog von Böhmen mit Waffengewalt zum Gehorsam gegen des Reiches Haupt zurückzuführen.

Und als Rudolf I. vom Hause Habsburg, der „arme Graf", wie ihn seine Gegner, besonders der damalige Böhmenkönig spöttisch genannt, zum römischen König erhoben worden, da wiederholte sich jenes Schauspiel und zwar in viel großartigerer Weise. Kein Wunder! Mehr als zweihundert Jahre waren seit dem Aufstand jenes Böhmenherzogs dahingegangen; der längst mit der Königskrone geschmückte Herrscher des Landes war inzwischen noch viel mächtiger geworden. Es hatte nämlich Ottokar, welcher zur Zeit des Grafen Rudolf von Habsburg auf dem böhmischen Throne gesessen, in den gesetzlosen und unheilvollen Zeiten des Zwischenreichs die schönen Reichslande Oesterreich, Steier, Kärnthen und Krain wie auch Striche von Ungarn an sich gerissen und so an Deutschlands Ostmarken ein Reich gegründet, wie kein anderer deutscher Fürst eines besessen. So war Rudolf von Habsburg Ottokar gegenüber von Hause aus allerdings ein „armer Graf." Und es mögen, wenn die Einen sagen, der stolze und herrschsüchtige Böhme habe darnach getrachtet, auch noch die Krone eines römischen Königs und Kaisers auf sein Haupt zu bringen, die Andern aber behaupten, er habe in seinem Stolze die ihm angebotene deutsche Krone geringschätzend zurückgewiesen, beide Meinungen gleich berechtigt sein. [3]

Gewiß aber ist, daß König Ottokar von Böhmen nach der am 1. Oktober 1273 zu Frankfurt am Main erfolgten Wahl des Grafen Rudolf von Habsburg zum römischen König durch seine Bevollmächtigten sofort gegen dieselbe hat protestiren lassen, was allerdings ohne Erfolg gewesen, da alle anderen Wahlfürsten, darunter insbesondere Herzog Ludwig von Baiern und Pfalzgraf bei Rhein mit derselben einverstanden waren. Nicht minder gewiß ist auch, daß Ottokar bei der päbstlichen Kurie, welche in so guten Beziehungen zu ihm gestanden, mit der schwärzesten Schilderung der Zustände des deutschen Reichs und in den heftigsten Auslassungen über Rudolf gegen dessen Wahl hat Verwahrung einlegen lassen.

Deutschland, so führte Ottokars Schreiben an den Pabst Gregor X. aus, in sich durch die fürstlichen Interessen getheilt und zerrissen — was allerdings zu einem guten Theil leider wahr gewesen — sei durchaus unfähig geworden, die christliche Kirche im Abendlande noch weniger vollends jenseits des Meeres zu vertheidigen; alle Hoffnungen des christlichen Glaubens können nur auf das starke einheitliche Böhmenreich und dessen König, nicht aber auf den neugewählten römischen König, „der sich mit dem Bettelsack auf dem Rücken zur Höhe des Kaiserthums hinaufschwingen wolle," gesetzt werden.

Aber auch König Rudolf wandte sich an den Pabst, indem er am 9. April 1274 an diesen, beziehungsweise die damals zu Lyon tagende

große Kirchen-Versammlung eine Gesandtschaft, bestehend aus seinem Kanzler, dem Probst Otto von St. Wido in Speier, dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg vom Hause Zollern u. a. abordnete. Dieselbe war mit sehr ausgiebigen, fast unbeschränkten Vollmachten versehen, hatte auch Schreiben an den heiligen Vater und das Kardinals-Collegium zu überbringen, welche natürlich aus des Kanzlers Feder geflossen waren. Von denselben war dasjenige an den Pabst überaus demüthig und unterwürfig, das an die Kardinäle nicht minder schmeichelhaft abgefaßt. Jenes läßt den neugekrönten König sagen, er habe mit zitternder Seele reiflich überlegt, welch' hohe Bedeutung der an ihn ergangene Ruf der göttlichen Fügung in sich fasse, seie sich seiner Unzulänglichkeit auch wohl bewußt, habe aber im Vertrauen auf den Beistand von Oben sich doch bereit erklärt, die ihm übertragene hohe Würde anzunehmen und bitte darum den heiligen Vater um Bestätigung seiner Wahl zum römischen König und ihm günstige Entscheidung des darüber entstandenen Streites. Das Schreiben an die Kardinäle preist diese als die „Säulen der Weltordnung" und vertraut in dem Kronenstreit auf deren Weisheit und Gerechtigkeit, indem es den König geloben läßt, er werde, sofern es nur nicht zur Zerreißung des Reiches führe, den Befehlen des Pabstes und der Kardinäle in allen Stücken getreulich nachkommen. Dazu war der Erzbischof von Köln für den ersten Habsburger auf dem deutschen Throne bereits kräftig eingetreten, indem er dem Pabst die (?) „einhellig" erfolgte Wahl desselben kund gethan, auch inständig gebeten, er möge „diesen Sohn" aufnehmen, und in dessen Namen die Versicherung ertheilt hatte, derselbe werde sich als unerschrockener Kämpe der heiligen Kirche und unbesiegter Vertheidiger des katholischen Glaubens erweisen.

So war also dem Stuhl von Rom, was er längst beansprucht, das Recht zuerkannt, in letzter Instanz darüber zu entscheiden, wer würdig sei die deutsche Krone zu tragen. Und Gregor entschied zu Gunsten Rudolfs, indem er eben noch auf der Kirchenversammlung zu Lyon am 26. September 1274 denselben nicht blos als „römischen" König anerkannte, sondern ausdrücklich dazu „ernannte", und in einer feierlichen Bulle der ganzen Christenheit, Deutschen, Walen (Wenden), Laien und Pfaffen als solchen vorstellte.

„Sie soll zum Herren immer han
den König von Rome Rudolf
und ihm mit Treuen beigestahn;
wer ihn irret oder ihm widerstaht,
den der Pabst nicht für einen Kristen hat (hält)."

So Meister Friedrich von Sonnenburg, wahrscheinlich ein Tiroler und Zeitgenosse von Kaiser Rudolf.

Diese für Rudolf so günstig ausgefallene Entscheidung der päbstlichen Kurie war von demselben aber durch die weitgehendsten Zugeständnisse und Versprechungen in Betreff der von früheren Kaisern und Königen den Päbsten gegebenen Verschreibungen und Privilegien insbesondere hinsichtlich der Garantie der weltlichen Herrschaft derselben erkauft worden.

Wenn nun auch hieraus ersichtlich ist, daß Rudolf in dem Kronenstreit mit Ottokar den Pabst fast um jeden Preis für sich günstig stimmen wollte, so dürfen wir doch nicht annehmen, er habe etwa wie König Adolf, sein Nachfolger am Reich, in unbedachtsamer oder gar hinterlistiger Weise Versprechungen auf Versprechungen gegeben, um sich den Besitz der Krone zu sichern. Sicherlich waren die Instruktionen, welche König Rudolf seinen Machtboten an den Pabst ertheilt, das Ergebniß vorausgegangener reiflicher Berathungen desselben mit Männern seines besondern Vertrauens, bei welchen wir neben dem bereits genannten Kanzler des Königs mit Recht an den Helden unseres Bilderkreises, seinen Schwager, den Burggrafen Friedrich von Nürnberg vom Hause Zollern und den Grafen Heinrich von Fürstenberg, welche in der Zeit vom Februar bis Mitte des April 1274 in Rudolfs Umgebung waren,[4] denken dürfen. Da werden sich denn der König und seine Räthe wohl vergegenwärtigt haben, welch großen Nachtheil die italienische Politik der Kaiser aus dem hohenstaufischen Hause der Entwicklung und Machtstellung des deutschen Reichs gebracht, wie schrecklich dieses unter dem beständigen Hader zwischen den Kaisern und Päbsten gelitten, und wie sehr Deutschland des Friedens, der Ruhe und inneren Sammlung seiner Kräfte bedürfe. Und man wird zu dem Entschlusse gelangt sein, die als schädlich erkannte italienische Politik sei, indeß unbeschadet der Rechte auf die Lombardei, aufzugeben, mit dem Pabste möglichst Frieden zu halten und die Wiedergeburt des deutschen Reichs solle die Hauptaufgabe sein.

Der Pabst hatte es aber nicht bei der feierlichen Anerkennung und Proklamirung Rudolfs bewenden lassen, sondern auch den Böhmenkönig zur unbedingten Unterwerfung unter das neugewählte Reichsoberhaupt förmlich aufgefordert. Dieser erklärte sich aber nur dann hiezu bereit, wenn ihm zuvor der damalige Umfang seines Reiches, d. h. der Besitz auch der deutschen Reichsländer Oesterreich, Steier, Kärnthen und Krain garantirt worden sei. Darauf gieng aber König Rudolf nicht ein, sondern schritt in ganz legaler, herkömmlicher Weise gegen Ottokar ein, indem er auf dem Reichstag zu Nürnberg (November 1274) vor den versammelten Fürsten, Grafen und Herren Klage erhob gegen denselben als einen Widersacher und unbotmäßigen Vasallen des Reichs. Darauf

bestieg nach altem Recht und Brauch Herzog Ludwig von Baiern, Rudolfs Tochtermann, als Pfalzgraf bei Rhein den Richterstuhl und that mit Rath und Zustimmung der Fürsten den Spruch, daß für's Erste Rudolf als römischer König von allen Reichs-Gütern, über welche seit Kaiser Friedrichs II. Absetzung durch den Pabst (1245) verfügt worden und von sonstigen demselben inzwischen heimgefallenen oder gewaltsam genommenen Lehen Besitz ergreifen solle. Für's Zweite: daß jeder Vasall, welcher binnen Jahr und Tag die Belehnung mit seinen Lehen bei seinem neuen Lehensherren nicht nachgesucht, derselben verlustig sei, und für's Dritte: daß der Pfalzgraf bei Rhein den in beiden Fällen befindlichen König von Böhmen auf den 23. Januar kommenden Jahres nach Würzburg vor sich laden solle. Das geschah denn auch unverweilt; aber Ottokar stellte sich nicht in Würzburg, obgleich ihn der Pabst inzwischen nochmals zur Unterwerfung aufgefordert hatte. Da lud ihn der römische König auf den nächsten Mai nach Augsburg. Auf demselben war das Reich von weltlichen Fürsten nur von dem mehrerwähnten Herzog Ludwig von Baiern und dem Titular-Herzog des von Ottokar in Besitz genommenen Kärnthen, dagegen durch eine sehr namhafte Zahl von deutschen Bischöfen vertreten. Von Grafen wohnte Rudolfs vertrautes Kleeblatt Burggraf Friedrich von Nürnberg, die Grafen Albert von Hohenberg und Heinrich von Fürstenberg an. Der Böhmenkönig hatte sich aber wieder nicht gestellt, dagegen in der Person des Bischofs Wernhart von Seckau einen Bevollmächtigten gesandt. Derselbe war indeß nicht gekommen, um seinen Herrn etwa zu entschuldigen oder dessen Nichterscheinen zu rechtfertigen, sondern um von Neuem und nun vor dem versammelten Reichstag die Rechtmäßigkeit der Wahl Rudolfs zu bestreiten. Er that's in einer langen und gelehrten lateinischen Rede. Und gut war's für ihn, daß seine allermeisten Zuhörer nicht Latein verstanden haben, denn er fieng bald an, in seiner Rede Rudolfs Wähler, zu welchen doch auch der gerade anwesende Herzog von Baiern gehörte, mit Schmähworten zu überschütten. Sonst hätten die deutschen Ritter ihm seine „Platte, wie hoch sie ihm auch geschorn war, zerschlagen“ und das Maul gestopft. Dem König aber riß ob der Unverschämtheit des böhmischen Machtboten, auf einem deutschen Reichstag eine lateinische Rede zu halten, bald die Geduld. Er unterbrach denselben mit den Worten: „Habt Ihr's mit einem Pfaffen zu thun und wollt lateinisch reden, so sparet's auf, bis Ihr in den Chor nach Trier oder Mainz kommt; habt Ihr aber mit mir oder den Reichsfürsten zu handeln, so kann man Eurer gelehrten Rede nicht folgen. Wenn ich Euch erlaubte, nach Pfaffenart in Latein mit Laienfürsten und Herren zu verhandeln, so würden die es mir übel

vermerken, sie säßen vor Kaiser und Reich wie Thoren und Stumme.“ Laut verlangten darauf Fürsten, Grafen und Freie, der König ihr Herr solle sie bei ihrem alten Recht, daß auf deutschen Reichstagen in Deutsch mit ihnen zu verhandeln sei, erhalten. Und als vollends lautbar geworden, der Bischof habe in seiner Rede die Wahlfürsten geschmäht, da erhub sich ein gewaltiger Sturm im Saale. In Herzog Ludwig, der dadurch persönlich beleidigt worden, kochte es wieder wie in seinen jungen Jahren (s. S. 163). „Der soll's büßen mit seinem Leben, wenn ich darob auch in dem ewigen Höllenpfuhl brennen muß,“ sprach er und drohte mit geballter Faust dem Pfaffen. Und da und dort steckten die empörten Ritter die Köpfe zusammen und rathschlagten schon, wie man den Unverschämten niederwerfen und sicher aufheben wollte. Da legte sich, den Sturm klug beschwichtigend, der König in's Mittel, indem er die Aufmerksamkeit der Fürsten, Grafen und Herren auf anderes lenkte. Des Böhmenkönigs Machtbote aber verlangte sicheres Geleit zur Heimkehr und erbat sich vom Könige, der ihn fragte, wen er hiezu wünsche, gerade die, welche er als seine heftigsten Gegner kennen gelernt hatte. [5] Und recht schlau war das von ihm berechnet. Auf diese Weise machte er sie unschädlich, denn er hatte doch solche Achtung vor deutscher Treue und deutschem Worthalten, daß er überzeugt war, die deren Schutz er sich anvertraue und die solchen übernehmen, werden, wenn sie auch sonst seine erbittertsten Feinde seien, ihm kein Haar krümmen. Seine Bitte wurde ihm gewährt und wohlbehalten kehrte er auch zu seinem stolzen königlichen Herrn zurück.

Und dieser zeigte sich, wiewohl Pabst Gregor X. eben um die Zeit des Augsburger Reichstages ihm hatte erklären lassen, er könne an den Reichsgesetzen nichts ändern, wolle auch den König Rudolf nicht hindern, von ihm (Ottokar) zu fordern, was des Reiches sei — eine Sprache, welche man von den Päbsten nicht viel gehört — doch zu nichts bereit. Bald nach Ablauf des bereits erwähnten Reichstages sandte nämlich der römische König laut Beschluß desselben den Burggrafen Friedrich von Nürnberg, welcher sich auch sonst als gewandter Unterhändler (Diplomat) erprobt, an den Böhmenkönig ab, um diesen nochmals auffordern zu lassen, er solle die Reichslande Oesterreich, Steiermark &c. herausgeben, dagegen die Belehnung mit Böhmen und Mähren nachsuchen und so Rudolf von Habsburg faktisch als seinen Oberlehensherrn anerkennen, wenn er sich nicht des Reiches Hulden verlustig machen wolle. Der Burggraf vollführte auch, als er vor Ottokar gebracht war und die Briefe seines königlichen Herrn und der Fürsten überantwortet hatte, auch ihm zu reden erlaubt worden, seinen hohen Auftrag ebenso würdig und taktvoll als unerschrocken. Der Böhmenkönig

aber entgegnete: „Heißet den König und die Fürsten in der Sache mit mir nur säuberlich fahren, weilen ich zu den Jahren kommen bin, daß ich mich gut auf Gewinn oder Verlust verstehe; die Forderung ist mir allzu stark, und ich will Euch wissen lassen, was Rechtens ich zu den Landen han." Das that darauf auch Ottokar. Des römischen Königs Machtbote gieng aber nicht auf dessen Ausführungen ein, sondern sprach, nachdem er Ottokarn anderes, was der nicht gern gehört, fürgelegt: „Herr König, ich will mit Urlaub heimkehren, was entbietet Ihr meinem Herrn?" Zornbleich versetzte darauf der Böhme: „was ich gesagt, dabei bleibt's; meine Macht reicht so weit, daß Euer Herr mich füglich ungeschoren lassen sollte; ich wär' ein elender Feigling, wenn ich zwei solche Lande, wie Oesterreich und Steier aus Furcht nach Schwaben * sandte; noch manch' ein Geier wird Aas fressen, bis Euer Herr mir solche abdroht oder abgewinnt." Also sprach Ottokar und betheuerte es mit schwerem Schwur.[6] Darnach fuhr der Burggraf von dannen und überbrachte die üble Botschaft seinem Herrn, dem römischen Könige.

Nun wird mancher unserer Leser und nicht ohne Berechtigung erwarten, es werde auf dieses überaus trotzige, herausfordernde Gebahren des Böhmenkönigs unverweilt von Reicheswegen über denselben die Acht ausgesprochen und ihm der Krieg erklärt worden sein. Damit hatte es aber bei den damaligen Zuständen in Deutschland noch gute Wege. Ueber dieselben, insbesondere die Stellung der Kurherrn und der anderen deutschen Fürsten zu ihm täuschte sich König Rudolf auch keinen Augenblick. Denn wenn er sich vornehmlich als Graf wiederholt als Mann rascher Entschlossenheit und kühner That erprobt, so tritt er, zum Reichs-Regiment gelangt, uns als äußerst bedachtsamer, nüchterner Real-Politiker entgegen und die Ueberlieferung sagt, er habe, wenn ihn seine Umgebung zu raschem Entschluß und Handeln gedrängt, derselben nicht selten den Erfahrungssatz entgegen gehalten: „mit Eil' manch' Ding verdorben wird."

Es gieng auch nach dem Reichstag von Augsburg (Mitte Mai bis Mitte Juni 1275) über ein Jahr hin, ehe Rudolf es für räthlich hielt, nachdrücklich gegen den trotzigen böhmischen Vasallen vorzugehen. Hiezu kam es erst auf dem Reichstag zu Ulm (Mitte des Juli 1276). Zunächst wurde der mehrerwähnte Burggraf von Nürnberg mit dem Ultimatum an Ottokar abgesandt und nun erst, als auch solches ohne Erfolg geblieben, über denselben die Reichsacht ausgesprochen und ihm der Krieg erklärt. Sodann wurde der mächtige hochangesehene Graf Main-

* Wohl spöttische Anspielung darauf, daß König Rudolf ein Schwabe war.

hard von Tirol, mit dessen Tochter Rudolfs Erstgeborner Albrecht damals bereits vermählt war, zum „Reichsvikar“ (Statthalter) der Herzogthümer Oesterreich, Steiermark rc. bestellt. Der sollte der Erhebung des reichsgetreuen Adels der Herzogthümer zum einheitlichen, legalen Stützpunkt dienen und mit dessen Hilfe, sowie der seiner Bundesgenossen die böhmische Herrschaft in denselben stürzen. In diesen Tagen verabredete man zu Ulm im Rathe des Königs, dabei unser Graf Albert, auch den Feldzugsplan. Nach demselben sollte der Burggraf von Nürnberg mit den Mannschaften seines Burggrafenthums und ansehnlichen eigenen Territoriums zuvörderst einige nordwestliche böhmische Grenzplätze, vorab Eger, wo man noch Sympathien für das Reich hatte, in seine Gewalt bringen; darauf wollte Rudolf mit der Hauptmacht, welche sich um Nürnberg sammeln sollte, in das Böhmerland selbst eindringen, zu gleicher Zeit habe des Königs Erstgeborner, Graf Albrecht, mit den Aufgeboten aus den habsburgischen Stammlanden und der Landgrafschaft Ober-Elsaß durch das Salzburgische in das Herzogthum Oesterreich einzufallen und seinem Schwiegervater Graf Mainhard die Hand zu bieten.

Die Achtserklärung hätte Rudolf wohl schon früher von dem Reichstag erlangt, aber derselbe gab auch jetzt ihm nicht das starke Schwert des um ihn gescharten einigen Reiches in die Hand, und solche war nur eine matte formelle Legitimation eines schwachen Bruchtheiles desselben zu seiner Heerfahrt gegen den Böhmenkönig. Denn wie schon auf dem Reichstag zu Nürnberg (November 1274), da kaum mehr als ein Jahr seit seiner feierlichen Krönung verflossen war, außer dem Pfalzgrafen bei Rhein, seinem Eidam, von den Kurfürsten bloß der Mainzer angewohnt, im Uebrigen das Reich nur durch Bischöfe und des Königs meist versippten Anhang aus schwäbischen und fränkischen Grafen- und Herren-Geschlechtern — darunter, wie bereits bemerkt, in erster Linie unser Held, ferner Heinrich von Fürstenberg und Burggraf Friedrich von Nürnberg[7] — vertreten war, so auch auf dem von Augsburg (Mai 1275) und dem von Ulm (Juli 1276), nur fehlte beide Male auch noch der Mainzer. Die Kurherren und alle anderen weltlichen deutschen Fürsten, den Herzog Ludwig von Baiern kaum ausgenommen,* fanden ein energisches Vorgehen gegen ihren unbotmäßigen Kollegen in Böhmen nicht in ihrem Interesse.

Auf Grund des Ulmer Reichstags-Beschlusses sandte König Rudolf Boten und Briefe aus an die deutschen Fürsten, Grafen und Herren und ließ sie zu der beschlossenen Heerfahrt gegen Ottokar aufbieten.

* Siehe in Abschnitt 9 Rudolfs zweite Heerfahrt gegen Böhmen.

Aber von den meisten, selbst von manchen Grafen aus seiner schwäbischen Heimat wurde der Aufforderung nicht entsprochen, wie wir unten des Näheren ausführen werden. Es ist uns indeß nichts davon überliefert, daß Rudolf, selbst nachdem er auch aus dem zweiten Kriege mit Ottokar siegreich hervorgegangen (s. Abschnitt 9), gegen die Vasallen des Reichs, auch nicht gegen die kleineren, welche die Heeresfolge verweigert haben, deßhalb eingeschritten. Gerade hundert Jahre vorher (1176) hatte auch ein Reichsfürst dem Oberhaupte die Heeresfolge verweigert, mußte aber, wiewohl er just der mächtigste war, seinen Ungehorsam schwer büßen. Der unbotmäßige Vasall war der stolze Welfe, Heinrich der Löwe, Herzog von Baiern und Sachsen, sein hoher Lehensherr Kaiser Friedrich I. vom Hause der Staufer, genannt der Rothbart. Jener wurde auf dem Reichstag zu Ulm seiner Herzogthümer, der schönsten des Reichs, für verlustig erklärt, und mußte, nachdem er später den Kaiser vergebens fußfällig um Gnade angefleht, in die Verbannung wandern.

Von dem alten Heerbann, welcher gewisse Klassen von gemein- und edelfreien Grundbesitzern, vor allen aber die Besitzer von Benefizien und Lehen des Reiches und Kaisers (Königs) auf eigene Kosten zum Kriegsdienst verpflichtet hatte, war zu Rudolfs Zeiten längst nichts mehr zu merken, die sehr herabgeschmolzene Klasse der Gemeinfreien aber der Waffenehre für unwürdig gehalten. Die allermeist zu Rosse kämpfenden Dienstmannen, wiewohl von Hause aus unfrei, und der Adel (Grafen und freie Herren) bildeten die Kriegerkaste, welche den Kern des Reichsheeres ausmachte.

Die Grafen, ursprünglich königliche Beamte und Träger von Reichslehen (ihrer Grafschaften) waren, nachdem diese längst erblich geworden, schon vor Rudolfs Zeiten nahezu kleine souveräne Fürsten des Gottesgnadenthums, betrachteten sich wenigstens als solche.[8] Und wollte der Kaiser oder König in einem Reichskriege ihre Hilfe gewinnen, so bedurfte es zumal bei einer langen, weiten Heerfahrt besonderer Bitten, Zusagen von Sold in klingender Münze oder Verschreibung von Rechten, Einkünften und Gütern, des Versprechens der Verköstigung, Entschädigung für erlittene Verluste an Rossen, Rüstungen und Waffen.[9] So hatte denn König Rudolf bei Aufbringung eines nur einigermaßen achtunggebietenden Reichsheeres zu der böhmischen Heerfahrt vor Allem eine reichgefüllte Kriegskasse nöthig. Solche aus eigenen Mitteln seiner Grafschaft Habsburg und denen, welche ihm als König zu Gebote standen, zu beschaffen, war rein unmöglich. Jene hatten nach Abzug dessen, was seine zahlreichen Dienstmannen und Vasallen verschlungen, kaum hingereicht, seine und seiner zahlreichen Familie Be-

dürfnisse, als er noch Graf war, zu befriedigen.[10] Die Einkünfte von Rechten und Gütern des Reichs, welche seine „Civiliste“ bildeten, waren aber nach den massenhaften Verschleuderungen und Veräußerungen seiner Vorgänger im Laufe langer Zeit so sehr herabgeschmolzen, daß Rudolf auch als Reichsoberhaupt fast beständig an Geldmangel litt.

Da waren es nun die weiteren schweren Opfer, durch die der König sein gutes Einvernehmen mit dem Pabst Gregor X. bis an dessen Tod erhalten, welche vornehmlich ihm die Geldmittel zu seiner ersten Heerfahrt beschafften.

Im Oktober 1275 kam nämlich die seit geraumer Zeit geplant gewesene Zusammenkunft Rudolfs mit dem Pabste in Lausanne zu Stande. Beide „Herrscher der Welt“ erschienen mit zahlreichem glänzendem Gefolge von geistlichen wie weltlichen Fürsten, vielen Grafen und Herren. Der Pabst mit sechs Kardinälen, sechzehn Bischöfen (darunter aber nur zwei deutsche, die von Basel und Constanz, unter den fremden der von Paris); der König mit seinem Tochtermann dem Herzog Ludwig von Baiern (der einzige Kurfürst), sonst vornehmlich einer großen Anzahl deutscher Grafen, darunter neben dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg unser Graf Albert und sein Bruder Burkard und deren nächster Nachbar Herrmann von Sulz. Ja es fehlten nicht erlauchte Frauen, in erster Linie die Königin mit ihren älteren Kindern, die Gräfin von Pfirt und andere. Rudolf, welcher es sonst liebte, einfach, ohne jeglichen Prunk aufzutreten, und es nicht unter seiner Würde fand, im Feldlager sein Wams selbst zu flicken, gieng bei diesem festlichen Anlaß von seiner Gewohnheit ab, denn er ließ für sein unmittelbares Gefolge, seine Hofbeamten und ritterlichen Dienstmannen für 900 Mark Silber kostbare Gewänder anfertigen.[11]

Bei dieser Zusammenkunft mit dem Pabst hat denn auch der König seinen früheren Versprechungen gemäß, an heiliger Stätte, in dem kurz zuvor von Gregor selbst geweihten Dome, vor den versammelten geistlichen und weltlichen Fürsten, Grafen und Herren mit einem feierlichen in die Hand des heiligen Vaters geschworenen Eide für sich und alle seine Nachfolger am Reich gelobt, alles das unverbrüchlich zu halten, was seine Machtboten in seinem Namen in Lyon versprochen hatten (siehe S. 342 f.). Insbesondere versprach er, dem päbstlichen Stuhle auch alle diejenigen weltlichen Besitzungen zu verschaffen, „welche zum Patrimonium S. Petri zwar gehören, sich aber zur Zeit noch in fremden Händen befinden,“ auch das Königreich Sicilien demselben erhalten zu wollen. Und auch in Betreff des von dem Pabst eifrigst betriebenen Kreuzzuges kam Rudolf ihm bereitwilligst entgegen, indem er dem schon bei seiner Krönung gegebenen Versprechen gemäß, sich mit dem Kreuze

bekleiden ließ. Und als darauf auch der greise Pabst ein Gleiches gethan, da erfaßte die zahlreiche hohe Versammlung eine solche Begeisterung, daß selbst die Königin, die Gräfin von Pfirt und andere hochedle Frauen, von den Grafen und Herren, darunter unser Held, über fünfhundert das Kreuz nahmen, wiewohl seit einer langen Reihe von Jahren namentlich in Deutschland die Begeisterung für die Kreuzzüge ganz erkaltet war, und man gerade zu Rudolfs Zeiten dieselben als eine Lächerlichkeit ansah und das Zustandekommen eines Zugs in das heilige Land für eine bare Unmöglichkeit hielt. [12]

Seinerseits versprach der Pabst dem Könige nicht nur, er wolle ihn am nächsten Pfingstfeste in Rom feierlich zum römischen Kaiser krönen, sondern wies ihm zur Bestreitung des Aufwandes für die Romfahrt 12,000 Mark Silber an und gab ihm überdies lehnungsweise noch 4000 weitere. [13] Denn Gregor wünschte, Rudolf sollte mit einer achtunggebietenden Kriegsmacht, an der Spitze von 2000 Rittern, zur heiligen Stadt fahren.

Nachdem aber Pabst Gregor X. schon im Anfang des Jahres 1276 gestorben, kam Rudolfs Romfahrt auf die angesetzte Zeit und schließlich überhaupt nicht zu Stande. Er trug aber um so weniger Bedenken, die ihm für dieselbe ausbezahlten Gelder zu seinen Kriegsrüstungen gegen Ottokar von Böhmen zu verwenden, als der dahin gegangene Pabst sein (Rudolfs) bewaffnetes Vorgehen gegen letzteren gebilligt hatte. Zu den also von dem Pabste erhaltenen großen Baarsummen kamen noch manche andere, wenn auch weniger erhebliche, welche sich Rudolf von den Reichsstädten zu verschaffen wußte. Da machte er denn die ihm treu ergebenen von denselben durch Vermehrung ihrer Freiheiten zu Spendung von Geldbeiträgen geneigt; andere aber, deren Reichstreue wankend geworden, mußten die verlorene Huld durch Geld erkaufen, so Frankfurt am Main, dem eine Buße von 1200 Mark auferlegt worden.

Mit diesen Geldern und durch Anweisungen auf Reichseinkünfte warb der König namentlich aus den Reihen der zahlreichen ritterlichen Dienstmannen Streiter für die böhmische Heerfahrt, so u. a. aus Schwaben den St. Gallischen Schenken Konrad von Landegg (s. unten Kap. 2, VI.) und Gozwin von Hohenfels,* welch' letzterem er 100 Mark Silber Dienstgelder auf des Reiches Mühlen bei Ueberlingen verschrieb. So erscheint es denn glaubhaft, daß zur Zeit, da sich der König zum böhmischen Feldzug anschickte, es mit seiner Kriegskasse schlecht bestellt

* Burgruine bei Sipplingen am Boden-(Ober-)See. Diesem Dienstmannen-Geschlecht gehörte der Minnesänger Burkard von H. an, welcher in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gelebt hat.

gewesen, wenn auch die darauf bezügliche, uns von einem Zeitgenossen Rudolfs überlieferte Anekdote zu stark aufgetragen hat. Als, so wird nämlich erzählt, Rudolf im August 1276 auf einer Fahrt von Basel über Worms nach Nürnberg, wo sich das Reichsheer zu sammeln hatte (s. Kap. 2) zu Mainz in Herberge lag, sprach der Herr von Klingen, einer seiner Vertrauten, als über die Heerfahrt verhandelt wurde, zu ihm: „Herr, wer ist denn euer Schatzmeister?“ Darauf versetzte der König: „ich habe keinen Schatz, brauche darum auch keinen Schatzmeister; meine ganze Barschaft besteht nur aus fünf Schillingen geringer Münze.“ Da sprach der von Klingen: „Wie wollt ihr denn also für euer Heer sorgen?“ Rudolf aber antwortete: „wie der Herr mir immer beigestanden, so wird er auch auf diesem Zuge für mich sorgen.“

Aber auch auf anderen Wegen wußte sich der kluge König Genossen und Helfer zu verschaffen. So sieht man ihn und die Königin als Gäste bei dem glänzenden Feste, welches Graf Theobald von Pfirt an Pfingsten des Jahres 1276 gegeben und welchem Fürsten, Grafen und Herren anwohnten. Und der gräfliche Wirth schloß sich, mit ihm gewiß noch mancher seiner Gäste, des Königs Heerzug gegen Böhmen an.

Neben der Beschaffung der zur Heerfahrt nöthigen Geldmittel war der umsichtige, nichts überstürzende König auch bemüht, dieselbe in manch' anderen Richtungen vorzubereiten: mancherhand Hindernisse hinwegzuräumen, die Wege zu öffnen und ebnen, sich und seinen Anhängern den Rücken zu sichern, Bundesgenossen zu gewinnen, dagegen seinen Gegner zu isoliren und von mehreren Seiten zu bedrohen. Da waren in erster Linie die vieljährigen Streitigkeiten zwischen seinem Tochtermann, dem Herzog Ludwig von Oberbaiern, und dessen Bruder Heinrich, Herzog von Niederbaiern, beizulegen, dieser darnach von dem Böhmenkönig, zu welchem er hielt, abzubringen und allerwenigstens zur Neutralität zu bestimmen. Im Mai 1276 gelang es auch dem Bischof von Regensburg und dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, seinen treuen Anhängern und erprobten Unterhändlern, zwischen den genannten beiden Brüdern vorläufig einen dreijährigen Frieden zu Stande zu bringen. Die mächtigen Kirchenfürsten von Salzburg, Regensburg und Passau, deren Kirchen in den von dem Böhmenkönig in Besitz genommenen Herzogthümern begütert waren und vielfach über Vergewaltigung desselben zu klagen hatten, den Patriarchen von Aquileja, den Bischof von Trient, wie auch die mächtigen Grafen von Görz und Tirol gewann er zu seinen Bundesgenossen. Daneben blickte, Dank der böhmischen Gewaltherrschaft und Tyrannei, in den Herzogthümern, vornehmlich in Steier der Adel auf König Rudolf als seinen Retter,

und wartete nur auf das Zeichen zur allgemeinen Erhebung. Und in dringendster Weise forderten geheime Boten denselben, als ihren Oberlehensherrn auf, er solle eilends herniederfahren, wenn er nicht wolle, daß Land und Leute verderben und in Zagheit versinken. „Die Edelsten unseres Landes,“ also schilderte der edle Steirer Herr Hertnid von Wildon die traurigen Zustände seines Vaterlandes, „sind weggeschleppt worden, schmachten in schauerlichen Kerkern böhmischer Zwingburgen, oder sind, wie der greise Lichtensteiner, ihrer unmenschlichen Haft bereits unterlegen; viele stolze Schlösser des Steierlandes sind gebrochen, aus anderen sind die Herren mit Weib und Kind vertrieben und böhmisches Kriegsvolk haust darin. Aus ist's mit Gesang und Reigen der sonst so lebensfrohen Steirer; Grabesstille herrscht in dem Lande; umlauert von dem Argwohn der fremden Vögte und ihrer Späher ist's öde geworden auf Straße und Markt, denn selbst ein unzufriedener Blick kann Kerkerhaft bringen. Schon läuft die Schreckensbotschaft durch das Land, es sei an den Statthalter Milota, unsern Henker, aus Prag das Gebot ergangen, es sollen von den Vornehmsten der Städte und Burgen nach Böhmen Geiseln gesandt werden: wo kein Sohn vorhanden sei, eine Tochter; wo die Kinder in Sicherheit gebracht, der Vater, wäre er auch siech und wanke dem Grabe zu, einzuliefern.“ Und Wernhard von Wolkersdorf, der geheime Bote aus Oesterreich, berichtete dem König aus seiner Heimat also: „Auch in meinem Lande, Herr König, gährt es unter den Edlen und dem Landvolke gewaltig ob der Böhmen Hoffahrt und Tyrannei. Manch' geheimen Anhänger an Euch gibt es bei uns, aber groß ist die Furcht vor dem Grimm des Böhmenkönigs, der unerbittlichen Strenge seiner Vögte und der Spürnase der Späher, welche diese überallhin aussenden. Auf allen Wegen und Straßen, also ist der Befehl ergangen, sollen dieselben die Wanderer, Arm und Reich, Reiter und Fußgänger, anhalten, durchsuchen, ob sie nicht eine Botschaft an Euch, Herr König, oder sonst ihnen verdächtig Scheinendes fänden. Und unerbittlich wird, wer also befunden, dem Galgen oder Rad überliefert; darum darf ich mit meinem Gefährten von großem Glück sagen, daß es unserer List gelungen, ungefährdet durchgekommen zu sein. Aber auch der böhmische Adel,“ fuhr Wernhard fort, „seufzt tief unter dem Joch der Tyrannei, welches ihm sein König auferlegt hat, und mancher tapfere Mann reicht von dort herüber euch und uns die Hand, um es abzuschütteln. Der mannhafte Borso von Riesenburg, das zahlreiche Geschlecht der Rosenberge und Andere stehen zu uns. Was in Böhmen unseres deutschen Stammes ist, fühlt sich gedrückt, denn mit glühendem Haß gegen Alles, was deutsch ist, herrscht jetzt an Ottokars Hofe der Kanzler Peter. Slavi-

sches Blut rollt in seinen Adern. Selten mehr erscheint in Prag des Königs früherer Rathgeber, der weise und besonnene Bischof Bruno von Olmütz; mit scheelen Augen wird er angesehen und mißtrauisch nimmt man seine Rathschläge auf, denn er ist unseres Stammes, ein Deutscher." [14]

So durfte König Rudolf zur Zeit auf den reichsgetreuen Adel von Steiermark sicher zählen, hatte im Hochsommer 1276 im Süden der Donau bereits festen Fuß gefaßt und durch seine Bundesgenossen dort den Kampf gegen die böhmische Herrschaft eingeleitet. Zugleich war der Erzbischof von Salzburg mit den Waffen der Kirche, Bann und Interdikt, gegen den Böhmenkönig vorgegangen und hatte dessen Unterthanen in den Herzogthümern ihres Gehorsams gegen denselben entbunden.

Noch war aber Niederbaiern nicht für das Reich gewonnen, dazu gab's im Westen desselben noch manches zu ordnen, ehe der König selbst den Krieg gegen Böhmen beginnen konnte. In Schwaben und am Rhein war Ruhe und Ordnung immer noch nicht völlig hergestellt; dort mußte sich Rudolf des Gehorsams von Grafen, Herren und Reichsstädten versichern, um sich den Rücken zu decken und seinen Anhängern die Theilnahme an der bevorstehenden Heerfahrt zu ermöglichen. Da gab's auf den Hoftagen, welche Rudolf im Frühling und Anfang des Sommers 1276 in mehreren rheinischen Reichsstädten gehalten, im Kreise seiner vertrauten Anhänger, unter denen unser Held Graf Albert selten gefehlt, manch' ernste Berathung, welche des Reiches Haupt hie und da eine schlaflose Nacht eingebracht haben mag.

II.

Ein heiterer Zwischenfall.

Aus dieser sorgenvollen Zeit des Königs hat uns indessen eine über manche Spezialitäten aus dem Leben desselben gut unterrichtete Quelle die ergötzliche Geschichte der Begegnung Rudolfs mit der Mainzer Bäckersfrau [15] überliefert, welche füglich hier eine Stelle findet und beweist, daß ihn auch in den Tagen schwerer Herrschersorgen der heitere Humor, in dem er es liebte, auch mit Geringen im Volke in nicht gemachter leutseliger und scherzhafter Weise zu verkehren, nicht verlassen hat.

Eines Tages war es zur Zeit, als Rudolf zu Mainz Hof hielt, in der Frühe empfindlich kalt, was ihn, der gewöhnt war, bald sein Lager zu verlassen, sehr belästigte, da er in seinem Gemach kein

Kamin hatte. Da traf es sich, daß der Herberge des Königs gegenüber ein Bäckerhaus stand, in dem, wie er bemerken konnte, in der frühen Morgenstunde alles beschäftigt war. Da fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, bei dem Bäcker könntest du dich an dem Kohlenfeuer wärmen. Eiligst kleidete er sich in einen ganz gewöhnlichen Leibrock, wie solchen unbemittelte ritterliche Dienstmannen als Hauskleid zu tragen pflegten — denn er liebte ja überhaupt die Einfachheit — gieng zu dem Bäcker hinüber und setzte sich ohne Weiteres zu dem Becken mit den glühenden Kohlen, um sich zu wärmen. Da fuhr ihn des Bäckers Weib, welche den König zumal in solcher Gewandung nicht kannte, unwirsch an und sprach: „Ist es auch Brauch, daß ein Rittersmann bei einem armen Weibe einkehrt?" Der König aber entgegnete in ganz demüthiger Weise: „Liebes Weib, lasset Euch durch meine Anwesenheit nicht stören und seid mir nicht böse; ich bin ein alter Kriegsmann, habe all' mein Gut im Dienste des schäbigen Königs Rudolf verbraucht, nun aber läßt er mich allen seinen Versprechungen entgegen darben." Da sprach das Weib: „So, Ihr folgt dem König Rudolf, dem gemeinen, blinden alten Manne, dem Sohne eines schlechten Weibes. Der hat ja das ganze Land verwüstet und den Armen auch ihr Weniges geraubt. Da geschieht Euch Recht, wenn Ihr darbet und es Euch schlecht geht." Darauf erwiederte der vermeintliche Kriegsmann: „was hat Euch denn König Rudolf Uebels gethan, daß ihr also auf ihn schimpfet?" Da sprach das Weib, indem es mit großer Bitterkeit in ihren Schmähungen über den König fortfuhr: „ich und alle Bäcker dieser Stadt, mit Ausnahme von zweien, sind durch seine Schuld verarmt und können nicht mehr zu unserem früheren Wohlstande kommen. Darum, Herr, hebt euch von hinnen, ihr störet uns in unserem Geschäft." Aber der König, welcher den ganzen Auftritt und die Schimpfreden des Weibes ergötzlich fand, machte keine Miene, sich zu entfernen. Da ergriff das hiedurch noch mehr aufgebrachte Weib ein Gefäß mit Wasser, goß es über das Becken mit den glühenden Kohlen und beschmutzte zugleich den Rock des ritterlichen Mannes (Königs). Nun machte sich der König von dannen und begab sich — schon dämmerte der Morgen — eiligst in seine Herberge.

Als er nun des Tages mit seinem Gefolge beim Mahle saß und der Truchseß u. a. einen köstlichen Schweinskopf auf die königliche Tafel setzte, da fiel ihm sein Erlebniß mit der Bäckerin ein und schnell fuhr ihm durch den Kopf, wie er nach der von ihm beliebten Weise derselben ihr Gebahren vergelten könnte. Er ließ seine Wirthin rufen und sagte zu ihr: „Da nehmet diese Schüssel mit dem gebratenen Schweinskopf, dazu ein Viertel Wein, bringet solches Eurer Nachbarin,

der Bäckerin da drüben, und saget ihr, das schicke ihr der alte Kriegsmann zum Danke dafür, daß er sich heute Morgen bei ihrem Kohlenfeuer gewärmt habe. Sie solle sich alles wohl schmecken lassen." Erstaunt sahen ob dieses seltsamen Auftrags die Herren von des Königs Tisch einander an. Als aber die gerufene Wirthin weggegangen war, löste er ihnen das Räthsel, indem er sein Morgen-Abenteuer erzählte, und dabei nichts von den Schimpfreden der Bäckerin vergaß oder verschwieg. Da gab's großes Gelächter und Jedermann war darauf begierig, was nun die Bäckerin thun werde. Als diese durch das Geschenk von des Königs Tafel inne geworden war, daß der vermeintliche Rittersmann, bei dem sie den König so sehr geschmäht, dieser selbst gewesen, erschrak sie über die Maßen, ließ Schweinskopf und Wein stehen, eilte in die königliche Herberge, stürzte in den Saal hinein, in dem Rudolf mit Grafen und Rittern saß, that einen Fußfall vor dem König und bat flehentlich um Verzeihung und Gnade. „Die soll dir auch werden," sagte er, „aber nur unter der Bedingung, daß du jetzt vor diesen Herren die Schmähungen laut wiederholst, welche du heute früh über den König Rudolf ausgestoßen hast." Und darauf beharrte er; kein Bitten, kein Flehen, es möchte ihr solches erlassen werden, half. Da faßte sie ein Herz und that, wie der König wollte. Darnach ließ man sie abziehen. Und schallendes Gelächter, das nicht enden wollte, hub sich im Saale.

Zweites Kapitel.

Der Krieg beginnt.

I.

König Rudolf mit dem in und um Nürnberg sich sammelnden „Reichsheer". Der Bestand und die muthmaßliche numerische Stärke desselben.

Dem in Ulm verabredeten Feldzugsplan und den ergangenen Weisungen gemäß sammelten sich die König Rudolf zuziehenden Streiterhaufen im August des Jahres 1276 bei Nürnberg. Die geographische Lage von Nürnberg, nicht weit von Böhmens Nordwest-Grenze, die sehr ansehnliche Reichsstadt an und für sich selbst, zumal in einer großen, reich mit Dörfern besäten Ebene gelegen, eignete sich hiezu vortrefflich. Die sie überragende Reichsveste war seit zweihundert Jahren ein Lieblingsaufenthalt der Kaiser und Könige und schon manche Reichsver-

sammlung hatte lange vor König Rudolf in den Mauern der Stadt getagt. Das Burggrafenschloß [16] zwischen der Kaiserfeste und Stadt, die Zollerburg, die Edelhöfe in und bei der Stadt, die stattlichen Häuser der reichen Kaufherren derselben boten gute Herbergen für die hohen Herren im Gefolge Rudolfs, und was darin nicht Platz fand, konnte in dem großen, nur wenige Stunden entfernten Schlosse Kadolzburg, wo Burggraf Friedrich, des Königs Freund, meist wohnte, untergebracht werden. Zu den beliebten Jagdvergnügen bot der nahe große Reichswald gute Gelegenheit. König Rudolf nahm natürlich auf der Reichsfeste Herberge, der Burggraf bezog während des Reichstages sein Schloß am Fuße der Reichsfeste und unser Graf Albert wie auch Heinrich von Fürstenberg mögen dort dessen Gäste gewesen sein, und waren so auch ihrem Könige nahe. Wem von den geistlichen Fürsten es in der volkreichen Stadt und inmitten des zahlreichen Kriegsvolkes zu lärmend war, fand stilleres Quartier auf der Kadolzburg.

König Rudolf trifft man zu Nürnberg in der zweiten Hälfte des August, bei ihm von den geistlichen Kurfürsten allein den Erzbischof von Mainz, von den weltlichen nur den Herzog Ludwig von Baiern, von den übrigen deutschen Fürsten aber nicht einen einzigen (s. unten S. 360). Und wenn sich der Mainzer zu der Heerfahrt eingestellt, so geschah es wohl, um, zumal in seiner Stellung als Erzkanzler des Reichs, im Rathe des Königs dafür zu sorgen, daß mit dem Knaben Absalon (Ottokar) schließlich fein säuberlich verfahren werde. Daß er Rudolf die zahlreiche Vasallen- und Dienstmannschaft seines reichen Erzstifts zugeführt, ist uns von keiner Seite überliefert. Solches ist nur von dem Erzbischof von Salzburg zu rühmen, in dessen Interesse die Unterwerfung und Demüthigung des stolzen, zugreifenden Böhmenkönigs allerdings sehr gelegen war. Von den deutschen Bischöfen dagegen hat eine ansehnliche Zahl die Heerfahrt mitgemacht und sich zum Theil schon in Nürnberg eingefunden, so u. a. die von Bamberg, Würzburg und Trient. Waren doch die Kirchenfürsten des Mittelalters in der Regel edler oder doch ritterbürtiger Abkunft und mehr Ritter oder weltliche Herren als Priester, mehr auf Heerzügen, in Feld- und Hoflagern zu sehen, als am Altar, mehr in Waffenrüstung und zu Rosse denn im Meßgewand. Darum stellt der fahrende Sänger, genannt der Marner, ein Schwabe und Zeitgenosse des Königs Rudolf, an die Bischöfe seiner Zeit die Frage: „wer hat euch gelehrt, daß ihr unter Helmen reiten und die Inful, das Zeichen der Versöhnung und des Friedens, ablegen sollet?" und macht ihnen den Vorwurf: „euer Krummstab ist zum langen Speer gewachsen; in eurem Trachten nach weltlichem Besitz sprechet ihr nur, gib her." [17]

Von weltlichen Reichsständen stellten sich verhältnißmäßig am zahlreichsten mit ihren Mannschaften die Grafen ein, unter diesen vornehmlich die mit dem König verwandte Sippschaft aus Schwaben. Es waren in erster Linie Rudolfs beide Schwäger, unser Graf Albert und sein Bruder Burkard, Pfalzgraf Rudolf von Tübingen, der Königin mütterlicher Oheim, die Grafen Heinrich von Fürstenberg und Hugo von Werdenberg (Montfort), Rudolfs leibliche Vetter, sodann neben diesen des Königs sonstiger Anhang in Schwaben: die Titularherzoge Konrad und Ludwig von Teck, die Markgrafen Heinrich von Hachberg (Baden) und Heinrich von Burgau (Baierisch-Schwaben), die Grafen Ludwig von Oettingen, Manegold von Nellenburg und Otto von Eberstein. Sodann zogen dem Könige aus den Rheinlanden und benachbarten Strichen mit ihren Mannen zu: Landgraf Heinrich von Hessen, die Grafen Eberhard von Katzenelnbogen (im Nassauischen), Heinrich von Sponheim (bei Kreuznach), Emich und Friedrich von Leiningen,* Theobald von Pfirt, Ludwig von Honberg (im Frickthale bei Basel).

Von alten schwäbischen freien Herren, welche die Heerfahrt mitgemacht, ist uns nur Otto von Wöllwarth** überliefert.

Eine sehr namhafte Zahl von ritterlichen Dienstmannen aus verschiedenen Gegenden des Reiches, namentlich Schwaben, den Rheinlanden und der Wetterau aber gewann der König für den Zug durch Zusage von Soldgeldern und mancherhand Vergünstigungen (s. S. 351). Wir haben von solchen aus Schwaben bereits einen Ritter von Hohenfels und den St. Gallischen Schenken Konrad von Landegg genannt; zu denselben kommt noch ein Elsäßer, genannt Püller (s. S. 376 ff.).

So bestand denn das Heer, welches dem Ruf des Reichsoberhaupts gefolgt war und sich bei Nürnberg um dasselbe gesammelt hatte, in der Hauptsache nur aus den Aufgeboten von einem weltlichen Kurfürsten und etwa zwanzig Grafen*** nebst einigen hundert Soldrittern zumeist aus dem Südwesten von Deutschland. Selbst aus Schwaben, des Königs Heimat, hatten sich angesehene Grafen nicht eingestellt, wie der Markgraf von Baden, die Freiburger, Zollern, Wirtemberger, Helfensteiner u. a.

Versuchen wir es, die numerische Stärke des deutschen Heeres, welches Ende August bei Nürnberg stand, annähernd zu schätzen, indem wir nicht nur annehmen, alle die obgenannten Grafen, deren Theilnahme an der ersten böhmischen Heerfahrt wir aus zufällig auf uns

* Ruinen des Schlosses Alt-Leiningen im Kreis Grünstadt (Rheinbaiern).

** Ein in Württemberg noch blühendes Freiherren-Geschlecht.

*** Die Herzoge von Teck, deren Macht nicht größer war, als die der Grafen, auch als solche gezählt.

gekommenen Urkunden wissen, seien schon bei Nürnberg zu dem König gestoßen, sondern es seien deren noch mehr, etwa sogar 30 gewesen, und indem wir uns auf andere diesfallsige bestimmte Angaben stützen,[18] dabei aber auch berücksichtigen, daß bei einer weiteren, länger andauernden Heerfahrt die zugezogenen Mannschaften stets weniger zahlreich waren, so ergibt sich nach unserer Schätzung eine ungefähre Totalstärke von rund 2200 Rittern und 3000 sonstigen Streitern,[19] unter welchen wir begreifen leichte Reiter adeliger oder doch ritterbürtiger Herkunft [Speer-(Edel-)Knappen], gemeine Reiter (Reisige) und Fußgänger, darunter Bogen- und Armbrustschützen, andere die mit Spießen, Streitäxten u. a. bewaffnet waren.

Das war also nach unserer höchst wahrscheinlich noch zu hoch angenommenen Schätzung die Kriegsmacht, welche in und um Nürnberg stand, und das „heilige römische Reich deutscher Nation" unter Rudolf, dem ersten Habsburger auf dem deutschen Thron, in welchem der um dessen Geschichte gleichwohl hochverdiente Kopp den (?) „Wiederhersteller" desselben gesehen, seinem Oberhaupt zur Verfügung gestellt hat, als es sich endlich darum handelte, die Reichsacht durchzuführen gegen den Böhmenkönig, welcher als Vasall Gesetz und Herkommen des Reiches beharrlich Hohn gesprochen und sich an Land und Leuten desselben vergriffen.

Erwägt man dabei, daß verwandtschaftliche[20] und andere nähere Beziehungen Rudolfs zu vielen der mit ihm ausgezogenen Fürsten und Grafen (fast allen schwäbischen) demselben einen sehr namhaften Theil der bezifferten Streitmacht zugeführt haben; zieht man ferner in Betracht, daß, wie wir oben bereits bemerkt, der König, auch nachdem er schließlich aus dem Kampfe mit Ottokar als Sieger hervorgegangen war, diejenigen Reichsstände, welche seiner dringenden Aufforderung zum Zuzuge keine Folge geleistet, nicht zur Verantwortung gezogen, so erscheint unter Rudolf I. von Habsburg die Autorität des Reichsoberhaupts in sehr mattem, die Zerfahrenheit der Zustände des Reichs, die Verlockerung des Bandes zwischen Haupt und Gliedern, insbesondere die Selbstsucht der Reichsstände aber in grellstem Lichte. Mancher unserer Leser aber mag nun eine Vergleichung anstellen zwischen der Streitmacht, welche das Reich seinem ersten Haupt aus dem Hause Habsburg gestellt und dem, über welches der erste Hohenzollern auf dem deutschen Kaiserthron zu gebieten hat, wenn es gilt, die Ehre und Rechte des Reichs mit dem Schwerte zu wahren.

Es wird ein neuer Feldzugsplan verabredet.

Sicherlich hat König Rudolf während seines mehr als vierwöchentlichen Aufenthalts in Nürnberg auf das Anrücken weiterer Mannschaften

gerechnet. Als er sich aber in dieser Hoffnung getäuscht sah, da muß ihm der in Ulm verabredete Feldzugsplan, seinen tapferen Gegner, dessen Heeresstärke ihm nicht unbekannt geblieben sein konnte, im eigenen Lande anzugreifen, als ein Wagniß erschienen sein. Darum berief er, wie wir uns füglich vorstellen dürfen, als erfahrener Feldherr und fürsichtiger Staatsmann außer seinem Eidam, dem Herzog Ludwig von Baiern, seine treuesten Anhänger und erprobtesten Rathgeber — den Burggrafen Friedrich von Nürnberg, die Grafen Heinrich von Fürstenberg, seinen Schwager Albert von Hohenberg, den Helden unseres Bilderkreises, Hugo von Werdenberg (Montfort), Eberhard von Katzenelnbogen — eines Tages ganz im Geheimen zu sich auf die Reichsveste, um ihnen seine Bedenken mitzutheilen und ihre Meinung zu hören.

„Die Reichsacht, meine liebwerthen Freunde," also hub der König an, „haben wir vornehmlich auf Andringen unseres treuen Freundes auf dem Salzburger Stuhl über den trotzigen böhmischen Vasallen ausgesprochen. Aber das Reich umgibt uns nicht mit der Kriegsmacht, welche von Nöthen ist, um den Spruch in seiner ganzen Strenge zu vollziehen. Außer unserem treuen Eidam Ludwig und dem Mainzer — und diesen ohne Streiter — sehen wir hier ja keinen der Fürsten, die mich erkoren, um uns mit ihren Mannen zu unterstützen; selbst mein anderer Eidam, der Herzog von Ober-Sachsen, hat sich nicht eingestellt, von dessen Bruder, dem Herzog von Nieder-Sachsen, gar nicht zu reden, den ich noch auf keinem meiner Hof- und Reichstage gesehen. Die Markgrafen von Brandenburg muß ich am Ende eher auf der Seite Ottokars, des Reichsfeindes, suchen, freilich ist ihre Mutter eine Schwester desselben gewesen. Braunschweigs Herzoge gehen, wie ihr Ahnherr, der stolze Welf, unbekümmert um des Reiches Interesse, ihre eigenen Wege. So machen es auch die Landgrafen von Thüringen und Meißen und wir dürfen froh sein, wenn sie nicht dem Böhmen mit bewaffneter Hand gegen uns beistehen. Und wo sind die beiden Pfaffenfürsten am Rhein, der Kölner und der von Trier? Die haben sich nicht einmal für ihre Person eingestellt, geschweige denn mit den zahlreichen Vasallen und Dienstmannen ihrer Kirchen. Es ist noch gar nicht lange her — war in den Tagen des letzten Märzen — daß dieselben zu Boppard über ihre unbotmäßigen Vasallen klagend für uns gekommen sind. Da haben wir mit Rath unserer Getreuen zu ihren Gunsten bereitwilligst den Rechtsspruch gethan, daß ihre Vasallen, welche sich innerhalb Jahr und Tag nicht zur Empfangnuß ihrer Lehen gestellt, solcher verlustig gehen sollen. Jetzt da *wir* der Fürsten Hilfe benöthigt sind, um einen doppelt und dreifach ungehorsamen, ja rebel-

lischen Vasallen des Reichs zu züchtigen und diesem zu dem zu verhelfen, was ihm von Rechts wegen gehört, verweigern sie uns den schuldigen Beistand."

Darauf ergriff Graf Heinrich von Fürstenberg das Wort und sprach: „Ja, mein königlicher Vetter, wenn man in den Norden des Reiches fährt und einmal den Mainstrom im Rücken hat, da däucht es einem, der sei die Grenze des Reichs und es gäbe jenseits desselben kein Reichsgut und Recht mehr, denn die dortigen Fürsten haben solches zumeist an sich gerissen und schalten damit wie mit ihrem Eigen. Solches Alles habe ich erfahren, da du nach deiner Krönung mich als deinen Machtboten an die Städte im Norden des Reichs gesandt hast. Und doch habe ich in weiter Ferne von unserem geliebten Schwabenlande, dem Herzen des Reichs, an dem Gestade des Meeres, über welchem drüben der Däne herrscht, große und reiche Städte getroffen, die sich noch als Glieder des Reiches fühlen und von diesem Schutz gegen Vergewaltigungen benachbarter Fürsten und Herren erwarten. Ehrerbietigst haben die Rathmannen und Bürger von Lübeck, der fürnehmsten Stadt der großen Hansa, die mir aufgetragene königliche Botschaft aufgenommen, bereitwillig die Huldigung geleistet und die ihnen auferlegte Bede (Steuer) entrichtet, nachdem ich ihnen die Bestätigung ihrer alten Privilegien durch dich, meinen königlichen Herrn, zugesagt. Und viel Ehre haben mir die reichen Kaufherren erwiesen. In deren Häusern ist viel mehr Reichthum und Pracht zu schauen, als in unseren gräflichen Schlössern. Kein Wunder! Denn weithin über's Meer und in entlegene Länder treiben sie mancherlei Handel, der ihnen großen Gewinn bringt und ihrem Gemeinwesen Macht und Ansehen verleiht. Ihre gewaltigen, gut bemannten Schiffe beherrschen die großen Ströme und die Meere. auch würde es ihnen nicht an Geld fehlen, Landheere aufzustellen, welchen die Macht manches Landesherrn nicht gewachsen wäre. Darum hat vor wenigen Jahren der Herzog von Lüneburg es nicht verschmäht, einen Kriegsbund mit den Lübeckern gegen den Herzog von Sachsen und die Grafen von Schwerin zu schließen. Gelänge es dem Reiche, die vielen reichen Städte im Norden dauernd in sein Interesse zu ziehen und für sich zu gewinnen, ihre Macht zu einigen und durch kriegskundige Führer zu leiten, so könnten ihnen die Fürsten und Herren des Nordens nicht nur nichts anhaben, sondern das Reich bekäme auch die Mittel an die Hand, dieselben zum Gehorsam zurückzuführen. Im Laufe von wenigen Jahren habe ich, als mich meines Königs Vertrauen nach Lübeck und nach Lamparten (in die Lombardei)[21] gesandt, die äußersten Marken des Reichs im Süden und Norden gesehen. Welch' weiter Raum von dem Alpengebirge,

welches Helvetien und Tirol von Welschland trennt, bis an das nordische Meer. Fürwahr, ein großes, schönes Reich!"

„Ja," fiel nun Graf Albert, des Königs Schwager ein, „nur allzu groß dünkt mich's, so daß dessen Haupt eine über die Maßen schwierige Aufgabe hat, um, wie nun eben die Dinge im Reich stehen, daraus zu machen, wozu Land und Leute das Zeug hätten, nämlich zum ersten Reich der Welt. Nach meinem Dafürhalten sollte man statt das von meinem Fürstenbergischen Vetter so sehr gerühmte, reichsgetreue Lübeck dem Schutze des Dänen zu empfehlen und statt damit umzugehen, in der Person lässiger, selbstsüchtiger Reichsfürsten — ich meine die Herzoge von Sachsen und Braunschweig — Reichsverweser für den Norden zu bestellen,[22] alle Hoheitsansprüche auch über Lamparten aufgeben, sich auf Deutschland beschränken, überall selbst schirmen, die Autorität des Reiches herzustellen suchen und der Zerfahrenheit ein Ende machen." „Darum eben," ergriff nun wieder der König das Wort, „stehen wir, mein liebwerther Schwager, ja hier mit Heeresmacht, und es handelt sich zunächst darum, wie an den Ostmarken dem Reiche zu Recht, Gut und Ehre wieder verholfen werde. Und dazu will ich nun euren weiteren Rath hören, denn was wir in Hoffnung auf den starken Beistand der Fürsten zu Ulm verabredet, ist, Gott sei's geklagt, nun nicht von uns durchzuführen, da das Reich sein Haupt so schmählich im Stiche läßt."

Darauf ergriff des Königs Eidam, der Herzog Ludwig von Baiern, das Wort und sprach also: „Auch ich halte das Reichsheer, wenn es diesen Namen verdient, für zu schwach, als daß man hoffen darf, den Feind in seinem Erblande siegreich bekriegen zu können. Wir werden uns zunächst darauf beschränken müssen, ihm die Herzogthümer Oesterreich, Steier &c. zu entreißen, wobei uns die dortigen Reichsgetreuen hilfreich die Hand reichen, und so seine Macht um ein Namhaftes zu schwächen. Ist einmal dies erreicht, so wird sich zeigen, ob der Böhme sich dann unterwirft und was zu des Reiches Frommen und Ehre weiter zu thun ist. Führen wir, statt unthätig hier zu liegen, darum das Heer an die Donau und suchen das volkreiche, dem Böhmen anhangende Wien diesem zu entreißen, so werden wir Herr von Oesterreich sein. Hört mein Bruder Heinrich, daß wir uns anschicken, mit vereinter Heeresmacht an die Donau zu rücken, so wird es uns wohl gelingen, ihn für das Reich vollends ganz zu gewinnen und unser Heer durch sein Aufgebot verstärkt werden."

„Der Meinung," hub darauf der Burggraf von Nürnberg an, „pflichte ich ganz bei. Das um Töpel zusammengezogene Heer des Böhmenkönigs ist, wie meine Späher ausgekundschaftet, viel stärker

als das unserige. Darum bangt ihm auch nicht vor uns, denn sorglos überläßt er sich dem Jagdvergnügen und den Lustbarkeiten des mit ihm ausgezogenen Hofes. Wir müssen darauf verzichten, sein Land zu erobern und dürfen uns glücklich schätzen, daß es uns wenigstens gelungen ist, ihn genöthigt zu haben, daß er seine ganze Streitmacht in Böhmen behalten und nicht einen Theil davon in die Herzogthümer geworfen hat; verziehen wir darum nicht länger, mit dem vereinten Heere die Donau hinabzufahren, so werden wir dadurch mehrere namhafte Vortheile gewinnen. Einmal wird, wie der Herr Pfalzgraf richtig bemerkt hat und ich bestimmt hoffe, dann Herzog Heinrich von Niederbaiern nicht bloß neutral bleiben, sondern auf unsere Seite treten, für's Andere stellen wir uns dadurch zwischen Böhmen und die Herzogthümer und Ottokar kann diesen keine Hilfe bringen; seine Mannschaften, welche in denselben liegen und von dem Tyroler Reichsverweser von Süden her angegriffen werden, müssen sich, wenn sie von unserer Heerfahrt der Donau entlang Kunde erhalten, beeilen, diese zu überschreiten, um nicht abgeschnitten zu werden. Und auch der böhmische Statthalter Milota, welcher, wie die neuesten Botschaften gemeldet, zur Zeit noch die Bewegung in Steier mit eiserner Faust niederhält, wird abziehen müssen. Dann bekommt unser Anhang in den Herzogthümern freie Hand und wird sich, wenn er gehört, daß wir an der Donau hinab ihm zu Hilfe ziehen, offen und mit Macht für das Reich erheben. Und auch Wien muß, von zwei Seiten bedroht und von jeder Hilfe abgeschnitten, dann seinen Widerstand aufgeben und fallen." „Ja," warf hier der König ein, „und der Adel in den Herzogthümern soll uns nicht vorwerfen dürfen, wir hätten ihn im Stiche gelassen, und sich am Ende rühmen, er habe sich selbst von des Böhmen Joche befreit und das Land dem Reiche wiedergewonnen."

Und schließlich wurde in dem geheimen Kriegsrathe der Vertrauten des Königs beschlossen, man wolle eiligst nochmals eine Botschaft an den Herzog von Niederbaiern absenden und denselben zum entschiedenen Uebertritt zu dem Reiche zu bestimmen suchen, jedenfalls aber in thunlicher Bälde mit dem ganzen Heere aufbrechen und an die Donau, zunächst nach Regensburg ziehen. Den Tag darnach aber ritt der König mit seinem Eidam, dem Burggrafen und anderen nach Kadolzburg, um die dort in Herberge gelegenen geistlichen Fürsten, vorab den Mainzer für den neuen Feldzugsplan zu gewinnen. Und es gelang ihm unschwer. Ja die Bischöfe freuten sich innerlich, als sie hörten, daß der frühere Plan, an dem Böhmenkönig die Reichsacht mit aller Strenge zu vollziehen, ihm am Ende gar sein — allerdings auch verwirktes Erbland zu nehmen, aufgegeben sei.

Schwere, sorgenvolle Tage waren es sicherlich für König Rudolf gewesen, in denen er, im Stiche gelassen von den allermeisten deutschen Fürsten, sich genöthigt gesehen, über einen Monat unthätig in Nürnberg zu liegen, wohin er gezogen war, um endlich zur Ehre und Wohlfahrt des Reichs sein scharfes Schwert zu ziehen. Aber wie ihn sonst in bedenklichen Lagen seines Lebens das Vertrauen auf seinen Glücksstern nicht verlassen, so verblieb, wenn auch manche Stunde Mißmuth und Verstimmung über ihn gekommen, ihm doch im Ganzen seine alte, vielgerühmte Leutseligkeit und sein heiterer Humor, in welchem er es liebte, auch mit dem gemeinen Volke freundlich zu verkehren und auf witzige, scherzhafte Einfälle und Streiche einzugehen. Dabei war er, der schon zuvor monatelang sein Hoflager in Nürnberg gehabt,[23] dort eine allbekannte und gewiß gerne gesehene Persönlichkeit gewesen, und mancher Nürnberger Bürger konnte sich einer freundlichen Begegnung mit dem hohen Herrn rühmen. Darum war er sicherlich auch oft der Gegenstand der Unterhaltung der Nürnberger im Familienkreise und lustiger Gesellen beim Becher in der Schenke. So mag sich denn während des Königs Aufenthalt im September 1276 wohl jene heitere Geschichte ereignet haben, welche die Sage uns in der Anekdote

„König Rudolf und der Nürnberger Schalksnarr“

überliefert hat.

Zur Zeit, da Rudolf mit seinem gegen den Böhmenkönig aufgebotenen Heere in und um Nürnberg gelegen, saßen eines Tages mehrere lockere Burschen in einer Schenke der Reichsstadt, darunter der ganz heruntergekommene Bader Klaus. Der gehörte zu jenen Leuten, welche im Mittelalter unter dem Namen „Schalksnarr“ bekannt waren, nämlich Narrenfreiheit hatten, jedermann ungestraft sogar Grobheiten sagen zu dürfen, bei denen es also das ganze Jahr Fasching gewesen, die aber auch mit Schmeicheleien nicht geizten, wenn damit etwas zu erhaschen war. So stellten sie sich denn gerne in viel besuchten Schenken ein, um mit ihren Witzen und Erzählungen von losen Streichen, welche sie angeblich diesem und jenem gespielt, das Publikum zu ergötzen und dafür einen vollen Becher oder einige Heller zu erhalten. Da gaben eines Tages Spielleute, welche mit anderem dergleichen fahrendem Volk zur Zeit der Anwesenheit des Königs und so vieler Grafen und Herren zu Nürnberg sich in großer Zahl eingefunden hatten, und auch die Schenke, in welcher der witzige Klaus saß, besuchten, der „ehrbaren“ Gesellschaft Anlaß, den König Rudolf zum Gegenstand ihrer Kannengießerei zu machen. „Nun gestern habt ihr,“ rief einer der anwesen-

den Nürnberger, „auf der Reichsveste vor dem König gefidelt und gesungen," „und," schrie ein anderer drein, „ein paar elende Heller dafür bekommen!" Darauf erfolgte aber keine Antwort, dagegen rühmten die Spielleute die Freigebigkeit eines hohen schwäbischen Grafen, der mit anderen im „Burggrafenhaus" zur Herberge liege, und wie sie gehört, der Schwager des Königs sei.[24] Als die Spielleute und mit ihnen die meisten Gäste die Schenke verlassen hatten und nur der „Schalksnarr" Klaus mit seinen sauberen Gesellen um den großen runden Tisch in einer abgelegenen, etwas düsteren Ecke der großen aber niederen, holzvertäfelten Stube saß, fieng einer derselben, indeß nicht ohne eine gewisse, ihm sonst fremde Schüchternheit an, sich über die Herkunft und den Geiz des Königs lustig zu machen. Der sei von Hause aus nur ein armer Graf aus Schwaben, dem, wenn er Ritter und Reisigen den Sold gegeben, fast nichts übrig bleibe, darum könne er auch Sängern und Spielleuten nur wenig geben, wiewohl er „Singen, Geigen und Sagen" (Erzählen von Abenteuern und Mären) gerne höre.[25] „Daß der König," hub darauf ein anderer der frechen Gesellen an, „von Hause aus ein armes Gräflein ist, das wohl weiß, warum es geizig ist, sehen wir ja täglich, wenn er in seinem „Schapperun" (Mantel) von grünem Baragan und hohen grauen Filzhut, wie man solche bei dem geringsten Dienstmann sieht, von der Reichsveste herabkommt, um bei St. Sebald oder St. Lorenz die Messe zu hören. In Nürnberg kennt den König freilich darum doch jedes Kind. Kommt aber einer fremd in die Stadt und begegnet dem König, so würde er denselben für einen gewöhnlichen Ritter halten und gleichgiltig an ihm vorübergehen, wenn ihm nicht die seltsame Begleitung desselben — der riesengroße Ritter von Baldeck, der diesem an Größe gleiche Jude Ebinlang und daneben der Zwerg, Ritter Konrad genannt, auffiele[26] und ihn die Neugierde reizte zu fragen, wer denn das sei. Ja, wenn man die reichen Herren von dem Rath unserer Stadt, die Pfintzing, Waldstromer, Holzschuher[27] u. a. mit ihren Frauen und Töchtern in Scharlach, Sammt und Seide zur Kirche ziehen sieht, da erkennt Jedermann sogleich, daß er nicht gewöhnliche Menschenkinder vor sich hat." „Aber unser einem," fiel darauf Klaus ein, „erwiedern diese stolzen Kaufherren und fürnehmen Hofbauern, die doch auch Nürnberger Bürger sind, keinen Gruß. Da lob' ich mir den König Rudolf, der ein gekröntes Haupt und ein großer Kriegsmann ist, und doch auch dem Geringsten den ihm gebührendermaßen ehrerbietigst gebotenen Gruß freundlich erwiedert, ja es nicht unter seiner Würde hält, sich mit einem schlichten Bürger in ein Gespräch einzulassen. Und ich, der Klaus, getraue mir, den König auf öffentlicher Straße anzureden, meinen Witz

an ihm auszulassen und noch dazu eine Gabe von ihm, den man als geizig verschreit, herauszuschlagen. Was versprechet ihr mir, wenn ich's gleich morgen ausführe und meinen Zweck erreiche? So viel ich weiß, hört der König morgen die Messe in St. Lorenz." „Zehn Heller bekommst du alsdann von jedem von uns," war die einstimmige Antwort der lustigen Gesellen. Es wurde verabredet, Klaus wolle sich auf der unterhalb des Barfüßerklosters über die Pegnitz führenden hölzernen Brücke, welche der König, wenn er von der Reichsveste zu St. Lorenz gehen wollte, passiren mußte, aufstellen, seine Kameraden aber in der Nähe.

Klaus fand sich mit seiner sauberen Sippschaft zur bestimmten Zeit auf dem verabredeten Platze auch wirklich ein und hatte dazu die damals übliche Narrenkleidung angelegt. Sein Oberkörper stak nämlich in einer Art Hemd aus grober Sackleinwand, welches nach Oben in eine Kapuze auslief, um die Hüften aber eingezogen war. Da schloß sich, mit demselben ein Stück bildend, eine blos bis oberhalb des Knie's gehende Pumphose („Bruoch") an; die bis an die Knie heraufreichende Fußbekleidung war aus einem frischen Kalbfell, die Haare nach Außen gerichtet, gefertigt. [28]

König Rudolf besuchte wie gewöhnlich die Messe und zwar wie Klaus richtig vorausgesagt hatte, an diesem Tag (es war ein Sonntag) in Sankt Lorenz. Eine große Volksmasse, welche sich der Brücke zudrängte, lauter Jubelgruß und fröhliches Hüteschwenken verkündigte die Annäherung des Königs. Und keck trat Klaus, als Rudolf die Brücke überschritt, ihm in den Weg. Das Gefolge, welches Klaus in seiner Gewandung alsbald als einen Schalksnarren erkannt hatte, hinderte es auch nicht, da es wußte, daß sein Herr ein Freund von Witz und Scherz war. „Ave! Ave! König!" begann Klaus seine Anrede und fuhr also fort, „du mein allernächster Gefreundter Blutes und Geburtshalben; wie gar lange habe ich dein geharret und finde dich nun noch zu rechter Zeit. Ich will von dir empfahen, was meine Noth erfordert und du einem Gefreundten nicht versagen wirst." Darauf erwiederte der König, welcher in dem Bettler sogleich einen Schalksnarren erkannt hatte, mit Lachen und größter Gemüthsruhe: „du mein viel lieber Freund, so du besser weißt das Herkommen unserer Sippe, unseres Stammes Ausbreitung und unserer Magschaft (Verwandtschaft) Wesen, so sage mir die Grade und Staffeln, auf denen wir neben einander stehen. Du wirst solche wohl zuvor ausgerechnet haben." Da erwiederte Klaus: „Adam war mein Vater und deiner, und Eva unser beider Mutter. Merk' daraus, wie nahe wir gefreundt sind!! Wäre mein Vater Adam diesen Tag noch am Leben, er dürfte deine

Tochter nicht zur Ehe nehmen und wäre unsere Mutter Eva gleichfalls noch am Leben und Wittib, so könnte sie nicht das Weib deines Sohnes werden. Nun, o König, überlasse ich es deiner Weisheit, auszurechnen, wie nahe wir gefreundt sind.“ Wiewohl dieser veraltete Witz dem Könige nicht sonderlich gefallen, so sprach er doch, ohne sich lange zu besinnen, ganz gelassen zu dem Schalksnarren: „Fördere dich, frecher Geselle, und bringe einen großen weiten Sack, warte unser an der großen Porte von St. Lorenz, bis wir aus der Messe zurückgekommen, so wollen wir dich begaben.“ Bei diesen Worten gieng der König seines Weges weiter und stieg den Lorenzer Hügel hinan. Der Schalksnarr aber schlug sich in ein Seitengäßchen, um einen Sack zu holen. Ihm folgten seine Zechbrüder, welche den Bescheid des Königs mitangehört hatten und von denen Klaus alsbald die zehn Heller verlangte, denn er rühmte sich schon, die Wette jedenfalls gewonnen zu haben, da ihm der König eine Gabe versprochen. Einer der Gesellen aber sagte: „erst wollen wir das Ende abwarten; es könnte, armer Wicht, auch so kommen, daß der König dich wie eine räudige Katze in den Sack hineinstecken und in die Pegnitz werfen lassen wollte, dafür daß du ihn, den Gesalbten des HErrn, auf öffentlicher Straße und vor allem Volk geneckt und gehöhnt hast.“ Dem Klaus bangte aber nicht; er vertraute auf die allbekannte Leutseligkeit und den Geschmack des Königs an Schwänken und witzigen Streichen. Er stellte sich vor dem Hauptportal der St. Lorenzkirche mit seinem Sacke auf und zu ihm gesellten sich die, welche mit ihm die Wette gemacht. Auch harrte eine neugierige, gafflustige Menge der Dinge, welche da kommen werden, und trotz der herausschallenden Klänge des feierlichen Meßgesangs hub sich Lärm und schlecht unterdrücktes Gelächter vor der Kirche. Die Messe, in welcher sich Klaus selten eingefunden, war ihm dieses Mal auffallend lang vorgekommen. Doch öffnete sich endlich die Porte und heraustrat der riesengroße Ritter Baldeck, nach ihm der König. Da drängte sich Klaus noch mehr vor — ihm näher rückten seine Gesellen — und hielt letzterem den großen Sack weit geöffnet vor. Der König aber warf einen halben Heller hinein, indem er laut sprach: „nun mache dich auf und ersuche alle Menschen in der Welt, die dir so nahe gefreundt sind als wir, auch um eine Gabe; wo alle dir so viel geben, als wir, so wird dein Sack, wie groß er auch sein mag, doch voll werden.“ Da schlug die umstehende Menge ein schallendes Hohngelächter auf und verfolgte den alten Klaus, bis er in einem Häuschen eines engen Seitengäßchens verschwand. König Rudolf aber machte sich dadurch auf's Neue in Nürnberg bei Jung und Alt populär und beliebt. Und noch lange, lange, nachdem er seinen Grabesritt „hinz“ (nach)

Speier gethan, erzählte man sich in Nürnberg, wie er, der volksfreundliche große König, einst den Schalksnarren Klaus heimgeschickt.

Wenige Tage nach dieser ergötzlichen Scene, die in eine für den König so überaus ernste Zeit gefallen, gestalteten sich für denselben aber die Dinge im Großen freundlich und glückverheißend. Die an den Herzog von Niederbaiern abgesandten Unterhändler brachten so günstige Botschaft, daß man mit Grund hoffen konnte, derselbe werde nun ganz auf des Königs Seite treten.

II.

Das „Reichsheer“ rückt an die Donau, zunächst nach Regensburg und Passau. — Herzog Heinrich von Niederbaiern tritt auf Rudolfs Seite.

Das war nun ein Hauptgrund weiter für den König, den neuerdings verabredeten Kriegsplan auszuführen. Er befahl den Aufbruch des Heeres an die Donau und zunächst nach Regensburg, doch sollte der Burggraf von Nürnberg mit seinen Haufen bis auf weiteren Befehl fortfahren, die nordwestliche Grenze von Böhmen besetzt zu halten und zu bedrohen. Es war dies eine Kriegslist, welche den Zweck hatte, zu verhindern, daß der Böhmenkönig den Abzug des „Reichsheeres“ so bald erfahren sollte. Und derselbe wurde auch um so mehr erreicht, als Ottokar den Uebertritt des Herzogs Heinrich von Niederbaiern zu König Rudolf auffallenderweise sehr spät erfuhr.[29]

Die Kunde von dem Entschlusse des Königs an die Donau zu ziehen, in das Herzogthum Oesterreich einzudringen, sich vor die große, schöne Stadt Wien zu legen und solche in seine Gewalt zu bringen, schuf großen Jubel im Heere. Da gab's nun für die Hofdienstmannen, sonderlich die Marschalken, Knappen und Knechte der hohen Herren viel zu sorgen und zu thun, wurde aber willig gethan. Um den ersten des Herbstmonats (Septembers) brach Rudolf von Nürnberg auf und erreichte in verhältnißmäßig kurzer Zeit Regensburg. Da fand — Dank den unablässigen Bemühungen des Bischofs Leo von Regensburg — eine Besprechung zwischen Rudolf und dem Herzog Heinrich Statt. Und der reiche Töchtersegen des Königs gab ein Mittel, zu welchem auch sonst von demselben mit Vorliebe gegriffen wurde, an die Hand, um Feindschaften zu tilgen und vorher widerstrebende Interessen zu einigen. Rudolf bot seine Tochter Katharina Otto, dem Sohne Heinrichs, zur Ehe, worauf dieser um so lieber einging, als sich für ihn dadurch Aussicht auf Zuwachs von Land und Leuten eröffnete. Ein anderes war es allerdings, ob die Herzen der Zuverlobenden damit

auch für einander gewonnen waren, aber darnach hat die Politik, wenn sie durch Heirathen ihre Ziele erreichen zu können geglaubt, zu keiner Zeit gefragt. Oberösterreich, das Land ob der Enns, sollte nämlich als Pfand für den Brautschatz der Königstochter dem Vater des jungen Bräutigams überantwortet, zuvor aber mußte es den Händen des Böhmenkönigs entrissen werden. So hatte man klugerweise den Herzog Heinrich in die Lage versetzt, daß er an dem Kriege und zwar als Gegner Ottokars, dessen Genosse er bis daher gewesen, Antheil nahm, worüber sich der Böhme bitter beklagte.

Nach dem glücklichen Abschluß der Verhandlung mit dem Herzog von Niederbaiern gieng Rudolf, durch die zu ihm gestoßenen Mannschaften des neuen Verbündeten [30] ansehnlich verstärkt, bei Regensburg auf das rechte Ufer der Donau über, rückte an die Isar und von da nach Passau.

Just um die Mitte des September trifft man den König an gedachtem Flusse in einem Lager stehend, acht Tage später in und um Passau. Da waren in dessen Umgebung die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg, die Bischöfe von Passau, Regensburg, Freising und Chiemsee, die Herzoge Ludwig und Heinrich von Baiern und die meisten der schon genannten Grafen, insbesondere der Held unseres Bilderkreises, Burggraf Friedrich von Nürnberg, welcher somit inzwischen zum Hauptheere gestoßen war, Heinrich von Fürstenberg u. a. m.

Lassen wir nun den König vor der Hand bei Passau stehen und uns sagen, was in der Zeit, da derselbe von der Isar zum Inn gezogen, in Steiermark, wohin geheime Boten mit der Nachricht von dem Anzug des Reichsheeres gesandt worden, geschehen ist.

III.

Die Erhebung des Adels von Steier und Kärnthen für das Reich. — Die Verschwörung im Kloster Rain bei Graz. [31]

Während König Rudolf mit dem Heere in und um Nürnberg stand, war der steirische Herr Hertnid von Wildon abermals als Sprecher seiner steirischen Gesinnungsgenossen erschienen (s. oben S. 353). Er brachte dem römischen Könige die Botschaft, daß durch die siegreichen Waffen des Grafen Mainhard von Tyrol und die Reichstreue eines Theils von Kärnthens Adel dieses Land bereits von der böhmischen Herrschaft befreit sei, die Erhebung Steiermarks aber durch die Strenge und Macht des böhmischen Statthalters Milota sehr erschwert werde, und stellte dem Könige nochmals auf's Eindringlichste vor, wie hoch von Nöthen es sei, daß das Reich dem Lande zu Hilfe komme. Da

ward, nachdem, wie wir wissen, der frühere Feldzugsplan aufgegeben, dem Steirer Herren die vertrauliche Mittheilung gemacht, der König selbst werde ehestens die Donau hinabfahren und in Oesterreich einrücken, der Reichsvikar Mainhard aber habe die Weisung, Milota in Steier anzugreifen.

Darauf eilte der Wildoner in seine Heimat, erreichte dieselbe auch glücklich und hinterbrachte im Vertrauen dem reichsgetreuen Adel dorten die freudige Botschaft, daß der römische König selbst mit dem Heere die Donau hinabfahren [32] und so die böhmische Macht in Oesterreich, Mainhard aber in Steier angreifen werde. Das ermuthigte zu entschiedenem und vereintem Handeln. Fürsichtige Boten durchzogen das Land, erschienen auf den Burgen der Gesinnungsgenossen des Wildoner und luden zu einer geheimen Besprechung an einem geeigneten Orte ein. Als solcher wurde das Cisterzienser-Kloster Rain bei Graz bezeichnet. Dort gieng der Adel des Landes auch sonst in frommer Absicht, Betens halben ab und zu, denn die Unsrer Lieben Frauen geweihte Kirche des Klosters war ein viel und von weit her besuchter Wallfahrtsort. So erschienen am 19. des Herbstmonats auch viele fromme Wallbrüder aus Steier und Kärnthen in dem Kloster; meist vereinzelt und im grauen Kotzen (groben Pilgergewand), den Muschelhut auf dem Kopfe, trafen sie ein. Daß es aber ritterliche Mannen waren, das blieb Bruder Gottschalk, dem Pförtner, nicht verborgen; der kannte auch den einen oder den andern der Pilger persönlich. Ob er aber etwas besonderes dabei gedacht, als er nach und nach eine ansehnliche Zahl ritterlicher Waller — es wurden deren allmählig gegen zwanzig — hatte eintreten sehen, wissen wir nicht. Doch war man nicht selten auch innerhalb der Klostermauern gar wohl bekannt mit den Welthändeln, mischte sich sogar darein. Aber, wenn in unserem Pförtner Gottschalk an diesem Tage und bei solchem Besuch seines Klosters die oder jene Vermuthung aufstieg oder gar ihn die Neugierde kitzeln wollte, kämpfte er all' diese Versuchungen mit dem Spruche nieder: was du nicht weißt, macht dir nicht heiß. Es gelang ihm auch unschwer, denn er war eben, weil er ein bedachtsamer alter Bruder gewesen, zum Pförtneramt gesetzt worden. Und es war gut für die angekommenen Pilger, denn der Böhmenkönig hatte sich klugerweise die Klöster des Landes durch mancherlei Gnaden zu Freunden zu machen gesucht.

Die Pilger verrichteten, wie sie angekommen, in der Klosterkirche ihre Andacht. Da mag der eine oder der andere, vor dem Bilde der Gebenedeieten knieend, die Gnadenreiche um Befreiung des Vaterlandes von dem fremden Dränger angefleht haben. Nachdem sie im Gast-

hause die angebotenen frugalen Erfrischungen eingenommen, suchten sie den großen Klostergarten auf und trafen sich, wie alles zuvor verabredet worden, während die Mönche im Refectorium ihr Mittagsmahl einnahmen, in dem dortigen, an der äußeren Klostermauer hinlaufenden schattigen Laubgange ein. Und es hatte das ganz unverfänglich geschehen können. Die Pilger, welche man als ritterliche Herren erkannt hatte und die zum Theil aus weiter Ferne in Wallersweise, also demüthig zu Fuß, nicht zu Roß, wie sie sonst gewöhnt, herbeigekommen waren, konnten an dem sonnigen, noch heißen Herbsttage wohl einer erfrischenden Rast bedürftig erscheinen. Hören wir nun, wer die Vornehmsten der angekommenen Pilger waren und was als größtes Geheimniß in dem stillen abgeschiedenen Klostergarten verhandelt worden. Es waren die Grafen Ulrich von Heunburg aus Kärnthen und Heinrich von Pfannberg aus Steier, ferner die reichen kärnthner und steirischen Dienstmannen Friedrich von Pettau, Herrand und Hertnid von Wildon, Heinrich und Ulrich, die Schenken von Ramstein, Otto von Lichtenstein u. a. m. Wenn wir den Grafen Ulrich von Heunburg unter den Gegnern des Böhmenkönigs sehen, so darf uns das nicht wundern. Der war zu allem hin noch ein persönlicher Feind desselben. Seine Gemahlin Agnes, zuvor mit dem Herzog von Kärnthen vermählt, hatte als Wittwe ihm zu einem zweiten Ehebund die Hand gereicht. Dieselbe war die Tochter Hermanns, eines gebornen Markgrafen von Baden, welcher durch seine Vermählung mit Gertrud, der Erbin von Oesterreich, Steier u. s. w., diese Länder an sich zu bringen gesucht hatte, aber allzufrüh, ehe er eigentlicher Herr derselben geworden, mit Hinterlassung zweier unmündigen Kinder, Friedrich und Agnes, gestorben ist. Und eben diese war die Gemahlin des Grafen von Heunburg. Friedrich aber endete mit seinem Vetter und Jugendfreunde Konradin auf dem Blutgerüst zu Neapel (s. S. 262), und die allgemeine Stimme schob einen Theil der Blutschuld an diesem von dem Könige Karl von Neapel an dem jungen Prinzen verübten Mord auf Ottokar von Böhmen. Wohl waren zur Zeit, als die Steirer und Kärnthner Herren in dem Kloster Rain zusammentraten, seit jener Gräuelthat acht Jahre verflossen, aber noch blutete das Herz der Gemahlin des Heunburgers ob dem schrecklichen Ende des Bruders. Und eben Ulrich machte den Sprecher in der hochwichtigen und ernsten Sache, um derentwillen die Männer zusammengekommen waren, und hub also an: „Alldieweil des Böhmen Späher unsere heimatlichen Burgen also scharf bewachen, daß der Freund nicht beim Freund, der Nachbar nicht beim Nachbar einsprechen kann, ohne den Argwohn des böhmischen Statthalters und seiner Vögte zu erwecken, ja daß man im eigenen Haus umlauert wird,

haben wir, wie verabredet worden, statt des Schwerts zum Pilgerstab gegriffen, das Pirschgewand und den Pfauenhut abgelegt, uns als Pilger hier, in diesen gottgeweihten Räumen zusammengefunden, um, wie ich hoffe, von Spähern nicht belauscht, gemeinsam zu berathen, was in des Landes höchsten Nöthen zu thun und uns, einer für alle und alle für einen, zu einigen zur Befreiung von der uns aufgedrungenen, unrechtmäßigen Herrschaft. Und kein verbrecherisches Beginnen, durch das wir unsere Ritterehre beflecken und dieses Gotteshaus verunehren, hat uns hieher geführt. Des Reiches Achtspruch und der heiligen Kirche Bann gebieten uns, den zu verlassen, dem wir nur gezwungen Gehorsam und Treue gelobt, ja unsere tapferen Schwerter gegen ihn zu kehren. Das von den Fürsten einstimmig erkorne Haupt des heiligen römischen Reichs, der erlauchte König Rudolf, ist nun unser und des Landes einziger und wahrer Herr, an den unser Eid als Vasallen und Mannen uns weiset. Freudig und ohne Hintergedanken sollen wir ihm mit Gut und Leben dienen; in der höchsten Gefahr, sei es im blutigen Schwertkampf oder daß der Feind unsere Burgen berennt und in Brand steckt, einmüthig zusammen- und einander beistehen und uns nur im Tode trennen. Sollte aber, was Gott wende, einer von uns oder unseren Genossen an dem von uns freiwillig geschlossenen Bunde zum Verräther werden, so sei der meineidig, rechtlos, verflucht und aller Lehen vom Reich verlustig. Seid ihr, liebwerthe Freunde, entschlossen, solches zu thun und auch eure Genossen in der Heimat dazu anzuhalten, so erhebet die Rechte zum heiligen Schwur und sprechet: ja, wir schwören." Also geschah es. Und dumpf und feierlich scholl der Männer Schwur durch die Laubhalle des Klostergartens.

In der Heimat wieder glücklich angelangt, hielten die ritterlichen Herren auch treulich ihr gegebenes Wort, was ihnen dadurch erleichtert wurde, daß nun auch Graf Mainhard von Tyrol mit einer ansehnlichen Kriegsmacht in Steiermark einrückte. Sie sammelten ihre Genossen und berannten tapfer die Burgen, in welchen böhmische Besatzungen lagen. Wo solche hartnäckigen Widerstand leisteten, bedrohten sie die, welche bei der Erstürmung in ihre Hände fallen würden, mit dem Galgen, verhießen dagegen denen, die sich ergeben, freien Abzug und Geleite bis an die Landesgrenze. So gelangten die Verschwornen und ihr Anhang durch Gewalt, Drohungen und Versprechungen bald in den Besitz der meisten von den Böhmen besetzten Burgen Steiermarks. Nicht so leicht wurden die bedeutenderen, dem Böhmenkönig anhangenden Städte unterworfen. Judenburg mußte von dem Grafen von Pfannberg mit stürmender Hand genommen werden. Graz widerstand lange dem Grafen Mainhard und ergab sich erst, als der

böhmische Statthalter Milota, nachdem er tapferen Widerstand geleistet und von den Verschworenen mit dem Galgen bedroht worden, sich genöthigt gesehen, das Land zu verlassen. Darauf räumten, als vollends sich die Kunde von dem Heranzug des Königs Rudolf im Lande verbreitet hatte, die übrigen böhmischen Burggrafen und Mannschaften freiwillig das Land, um nicht abgeschnitten zu werden. Und es war für sie hohe Zeit.

IV.

Rudolf rückt von Passau auf Wien.

Ohne auf Widerstand zu stoßen, war der König von Passau in das Herzogthum Oesterreich und in die ansehnliche Stadt Linz eingerückt. Dort erschienen schon östreichische Edle, boten ihm, als ihrem rechten Herren, ihre Dienste an, und baten um Belehnung mit den von ihnen innehabenden östreichischen Lehen. So Gundaker von Starkenberg. Von Linz zog das deutsche Heer unaufhaltsam weiter. Die schon durch ihre Lage feste Stadt Enns öffnete auf Verwenden Konrads von Summerau, eines andern östreichischen Edlen, ihm die Thore. Hier erschien auch Ulrich von Kapellen, Landrichter ob der Enns, und gelobte dem König Treue. Ihm ertheilte Rudolf unbedingte Vollmacht, mit den Edlen, Dienstmannen, Bürgern und Gemeinden des Landes zu unterhandeln, und genehmigte, um dieselben für das Reich zu gewinnen, zum Voraus alles, was er ihnen für ihren Beitritt verheißen werde. Es geschah dies am 15. Oktober. Um diese Zeit war noch mancher nachgerückte Haufen zum Heere des Königs gestoßen, dieses auch durch Streiter aus Oesterreich verstärkt worden. Das erschwerte aber die Verpflegung und führte nach dem schlimmen Kriegsbrauch aller Zeiten zu Schädigung und Verwüstung des Landes. Dabei muß es mit der Kriegskasse des Königs schlecht gestanden sein, da er sich von Ulrich von Kapellen, dem eben gewonnenen östreichischen Herren, die unbedeutende Summe von 37 Pfund Wiener Pfennige zur Donaufahrt hat vorstrecken lassen. Doch setzte das deutsche Heer seine Fahrt unaufhaltsam fort, denn schon drei Tage später stand es vor Wien, woraus eben wieder zu schließen ist, daß solches immer noch nicht so stark war und in der Hauptsache aus Reiterei bestand.

V.

Der Böhmenkönig rückt mit seinem Heere von Töpel auch an die Donau.

Ottokar muß von dem Zug seines Gegners von Nürnberg weg an die Donau erst spät Kunde erhalten haben, denn er hat sich bitter

darüber beklagt, daß Herzog Heinrich von Niederbaiern in der äußersten Noth treulos von ihm abgefallen sei. Indeß ist auffallend, daß er von der Aussöhnung desselben mit seinem Bruder Ludwig, welche doch geraume Zeit vor dem Tage zu Regensburg erfolgt ist, keine Nachricht gehabt haben soll. Und die höchst wahrscheinlichen Folgen hievon muß er sich doch auch vergegenwärtigt haben, darum darf man sich immerhin darüber wundern, daß er mit seinem Heere so lange bei Töpel stehen geblieben ist. War es Geringschätzung seines Gegners, den er noch um diese Zeit einen Grafen nennt, der sich für einen römischen König ausgebe,[33] und daraus fließende Sorglosigkeit, oder war das Institut der Späher und Kundschafter bei seinem Heere so schlecht bestellt, daß er den Aufbruch seines Gegners von Nürnberg so spät erfahren haben sollte? Oder hat der auch im Kriegführen kluge Habsburger seinen sorglosen, stolzen Gegner dadurch getäuscht, daß er einen Theil seines Heeres vorläufig bei Nürnberg hat stehen und erst später ihm nachrücken lassen? Freilich standen damals weder Eisenbahnen noch Telegraphen zu Gebot.

Wie dem auch gewesen sei, Ottokar brach, sobald er von dem veränderten Kriegsplan seines Gegners Kunde erhalten hatte, unverweilt sein Lager bei Töpel ab und rückte mit aller verfügbaren Mannschaft südostwärts zunächst in die Gegend von Drosendorf an der Thaya, auf der Grenze zwischen Mähren und dem Herzogthum Oesterreich. Aber die waldigen, meist unwegsamen Landstriche des Pilsener, Prachiner und Bechiner Kreises, durch die er ziehen mußte, gestatteten zumal bei der mittelalterlichen Heerverfassung keine Eilmärsche. Als Ottokars Streitkräfte, welche sich nach der Colmarer Chronik auf (?) 20,000 Ritter belaufen haben sollen, sich an der Thaya gesammelt hatten, rückte er an die Donau vor und besetzte das linke Ufer derselben von Krems bis Korneuburg. Letzterer Stadt, welche damals für sehr fest galt, gegenüber liegt eine Meile von Wien Klosterneuburg in von Natur fester Lage, dazu damals mit einer starken Mauer umgeben, welche durch viele Thürme vertheidigt wurde. Die Einwohnerschaft hieng dem Böhmenkönig an, darum hatte dieser den Platz reichlich mit allen Vorräthen versehen und eine Besatzung hineinlegen lassen, um das ihm gleichfalls ergebene Wien zu decken.

VI.

König Rudolf belagert Wien im Wein- und Wintermonat des Jahres 1276.

Als der Böhmenkönig an die Donau gerückt war, traf er seinen Gegner bereits im Besitz aller festen Plätze auf dem rechten Ufer der-

selben von Enns bis Tuln und im Lager vor Wien stehend. Dieses, die Hauptstadt des Herzogthums Oesterreich, die bedeutendste Stadt der von Ottokar in Besitz genommenen Länder auf dem rechten Donauufer überhaupt, wie auch andere ansehnliche Städte derselben, hatte dieser durch besondere Gunstbezeugungen für sich gewonnen, daher die Wiener mit ihrem Bürgermeister Rüdiger Paltram und dessen großem, einflußreichem Anhang dem Oberhaupte des deutschen Reichs nicht nur die Thore verschlossen, sondern zu mannhaftem Widerstand entschlossen waren. Dabei kam ihnen trefflich zu statten, daß der Böhmenkönig noch bei Zeit die vier Werke, welche vor den Mauern der Stadt lagen, wie auch die starke Burg, welche er inmitten der Stadt erbaut, durch weitere Schutzwehren hatte verstärken lassen. Doch war versäumt worden, eine starke böhmische Besatzung hineinzuwerfen.

Als Rudolf vor Wien stand, stießen, nachdem auch Graz sich ergeben und der böhmische Statthalter Milota sich nach Mähren zurückgezogen hatte, der Reichsvikar Mainhard mit seinem Tochtermann Albrecht (s. S. 248) und die übrigen Grafen und Herren von Tyrol, Kärnthen und Steiermark mit ihren Mannschaften zu ihm, so weit diese nicht zur Besetzung mancher festen Plätze in den eroberten Ländern zurückgelassen worden waren. Auch aus dem Herzogthum Oesterreich stellte sich der Adel in ziemlich großer Zahl in des Königs Lager ein, darunter der greise neunzigjährige Otto von Haslau, Landrichter unter der Enns, Ulrich der Kapeller, der von Berchtoldsdorf, des Herzogthums Kämmerer, der von Pilchdorf, der Truchseße, und Leutold von Kunring, der Schenke.[34] So mochte nun Rudolfs Heer 3000 Ritter und im Ganzen 10,000 Streiter gezählt haben.

Besonders freudig und dankbar begrüßte König Rudolf die in's Lager vor Wien einrückenden Zuzüge aus Steier und Kärnthen, und vor allen deren Führer, den Grafen Mainhard, den Schwiegervater seines Erstgebornen. Und nun war der römische König so stark an Streitkräften, daß er Wien enger einschließen auch daran denken konnte, nach Umständen die Donau zu überschreiten und seinen Gegner aufzusuchen. Doch lag noch das feste Klosterneuburg im Wege. Dieses war für Ottokar, der bald, nachdem er die Donau erreicht, auch den Plan hatte, dieselbe zu überschreiten, seinen Gegner im Rücken anzugreifen und Wien zu entsetzen, als Stützpunkt für diese Operation, im Nothfall als Brückenkopf von größter Wichtigkeit. Darum gab er dem Bischof Bruno von Olmütz, den er sonst auch zu diplomatischen Missionen verwendete, Befehl, zur Verstärkung des Platzes eiligst eine ansehnliche Streiterschar nach Klosterneuburg zu werfen. Dem deutschen Heere mußte daher sehr viel daran liegen, dieses in seine Gewalt zu

bringen, bevor die anrückenden Böhmen sich in dasselbe geworfen. Herzog Ludwig von Oberbaiern übernahm's, solches zu versuchen und es glückte ihm mit einer Schar von dreihundert Rittern durch eine listige Ueberrumplung. Hiedurch kam das deutsche Belagerungsheer auch in den Besitz großer Vorräthe von Lebensmitteln, mit denen Ottokar das bedrängte Wien zu unterstützen gedacht hatte. Und nun machte Rudolf, nachdem Klosterneuburg von einem Haufen seines Heeres besetzt worden, auch Miene, die Donau zu überschreiten und das feindliche Heer anzugreifen; es wurden indeß nur einzelne nächtliche Versuche gemacht. Inzwischen waren mehrere Wochen hingegangen, ohne daß weder das eine noch das andere der Heere die Donau überschritten hatte. Nachdem Klosterneuburg von dem deutschen besetzt, dieses durch ansehnliche Zuzüge aus Kärnthen und Steier wie auch aus Oesterreich verstärkt worden, mag es Ottokar nicht mehr räthlich erschienen sein, im Angesicht seines Gegners mit seinem Heere über den starken Strom zu setzen und denselben anzugreifen. Auch mochte es ihm an Vertrauen gefehlt haben auf seine eigenen Leute, den böhmischen Adel, welchen er zu der Heerfahrt aufgeboten. Ihm schwebte wohl vor, wie er seit langer Zeit Väter, Brüder und andere Blutsverwandte mancher böhmischen Edlen, die in seinem Heere standen, in seinem ungemessenen Argwohn aus Böhmen verbannt oder gar hatte tödten lassen. Und des römischen Königs nächste Aufgabe war, die Stadt Wien in seine Gewalt zu bringen. Dies zu erreichen, wurde neben immer engerer Einschließung derselben kein weiteres Mittel unversucht gelassen. Rudolf ließ im Geheimen die Absichten der Wiener, in wie weit sie zu ernstlichem Widerstande entschlossen, erforschen, denselben vorstellen, daß ihm das Recht zustehe, von ihnen Unterwerfung zu fordern, er auch die Macht besitze, seiner Aufforderung den gehörigen Nachdruck zu geben, übrigens die Stadt möglichst schonen möchte; beharrte sie aber auf ihrem Widerstand, so würde er sich genöthigt sehen, ihr Gebiet verwüsten zu lassen und sie sonst auf jede Weise zu schädigen. Diese Vorstellungen fanden aber wenig Gehör, und die, welche zum Nachgeben auch bereit gewesen wären, fürchteten die Strenge des dem Böhmen treu ergebenen Bürgermeisters Paltram und dessen starken Anhang. So zog sich die Belagerung in die Länge und Mitte des Wintermonats (Novembers) war der König noch nicht im Besitze der Stadt.

Die ritterlichen Sänger im deutschen Lager vor Wien.[35]

Unter andern schwäbischen Rittern hatte, wie wir oben S. 351 bereits gemeldet, sich auch Konrad von Laudegg der ersten Heerfahrt

des Königs Rudolf gegen Ottokar von Böhmen angeschlossen. In dem engen Thale der zur Thur fließenden Glatt, in der vormaligen Grafschaft Toggenburg, stand auf einem steilen Bergvorsprung die kleine Stammburg seines Geschlechts, von der noch im achtzehnten Jahrhundert Ruinen zu sehen waren. Der an Burgen und ritterlichen Sängern im dreizehnten Jahrhundert so reich gesegnete Thurgau, der Garten des schwäbischen Helvetiens, war also seine Heimat. Zu letzteren gehörte auch er, der gleich den allermeisten seiner Sangesgenossen nur wenig Eigen besaß. Aber bei seinem Hause stand das Schenkenamt der reichen Abtei St. Gallen und brachte seinen Trägern Benefizien und Lehen mit Gilten und Zinsen ein. Da hatte nun unser Landegger als Schenke, zumal bei festlichen Anlässen, dem Fürst-Abte den großen goldenen Becher, gefüllt mit köstlichem Wein aus Welschland oder dem Breisgau, ehrerbietigst zu kredenzen. Und sicherlich hat er in den Zeiten, da der ritterliche, prunkliebende und sängerfreundliche Abt Bertold, dessen Stammburg Falkenstein auf hoher steiler Felswand im Höllenthal ragte, die Inful von St. Gallen getragen, an den herrlichen Ritterfesten, welche derselbe oftmals gegeben, auch die Gäste ergötzt mit seinem Sang, in welchem er unter Begleitung mit der Lyra den wonnesamen Maien in seiner Blütenpracht, den grünen Wald und die blumige Haide, der Nachtigall süße Weisen, die Schönheit und Anmuth der Frauen gepriesen.

Doch hinderte das Schenkenamt unsern ritterlichen Sänger nicht, in ferne Lande, nach Hennegau, Brabant und Flandern, der Picardie und „Francrich“, zur Sêne und „an's mer“ zu fahren. Aber bei aller Wanderlust, welche ihn in die Fremde getrieben, gefiel es ihm, der auch hierin ein ächtes Schwabenkind war, nirgends so gut, wie in der Heimat, „bi dem Rine und umb den Bodensê.“ Nur in „Swâben“ war für ihn „wunne“ und sonst nirgends „der vogelsanc so süeze.“ Kein Wunder! Denn ihn „jâmerte“ (er hatte das Heimweh) in der Fremde nach seiner „minneclichen schoenen“, der „vil süezen, reinen, wandelsfrien, die zierete ganz Swâbenlant.“ und alle Lande, durch welche er gefahren, hatten

„sô schoenes niht
noch sô lieplich angesiht.“

Aber Konrad von Landegg müßte kein schwäbischer Ritter und seine Angebetete keine ritterliche Frau gewesen sein, wenn er nicht zu Schild und Helm, Schwert und Speer gegriffen hätte, als König Rudolf, sein Landsmann, welchen er sicherlich persönlich gekannt, die deutschen Ritter und vornehmlich die seiner schwäbischen Heimat zu der Heerfahrt

gegen den unbotmäßigen Böhmenkönig aufgeboten. War doch auf diesem Wege Rittерehre zu erjagen, auch Sold zu gewinnen, mit dem man das geringe Eigen mehren konnte. So zog er denn mit einem Knappen, wenigen reisigen Knechten, welche zugleich ein weiteres Roß und einen Karren mit etwas Mundvorrath und Heergeräthe führten, fröhlichen Muthes aus der Heimat weg. Und wie in uralten Zeiten Volker, der Recke und Spielmann am Hofe des Burgundenkönigs Günther zu Worms, als er im Gefolge seines Herrn zum gewaltigen Hunnenkönig Etzel zog, neben dem Schilde seine Fidel (Geige) mit sich führte, und in den Herbergen süße Weisen fidelte, so vergaß auch unser ritterlicher schwäbischer Sänger seine Lyra nicht, um sich und seinen Heergesellen auf der weiten Fahrt die Zeit zu kürzen. Und ein „süezer“ Kuß ward ihm beim Abschied von dem „rosenroten mündel“ seines „Truts“. Der linderte auf lange hin sein „senendes weh“ nach der Heimat und der dort zurückgebliebenen Schönen. Dabei that allerdings die jedem Schwaben angeborne Wanderlust auch das Ihrige.

Die Fahrt verlief ganz gut, brachte manch' Neues und darum viel Kurzweil. Mit jedem Tag füllten sich die Heerstraßen mehr mit Rittern, welche des Königs Ruf gefolgt waren. Man kam durch Länder und Städte, auf gastfreundliche Burgen, welche man zuvor nicht gesehen. Und als das deutsche Heer sich vor Wien gesammelt hatte, erhob sich davor eine wahre Zeltstadt, überragt von einem Walde von Bannern in den verschiedensten Farben und geziert mit manch' seltsamem Bildwerk. Darin fanden sich zusammen Ritter aus allen Strichen des Reichs, den Norden ausgenommen, und bald wurde man heimisch. Unser Schwabe fand sich aber am meisten zu den tanzlustigen und sangesfreudigen Tyrolern und Steirern hingezogen.

In Kurzem begann, da der König es möglichst vermeiden wollte, Wien — eine Stadt des Reichs — mit Anwendung von Waffengewalt zu unterwerfen, ein fröhliches und buntes Lagerleben, bei welchem man die Heimat wohl vergessen konnte.

Da hatten Ritter eine kleine Rennbahn improvisirt, hielten ein Speerstechen oder gar einen kleinen Turnei, und es hub sich ein betäubender Schall von Pauken und Trompeten. Ein andermal — die Kirche feierte gerade einen Festtag — sah man durch die Hauptgassen des Lagers unter Vorantragen von Kreuz und Fahnen sich einen langen Zug von Welt- und Kloster-Geistlichen bewegen, welche in großer Zahl dem Heere nach Wien gefolgt waren und geistliche Lieder sangen. Und diese Gottesstreiter bildeten in ihren manigfaltigen Ordensgewändern auch eine sehr bunte Reihe. Ihnen hatten sich andächtige Ritter und Knechte angeschlossen. An einem andern Festtage sah man auf einem

freien Platze der Lagerstadt einen Haufen Krieger, Ritter und Knechte, um einen Dominikaner-Mönch versammelt. Der Reise- und Feldprediger der alten Zeit hatte sich den strengen Prediger in der Wüste zum Vorbild genommen, über die Worte: „thut niemanden Gewalt noch Unrecht an und lasset euch begnügen an eurem Sold“ gesprochen und manch' scharfe, aber zutreffende Mahnung an seine Zuhörer gerichtet. Darum wechselte die Zahl derselben ab und zu. Da lief einer, der die Predigt nicht nach seinem Geschmack gefunden, bald wieder fürbaß, dafür kam ein anderer, neugierig zu hören, was „der Pfaffe“ wohl sage, herzu. Zahlreich war aber die Zuhörerschaft nie. Große lärmende Haufen dagegen, zumeist von reisigen Knechten, Bogenschützen und Troßbuben — doch fehlten auch Ritter nicht — hatten sich sonst an verschiedenen Plätzen: da um zwei öffentliche Fechter, dort einen Possenreißer, auf andern Punkten um einen Spielmann, welcher lustige Tanz- und Sangweisen fidelte, um einen fahrenden Sänger der niederen Klasse gesammelt, welcher meist sehr unfeine Lieder sang, auch burleske Schwänke und abenteuerliche Mären erzählte, und wie seine Genossen auf klingenden Dank seiner Zuhörer rechnete. Und als es sich einmal traf, daß König Rudolf, ihm zur Seite stolz und ritterlich zu Rosse sitzend, die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg, mit großem Gefolge von Grafen, Herren und Rittern, darunter unser Held Graf Albert, sein Schwager, der alte Burggraf Friedrich von Nürnberg und Graf Heinrich von Fürstenberg, das treue Kleeblatt seiner Anhänger, auf einem Ritt durch das Lager zufällig auf einen solchen Schauplatz der Lustbarkeit des gemeinen Kriegsvolks stieß, da machte er, der leutselige und scherzliebende Herrscher, auch einen, wenn gleich kurzen Halt, wie grämlich die hohen Würdenträger der Kirche, welche solch' Treiben verdammten, auch dazu gesehen haben mögen.

Als man aber in der Mitte des Wintermonats angelangt war, ohne daß es zum Schlagen gekommen, und unser Landegger noch keine Gelegenheit gefunden hatte, seines Königs Widersacher die „Schwabenstreiche“ fühlen zu lassen, wiewohl die Stadt Wien immer noch trotzig auf ihrer Weigerung sich zu ergeben beharrte; als Wald und Aue, Anger und Haide sich anschickten, ihr „vales“ Winterkleid anzulegen, der Vögelein süßer Sang allzumal verstummt war; dicke, kalte Nebel, welche vom Donaustrome herüber zogen, Tage lang über der Lagerstadt hin und her wogten, und es anhub, in den Gassen derselben öd' und still zu werden — da flogen unseres ritterlichen Sängers Gedanken über Berge und Thäler, Städte und Burgen weg in die ferne Heimat, zu seiner Geliebten, nach der ihn nun schmerzlich „jämerte“. Er dachte gar nicht an die schwere Sorge seines Königs um „des riches nöt“

und wie Wien sammt dem Böhmenkönig zu unterwerfen. Ihm schwebte allein vor die engelschöne Gestalt seines „Truts", wie es oftmals mit ihm gescherzt, er manchen süßen Kuß von seinem rosenrothen Munde erhalten. Doch alles und immer in „Züchten" (Ehren). Und als er, in Gedanken ganz mit demselben beschäftigt, einsmals in der Stille der Nacht, welche von Zeit zu Zeit nur durch die Tritte der Lager-Rundwache unterbrochen wurde, in seinem Zelte lag und kein Schlaf über ihn kommen wollte, da griff er nach seiner Lyra, um in einem Liedchen seiner Angebeteten zu gedenken, ihre Tugend und Schönheit zu preisen und so, in lebhafter Erinnerung an sie, Trübsinn und Sorge zu verscheuchen. Und er sang:

„Nû hât sich diu zit verkêret (verändert),
daz vil manigem sorge mêret:
walt und ouwe die sint val,
Dâ bi anger und diu heide,
die man sach in liehtem kleide,
in den landen über al.
Dâ bi klage ich vogellin:
wan si singent süeze doene
in des blüenden meien schoene:
seht die müezen trûric sin.

Swie (Wie auch) der winter uns wil twingen (zwingen, drängen),
doch wil ich der lieben singen,
der min herze nie vergaz:
Dast (das ist) ein wib in (von) wibes güete,
diust (die ist) sô guot für ungemüete (Verdrießlichkeit, Betrübniß),
daz nie niht gefröite baz (besser)
(so daß niemals etwas mich sehnsüchtiger),
Mich vil senden dan si tuot
(mehr erfreute als sie thut).
swenne ich denke daz diu reine
mich in herzen lieplich meine (gegen mich gesinnt sei),
dêst (das ist) für alle sorge guot.

Frowe Minne, ich wil dir danken
iemer mêre, ân allez wanken (beständig),
durh (für) sô fröidenrichen funt,
Daz du mir ze frowen (zur Herrin) funde (gefunden)
der ich min ze dienste ie gunde
(der ich mich zum Dienste immer gönnte),
diu lit an mins herzen grunt.
Minne, tuo sô wol an mir,
hilf und twinc der (derselben) reinen sinne,
daz si mich als ich si minne:
sich (sieh'), sô wirt gedienet dir.

Diu vil (sehr) süeze, diu vil reine,
Diu vil liebe, valsches eine (frei von Falsch),
der ich iemer dienen wil,
Diu ist minneclichen schoene;
maniger tugende ich si kroene
(wegen mancher Tugenden ich sie preise),
der gewan nie wip sô vil:
sô ist ir gebâren (Benehmen) guot,
si ist . . . . staete (beständig, treu)
si ist frî vor missetaete,
si ist mit zühten wol gemuot (mit Anstand fröhlich).

Kunde (Könnte) ich minneclichen singen (der Minne würdig singen),
daz müest ir ze lobe erklingen,
wan sist (denn sie ist) schoene und wol gestalt.
der vil süezen der ich diene
singe ich disen sanc vor Wiene,
dâ der künic lît mit gewalt (mit Heeresmacht);
Der bedenkt des riches nôt,
so gedenke ich nâch dem gruoze
(ich gedenke an den Gruß, vergegenwärtige mir lebhaft den Gruß, Kuß) *
den so minneclichen suoze (süße)
git (geit, gibt) ir mündel rôsenrôt."

Auch ein anderer ritterlicher Sänger, genannt der Püller, ohne Zweifel ein Elsäßer, stand in König Rudolfs Lager vor Wien; der meinte zwar

„ze Österreich ist vil guot sîn,"
aber von Wiene waere (er doch) gerne hin wieder an den Rin
zuo der schoenen; diuchte es den künik zît;"

inzwischen aber wünschte er,

„wil ieman gegen Elsazen lant
der sol der lieben tuon bekant
daz sin herze sich sehne nach ir."

VII.

Die Uebergabe von Wien und des deutschen Heeres pompöser Einzug in die Stadt.

Auch der König ward, nachdem fünf Wochen verstrichen, des Liegens vor Wien müde und die Geduld riß ihm. Darum griff er zu wirksameren Maßregeln, um die Wiener zur Uebergabe zu zwingen.

* „Judases Gruoz". Mai und Beaflor 171, 40.

Er schloß die Stadt noch enger ein, schnitt ihr alle Zufuhr ab, ließ dagegen niemand heraus. Da entstand darin bald Mangel und der schuf große Unzufriedenheit von Seiten der Masse des gemeinen Volkes mit dem Regiment der Stadt. Solches benützten die, welche es im Herzen mit dem Reiche hielten: sie reizten den Pöbel gegen Paltram auf und derselbe forderte diesen schließlich auf, er solle der Noth ehestens ein Ende machen, widrigenfalls er und seine Sippschaft sterben müßten. Da erklärte sich, nachdem der Pöbel und sein Anhang drei Tage und drei Nächte in der Stadt gewüthet hatten, der gestrenge Bürgermeister endlich zum Nachgeben bereit, zumal er auch einsah, daß sein längerer Widerstand seinem bisherigen Herrn, dem Böhmenkönig, doch nichts mehr helfe. Man sandte eine Botschaft von dem Rath der Stadt an König Rudolf mit der Erklärung ab, sie wolle sich dem Reich ergeben, wenn dessen Haupt ihr Verzeihung verspreche und alle ihre alten Freiheiten bestätige. Das that denn auch Rudolf, und Wien erklärte sich seinerseits bereit, ihm die Thore zu öffnen.

Großer Jubel hub sich im deutschen Lager, als sich wie Lauffeuer die Kunde verbreitet hatte, man werde in das schöne große Wien einrücken, und alles rüstete sich zum festlichen Einzug. An dem dazu angesetzten Tage, es war um die Mitte des Wintermonats, ritten die vornehmsten des Wiener Raths in festlichen Gewändern in das deutsche Lager, um den römischen König im Namen ihrer Stadt willkommen zu heißen und ihn zu derselben zu geleiten. Also war nämlich verabredet worden. Darauf ordnete sich der Zug also: Denselben eröffnete ein Haufen reisiger Knechte aus dem deutschen Heere, meist martialische Gestalten aus Schwaben und Baierland; an ihrer Spitze ritten drei kecke Wiener Burschen, die in Diensten eines dem Könige Rudolf ergebenen östreichischen Ritters standen. Darauf folgte eine stattliche Schar von Rittern aus dem Reiche: vom Rheine, von Schwaben und Baiern, Oesterreich und Steier, Tyrol und Kärnthen; sie führte nach der Wahl der Ritter selbst der greise, ehrwürdige östreichische Edle Otto von Haslau. Wiewohl er der wonnigen Maien schon neunzig gesehen, saß er doch noch fest und stramm auf seinem muthigen Rosse. Darnach kam ein Trupp berittener Spielleute; von ihren Heerpauken, Posaunen und Trompeten hub sich großer Schall, der bis zu den Thoren von Wien drang. Denen folgten sechs schmucke Ritter, von denen jeder ein Banner trug. Der erste mit dem des Reichs; das zeigte auf goldenem Grunde einen einköpfigen schwarzen Adler, und solches führte Hildebrand von Pappenheim, des Reiches Unter-Marschall. Das andere, das von Habsburg, hatte auf gleichfalls goldenem Grunde einen hochaufgerichteten rothen Leuen. Und das trug Ritter Hartmann von

Baldegge, einer der treuen Dienstmannen und Vertrauten des Königs Rudolf aus der schwäbischen Heimat, ein Mann von riesenmäßiger Größe, denn er maß 7 Fuß und 4 Zoll. Das dritte Banner, das des Herzogthums Oesterreich, war roth mit silbernem Querbalken und Ulrich von Kapellen anvertraut. Das vierte, von Steier, darauf in grünem Felde ein silberner, goldgekrönter, zweigeschwänzter Löwe zu sehen war, aus dessen Rachen und Ohren Feuerflammen schlugen, führte Hertnid von Wildon. Darauf kam das von Tyrol; es zeigte auf silbernem Grunde einen rothen Adler mit goldener Krone. Solches trug der tapfere Konrad von Aufenstein an der Etsch. Der hatte vor Zeiten eine unter ihm stehende Schar von Tyrolern, die in einer Fehde etwas zage gegen den Feind zog, mit den Worten angefeuert: „Der Tyroler soll nicht blos hohen Muthes sein, wenn er tanzt und in silberbelegten Kleidern einherschwänzelt. Wen ich heute feig finde, auf den werde ich in Meran selbst mitten unter den Frauen mit den Fingern deuten; wir sollen so fechten, daß die Frauen sich daheim über die Männer streiten, welche das Beste gethan haben.“ [36] Und diese Drohworte hatten ihre Wirkung nicht verfehlt.

Einen herrlichen Anblick gewährten die flatternden Banner mit ihren mancherlei Gebilden in buntem Farbenschmuck, und die ritterlichen Träger derselben, lauter kräftige Männergestalten, über und über in Stahl gehüllt, und wie festgegossen auf ihren hohen Streitrossen sitzend, entsprachen ganz den Bildern von Adlern und Leuen.

Die Entfaltung von solcher Pracht war zwar nicht ganz nach dem Sinne des die Einfachheit liebenden Königs, aber doch von demselben schließlich gut geheißen worden. Dessen Umgebung hatte nämlich mit Recht betont, es solle also geschehen, um namentlich den böhmisch gesinnten Wienern zu zeigen, daß sie und die Lande unten an der Donau, Steier und Kärnthen auch zum Reich gehören und Habsburg nun dessen Krone trage.

Auf die drei Paare der Bannerträger folgte König Rudolf in ritterlicher Rüstung ohne besonderes Abzeichen seiner hohen Würde. Ihm zur Seite ritten die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg, jener rechts, dieser links, in vollem Ornat. Und stattlich, Rittern gleich, saßen die geistlichen Herren zu Rosse. Darnach kamen die Herzoge Ludwig und Heinrich von Baiern, jeder inmitten zweier Bischöfe ihres Landes. Ihnen schloß sich an, was noch von Fürsten und Grafen mit einzog, voran der Graf Mainhard von Tirol mit Graf Albrecht von Habsburg, seinem Eidam, des Königs Erstgebornem. Ihnen unmittelbar folgte das Kleeblatt der Vertrauten Rudolfs: der Burggraf Friedrich von Nürnberg, die Grafen Heinrich von Fürstenberg und

Albert von Hohenberg. Sie ritten beisammen, der ältere Burggraf in der Mitte. Den Zug beschloß eine ansehnliche Zahl von Rittern und ein starker Haufen reisiger Knechte. Der größere Theil des deutschen Heeres war aber im Lager und in Klosterneuburg zurückgeblieben; andere Haufen hatten die Werke außerhalb der Stadt Wien besetzt. Also hatte es der kriegserfahrene König angeordnet.

An dem Thore, durch welches Rudolf einzog, überreichte ihm der Bürgermeister Paltram, umgeben von Rathsherren, knieend die auf sammtnen Kissen liegenden Schlüssel der Stadt und bat um schonende Behandlung derselben. „Die soll euch, wiewohl ihr anderes verwirkt hättet, werden, wenn eure Unterwerfung aufrichtig ist," erwiederte darauf kurz und ernst der König.

Die lärmende Kriegsmusik, welche schon von Fern den Einzug ankündete, hatte ganz Wien auf die Beine gebracht, die schaulustigen Wienerinnen besseren Schlags aber an die Fenster gelockt. Und wo ein schönes Augenpaar, ein reizend Frauenantlitz an einem Fenster sich blicken ließ und freundlich auf den großen Ritter inmitten der hohen Kirchenfürsten von Mainz und Salzburg, in dem man unschwer den König erkannte, herniederschaute, da hielt derselbe in ritterlicher Galanterie es nicht unter seiner Würde, einen freundlich grüßenden Blick hinaufzuwerfen. Also beliebte es dem sonst kalt berechnenden Herrscher, denn er war ein Mann, der schöne Frauen lieb hatte, und ihnen keine Bitte versagen konnte; schon in der Jugend war er ein „Minnedieb" gewesen, und „hätte noch in seinem Alter um einer Maid willen einen Leuen bestanden." Wiewohl der Böhmenkönig Ottokar, eine gedrungene, breitschulterige, imponirende Mannesgestalt mit gebräuntem, einnehmendem Antlitz[37] den Wienerinnen, deren Vaterstadt er so gewogen war, auch wohl gefallen, gestanden sie sich doch, daß der König aus dem Reich ein stattlicherer ritterlicher Herr sei als Ottokar. Zwar entgieng den scharfen Frauenaugen nicht, daß Rudolf damals bereits an der Schwelle des Greisenalters gestanden, daß sie keinen schmucken Ritter, der an Fürstenhöfen gelegen und der Frauen Minne gelebt, sondern einen im Waffenwerk aufgewachsenen, in Fehden und Feldlagern grau gewordenen Rittersmann vor sich sahen. Aber seine hohe Gestalt und ritterliche Haltung, die aus dem bleichen markirten Gesichte stark hervortretende kühne Adlernase, das immer noch feurige, blitzende Augenpaar imponirten den Wiener Frauen. Und welcher von ihnen der König einen freundlich grüßenden Blick zugeworfen hatte, die war seines Lobes voll.

König Rudolf ritt mit den Fürsten, Grafen und Herren in die inmitten der Stadt von Ottokar erbaute Burg. Da, in dem weiten

Palas, gaben ihm und seinem Gefolge die Wiener ein herrliches Gastmahl. Und nachdem solches eingenommen, sammelten sich in dem großen Hofraum vor dem Palas die Notabeln von Wien, der Adel von Oesterreich, Steier, Kärnthen und Krain und schwuren dem Könige den Eid der Treue. Dabei erachteten die Wiener es für gerathen, die Gunst desselben durch reiche Verehrungen an klingender Münze, Wein, Mehl und Haber zu gewinnen. [37]

Als das Festmahl zu Ende, auch die Huldigung vorüber war, ritt der König in's Lager zurück, nachdem er Burg und Thore der Stadt mit hinreichender Mannschaft besetzt hatte. Ueber diese sowie die deutsche Besatzung der Wehren außerhalb der Stadt setzte er den Grafen Albert von Hohenberg, seinen tapfern Schwager und treuen Anhänger. Der sollte ihm Wien hüten, denn er, der König, war, nachdem er die Wiener zur Unterwerfung gebracht, und die Streitkräfte seiner Verbündeten aus Steier, Kärnthen und Tyrol zu ihm gestoßen waren, Willens, über die Donau zu setzen und den Böhmenkönig in offener Feldschlacht anzugreifen. Zu diesem Behuf ließ er zum Schlagen von Schiffbrücken über die vielarmige Donau Anstalten treffen, um zunächst das von den Böhmen besetzte feste Kornneuburg und so beide Ufer des Stromes in seine Gewalt zu bringen.

Drittes Kapitel.

I.

Friedensschluß zwischen Rudolf und Ottokar.

Ottokar hatte bei Beginn des Krieges mit dem römischen König seinen erfahrenen Rathgeber, den Bischof Bruno von Olmütz, zum Landeshauptmann von Oesterreich gesetzt. Der fuhr nach der Uebergabe von Wien mit königlichem Geleite heim zu seinem Herrn. Zuvor aber hatten sich der Erzbischof von Mainz und der Bischof von Freising mit ihrem Collegen in's Einvernehmen gesetzt und die Frage angeregt, ob nicht und wie etwa dem Kampf zwischen den beiden Königen selbst vorgebeugt und ein Uebereinkommen zwischen denselben zu Stande gebracht werden könnte, und den Olmützer gebeten, zu versuchen, ob es ihm nicht möglich, seinen König zur Unterwerfung zu bestimmen. [38] Für diesen Fall sagten sie demselben ihre gewichtige Verwendung in der Richtung zu, daß alsdann Böhmen und Mähren seinem Herrn

erhalten bleiben sollten, während sie ihm zu bedenken gaben, daß, wenn es Ottokar auf die Entscheidung der Waffen ankommen ließe, er leicht auch seine Erbländer verlieren könnte, denn solche werde, wie die Verhältnisse sich nun gestaltet, ohne Zweifel für den römischen König günstig ausfallen. Also der Erzbischof von Mainz und der Bischof von Freising, denen sich bei dieser geheimen Verhandlung mit dem Olmützer auch etliche Wiener von der böhmischen Partei angeschlossen hatten. Die beiden Kirchenfürsten, vorab der Mainzer, fanden es nicht in ihrem Interesse, den König von Böhmen, zumal letzterer denselben gekrönt hatte, bis zum Aeußersten gedemüthigt, gar aller seiner Länder beraubt, den römischen König, der noch vor wenigen Jahren ein nicht sonderlich mächtiger Graf gewesen, dagegen in demselben Grade erstarkt und in die überaus günstige Lage versetzt zu sehen, über so ansehnliche Reichsländer zu verfügen.

Als der Olmützer Bischof in dem Lager seines Königs angekommen war, trat er ohne Säumen in dessen prachtvolles, großes seidenes Zelt ein, und traf ihn just allein. Ottokars heftiges Temperament wohl kennend, hatte der kluge geistliche Diplomat vorher bei sich wohl überlegt, wie er möglichst fürsichtig und schonend demselben von dem Stand der Dinge Bericht erstatten könnte. Als aber sein König, der Umschweife müde, in größter Ungeduld ihm zurief: „fasset euch kurz, und saget mir frei heraus, wie meine Sache steht — ich merke wohl, schlecht“ — da hub der Bischof an: „Ich Unglücklicher, der ich dazu verdammt bin, meinem Herrn und König die schlimmste Botschaft zu bringen. Wien und die Lande über der Donau sind für euch verloren. Ich habe mit ansehen müssen, wie König Rudolf mit großem Gefolge und viel Kriegsvolk seinen festlichen Einzug in die Stadt gehalten, wie sie ihm gehuldigt, ja reiche Geschenke gebracht, wie der Adel der Herzogthümer ihm Treue geschworen hat. Mögen meine Augen nie mehr einen solchen Tag sehen!“ Da fiel Ottokar in Tobsucht, und große Angst befiel den Bischof. Doch faßte der sich bald und besänftigte durch kluge, schmeichelnde Worte des Königs Wuth also, daß dieser ihn bat, ihm zu rathen, was in solch' mißlicher Lage mit „Nutz und Ehre“ für ihn zu thun sei, und des Bischofs Rath zu folgen versprach. Da hub der also an: „bei meinen Treuen, erbost bin ich über alle, so wider euch thun oder gethan haben, aber als geweihter Mann muß ich Euch stets rathen, was mir das Beste däucht, wie Ihr mir's auch verdenket, wohl oder übel; thu' ich anders, so soll ich hier und dort des Lasters und der Sünde Bürde tragen. Da ich aus den Grenzen Eurer Lande, aus Oesterreich schied, da baten mich alle, die Euch heimlich noch mit Gunst zugethan sind, Euch zu rathen, Ihr sollet Euch mit

dem römischen König aussöhnen, besseres wüßten sie für Euch nicht, denn wenn Ihr länger fortfahret, das Reich zu kränken, so möchte das Euch sehr übel bekommen.“ Als Ottokar solchen Rath des Bischofs vernommen, erhob er sich zornmüthig von seinem Stuhl und verließ das Zelt. Und erst nach drei Tagen ließ er den Olmützer wieder vor sich und warf ihm vor: „Herr Bischof, waret ihr bei Sinnen, da ihr mir zur Sühne mit König Rudolf riethet, der mich ohne Recht meiner Lande beraubt hat?“ Da sprach der von Olmütz: „was Ihr hier ge-red't, dem ist nicht so; offen gesagt, hat der König nicht das Recht gebrochen. Er hat Euch noch zu rechter Zeit vorgeladen, Eure Lehen von ihm zu empfangen; da vertrautet Ihr dem Bischof von Seckau, der sich vermessen, als kluger Meister mit mancherlei List Eure Sache vor dem König Rudolf gut zu führen. Aber es hatte keinen Fürgang. Da er-wies Euch der König die Ehr', daß er den von Nürnberg zu Euch sandt', Euch mahnen und bitten ließ, Ihr möchtet Euch in Güte mit dem Reiche abfinden; aber Ihr nahmet die Botschaft mit Zorn auf. Darauf hat der römisch' König nur nach seinem Eid, das Reich zu mehren, gethan.“ Da sprach Ottokar: „wenn dem so, warum fordert der König nicht von Frankreich das Königreich Arelat (Burgund) zurück? Mir hat er wider Recht meine Lande genommen, das will ich an ihm rächen, geht es mir dabei auch an's Leben!“ Darauf versetzte der weise Bischof: „Der Vorsatz, den Ihr habt, gefällt, glaubet mir, niemand; wisset, der König Rudolf ist ein tapferer Held; unterläge er aber doch im Kampfe mit Euch, so wählen die Deutschen einen andern König, und ist der auch ein tapferer und biederer Mann, so wird auch er das Seine von Euch fordern. Verlieret Ihr aber Sieg und Leben, so fällt Euer Land in der Schwaben Hand und Euer Name in Vergessen-heit. Und mein Herr und König möge wohl bedenken, daß ein zahl-reiches Heer von Ungarn an den Grenzen steht und vor Begierde brennt, die Niederlage zu rächen, die Ihr ihnen vor Jahren an der March beigebracht, daß aber damals starke Haufen von Oesterreichern, Steirern und Kärnthern in Euren Reihen standen, auch der Fürst von Polen und der Markgraf von Brandenburg mit Streitern zu Euch ge-stoßen waren. In diesem Kriege aber hat sich dieser, wie auch der Herzog von Breslau wohl bei Euch eingefunden, aber nur mit einem ritterlichen Gefolge.“

Auf diese Rede des Bischofs wurde Ottokar nachdenklich, ließ das Haupt senken und saß lange schweigsam da. Als er aber wieder aufblickte, sprach er zu dem Bischof: „ich will meinen Zorn fahren lassen, Euch folgen und, wenn es mit Ehren geschehen kann, mich zu einer Sühne hergeben.“ Darauf sprach der Bischof: „ich will mich deß' unterwinden,

so mein Herr und König mich als seinen Machtboten zu dem König von Rom senden will." „Thut also," sprach Ottokar, „Ihr habt mein Vertrauen." [39] Darnach ritt der Olmützer mit des Böhmenkönigs Handfeste nach Wien und that dem König Rudolf seines Herrn Bereitwilligkeit, sich zu unterwerfen und Frieden zu machen, kund. Und unter Vermittlung der Fürsten ward eine Waffenruhe verabredet, während der verhandelt werden sollte.

Allererst besprach sich König Rudolf im Geheimen mit seinen vertrauten und erfahrenen Freunden, dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, den Grafen Heinrich von Fürstenberg und Albert von Haigerloch. Daß sein Eidam, der Herzog Ludwig von Baiern, wie auch der Erzbischof von Mainz und der Bischof von Freising nicht für Fortsetzung des Krieges und die äußersten Schritte gegen den Böhmen waren, wußte er wohl, darum berief er die nicht in den geheimen Rath. Da wurde nun allererst die Frage aufgeworfen, ob es der Ehre des Reiches keinen Eintrag thue, mit einem geächteten Vasallen, zumal solange der an der Spitze einer Heeresmacht stehe, und das Schwert, das er gegen seinen Herrn und König erhoben, noch nicht bei Seite gelegt, sich in Unterhandlungen einzulassen, deren Ausgang ungewiß seie, und die er vielleicht nur deßhalb angeknüpft, um Zeit zu weiteren Kriegsrüstungen zu gewinnen. Und es wurden Stimmen laut, welche meinten, es solle nach der ganzen Strenge des Rechts gehen, des Reiches Vogt in erster Linie die Forderung stellen, der Böhme habe vor allem sein Heer zu entlassen und dann sich dem Spruch der Fürsten des Reichs zu unterwerfen, wo nicht, so werde der Kampf gegen den Unbotmäßigen seinen Fürgang nehmen, und derselbe durch Waffengewalt gezwungen werden, sich reumüthig und bedingungslos seinem obersten Lehensherrn zu Füßen zu werfen, wie einst der stolze Welf vor dem Rothbart. Solch' strenger Meinung war insbesondere des Königs Schwager, der Graf von Haigerloch. Ihm gieng, wie wir noch weiter hören werden, des Reiches Macht und Ehre über alles. König Rudolf aber hielt dafür, wie die Dinge nun eben im Reiche stünden und die Fürsten in dem vorliegenden Streit gestimmt seien, könne nicht also gegen den Böhmen verfahren und dessen Anerbieten, sich unterwerfen zu wollen, nicht ohne Weiteres von der Hand gewiesen werden. „Wenn, wie verlautet," sprach Rudolf, „die Fürsten geneigt sind, die Reichsacht von Ottokar zu nehmen, und man auch daran denkt, ihn von dem Banne zu befreien, so können wir allein nicht widerstreben und die Reichsacht aufrecht erhalten. Ist aber diese von Ottokar genommen, so steht er uns, zumal wenn er zu seiner Unterwerfung bereit ist, nicht mehr als unbotmäßiger Vasall gegenüber. Es handelt sich also, bevor wir uns in

Unterhandlungen mit ihm einlassen, darum, Reichsacht und Bann von ihm zu nehmen. Im Uebrigen wollen wir hören, zu was er sich erbietet. Die Forderung, von der ich aber nicht abgehe, ist für's Erste, daß er die Herzogthümer Oesterreich, Steier ꝛc. dem Reiche abtritt, für's Zweite, daß er die Belehnung mit Böhmen und Mähren nachsucht. Zeigt er sich hiezu ernstlich bereit, so biete ich gerne auch die Hand zu einem Mittel, das schon oft zuvor feindlich einander gegenüberstehende Herrscherhäuser dauernd versöhnt hat — ich meine Heirathen zwischen meinen und Ottokar's Kindern.“ Und schließlich neigten sich Rudolfs Vertraute, insbesondere der Nürnberger Burggraf zu der Ansicht desselben und die Friedensverhandlungen begannen in aller Form.

Zunächst sollte ein Schiedsgericht zusammentreten und Friedensvorschläge vereinbaren. Zu demselben traten auf der Donauinsel Camberg zusammen: der Pfalzgraf Ludwig bei Rhein und der Bischof Berthold von Bamberg, diese von Seiten des römischen Königs, der Markgraf Otto von Brandenburg und der Bischof Bruno von Olmütz für Ottokar von Böhmen. Da manches schon vorläufig im Einzelnen besprochen worden, so kamen die Schiedsrichter nach verhältnißmäßig kurzen Verhandlungen über folgende Hauptpunkte ihres Spruches überein: Reichsacht und Bann sollen von dem Böhmenkönig genommen werden; dieser verzichtet auf jegliches Recht an Oesterreich, Steier, Kärnthen, Krain, Eger u. s. w.; der römische König belehnt in herkömmlicher Weise Ottokar und dessen Kinder mit Böhmen und Mähren auch andern Lehen, welche dessen Haus vom Reich hat; zu dauernder Befestigung von Frieden, Eintracht und Sühne, und damit beide Theile durch aufrichtige Liebe und in vollkommener Freundschaft sich enger an einander anschließen, sollen folgende Ehebündnisse zwischen beiden Häusern geschlossen werden, und zwar: der römische König gibt seine Tochter Guta Ottokars Sohn Wenzel zur Ehe, und ersterer 40,000 Mark Silber zur Mitgift in der Weise, daß er statt deren seinem zukünftigen Schwiegersohn 4000 Mark jährlicher Einkünfte in Oesterreich links der Donau nach Böhmen, Mähren und Ungarn hin verpfändet, doch mit Ausschluß von Krems und Stein und so, daß seine Tochter kein Erbrecht daran haben, sondern, wenn deren Gemahl ohne Erben stirbt, diese Pfandschaft an die Krone von Böhmen fallen soll. Für's zweite: Ottokar gibt seine Tochter Kunigunde Rudolfs Sohne Hartmann zur Ehe, indem er zugleich dem römischen König alle seine Reichslehen und erkauften Besitzungen in Oesterreich abtritt; solche überläßt Rudolf seinem Sohne für die 40,000 Mark Aussteuer, welche er demselben gibt; die also von Ottokar abgetretenen Besitzungen sollen aber, wenn Hartmanns zukünftige Gemahlin stürbe, nicht an

Böhmen zurückfallen. Ferner kam das bestellte Schiedsgericht überein, daß alle Diener beider Theile in den Frieden eingeschlossen und zu ihren natürlichen Herren zurückkehren sollten, alle Geiseln, Gefangenen und Bürgen frei zu geben seien, insbesondere sollte der römische König den Bürgermeister Paltram und den Notar Konrad von Wien zu Gnaden aufnehmen, und die bestehenden Rechte und Freiheiten dieser Stadt anerkennen; endlich daß der König von Ungarn zu vollkommener Freundschaft mit dem von Böhmen in diesen Frieden eingeschlossen sein und es bei den Grenzen beider Länder bleiben solle, wie solche von alter Zeit ausgeschieden.

Der also vereinbarte Spruch des Schiedsgerichts wurde von diesem am 21. November im Lager vor Wien den Erzbischöfen von Mainz und Salzburg, den Bischöfen von Bamberg, Regensburg, Passau, Freising u. a. sowie dem Landgrafen Heinrich von Hessen verkündigt, und von denselben gut geheißen. Nachdem auch der römische König seine Zustimmung dazu gegeben, ritten der Bischof von Olmütz und Markgraf Otto von Brandenburg zu Ottokar, um demselben den Spruch mitzutheilen und dessen Anerkennung von ihm zu erwirken. Und solches gelang ihnen auch, da derselbe offenbar für den Böhmenkönig unerwartet günstig ausgefallen war. Denn, um nur einen Hauptpunkt hervorzuheben, was er nach demselben abzutreten, hatte er faktisch durch das Mißgeschick seiner Waffen bereits verloren. Darum zögerte er nicht lange, sich aufzumachen und in das Lager des römischen Königs zu reiten, um den Friedensvertrag fertig zu machen und sich von diesem mit Böhmen und Mähren belehnen zu lassen.

Als man Rudolf die Kunde gebracht, Ottokar reite mit großem Gefolge dem „Urfar“ (dem Ueberfahrtplatz) bei Klosterneuburg zu, machte er sich mit Fürsten, Grafen und Herren auf, dem Böhmenkönig entgegen zu reiten und ihn ehrenvoll zu empfahen. Und in großer Zahl schlossen sich vornehmlich die Steirer Rudolfs Gefolge an, darunter die vornehmsten des dortigen Landadels und just die Hauptgegner des böhmischen Regiments, als da sind: Graf Heinrich von Pfannberg, Hertnid von Wildon, der von Pettau, Otto von Lichtenstein, der Stubenberger, der von Seldenhofen und andere, jeder mit einer stattlichen Schar von Mannen.

Sie alle sah Ottokar, der, während man sein Gefolge auf Schiffen über die Donau setzte, sich am Ufer niedergesetzt hatte, der Reihe nach zum jenseitigen Ufer heranreiten. Ihm zur Seite saß sein Kanzler, der Bischof von Olmütz. Den frug er nun, wer denn die Führer der großen Schock (Haufen) seien, die vor ihnen der Donau zureiten. Da sprach der Kanzler: „es sind die Landherren von Steier mit ihren

Mannen“ und nannte sie ihm der Reihe nach. Und als Ottokar seine große Verwunderung darüber aussprach, daß die Steirer Herren mit viel mehr Mannen dem König Rudolf zugeritten seien, als ehedem ihm, da erklärte ihm der unerschrockene geistliche Herr ohne Rückhalt, woher das komme, indem er also anhub: „daß sich die Steirer Landherren in Eurem Dienst nicht besser beflissen haben, das rührt von dem Haß her, den sie mit Recht gegen Euch im Herzen getragen, denn wenn sie meinten, sie stünden in Eurer Huld, so ließet Ihr sie in Banden werfen und schimpflich behandeln. Wer sie für sich gewinnen will, der muß halten, was er ihnen gelobt, und ihnen nicht fremde Herren zu Peinigern schicken. Wer die alten Rechte, welche ihnen Markgraf Ottokar und Herzog Leopold, die alten biederen Fürsten von Steier, ertheilt, ihnen nehmen will, dem werden sie nimmer hold, und ein gezwungener Dienst ist nie ein guter. Darum haben sie Euch, einen so mächtigen und großen König, im Stiche gelassen. Zornigen Muthes habt Ihr es allemal aufgenommen, wenn ich Euch in Sachen der Steirer die Wahrheit gesagt, und mir nicht geglaubt, wenn ich vorhergesagt, zu was Euer Gebahren gegen dieselben noch führen werde. Jetzt sehet Ihr alles in Erfüllung gegangen.“ Also der Bischof von Olmütz zu seinem Herrn und König.[40] Mittlerweile war das böhmische Gefolge mit vielen Rossen über den Strom gesetzt. Da begab sich Ottokar mit seinem Kanzler auch an die „Zullen“ (Kähne) und fuhr über den Strom. Darnach stieg er zu Rosse und mit ihm sein ganzes Gefolge, und groß Gedräng' hub sich, als auch Rudolf „der Vogt von Rom“, mit Fürsten, Grafen und Herren heran ritt, um seinen vormaligen heftigen Gegner zu begrüßen. Darauf ritten sie zusammen Wien zu.

II.

Ottokars ceremonielle Belehnung mit Böhmen und Mähren durch Rudolf.[41]

König Rudolf hatte bei Zeit den Befehl ausgehen lassen, alle Ritter seines Heeres sollten, soweit sie nicht zur Bewachung des Lagers, der Thore und Wehren von Wien beordert gewesen, ihre Rüstungen anlegen, auch ihre Streitrosse wappnen, sich, jeder nach seinem besten Vermögen wie zum Kampfe bereit machen, und also in Ordnung zu beiden Seiten des Weges aufstellen, auf welchem der Böhmenkönig einreiten werde. Rudolf, der einfache königliche Kriegsmann, hatte aber nicht um eitlen Gepränges willen also befohlen, sondern „um den

barbarischen Völkern"* den Ruhm der deutschen Waffen, und den Böhmen die Stärke seines Heeres an Ritterschaft zu zeigen. Und mit Freuden thaten die deutschen und besonders die schwäbischen Ritter nach dem Willen ihres Königs. Es war ja auch für sie, vornehmlich die Schwaben ein Ehrentag.

Während die beiden Könige mit einander daherritten, wurden wenig Worte zwischen denselben gewechselt. Und was unter ihnen gesprochen, war nicht offene Meinung, sondern wohl überlegt und schlau berechnet. Finster sah Ottokar drein, als er die endlosen Reihen von deutschen Rittern, wie zum Kampf gerüstet, gewahrte. Lebhafter war die Unterhaltung und freundlicher das Gebahren zwischen dem Erzbischof von Mainz und dem Bischof von Olmütz, und was die beiden geistlichen Diplomaten alter Zeit verhandelt, kann sich der Leser leicht denken. Verstanden haben auch damals die Nahestehenden sicherlich nichts ob dem höllischen Lärm der Posaunen, Zinken und Heerpauken eines starken Haufens von Spielleuten, und dem wirren Durcheinanderreden des in unermeßlicher Zahl vorhandenen zuschauenden Volks.

In Wien angekommen ritt der Böhmenkönig in den dortigen geräumigen Hof der Erzbischöfe von Salzburg, welcher für ihn zur Herberge hergerichtet worden war. In dem weiten Saal der bischöflichen Pfalz versammelte sich zu dem feierlichen Akt der Belehnung Ottokars das nächste Gefolge der beiden Könige. Da saß an einer Langseite auf mit weichen Polstern belegten Bänken der Böhmenkönig in goldgewirktem, von vielen Edelsteinen funkelndem Gewande; bei ihm waren der Bischof von Olmütz, der Markgraf Otto mit dem Pfeil von Brandenburg, Herzog Heinrich von Breslau, der Probst von Wissehrad (so hieß ein Theil von Prag) und manig hoher Szuppan (böhmischer Magnat). Auf der andern Seite saß auf einem großen Stuhl mit Armlehnen, dessen Sitz mit einem prächtigen Kissen bedeckt und hohe Rückenlehne mit einem goldgewirkten seidenen Teppich behangen war, der römische König in ritterlicher Rüstung und Gewandung ohne ein anderes Abzeichen seiner hohen Würde, als den goldenen gezackten Kronenreif um seines Helmes Rand. Und der königliche Stuhl stand auf einem etwas erhöhten Platze. Zu beiden Seiten Rudolfs saßen gleichfalls auf Stühlen, aber niedriger als der des Königs, die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg; denen schloßen sich auf gepolsterten Bänken längs der Wand hin sitzend an: die Bischöfe von Bamberg, Freising und Basel, darnach kamen der Burggraf Friedrich von Nürnberg, die Grafen

* Wohl eine Anspielung auf die Slavische Race, welche schon damals in Böhmen und Mähren stark vertreten war.

Heinrich von Fürstenberg, Albert und Burkard von Hohenberg, Manegold von Nellenburg, Otto von Eberstein und andere mehr. Hinter dem König und den Erzbischöfen standen der Pfalzgraf Ludwig bei Rhein, der hatte den Lehenbrief von Permint mit anhangenden Siegeln in der Hand, der Landgraf Heinrich von Hessen mit dem Scepter und Heinrich von Pappenheim, des Reiches Untermarschalk, für den nicht anwesenden Herzog von Sachsen. Und Heinrich hatte ein bloß' Schwert in der Hand, legte solches aber bald dem König in den Schoß.

Nach kurzer Berathung auf beiden Seiten erhob sich Ottokar von seinem Sitze; ein Gleiches thaten zwei seiner Szuppane. Deren einer trug das Banner von Böhmen, darauf in rothem Felde von Sammt ein silbergewirkter zweigeschwänzter Löwe; der andere führte das von Mähren, ein Roth und Weiß schachbrettartig gemalter Adler.

Festen Schrittes, von aller Zagheit frei, aber ernsten Blickes schritt der Böhmenkönig mit entblößtem Haupt über den breiten Saal hin zur Stelle, wo der römische König auf erhöhtem Stuhl saß, ein Bein über das andere geschlagen. Da angekommen ließ sich Ottokar mit seinen beiden Begleitern, der eine zu seiner Rechten, der andere zu seiner Linken, auf ein Knie nieder und sprach also: „Herre, ich bitte euch mit Fleiß, daß ihr mir leihet, was ich mit Recht von dem Reich zu Lehen han.“ Da bat der römische König den Bischof Heinrich von Basel, er möchte den Lehenbrief, welcher den Lehenseid enthielt, vorlesen. Während solches geschah, hielt der Reichsmarschalk das bloße Schwert, welches er von dem Schoß des Königs genommen, und hob es hoch über dessen Haupt, die Spitze nach unten gekehrt. Nach Verlesung des Lehenbriefs frug der römische König den vor ihm knieenden Ottokar, ob er also zu thun und es auch zu beschwören bereit sei? Und als Ottokar darauf gesprochen: „ja, ich beschwöre es bei Gott und allen Heiligen,“ da nahm Rudolf das Banner von Böhmen aus der Hand des einen Szuppan und gab es Ottokar, darnach das Scepter von dem Landgrafen und gab's Ottokar, hierauf das Banner von Mähren aus der Hand des andern Szuppan und gab es auch Ottokar. Und als solches alles vollführet, nahm Heinrich von Pappenheim das Schwert von des römischen Königs Haupt; dieser erhub sich von seinem Sitze und Ottokar begab sich an seinen Platz und zu seinem Gefolge. „Da fingen die anwesenden Pfiffer und Posuner so gewaltig zu pfiffen und posunen an, daß nieman sin eigen Wort hören mocht.“ Also ward Ottokar als des Reiches Vasall mit seinen Landen Böhmen und Mähren belehnt.

An dem Tage der Belehnung wurde dem Böhmenkönig unverweilt auch der von seinen Machtboten abgeschlossene Friedensvertrag zur Ge-

nehmigung und Beschwörung vorgelegt. Er that es auch; aber nun war seines Bleibens nicht länger in Wien. Peinlich war es ihm, das schöne Wien im Besitz seines vormaligen Gegners zu wissen und als Vasall sich zu sehen, wo er vordem als stolzer Herr und Gebieter eingeritten. Noch an demselben Tage ritt er mit seinem Gefolge nach Klosterneuburg und brachte da die Nacht zu. Nach Prag zu reiten, beeilte er sich nicht. Erst nach längerem Aufenthalt in Mähren fuhr er dahin und ward von seiner stolzen Gemahlin Kunigunde, einer ungarischen Königstochter, ob seiner Sühne mit dem römischen König gar übel aufgenommen.

III.

Die Gardinen-Predigt einer Königin.[42]

„Gott sei's geklagt," sprach Königin Kunigunde gleich am ersten Abend, als sie mit ihrem heimgekehrten Ehegemahl in der Kemenate (Schlafgemach) allein war, „daß bei Euch jemals so viel Würden und Ehren gestanden. Seit Ihr den Grafen von Habsburg als Euern Herrn anerkannt habt, ist mir die Krone von Böhmen, die Ihr aus seinen Händen genommen, verhaßt und eine Last. Mit Recht verachtet er Euch nun, denn Ihr habt Euch gegen ihn gebärdet wie ein Maulthier. Wenn das den Wolf von Ferne wittert, da hat es Muth, spitzt die Ohren, bäumt sich, schlägt laut schreiend nach hinten und vorn aus; wenn der ihm aber nahe kommt, so ist's aus mit dem Muth, und ohne Widerstand läßt es sich auffressen. So habt Ihr's auch gemacht: als Ihr den Wolf, ich meine den König Rudolf, in Schwaben wußtet, da schluget Ihr auch vorn und hinten aus, sandtet den Bischof Wernhart hinauf nach Augsburg, mit dem König sich herumzustreiten, und ließet Euch darüber beschweren, daß Ihr eine so weite Reise thun solltet, um an seinen Hof zu kommen, dagegen melden, Ihr seid bereit in Euren eigenen Landen die Knie vor ihm zu beugen. Es wär' Euch besser angestanden, Ihr hättet den Verwünschten ungescholten gelassen. Ihr habt, indem Ihr nun doch demselben Treue geschworen und dabei vier schöne Lande verloren, so dumm gehandelt wie ein Kind. Der römisch' König darf nun nicht mehr böse auf Euch sein, daß Ihr nicht nach Augsburg gekommen und ihm nicht als Schenke des Reichs den Wein eingeschenkt habt, denn für diese Versäumniß hat er Euch um vier Lande gestraft. Wenn allen Fürsten ihre Dienst' gegen ihn so theuer zu stehen kämen, so bliebe denen zuletzt kein Faden mehr am Leibe. Die Schwaben werden sich nun rühmen, daß sie mit leichten Schwertschlägen den überwunden, der die ganze Ungarmacht zu

Boden geschlagen hat. Ich bin nur ein Weib; wollte aber unser HErre Christ, Ihr hättet meinen Muth gehabt, so hättet Ihr maniges Drohwort, das der von Nürnberg gegen Euch gethan, nicht bloß mit Entrüstung zurückgewiesen, sondern auch die That folgen lassen; Ihr wäret, als er mit schwacher Macht anrückte, ehe er sich verstärkt, mit Eurer starken Ritterschaft gegen ihn gezogen. Dann wär es Euch wohl ergangen, der römisch König aber von Eurer Hand gefangen oder getödtet worden. Dafür ist er zu Ehr und Gewalt gekommen und mir sagt mein Herz, daß uns, seit Oesterreich und Steier, Kärnthen und Krain ihm zugefallen, von seinem Geschlecht noch viel Uebels widerfahren wird. Und es wird noch so weit kommen, daß man uns auch noch Böhmen nimmt, denn es ist dem Böhmen von lange her geweissagt, daß er noch verjagt werden und in seiner eigenen Heimat ein fremder Gast sein werde, dem man keine Rast gönne. Das bedenket, Herr König, und wenn Ihr tapfer und bieder seid, so wehret Euch, daß es nicht also komme. Ich sage nicht weiter. Was verloren, ist verloren."

Auf diese Rede seines Ehegemahls kochte es in dem König, daß er vor Wuth sprühte, wie wenn ein Kohlfeuer in ihm gewesen. Gleich einem wilden Drachen schoß er feurige Blicke auf die Königin und sprach: „Zwar sollte mich das, was du, teuflisches Weib, mich thun oder lassen heißest, nicht anregen, weil du aber nicht abläßest, mir Sorgen und schwere Arbeit aufzuerlegen und mich in Gefahr zu jagen, so sei's: ich widersage dem Könige, breche Sühne und Fried', ihm zu Leid, mir aber zur Schande."

Darauf wurde Ottokar auffallend schweigsam und nachdenkend. Hat er sich vielleicht nach diesem Auftritt daran erinnert, daß, wie man ihm in seiner Jugend erzählt hatte, seine Mutter, als sie ihn unter ihrem Herzen getragen, träumte, sie habe statt eines Knaben einen Wolf geboren; der werde sich das Böhmerland unterwerfen, und auch die benachbarten Lande verschlingen; darnach aber werde ein Löwe über ihn herfallen, ihn mit seinen Tatzen zerreißen und sich seiner Lande bemächtigen. Dachte Ottokar wohl, seine Mutter habe im Geiste den Habsburgischen Löwen gesehen?

Neunter Abschnitt.

Des römischen Königs Rudolf I. zweite Heerfahrt gegen König Ottokar von Böhmen im Sommer 1278.[1]

Erstes Kapitel.

Was den Böhmenkönig zum Friedensbruch bestimmt und wie er sich zum abermaligen Kampfe gerüstet hat.

Der Verlust der schönen Herzogthümer Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain, welche Ottokar im Frieden vom November 1276 König Rudolf beziehungsweise dem deutschen Reiche hatte überantworten müssen (s. S. 389 f.), wurde, auch ohne die ihm von seiner stolzen Gemahlin darüber gemachten heftigen Vorwürfe (s. S. 394 f.), von demselben gewiß bald bitter empfunden und schwer überwunden. Dazu kam, daß der Friedensvertrag vom November 1276, in Folge dessen der Böhmenkönig dieses große Opfer gebracht hatte, um sich den Besitz von Böhmen und Mähren zu sichern, sonst Punkte enthielt, welche rechtlich schwierig zu lösen waren, andere, die eine verschiedene Deutung zuließen, somit ganz dazu angethan war, zunächst wenigstens Verwicklungen und Mißstimmungen zwischen beiden Theilen herbeizuführen. Insbesondere war es unter anderem die in dem Vertrage verabredete Doppelheirath, welche zum Bruch führte, statt daß sie, wie wohl beabsichtigt war, die beiden Herrscherhäuser hatte versöhnen sollen. Während nämlich Ottokar an der ihm unpolitischerweise zugesagten Verpfändung von Oesterreich links der Donau festhielt, machte er die verabredete Heirath zwischen Rudolfs Sohne Hartmann und seiner Tochter Kunigunde dadurch unmöglich, daß er diese zum Klosterleben bestimmte, wie denn dieselbe im September 1277 wirklich eingekleidet wurde. Dem gemäß nahm er

die bei der fraglichen Heirath von ihm gemachte Zusage zurück, er wolle zu Gunsten seines zukünftigen Schwiegersohnes auf alle seine in Oesterreich gelegenen Lehen und Eigengüter verzichten. Nächst dem war es noch ein anderer Umstand, welcher vornehmlich durch Ottokars Schuld zu Verwicklungen führte. Derselbe hatte nämlich im eigenen Lande eine starke Adelspartei gegen sich, welche schon vor dem Ausbruch des Krieges im Jahr 1276, später aber um so weniger ihre Sympathien für König Rudolf verläugnete (s. S. 353), als sie in diesem einen Rückhalt erkannte. Dieselbe verfolgte nun, entgegen den ausdrücklichen Friedensbestimmungen im Vertrag vom November 1276, Ottokar, als er in sein Land zurückgekehrt war. Der römische König aber glaubte nicht dulden zu dürfen, daß einem Theil des böhmischen Adels seine Anhänglichkeit an ihn, den obersten Lehensherrn, zum Verbrechen angerechnet werde. Andererseits hatte Ottokar mit Recht über Nichterfüllung einiger, allerdings nicht wichtigen Vertragspunkte von Seiten Rudolfs zu klagen.

So erkannte man bald auf beiden Seiten die Nothwendigkeit, es sei der mehrerwähnte Friedensvertrag zu revidiren beziehungsweise abzuändern. Das geschah denn im Jahr 1277 auch zu wiederholten Malen, Ottokar kam aber schließlich dabei immer schlechter weg, gleichwohl hoffte Rudolf noch im März 1278 zuversichtlich, es werde sich zwischen ihm und dem Böhmenkönig doch alles vollends friedlich abwickeln. So hatte er sich denn schon im Frühling 1277 zu Wien so zu sagen ganz häuslich niedergelassen, insbesondere um genannte Zeit die Königin mit sämmtlichen Kindern, namentlich seine beiden ältesten Söhne Albrecht und Hartmann dahin kommen lassen. Auch trifft man ab und zu in dem genannten Jahre dort um den König den sonstigen Kreis seiner Verwandten und treuesten Anhänger, so neben dem Herzog Ludwig von Baiern, dem Bischof Heinrich von Basel, dem hohenzollernschen Burggrafen Friedrich von Nürnberg, den Grafen Heinrich von Fürstenberg, welch' beide nebst dem Bischof Bruno von Olmütz (s. oben) bei den Revisionen des November-Vertrags eine hervorragende Rolle gespielt haben, neben dem Markgrafen Heinrich von Hachberg (Baden) die Grafen Rudolf von Tübingen, Hugo von Werdenberg (Montfort) und Eberhard von Katzenelnbogen, Otto von Ochsenstein (Elsaß), seine beiden Schwäger, unsern Helden Albert und dessen Bruder Burkard,[2] wiewohl jenen sein Amt als Reichslandvogt in Schwaben damals nicht selten in der Heimat festgehalten.

Indem aber König Rudolf sich der Hoffnung hingegeben, Ottokar, welcher zuvor so hoch auf seine Macht gepocht hatte und auf die fast unabhängige Stellung des Böhmenreichs gegenüber von dem deutschen

Reichsoberhaupt so eifersüchtig gewesen, werde, den Vorstellungen seines besonnenen Rathgebers, des Bischof Bruno von Olmütz, Gehör schenkend, sich bald in die erlittenen großen Verluste und seine neue Stellung als Vasall des deutschen Reiches finden, täuschte er sich gewaltig. Ottokar hat sich allerdings vor der Hand in seine neue Lage gefügt, aber sicherlich mit innerem Widerwillen, wohl auch dem Hintergedanken, alles Verlorne mit Waffengewalt wieder gewinnen zu wollen, wenn Zeit und Umstände sich hiezu günstig gestalten werden.

Und überraschend schnell kam es wirklich auch also. Rudolfs Glück im Kampfe mit Ottokar, seine Erfolge in den mit diesem abgeschlossenen Friedens-Verträgen, durch welche er schließlich selbst dem mächtigsten Reichsfürsten gegenüber die Autorität des Reichsoberhauptes zu wahren und geltend zu machen gesucht. Der Umstand, daß der römische König in den dem Böhmen abgenommenen Ländern ohne Rath und Zustimmung der Kurfürsten geschaltet und gewaltet, sich schon 1277 in Wien so zu sagen häuslich eingerichtet hatte, und es also den Anschein gewann, er wolle die Herzogthümer zu unmittelbaren Reichslanden machen; daß andererseits die Vermuthung begründet war, er gehe darauf aus, in denselben eine habsburgische Hausmacht zu gründen[3] — All' das hatte die Eifersucht und das Mißtrauen der Kurfürsten und anderer deutschen Großen erweckt und sie von ihm abgewandt. Auffällig zeigte sich dies bei den Herzogen von Baiern, wobei allerdings noch ein besonderer Umstand mitwirkte: Herzog Heinrich von Niederbaiern, Ottokars früherer Verbündeter, hatte im Sommer 1276 die Partei desselben verlassen und war zu Rudolf übergetreten, als ihm die zugesagte Vermählung seines Sohnes mit einer Tochter des Habsburgers die Erwerbung von Oberösterreich in Aussicht stellte (s. S. 368 f.). Aber nicht einmal zur Verlobung war es im Sommer 1278 gekommen und der römische König wollte jenen Landstrich, in dem Heinrich schon als Landesherr zu schalten angefangen, nicht so bald aus den Händen lassen. Das schuf zwischen Rudolf und Heinrich vorerst Spannung, wie man denn letzteren nach dem Mai 1277 nicht mehr in Wien trifft; im Jahr 1278 war aber daraus völlige Feindschaft erwachsen. Und auch Heinrichs Bruder Ludwig ließ sich, wenn gleich Eidam des römischen Königs, in ein gespanntes Verhältniß zu diesem hineinziehen, was daraus klar ersichtlich ist, daß im Sommer 1278 eine vorher nie dagewesene Freundschaft zwischen den beiden Brüdern bestanden hat, nachdem im April des angegebenen Jahres durch die Bemühungen des Grafen Friedrich von Truhendingen alle Streitigkeiten derselben geschlichtet worden waren. So war bei einem neuen Kampfe Rudolfs mit Ottokar bestimmt zu erwarten, Heinrich werde es mit letzterem

halten, Ludwig aber neutral bleiben oder sich wenigstens als sehr säumiger Bundesgenosse seines Schwiegervaters zeigen. Rudolfs anderen Schwiegersohn, den Herzog Albrecht von Sachsen, der, wie wir wissen, keinen Antheil an dem ersten Feldzuge gegen Ottokar genommen, trifft man zwar im Jahr 1277 wiederholt und noch im März 1278 zu Wien in dessen Umgebung, später aber nicht mehr. Hat ihn das Reichsvikariat über den Norden von Deutschland, welches ihm nebst dem Herzog von Braunschweig Rudolf im September 1277 übertragen (s. oben S. 362), dort festgehalten?

Zwischen dem Erzbischof Werner von Mainz, dem Reichskanzler, unter dessen Einfluß der für Ottokar günstige November-Vertrag zu Stande gekommen war, und König Rudolf bestand, nachdem jener Ende 1277 in sein Erzstift zurückgekehrt war, so viel bekannt, kein weiterer Verkehr fort, wie gut die beiden Herren auch früher zusammen gestanden waren. Der Erzbischof von Köln aber machte gar kein Hehl aus seiner Opposition gegen den römischen König, welchen er gleichwohl vordem dem Pabste so dringend empfohlen hatte (S. 343). Zwischen Rudolf und den Fürsten der Reichslande nördlich vom Maine bestand das frühere isolirte Verhältniß nicht nur fort, sondern machte sich immer fühlbarer, so fern es nicht gar ein feindseliges geworden. Und selbst in Schwaben bestand, wie aus der Umgebung Rudolfs zu Wien ersichtlich, dessen Anhang nur aus wenigen Grafen, welche verwandtschaftliche Bande an ihn knüpften. Zu diesen kam aus Franken als der Treuesten einer noch der Burggraf von Nürnberg, während dessen Zollerischer Stammesvetter und die meisten übrigen schwäbischen Grafen an dem Hofe des Habsburgers dazumal und noch später durch ihre Abwesenheit glänzten.

Der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Bamberg, Regensburg, Passau, Gurk, Chiemsee und andere hatten dem König Rudolf ansehnliche Hilfsgelder zum ersten Kriege gegen Ottokar vorgeschossen, dieselben waren aber hiebei aufgegangen, daher sah sich, nachdem mit Ottokar Friede geschlossen war, der König bei dem schlechten Stand seiner eigenen Kasse genöthigt, das Reichsheer, sofern man die damals von ihm aufgestellte Kriegsmacht also nennen kann, zu entlassen, da wie bekannt, bei weiter gehenden und länger andauernden Kriegen das Reichsoberhaupt den Mannschaften Sold und Verpflegung zu reichen hatte. Aber selbst, nachdem das Reichsheer entlassen war, reichten Rudolfs sonstige Einkünfte nicht einmal aus, um die Kosten seiner Hofhaltung in Wien und die Auslagen für die noch zurückbehaltene kleine Kriegsmacht zu bestreiten, wohl auch um älteren Verbindlichkeiten, die er beim Beginn des ersten Feldzugs eingegangen, nachzukommen; daher

schritt er zu dem unliebsamen Mittel, für Oesterreich und die anderen Herzogthümer eine besondere, bis dahin dort ungewohnte Steuer auszuschreiben. Diese war aber fast noch einmal so hoch, als die von der böhmischen Regierung vordem geforderte. Es war eine Art Grund- und Gewerbe-Steuer, welche z. B. von einem Hof 60, einer Hofstatt 12, einem Morgen Weinberg 30, einem Mühlrad eben so viel, einem Pflug 5 Heller betrug. Das erregte natürlich große Unzufriedenheit mit der neuen Ordnung der Dinge und führte zu vielen Klagen über dieselbe. Auch in andern Reichslanden, z. B. in Schwaben wurde die ausgeschriebene Königssteuer mit Widerwillen entrichtet. Daneben hatten sich, um der Noth der königlichen Kasse einigermaßen abzuhelfen, die süddeutschen Bischöfe zu einer Beisteuer verstehen müssen, wobei der Basler wohl mit gutem Beispiel vorangegangen. Wenn aber bei all' dem der römische König zur Zeit seiner Hofhaltung in Wien zwischen der ersten und zweiten Heerfahrt gegen Ottokar die Bürger von Wienerisch-Neustadt für die tausend Wiener Pfund, welche er von ihnen entlehnt hatte, auf den Schlagschatz der Wiener Münze verwies, dem alten Otto von Haslau (s. oben S. 375) für Wein, den er zur königlichen Hofhaltung geliefert, das Gericht zu Fischamend (an der Donau unterhalb Wien) verpfändete, wenn der römische König der Schuldner seines Küchenmeisters geworden, so war all' das offenbar gar nicht geeignet, den Oesterreichern und insbesondere den Wienern eine hohe Meinung von ihrem nunmehrigen obersten Herrn und dessen Macht beizubringen. Da mochten sie gegenüber von ihrem vormaligen Landesherrn, dem reichen Böhmenkönig, wohl mitunter an den „armen Grafen von Habsburg" gedacht haben. Dazu kommt, daß Rudolf im Gegensatz zu Ottokar nicht geneigt war, die Privilegien anzuerkennen, welche von Kaiser Friedrich dem Zweiten der Stadt Wien gegeben worden waren und diese nahezu reichsunmittelbar machten. Solche Stimmung der neugewonnenen Reichsunterthanen in Oesterreich war nun Wasser auf die Mühle derer, die im Geheimen noch böhmisch gesinnt waren, vornehmlich des Wiener Bürgermeisters Paltram und Genossen und mancher unter dem östreichischen Adel, vornehmlich der Kunringe. Und man darf mit Bestimmtheit annehmen, daß sich Ottokar durch seine geheimen Anhänger und Agenten von dem Stand der Dinge, der Lage und den geringen Hilfsmitteln des römischen Königs an Geld und Mannschaft, der Stimmung in Oesterreich, namentlich in Wien, wie auch in anderen Reichslanden genaue Kenntniß zu verschaffen gewußt hat.[4] Zu all' diesem kam der gewichtige Umstand, daß die päbstliche Kurie nach dem Ableben Gregors X. und namentlich unter Nikolaus III., welcher im Dezember 1277 den Stuhl

von Rom bestiegen, Ursache zu haben glaubte, mit König Rudolf unzufrieden zu sein — Verhältnisse, welche dem Prager Hofe sicherlich nicht unbekannt geblieben und Ottokar hoffen lassen konnten, der Pabst werde sich in einem neuen Konflikt zwischen ihm und dem römischen König nicht mehr auf des letzteren Seite stellen.

Unter solchen, dem Böhmenkönig einen günstigen Erfolg verheißenden Umständen reifte in demselben der feste Entschluß, er wolle es versuchen, ob er nicht in einem nochmaligen Kampfe mit dem römischen König womöglich alles Verlorne wieder gewinnen könnte. In diesem Wagniß bestärkte ihn die von Nationalhaß gegen die Deutschen sprühende tschechische Partei an seinem Hofe, an deren Spitze der Probst und Kanzler Peter stand, die im Jahr 1278 den Bischof Bruno von Olmütz verdrängte, und der sich Ottokar nun völlig in die Arme warf. Und vergebens war es gewesen, daß ihm seine früheren besonnenen Rathgeber, vor allen der Olmützer vorgehalten: „Herr, sehet wohl zu, was Ihr thun wollet; unser keinem dünkt euer Fürsatz, die Brief und Handveste Eurer Sühne zu brechen, gut. Es steht Eurer Ehre schlecht an, zu brechen, was Ihr dem Reich geschworen.“ Da sah Ottokar ‚ein weil nider,‘ bald aber warf er stolz das Haupt empor und entgegnete zornmüthig: „Bleibet mit Eurem Rathe mir vom Leibe, es muß also geschehen, kost' es auch Gut und Ehre, Seel' und Leib; mich treibt dazu meines Weibes ‚unnützes kläffen.‘“ Darauf hatte der Bischof den Muth zu erwiedern: „Ja, wenn die Weiber den Streit auszumachen hätten, würde der Schaden kleiner ausfallen, dabei würde niemand erschlagen, verlieren wir aber im Kampfe das Leben, so nehmen die Weiber andere Männer. Und geschieht auch, daß Ihr siegen werdet, so bleibt das Reich nicht ohne Herren; der neue kommt hernieder und ihr müßt auch den bestehen. An Weiber-Reden sich kehren, bringt keine Ehre und selten wird solcher Streit ausgefochten.“ Der König aber sprach: „Euer Rath kommt zu spät; es bleibt bei meinem Fürsatz, und der muß ausgeführt werden.“ [5]

Wenn man aber aus der vorstehenden Erzählung der Reimchronik des steirischen Dienstmannes Ottokar (von Horneck), eines Zeitgenossen von Rudolf, den Schluß ziehen wollte, der Böhmenkönig habe, den Aufreizungen seiner Gemahlin nachgebend, unbesonnen und wagehalsig den zweiten Kampf mit dem römischen König unternommen, so würde man sich gewaltig täuschen. Der Hornecker selbst erscheint besser unterrichtet, wenn er am Schlusse der oben mitgetheilten, dem König von Böhmen in den Mund gelegten Unterredung mit seinen Räthen sagt:

„Nach hilf begund (begann) er sterckleich (aus allen Kräften)
werfen und ringen,

waz er möcht volbringen
mit leib und mit gut;
wez er an in mut,
dem widerfur wez er gert"
(wer seiner Aufforderung zum Beistand entsprach, der erhielt, was er verlangte).

Und in der That geschah es also. Ueberall in das Reich hinaus, zumal wo man alte Anhänger von Böhmen wußte, die böhmischen Späher Unzufriedenheit mit der neuen Ordnung der Dinge, mit dem Regiment des Habsburgers gefunden hatten, wo man einen für Bestechung durch böhmisches Gold zugänglichen Boden ausgekundschaftet, eilten, wie wir jetzt zu sagen pflegen, Ottokars geheime Agenten mit diplomatischen Schreiben seiner in Ränken und Schlichen gewandten Kanzlei, machten dazu vertrauliche mündliche Eröffnungen von dem Plane, forderten zum Beitritt auf, und verhießen dafür reichen glänzenden Goldlohn, Judaslohn an Kaiser und Reich.[6] In so weit man in den Schreiben doch von Rüstungen sprechen mußte, galten solche angeblich einem Kriege gegen Ungarn. In erster Linie zählte Ottokar auf den Erzbischof von Köln und den Herzog Heinrich von Niederbaiern (s. oben S. 398). An jenen sandte er im März 1278 den Bruder Nikolaus, welchen sein geistlich' Gewand unverdächtig machte und schützte. Der sollte dem Kölner zugleich dringend empfehlen, auch den von Trier und Mainz von Rudolf abzuziehen. Mindestens sollten die drei „Pfaffenfürsten" bewirken, daß der römische König zu dem bevorstehenden Krieg keine Hilfe aus den unteren Rheinlanden bekomme. Und der Kurfürst von Köln scheint für den Böhmenkönig so siegesgewiß gewesen zu sein, daß er sich schon mit dem Gedanken einer baldigen Erledigung des deutschen Thrones trug.

Unschwer gelang es, wie man sich denken kann, auch Ottokar, den Herzog von Niederbaiern als Bundesgenossen für sich zu gewinnen. Ueber Bedenklichkeiten desselben half Bestechung im großartigsten Maßstabe bald weg, denn ganze Wagenladungen von Silber sollen am herzoglichen Hofe in Landshut angekommen sein. Wie dem auch sei, die Bemühungen des Königs von Böhmen, den Herzog Heinrich auf seine Seite zu ziehen, waren mit solchem Erfolg gekrönt, daß dieser durch einen förmlichen Vertrag sich verpflichtete, in dem bevorstehenden Kriege — es war indeß auch hier vorsichtigerweise von einem Feldzug gegen Ungarn die Rede — für 3,000 Mark Silber Subsidien-Gelder 200 schwere Pferde (rittermäßige Streiter), 200 Leichtbewaffnete und 100 Bogenschützen dem böhmischen Heere zuzuführen, auch Werbungen für dieses in seinem Lande gestattete.

Glänzende Erfolge erreichte und zwar ohne große Anstrengungen

und Opfer die böhmische Politik bei einer Reihe von Fürsten im Norden und Osten des Reichs. Mehrere derselben waren alte Bundesgenossen von Böhmen. Die Landgrafen von Thüringen, die Markgrafen von Brandenburg und Meißen, die Herzoge von Breslau, Glogau und Oppeln schloßen Schutz- und Trutz-Bündnisse mit Ottokar, in welchen sie sich zur thätigen Theilnahme an dem Kriege verpflichteten und wobei kein Hehl daraus gemacht wurde, gegen wen er gerichtet war. Vergeblich (allerdings erst kurz vor Ausbruch des Kampfes) hatte sich Rudolf bemüht, den Landgrafen Albrecht von Thüringen und den Herzog Heinrich von Breslau, der als ritterlicher Held und Sänger einen großen Namen hatte, für sich zu gewinnen. Und auch unter den Fürsten außerhalb der Grenzen des Reichs sah sich Ottokar nach Bundesgenossen um, erreichte wenigstens bei dem Herzoge von Krakau und Sendomir seinen Zweck, indem er demselben vorspiegelte, wie Böhmen die Vormauer sei gegen die Plane des römischen Königs, das Slaventhum zu unterdrücken, und auch Polen dem deutschen Reiche zu unterwerfen.

So war es dem Böhmenkönig gelungen, eine ansehnliche Zahl von Fürsten des Reichs für sich und gegen dessen Haupt bis zu dem Grade zu gewinnen, daß sie zu Hochverräthern an demselben wurden. Aber auch nach minder Mächtigen warf die böhmische Politik ihre Netze aus, wenn auch nur, um deren Hilfe dem Gegner zu entziehen. Insbesondere war es dabei auf die Grafen von Schwaben abgesehen. Daß in dem ersten Feldzuge von da nur einige mit dem römischen König versippte Grafen mit wenigen anderen ausgezogen (s. oben S. 358), die übrigen aber keine Freunde des emporgekommenen Habsburgers waren, auch davon war man in Prag genau unterrichtet. Deßhalb wurden auch nach Schwaben, in das Herzogthum ohne Herzog, wie wir sagen, Emissäre ausgesandt, welche für Böhmen warben, wenigstens in der Richtung, daß Rudolf von dort keine Hilfe bekommen sollte. Und daß die Bemühungen derselben großen Erfolg gehabt, werden wir bald hören. Wie zu erwarten, suchte Ottokar auch in seinem vormaligen Herzogthum Oesterreich, vornehmlich in Wien eine Partei für seinen Plan zu gewinnen. Und es gelang ihm leicht. Dort hatten sich die Häupter der früheren böhmischen Partei wie es schien zwar in die neue Ordnung der Dinge gefunden. Es waren von dem östreichischen Adel unter anderen die Kunringer, wiewohl sie in intimen Beziehungen zum böhmischen Königshause gestanden; deren einer bekleidete sogar unter Rudolf das Marschallamt des Herzogthums. Paltram, welcher als Bürgermeister von Wien unter der böhmischen Herrschaft die Seele des Widerstandes gewesen, als das deutsche Heer die Stadt belagerte,

trug kein Bedenken, auch unter Rudolf auf seinem Posten, den ihm der neue Herr arglos belassen, zu bleiben. Dabei waren die Kunringer und Paltram nebst ihrem Anhang im Geheimen wohl immer noch Ottokars Anhänger. Und man darf mit Bestimmtheit voraussetzen, daß erstere wie letzterer mit ihren Sippschaften in den großartigen Plan eingeweiht wurden und ihres Theils auch aus allen Kräften zur Ausführung desselben thätig waren. Während so die böhmische Politik mit glänzendem Erfolg nach Außen äußerst rührig gewesen, dabei aber nicht minder behutsam und schlau zu Werke gegangen, war Ottokar bemüht, sich theils durch Strenge, theils durch Gnadenbezeugungen der Treue des Adels im eigenen Lande zu versichern, was, wie es wenigstens den Anschein gewann, ihm auch gelungen.

Zweites Kapitel.

I.

König Rudolf erhält, wiewohl er seit dem November 1276 beständig in Wien gewesen, erst sehr spät Kunde von der ihm drohenden großen Gefahr. Seine nächsten Schritte zur Abwehr derselben.

Von den großen Anstrengungen, die man in Prag machte, um eine mächtige Bundesgenossenschaft für sich zu Stande zu bringen in dem gegen den römischen König beschlossenen Feldzug, oder um von anderen Seiten wenigstens die Zusicherung der Neutralität zu erhalten und zu bewirken, daß man dem Gegner nicht zu Hilfe ziehen würde — von all' dem bekamen König Rudolf und seine Räthe, die doch in Wien saßen, auffallenderweise sehr spät, etwa erst um die Mitte des Monats Mai Kenntniß,[7] wiewohl Ottokars Anhang selbst in Wien die Sache so keck betrieben, daß man in Prag für nöthig fand, demselben mehr Vorsicht zu empfehlen. Und es handelte sich um nichts Geringeres, als in Wien einen Aufstand gegen den römischen König zu Stande zu bringen, die Stadt dem Böhmenkönig in die Hand zu spielen, Rudolf zu verjagen oder sich der Person desselben zu versichern und schließlich ihn zu den weitgehendsten Zugeständnissen gegen Ottokar zu nöthigen.

Rudolf, bei dem sich, wie wir wissen, seit dem Juni 1277 seine Gemahlin Anna mit allen Kindern befand, der keine nennenswerthe bewaffnete Macht, nur einen kleinen Hof um sich hatte, welcher aus ihm ergebenen, zum Theil verwandten Grafen und Herren, die ab- und zugiengen (s. oben S. 397), und einigen treuen habsburgischen Dienern

bestand (den Rittern von Baldeck u. a.), schwebte mit seiner Umgebung daher in großer Gefahr, ohne es auch nur zu ahnen. Denn noch Ende des Februar 1278 schrieb er an die ihm damals ganz ergebenen Reichsstädte der Wetterau, er befinde sich ganz wohl und alle seine Unternehmungen hätten erwünschten Fortgang. Wie der Straßburger Chronist Closener, welcher im vierzehnten Jahrhundert gelebt, erzählt, führte Rudolf eben in der Zeit zwischen dem Ende des ersten und Anfang des zweiten böhmischen Kriegs „in Osterich“, in dem schönen, heiteren Wien, „ein geruewig Leben“, hatte „sin her von im geschickt und behub wenig siner Diener bi im.“ Fast will es scheinen, als ob die damaligen Unterhandlungen in Betreff der Heirat seines Sohnes Hartmann mit Johanna, der Tochter des englischen Königs Eduard, die Aufmerksamkeit auf alles andere absorbirt hätten. Mit Recht aber darf man sich darüber wundern, daß Ottokars Rüstungen, die angeblich gegen Ungarn gerichtet waren, und auch nicht im Geheimen gemacht werden konnten, wie denn auch die Ungarn rüsteten, den römischen König nicht veranlaßt haben, den Dingen näher auf den Grund zu sehen. Auch könnte man erwarten, er werde zu vermitteln gesucht und die beiden Mächte zur Niederlegung der Waffen vermocht haben. Die wiederholten Friedensschlüsse Rudolfs mit dem Böhmenkönig, bei denen immer auch die Beilegung der Streitigkeiten zwischen demselben und Ungarn angestrebt wurde, die guten Beziehungen, welche er mit dem ungarischen König Ladislaus unterhielt und vor allem das Schutz- und Trutz-Bündniß, welches er mit diesem um jene Zeit bereits abgeschlossen hatte — All' das hätte ihn zum Einschreiten bestimmen sollen. Aber es geschah zum eigenen großen Schaden des römischen Königs in dieser Richtung nichts und allzuspät, wohl erst um die Mitte des Mai, überzeugte sich derselbe, daß Ottokars Rüstungen ihm galten, denn noch am 3. Mai 1278 trifft man den Marschalken Albero von Kunring, den frechen Hochverräther, in des Königs Umgebung. So traf diesen Ottokars Herausforderung zum Kampfe wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Da war es nun für den König noch ein großes Glück, daß in solch' sorgenschwerer Zeit vertraute und erprobte Rathgeber, wie der Bischof Heinrich von Basel, die Grafen Heinrich von Fürstenberg, Eberhard von Katzenelnbogen, Burkard von Hohenberg gerade in Wien waren. Albert, den Bruder des letzteren, dagegen hielten die kritischen Zeitläufte auf seinem Posten der Landvogtei in Schwaben, wo des Böhmen Gold und Versprechungen ihre Wirkung nicht verfehlt hatten, fest (s. unten). Und nicht weniger gereichte es dem Könige zum Trost, daß sein treues Ehegemahl, die Schwester unseres Helden, welche viel Verständniß der höheren Rücksichten in ihrer Stellung als

Königin besaß und in die politischen Plane ihres Gemahls zur Begründung und Erweiterung der Macht seines Hauses eingieng,[8] wie auch seine zwei ältesten Söhne Albrecht und Hartmann, die sich schon im Jünglingsalter durch reifes Urtheil und Thatkraft ausgezeichnet, ihm zur Seite standen und gewiß das Ihrige gethan haben, um ihm die schwere Sorgenlast tragen zu helfen. Des Königs Schwiegersöhne, die Herzoge Ludwig von Baiern und Albrecht von Sachsen, dagegen stellten sich, als Ottokars hochverrätherischer Plan bereits ein öffentliches Geheimniß gewesen, bei dem Könige nicht ein.

Da kam man nun im Rathe des Königs überein, er solle sich allererst schleunigst des Beistandes der Ungarn versichern, die Stadt Wien von der Partei des Verraths abzubringen und für sich, ihren neuen Herrn, zu gewinnen suchen. Der Bischof von Basel, sein ältester Sohn Albrecht, die Grafen Heinrich von Fürstenberg, Burkard von Hohenberg und Eberhard von Katzenelnbogen aber sollen eiligst heimkehren, dem Anhang des Königs die gefahrvolle Lage schildern, denselben zum Zuzug auffordern, selbst ihre Mannen aufbieten und unverweilt herführen; dazu seien Eilboten in's Reich zu senden und die Fürsten, Grafen und Herren dringendst zur Hilfe zu mahnen.

Inzwischen wurde für die Wiener ein vor weiterem Verrath abschreckendes Exempel damit statuirt, daß Paltram, seine fünf Söhne und sein Bruder, wie auch der Kunringer in offenem Landgericht wegen Hochverraths zum Tode verurtheilt und ihre Güter eingezogen wurden. Dieselben hatten sich aber noch zur Zeit aus dem Staub gemacht und es hieß sonach da auch: die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn denn.

Die Stadt Wien muß indeß im Großen und Ganzen nicht in das Complott hinein gezogen gewesen sein, wenn Rudolf, „um ihre Treue zu belohnen“, oder sie entschieden für sich zu gewinnen, ihr nach der Verurtheilung der Häupter des geplanten Aufstandes nicht nur die alten Freiheiten und Vorrechte bestätigte, welche Kaiser Friedrich der Zweite der Stadt verliehen, sondern noch weitere hinzufügte, und dieselbe in seinen und des Reiches besonderen Schutz nahm. Mit Recht darf man, wenn der römische König in der Urkunde, mit welcher er solches gethan, die Wiener darüber belobt hat, daß sie trotz der großen Versuchung und des schlimmen Beispiels ihres Bürgermeisters und dessen Anhangs ihm im Ganzen ihre Treue bewahrt haben, annehmen, daß die Stimmung der Stadt wenigstens theilweise für ihn gewesen ist. In der That ist bei der Rudolf eigenen, nicht affektirten Herablassung und Leutseligkeit, in der er sonst mit den Städtebürgern verkehrt hat, wenn er sich in Wien vollkommen sicher und behaglich gefühlt und darum

seine Familie hat dorthin kommen lassen, wohl zu glauben, daß die Mehrheit der Wiener ihm zugethan gewesen und solches auch gegen ihn kund gegeben. Da mag man sich denn vergegenwärtigen, wie der König, wenn er nach seiner Gewohnheit sich jeden Morgen zu Fuß in die Messe begeben, da und dort einen schlichten Bürger, der ihn ehrerbietig gegrüßt, leutselig angesprochen, oder wie derselbe, wenn er in seiner hohen ritterlichen Gestalt durch die Straßen geritten, als großer Verehrer der Frauen den schönen Wienerinnen freundliche Blicke zugeworfen, wie Jung und Alt zusammengeströmt ist, wenn der König mit seinem theilweise absonderlichen Gefolge — dem riesengroßen Juden „Ebinlang", dem diesen noch überragenden Ritter von Baldegge, seinem Zwerg „dem Ritter Konrad" daneben, durch die Straßen von Wien ritt und dazu sein Kameel, ein Exemplar von außerordentlicher Größe, ihm nachgeführt wurde.[9]

II.

König Rudolfs äußerst dringender Hilferuf an seinen Schwager Albert von Hohenberg, den Helden unseres Bilderkreises.

Als der Bischof Heinrich von Basel, des Königs ältester Sohn Albrecht und die Grafen Heinrich von Fürstenberg, Burkard von Hohenberg und Eberhard von Katzenelnbogen mit anderen Wien verließen, wurden auch nach allen Richtungen die verabredeten Boten in das Reich gesandt, um die Fürsten und Grafen, Herren und Dienstmannen desselben dringend zum schleunigsten Zuzug aufzufordern. Dem Grafen Burkard aber ward ein Brief des Königs an dessen Bruder Albert behändigt[10] und aufgegeben, Rudolfs gefahrvolle Lage mündlich noch weiter zu schildern, denn unter denjenigen deutschen Großen, auf deren Beistand Rudolf in der so unerwartet über ihn hereingebrochenen Kriegsnoth sicher zählte, steht neben seinem Schwiegersohn, Herzog Ludwig von Baiern, sein tapferer Schwager, unser Graf Albert, oben an.

Die genannten Herren beeilten sich möglichst auf ihrer Fahrt in die Heimat, welche sie durch das Salzburgische und Tyrol bis an den Bodensee zusammen machten. Hier trennten sie sich aber und Graf Burkard ritt, nachdem er in Erfahrung gebracht, daß sein Bruder gerade nicht auf der Burg Hohenberg bei Spaichingen sei, eiligst auf das Schloß Rotenburg, wo er denselben auch traf. Nach einem herzlichen Empfang, wie es sich von Brüdern erwarten ließ, bestürmte man alsbald den angekommenen lieben Gast mit Fragen, wie es dem königlichen Schwager und dessen Ehegemahl, der theuern Schwester, in Wien ergehe. Die Antwort fiel aber vor der Hand etwas kurz, zurückhaltend

aus, und man konnte schon daraus abnehmen, daß die Botschaft keine sonderlich gute sein werde. Graf Albert war sogar auf eine schlimme gefaßt, denn es giengen seit Wochen mancherlei Gerüchte um, welche die Lage des Königs in Oesterreich bedenklich schilderten, und wobei die alles vergrößernde Fama noch das ihrige dazu gethan hatte. Und wiewohl das von Prag auch über Schwaben ausgebreitete Netz des Verraths an Kaiser und Reich sehr fein gesponnen worden, so waren diese Umtriebe und die Stimmung in Schwaben dem Grafen Albert doch kein Geheimniß geblieben. Als von seinem königlichen Schwager für Niederschwaben bestellter Reichslandvogt war es ja seine Pflicht, ein scharfes Auge zu haben auf alles, was die Interessen des Reichs und seines Oberhaupts berührendes in seinem Amtsbezirk vorgieng.

Nachdem Burkard seinem Bruder bald die vertrauliche Mittheilung gemacht hatte, er habe eine schriftliche dringende Botschaft in lateinischer Sprache an ihn von dem Könige,[11] begaben sich beide in ein Gemach im hohen Bergfrit der Burg, wo sie von niemand belauscht werden konnten. Dahin berief man nur den Schloßkapellan, der auch in andern Dingen Alberts Vertrauter war, um sich den Brief verdeutschen zu lassen. Und der Kapellan las, nachdem er das Schreiben aufmerksam überlesen, also: „Nach ganz untrüglichen Muthmaßungen, ja gestützt auf Thatsachen, sehen wir von Tag zu Tag deutlicher ein, daß wir auf's Neue gegen unsern alten Feind, den König von Böhmen, zum Schwert greifen und dieses zwischen uns entscheiden lassen müssen. Wir verbergen uns die schwierige und gefahrvolle Lage nicht, in die wir dadurch versetzt sind, wenden uns daher unter Berufung auf die Bande der Verwandtschaft, welche dich vor Andern an uns ketten, und die Dienste, welche du von Reiches wegen uns, deinem Herrn und König, zu leisten schuldig bist, vertrauensvoll an dich. Vergiß nicht, wie sehr es allen unsern Verwandten, besonders aber dir zu höherem Ruhm gereicht, wenn unsere Unternehmungen glücklich hinausgeführt werden. Erwäge wohl, daß, wenn du von uns erwarten willst, wir sollen deine Verdienste um uns und das Reich durch Vermehrung deiner Macht und Erhebung in den Fürstenstand belohnen,[12] du vornehmlich jetzt, da wir deiner so sehr bedürfen, unzweideutig an den Tag zu legen hast, daß du uns wirklich mit derjenigen Zuneigung zugethan bist, welche wir von dir voraussetzen, und allen unseren Angelegenheiten einen glücklichen Ausgang aufrichtig wünschest. Wir fordern dich demnach auf, alles aufzubieten, weder Mühe noch Kosten zu scheuen, damit du so schnell als möglich eine ansehnliche Streitmacht von Rittern und anderen Bewaffneten zusammenbringst und solche uns eiligst zuführst. Wir hoffen und vertrauen zwar zu Dem, der bis daher unsere und

des Reiches Sachen gut hinausgeführt, daß wir mit deiner und Anderer, auf die wir uns besonders verlassen, Hilfe und gutem Rath auch den trotzigen Hochmuth unseres Feindes, mit dem er nicht aufhört, sich wider uns zu erheben und zu Felde zu ziehen, also brechen, ihn selbst so demüthigen und zu Boden werfen werden, daß ihm künftig jede Möglichkeit benommen wird, unseren und des Reiches Ehren und Rechten zu nahe zu treten. Schließlich sei du, dessen Tapferkeit, Entschlossenheit und Thatkraft mit Recht so sehr gerühmt wird,* versichert, daß, wenn du dich, was ferne sei, säumig oder gar widerwillig zeigen würdest, uns bei der bevorstehenden Heerfahrt, von welcher unsere, des Reiches, unseres erlauchten Ehegemahls Anna, deiner Schwester, und unserer Kinder Wohlfahrt gerade jetzt abhängt, zu Hilfe zu kommen, du hinwiederum auch in Sachen, welche deinem und der Deinigen Interesse förderlich sind, von uns zu keiner Zeit die Bereitwilligkeit, reiche Gnade und Gunst wie bisher zu erwarten hast."

Als der Burgkapellan geendet, sagte Graf Albert zu ihm: „ich danke Euch für Eure Bemühung, doch müßt Ihr mir Eure Verdeutschung auch niederschreiben, damit ich den Inhalt des Briefs noch weiter überlegen kann." Darauf entfernte sich der geistliche Herr.

„Nun, Burkard, was sagst du zu dem Schreiben unseres königlicher Schwagers? Das lautet ja sehr streng, gebieterisch und drohend," sagte Graf Albert, als er mit seinem Bruder allein war." „Das mußt du ihm in der höchst gefahrvollen Lage, in der er sich mit unserer Schwester, der Königin, und seinen Kindern befindet und die du deutlich aus dem Briefe entnehmen kannst, zu Gut halten. Flehentlich läßt dich unsere liebe Gertrud bitten, du möchtest ihrer, ihrer Kinder gedenken, sie und ihren Ehegemahl in dieser großen Bedrängniß, in der Andere zum Verräther an ihm geworden, oder wenigstens theilnahmlos bei Seite stehen bleiben, nicht im Stiche lassen. Unsere Schwester will um keinen Preis ihren Gemahl verlassen, wie gefährlich die Dinge auch für sie und ihre Kinder stehen und noch schlimmer ausfallen können. Vergebens haben der Bischof von Basel, ihr vertrauter Rathgeber, unser fürstenbergischer Vetter und ich Gertruden vorgestellt, wie es kommen könnte, wenn der Böhmenkönig siegen und die Stadt Wien sich für ihn erheben würde. Eilet ihr, sagte sie zu mir und Heinrich von Fürstenberg, in die Heimat, bietet alle eure Vasallen und Dienstmannen auf, bewaffnet eure reisigen Knechte, sparet weder Versprechungen noch Geld, drohet, wo dies nicht helfen will, und führet eure

* Rudolf gibt seinem Schwager den Ehrentitel „tua strenuitas", in welchem eben die Begriffe: Entschlossenheit, Thatkraft und Tapferkeit liegen.

Haufen schleunigst zu uns herab. Und auch der kluge Albrecht, mein ältester Sohn, soll mit euch ziehen und unsere Leute in der Heimat, in Habsburg und Elsaß, unter die Waffen rufen und seinem Vater zuführen. Mein lieber Hartmann bleibt an der Seite seiner Mutter; der Baldegger und die anderen treuen Diener unseres Hofes, die tapferen Ritter aus Steier und Tyrol, welche in Wien liegen, werden uns schirmen gegen jede Gefahr." — „Ja, ich kenne unsere Schwester Gertrud, das starke, entschlossene Weib, welches würdig ist, die Krone einer Königin zu tragen, aber sie weiß nicht, wie schlimm die Dinge auch in der Heimat, da außen im Reich stehen," entgegnete darauf Albert und fuhr also fort: „Da ist guter Rath theuer, was zu thun, und sehr reifliche Ueberlegung thut Noth. Darum halte ich dafür, wir sollten unverweilt zu meinem Schwiegervater, Heinrich von Fürstenberg, [13] reiten, und uns mit ihm, der den Stand der Dinge ja auch gut kennt, berathen." Das geschah denn unverweilt.

III.

Eine vertrauliche Berathung auf dem Schlosse Fürstenberg über die Frage: kann Graf Albert als Reichslandvogt in Schwaben bei den damaligen schlimmen Zuständen des Landes der Aufforderung seines königlichen Schwagers Folge leisten?

Graf Albert und sein Bruder Burkard trafen den Grafen Heinrich vollauf beschäftigt mit den Zurüstungen zu der bevorstehenden Heerfahrt nach Wien. Derselbe war ja in der ausdrücklichen Absicht, seine Vasallen und Dienstmannen zu derselben aufzubieten und solche selbst seinem königlichen Vetter zuzuführen, in die Heimat geeilt. Darum hieß er aber die Grafen doch herzlich willkommen, ja der Besuch kam ihm ganz erwünscht, da er nun Gelegenheit hatte, zu Gunsten des Königs, dessen treuer Rathgeber und Anhänger er zeitlebens gewesen, wenn solches noch nöthig werden sollte, ein kräftiges Wort zu reden.

Und schon in der Frühe des nächsten Tages saßen die drei Grafen in einer abgelegenen Kemenate im Hauptthurm der Burg beisammen und besprachen sich über die Lage der Dinge und ihre derselben entsprechenden Schritte und Maßregeln. Der Brief, mit welchem der König seinen Schwager Albert zum Zuzug aufgefordert, lag in der Original-Schrift und in der Verdeutschung vor den Herren auf dem gewaltigen eichenen Tisch, um den sie auf plumpen Lehnstühlen herumsaßen. Bei Heinrich stand, wie wir wissen, von vorneherein der Entschluß fest, dem römischen König mit einem möglichst starken Haufen zu Hilfe zu kommen. Auch Graf Burkard hatte Wien mit dem Vor-

haben verlassen, dem Könige möglichst viel von den Vasallen und Dienstmannen seiner Herrschaften Nagold, Wildberg, Altensteig und Bulach wohlgerüstet zuzuführen. Freilich kostete das große Opfer: Zu einer so weit gehenden und voraussichtlich lange andauernden Heerfahrt waren ja selbst die Dienstmannen nicht verpflichtet, jedenfalls hatten diese sowie die Vasallen Sold und Verköstigung von ihrem Herrn wie auch Entschädigung für Verluste an Waffen und Rossen anzusprechen, ja manche der Dienstmannen waren von ihrem Herrn mit Gewand, Waffen und Rossen auszurüsten. Da mußte, um Baarmittel zu bekommen, zu Verschreibung, Verpfändung oder Verkauf von Zinsen, Gilten und Gütern geschritten werden; man ertheilte in Ermanglung von Baargeld den Dienstmannen weitere Beneficien und Lehen, gab den Vasallen Lehen zu Eigen und dergleichen.

Nur Graf Albert trug auch Angesichts der dringenden, ja strengen Aufforderung seines Schwagers und der flehentlichen Bitten seiner königlichen Schwester großes Bedenken, Schwaben mit der ihm zu Gebot stehenden Streitmacht jetzt zu verlassen. „Ihr wisset nicht," hub er an, „wie die Dinge in Schwaben stehen, darum höret. In demselben hat mich, wie euch bekannt, der König zu des Reiches Vogt bestellt, und als solchem mir streng aufgegeben, den Spruch des Hoftags von Nürnberg mit allem Nachdruck durchzuführen. Der lautete, wie euch doch noch bekannt (es ist ja noch nicht vier Jahre her), es sollten alle Grafen und Herren Schwabens, welche seit der Zeit, da Kaiser Friedrich dieses Namens der Zweite, der Großvater des so schrecklich geendeten Konradin, vom Pabste gebannt worden, und darnach von den Königen Konrad, Friedrichs Sohn, dem Thüringer Heinrich Raspe, Wilhelm von Holland und Richard von England, die zumeist ja nur Schattenkönige gewesen, in Schwaben gelegene Güter oder Rechte des Reiches zu Lehen erhalten, oder in diesen wirren Zeiten gar ohne Weiteres an sich gerissen, solche herausgeben, zu des Königs Verfügung stellen oder jedenfalls innerhalb Jahresfrist die Belehnung mit denselben durch das neue Reichsoberhaupt nachsuchen, widrigenfalls sie derselben verlustig gehen. Das ist nun aber von Seiten mancher, wie des Markgrafen Rudolf von Baden, des Grafen Egon von Freiburg und insbesondere des stolzen Grafen Hartmann von Grüningen, des Sippen der jungen Wirtemberger, nicht geschehen. Und mit Vollziehung der Rechtssprüche, welche seiner Zeit von den Reichstagen in Nürnberg gefällt worden, so weit sie meine Landvogtei betreffen, hat mein königlicher Schwager eine allzuschwere Bürde auf meine Schultern gelegt. [14] Aus allen Kräften habe ich mich bis heute bemüht, dem mir gegebenen Auftrag nachzukommen, ist mir aber bis jetzt nur mangelhaft gelungen, wiewohl

ich dabei keine Anstrengung, kein Opfer an eigen Gut und Blut gescheut habe. Noch trägt Graf Hartmann von Grüningen, des Königs hartnäckiger Gegner und mein erbittertster persönlicher Feind, trotzig und stolz das Haupt, weigert sich dem Reiche gehorsam zu sein und die Stadt Gröningen, welche er widerrechtlich besitzt, herauszugeben.* 15 Was würde nun geschehen, wenn ich mit meiner streitbaren Mannschaft nach Oesterreich zöge? Hartmann würde über meine schutzlose Grafschaft herfallen, die schlecht vertheidigten Burgen derselben und die meiner ausgezogenen Mannen einnehmen und brechen, vornehmlich aber meine armen Bauern auf alle erdenkliche Weise schwer schädigen. Diesen bin ich aber als ihr Herr und Vogt Schutz schuldig. Käme es also, so würden sich meine und meines Hauses offene und geheime Feinde auch zu ihm schlagen. Und an denen mangelt es uns leider nicht. Da hätten der alte Markgraf von Baden, die stolzen Freiherren von Waldeck eine ihnen erwünschte gute Gelegenheit, ihre Feindschaft an uns auszulassen (s. Abschn. 14 und S. 120 ff. dieses Bandes), und leicht könnte es geschehen, daß selbst Graf Friedrich von Zollern, unser Stammesvetter, gemeinsame Sache mit ihnen machen würde. Und wie würde es, wenn ich Monate lang in einem weit entlegenen Lande abwesend wäre, mit der Wahrung des Landfriedens, dem Schutz der Klöster und Kirchen, der Wittwen und Waisen aussehen, was doch alles mir, dem Landvogt, gerade von meinem königlichen Schwager streng aufgegeben worden? Ist es doch immer noch, wie wenn das Reich kein Oberhaupt, in dem wir alle unsern höchsten Richter erkennen sollen, Schwaben keinen Landvogt hätte, vor dem die Edlen ihre Händel zur Entscheidung bringen sollen!" 16

„Verlassen wären, wenn ich wegzöge, auch meine jungen Mündel, die Söhne meines Oheims, des Pfalzgrafen Rudolf von Tübingen, der, wie ihr wisset, vor einem Jahre in Wien gestorben ist. Für die und ihre Grafschaft wäre sogar von ihrem eigenen Vetter, dem wilden und gewaltthätigen Pfalzgrafen Götz, zu fürchten. Der hat, kaum der Knabenjahre entwachsen, ja vor Kurzem sich mit dem Schwert in der Hand von der Vormundschaft seines Oheims, des Grafen Ulrich von Asperg, frei gemacht."

„Wenn, meine Freunde," fuhr Graf Albert fort, „also meine Pflichten als Graf und Schutzherr meiner Unterthanen, als Landvogt von Schwaben mir es sehr widerrathen, dem Rufe meines königlichen Schwagers zur zweiten Heerfahrt gegen den Böhmenkönig zu folgen, so kommen noch andere sehr ernste Erwägungen dazu, welche wir uns nicht ver-

* Die weitere Ausführung hievon siehe in Abschnitt 14 dieses Bandes.

hehlen dürfen. Wohl ist unser König und Herr ein tapferer und erfahrener Kriegsmann, wohl ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß Graf Mainhard von Tyrol, der Statthalter von Kärnthen, andere angesehene Grafen und Herren dieser Reichslande, wie auch der größte Theil des Adels von Steier und Oesterreich in dem bevorstehenden Krieg gegen Ottokar treu zum Reiche stehen werden, insbesondere wird, wie ihr mir mitgetheilt, ein zahlreiches Heer der tapfern Ungarn zu den deutschen Haufen stoßen, wer aber steht uns dafür, daß unser Reichsoberhaupt in dem Kriege mit dem mächtigen Böhmenkönige, dem es dazu auch an Bundesgenossen nicht fehlt, obsiegen wird? Käme es aber also, daß Rudolf geschlagen würde oder gar in der Schlacht umkäme, wo Gott für sei, was dann? Gienge Ottokar als Sieger aus dem Kampfe hervor, so ließen unseres Königs laue Freunde ihn vollends ganz im Stiche, die geheimen Feinde und Neider aber giengen offen zu seinem Gegner über; [17] in unserem Schwaben würden der immer noch fehdelustige alte Markgraf von Baden, der stolze Graf Hartmann und mit ihnen die ganze reichsfeindliche Partei stolz ihr Haupt erheben, über die Anhänger und Sippen des geschlagenen oder gar getödteten Königs herfallen, zumal wenn sie mich, den Landvogt, weit entfernt wüßten. Stellet euch nun vor, der von mir angenommene unglückliche Ausgang des Kampfes — und was ist bei der Wandelbarkeit aller menschlichen Dinge und der Fehlbarkeit unserer Berechnungen unmöglich? — würde wirklich eintreten, ich aber und mit mir alle Anhänger unseres Königs wären in dem fernen Lande abwesend, vielleicht im Kampfe gefallen, was wäre die sichere Folge davon? Die namenloseste, unheilvollste Verwirrung und Gesetzlosigkeit zunächst in Schwaben und überhaupt im Reiche. Darum steht mein Entschluß fest: ich bleibe auf dem mir anvertrauten Posten, suche dem König für den Fall, daß er geschlagen werden sollte, in Schwaben einen Rückhalt zu sichern, bin auch der Meinung, mein Neffe Albrecht solle für diesen Fall seinem königlichen Vater mit anderen Getreuen die Stammlande halten. Gestützt auf mein Schwaben und die habsburgische Hausmacht mag dann der König, was verloren, wieder zu gewinnen suchen."

„Und, meine Freunde, nicht ich allein sehe also bedenklich in die nächste Zukunft, und glaube vorsorglich handeln zu müssen. In den letzten Tagen habe ich eine Botschaft von Herzog Ludwig von Baiern, dem Ehegemahl meiner Nichte Mechtilde, erhalten, darin er mich einlädt, zur Besprechung einer wichtigen Angelegenheit auf den 24. Juni nach Hagenau zu kommen. Der weise Graf Eberhard von Katzenelnbogen, wie ihr wisset, ein treuer Anhänger unseres Königs, der vor Kurzem auch von Wien herausgekommen, um seine Mannen zur be-

vorstehenden Heerfahrt aufzubieten, habe, so berichtete der ritterliche Bote des Herzogs, bei den Städten des Reichs am Rhein und in der Wetterau den Gedanken angeregt, sie sollten sich mit Fürsten und Herren zu einem Landfriedensbund zusammenthun. Insbesondere habe der dem Herzog die Sache zur Erwägung empfohlen. Und dieser, sein Herr, sei in Anbetracht der Pflichten, welche ihm seine Stellung als Pfalzgraf bei Rhein auferlege, und im Hinblick darauf, daß des Reiches Haupt an den Ostmarken desselben durch einen schweren Krieg, dessen Ausgang man nicht kenne, festgehalten werde, für den angeregten Plan, dessen Ausführung ja nur die Wohlfahrt und Ehre des Reiches fördere. Da darf man nun doch annehmen, daß der Graf von Katzenelnbogen, der in der Lage gewesen, den Stand der Dinge und den möglichen Verlauf derselben genau kennen zu lernen und zu beurtheilen, wie auch der Pfalzgraf bei Rhein die Möglichkeit eines für unsern König schlimm sich gestaltenden Ausgangs des Kampfes mit Ottokar vor Augen haben, und falls Rudolf geschlagen oder ihm gar Menschliches begegnen sollte, bei Zeit für Sicherung der Ruhe und des Friedens im Westen des Reiches sorgen wollen." [18]

„Würden," hub nun Heinrich von Fürstenberg an, „der Pfalzgraf bei Rhein und der Herzog von Sachsen, des Königs Eidame, denselben in dem bevorstehenden Kriege getreulich und kräftig, wie es ihre doppelte Pflicht wäre, unterstützen, statt vorsichtig abwartend oder ganz theilnahmlos sich zu verhalten, hätte der Pfalzgraf sich aus allen Kräften bemüht, daß sein leiblicher Bruder Heinrich, der Herzog von Niederbaiern, nicht zum Verräther am Reich werde — beide Herren stehen nun aber besser mit einander als je — so dürften wir mit Recht hoffen, das Reichsoberhaupt werde über den böhmischen Rebellen den Sieg davon tragen. An uns aber ist es Angesichts des pflichtvergessenen Verhaltens der deutschen Fürsten darum um so mehr, den König, unsern Herrn und Sippen, bestmöglichst zu unterstützen. Und wenn ich die Zustände Schwabens und deine Lage, mein liebwerther Eidam, auch wirklich für schwierig, deinen Abzug aus Schwaben daher für bedenklich und gefährlich halte, so ist meine Meinung, dein Bruder Burkard wenigstens solle mit den Mannen seiner Grafschaft dem Könige zuziehen und sich mir anschließen. So werden dann der Zuzug des Bischofs von Basel, der von Rudolfs Sohn aus Habsburg und dem Elsaß mit unseren Haufen eine ansehnliche Streitmacht bilden." Da traf es sich aber, daß noch an demselben Tage auf der Burg Fürstenberg ein ritterlicher Bote von dem Schlosse Kiburg mit der vertraulichen Mittheilung erschien, daß die bedenklichen Zustände in den oberen Landen, die drohende Haltung des mächtigen Grafen Philipp von Savoyen und

anderer es seinem jungen Herrn Albrecht unmöglich machen, in Bälde nach Wien zu ziehen. Doch werde Werner Hatstatt, der Landvogt des Elsaßes, was an Mannen verfügbar sei, dem Könige zuführen, und der Bischof von Basel mit gegen hundert Rittern zu demselben stoßen. Wenn die Botschaft, daß selbst der Sohn des Königs es bei den politischen Zuständen in den Habsburger Stammlanden für bedenklich halte, solche in der nächsten Zeit zu verlassen, die anwesenden drei Grafen stutzig machte, so rechtfertigte sie andererseits den Entschluß des Grafen Albert von Hohenberg, er wolle in Schwaben bleiben. Die Nachricht von der starken Rüstung des Basler Bischofs, und daß dieser auch in weltlichen Dingen gar kluge geistliche Fürst seine Mannschaft dem Könige in eigener Person zuführen wolle, wurde aber mit großer Befriedigung aufgenommen. Und schließlich verabredete man, die Grafen Heinrich von Fürstenberg und Burkard von Hohenberg sollten bei Engen mit ihren Haufen zu denen des Bischofs von Basel und des Landvogts von Elsaß stoßen, auch wurde der von Kiburg gekommene Ritter mit der diesfallsigen Mittheilung in Basel beauftragt. Den folgenden Tag ritten die beiden Hohenberger Grafen Albert und Burkard heim auf ihre Burgen Rotenburg und Nagold. Darnach entbot Burkard die Mannen seiner Grafschaft auf seine Burg, wo er in dem weiten Saale des Palas sie bei vollen kreisenden Bechern unter Versprechung von reichem Lohn an Lehen und Beneficien, Zinsen und Gilten seiner Grafschaft, auch ihnen etwaigen Verlust an Rossen und Waffen ersetzen zu wollen, zur Heerfahrt wider den Böhmenkönig aufbot. Da sah man eine ansehnliche Zahl von ritterlichen Dienstmannen versammelt, unter andern die Schenken von Wildberg und Nagold, welch' letzterer seinem gräflichen Herrn den bekannten großen silbernen Becher mit gutem Neckarwein kredenzte, die zahlreichen Geschlechter der hohenbergischen Vögte von Altensteig und Wöllhausen, die Ritter Rudolf, Dietrich, Bertold und Albert von Haiterbach, Heinrich von Beuren, Konrad und Diemo, die Kecheler von Schwandorf, Baldewin von Gültlingen, Volmar von Neuneck, Menloch von Dettlingen, Blänkelin von Bondorf, Konrad von Weitingen. Und alle erklärten sich bereitwillig, die Heerfahrt mitzumachen. Dabei that freilich die Wirkung des Weins, dem wacker zugesprochen wurde, auch das Ihrige, und die erregte Phantasie spiegelte eine Heerfahrt reich an Abenteuer und Beute vor. Manchem der Ritter war es auf der kleinen, einsam gelegenen Burg zu enge geworden, das Leben dort zu einförmig und reizlos vorgekommen, die alte schwäbische Wanderlust regte sich wie in der Schwalbe, wenn ihre Zeit, aus der Heimat wegzuziehen, gekommen. Andere wollten ihre Rittersporen auch auf dem großen Felde der Ehre verdienen, nicht blos

wenn es galt, in kleiner Fehde einen Gegner meuchlings zu überfallen und niederzuwerfen. Zur Ehre der deutschen, insbesondere der schwäbischen Ritterschaft glauben wir aber, daß der eine oder der andere der anwesenden Ritter sich zur Heerfahrt aus ganzem Herzen bereit erklärte, um zu zeigen, daß die alte Tugend der Treue der Mannen gegen ihren Herrn, und müßte sie mit dem Leben bezahlt werden, noch nicht ausgestorben sei.

Drittes Kapitel.

Der Ausbruch des Kriegs.

I.

Vorgeschobene starke böhmische Haufen eröffnen den Kampf. — Heranzug des Hauptheeres unter Ottokar. — König Rudolfs höchst kritische Lage in Wien. — Ottokar stößt auf namhaften Widerstand und rückt mit seinem Heere dem Marchfelde zu.

Bei dem unvorsichtigen, ja keken Gebahren der Anhänger Ottokars in Wien bekam der römische König, wie spät es auch für ihn war, doch zu früh für seinen Gegner sichere Kunde von dem gegen ihn geplanten Aufstand. Und obgleich die böhmische Politik sich dabei sehr umsichtig und thätig bewiesen, so waren Ottokar und seine Verbündeten doch sogar um die Mitte des Juni noch nicht zum großen Entscheidungskampf völlig gerüstet. Der Böhmenkönig ließ daher, als die Kunde von der vorzeitigen Entdeckung des Wiener Complotts zu ihm gedrungen, um Pfingsten (5. Juni) * vor der Hand einen starken Haufen eiligst an die östreichische Grenze rücken. Der sollte, wenn noch möglich, seinen allzu hitzigen Wiener Verbündeten bei einem etwa noch versuchten Putsch die Hand reichen und Schutz bringen; aber die eiligst zusammengeraffte böhmische Streitmacht war schlecht bewaffnet und wurde durch reichsgetreue östreichische Mannschaften vornehmlich aber rasch herbeieilende Geschwader von tapferen, gut berittenen Ungarn theils aufgerieben theils verjagt.

Am 27. des Brachmonats (Juni) brach Ottokar mit seinem Heere von Prag auf: die ganze Einwohnerschaft, die Geistlichkeit an der Spitze wie bei einer Prozession, gab ihm bis vor die Stadtthore das

* Siehe die Anmerkung 38 (Quellen zur Schlacht Nr. 2 a).

Geleite, und unter lautem Weinen wie auf Nimmerwiedersehen schied man von dem Könige. Das nächste Hauptziel seines Marsches war Brünn in Mähren, das den ihm zuziehenden Hilfsvölkern aus Thüringen, Brandenburg, Meißen, Schlesien und Polen zum Sammelplatz bezeichnet worden. Einen starken Haufen hieß er in der Richtung auf Iglau an die Thaya, die Grenze des Herzogthums Oesterreich rücken. Der sollte durch dieses auf Krems an das linke Ufer der Donau vordringen, solches in seine Gewalt zu bringen suchen und dem Gegner den Uebergang über den Strom streitig machen, dagegen seinem König solchen erleichtern. Zu dieser Abtheilung von Ottokars Heer stieß die Schar des Herzogs Heinrich von Niederbaiern, welche durch das südliche Böhmen gezogen war. Ottokar selbst beabsichtigte mit seiner durch die zahlreichen Hilfstruppen verstärkten Hauptmacht auf Wien zu ziehen, solches in seine Gewalt zu bringen und dadurch seinem Gegner den Hauptstoß zu versetzen. Er glaubte mindestens hoffen zu können, seine dortigen geheimen Anhänger, welche durch die Verurtheilung der Hauptführer seiner Partei nur eingeschüchtert waren, werden, wenn er einmal mit starker Macht in der Nähe stehe, das Haupt wieder erheben, die Unentschiedenen auf ihre Seite ziehen und durch einen Aufstand gegen den römischen König diesen nöthigen die Stadt zu verlassen. In der That war, als sich in Wien die Nachricht von dem Aufbruch Ottokars von Prag mit dem Heere, von der feierlichen Kundgebung unzweifelhafter Sympathie der ganzen dortigen Bevölkerung für den Feldzug ihres Königs verbreitet hatte, als die Feindseligkeiten auf dem linken Ufer der Donau schon begonnen hatten und in Wien bekannt geworden war, daß Ottokar mit einem sehr starken Heere im Anzuge sei, König Rudolf dagegen immer noch keine nur einigermaßen imponirende Streitmacht aufgebracht hatte, die Lage desselben in Wien eine höchst schwierige. Eine gleichzeitige, sonst auch gut unterrichtete Quelle, die Chronik von Colmar, berichtet nämlich, die Bürger von Wien hätten um jene Zeit sogar den Muth gehabt, vor Rudolf zu treten und also zu sprechen: „o Herr, die Euren haben Euch verlassen und Ihr habt keine Mannen, mit denen Ihr dem König von Böhmen widerstehen könntet. Wir bitten Euch darum, zu erlauben, daß wir uns selbst unsern Herrn wählen, auf daß wir nicht mit Euren Leuten umkommen.“ Da habe Rudolf sie inständig gebeten, sie möchten nur noch wenige Tage bei und mit ihm ausharren, er werde dann schon sehen, was zu thun sei, darauf befohlen, die Burg, in der er mit seiner Familie, seinem Hofgesinde und den Rittern, welche um ihn waren, gesessen, scharf zu bewachen, auch seinen Dienern, hohen wie niederen, streng untersagt, sich gegen einen Bürger stolz oder trotzig zu benehmen, um sie nicht zum

Aufstand zu reizen. „Denn," habe er gesagt, „da könnte es uns allen an Leib und Leben gehen."

Die böhmische Heeresabtheilung stieß aber bei ihrem Vordringen in das Herzogthum Oesterreich schon an der Grenze auf mannhaften Widerstand. Dort, in der Gegend von Drosendorf an der Thaya, oberhalb Znaym, stand Stephan von Meissau mit einem Haufen reichsgetreuer Streiter aus den Herzogthümern, um den Böhmen das Vorrücken zu wehren. Denselben hatte Rudolf, nachdem der Kunringer zum Verräther geworden, zum Marschalken von Oesterreich gemacht, und Stephan rechtfertigte glänzend das in ihn gesetzte Vertrauen, was ihm dadurch erleichtert wurde, daß die Mißhandlungen, welche einst sein Vater von dem Böhmenkönig erlitten, ihn zur Rache dafür anspornten. Um den Feinden erfolgreichen Widerstand entgegenstellen zu können, warf er sich mit seiner Mannschaft in das wohlbefestigte Drosendorf und hielt durch eine sehr tapfere Vertheidigung des Platzes hier die Böhmen mehrere Wochen fest. Und erst nachdem er manchen Tapferen verloren hatte, auch Mangel an Lebensmitteln eingetreten war, übergab er den Ort, indeß nur unter der ihm zugestandenen Bedingung des freien Abzugs mit Mannen und Waffen. Darnach gelang es, wiewohl unter beständigen Kämpfen mit den ihn verfolgenden Feinden, dem kriegserfahrenen und lokalkundigen Marschalken, seine Mannschaft in die festen Burgen in dem Viertel ob dem Mannhartsberge zu werfen. So hinderte er die böhmische Heeresabtheilung an die Donau zu rücken.

Inzwischen war der Böhmenkönig mit dem Hauptheere von Brünn gegen die Donau Wien zu gerückt, und hatte Anfangs August in der Gegend von Laa an der Thaya, unterhalb Znaym, die Grenze zwischen Mähren und dem Herzogthum Oesterreich überschritten. In jenes feste Städtchen hatte aber Rudolf bei Zeit eine starke Besatzung gelegt. Die setzte dem Böhmenkönig den hartnäckigsten Widerstand entgegen, so daß er zu einer förmlichen Belagerung unter Anwendung neuer und sinnreicher Maschinen schreiten mußte. Nachdem dessen ungeachtet Ottokar mehrere Wochen vergebens vor dem festen Platze gelegen war, sich in seinem Heere Mangel an Lebensmitteln und Futter eingestellt, er auch Kunde von den geringen Erfolgen der von ihm entsendeten Heeresabtheilung erhalten hatte, zog er diese an sich, was weiteren Zeitverlust zur Folge hatte, und rückte mit seiner nun vereinigten Heeresmacht von Laa in die Gegend von Zistersdorf und bezog zur Erhaltung seines starken Heeres, welches große Reitergeschwader zählte, vorläufig in einem weiten Umkreis, wie wir jetzt zu sagen pflegen, Kantonnirungen.

II.

Sammlung des deutschen Hauptheeres in und um Wien. — Wer König Rudolf aus dem Reiche zugezogen. — Anrücken des ungarischen Hilfsheeres.

Als der römische König davon Kenntniß erhalten hatte, daß sein Gegner mit Heeresmacht ihm näher gerückt, ließ er an die Grafen, Herren und Dienstmannen von Oesterreich, Tyrol, Steier, Kärnthen und Krain, soweit sich solche noch nicht bei ihm eingestellt hatten, nochmals eine dringende Aufforderung zu schleunigem Zuzug ergehen, welcher viele derselben auch nachgekommen sind (s. unten Rudolfs Schlachtordnung). Insbesondere darf man annehmen, daß der mächtige Graf Mainhard von Tyrol, Rudolfs Schweher, Graf Albrecht von Görz, die Grafen von Ortenburg, Heunburg und Pfannberg mit starken Haufen ihrer Mannen, die steirischen Herren von Pettau, Lichtenstein und Söldenhofen, aus Oesterreich der alte Haslauer, Ulrich von Kapellen, der Tiroler Hugo von Taufers und andere mehr erschienen sind. Vornehmlich ist zu erwähnen, daß es dem tapferen Stephan von Meissau gelungen, mit seiner Schar noch bei Zeit zu Rudolf zu stoßen. Auch der Erzbischof von Salzburg sandte dem Könige eine ansehnliche Streiterschar. Dieser Kirchenfürst bekämpfte überdies des römischen Königs Gegner mit geistlichen Waffen, indem er abermals der Kirche Bann auf den Böhmen schleuderte. Auch andere Bischöfe, wie der von Chiemsee, mögen Rudolf Mannen ihrer Bisthümer gestellt haben. Eiligst sandte dieser auch Boten an den jungen König Ladislaus von Ungarn und ließ ihm sagen, er möge unverweilt mit seinem Heere heranziehen, und ließ ihm Marcheck als Sammelplatz des ganzen Heeres bezeichnen. Am 10. August überschritt das ungarische Heer auch wirklich die Donau und zog der March zu. Endlich ließ Rudolf vornehmlich seinen Eidam, den Herzog Ludwig von Baiern, wiederholt auffordern, schleunigst mit seiner Mannschaft heranzuziehen. Derselbe hatte auf die frühere Aufforderung seine Mannschaften allerdings gesammelt, war auch mit denselben aufgebrochen, aber nur bis Enns gerückt. Dort wollte er, wie die Reimchronik ihm unterschiebt, stehen bleiben und klugerweise den Ausgang des Kampfes abwarten, und dann, wenn der römische König unterliegen würde, Oesterreich an sich reißen. Gewiß ist, daß Ludwig wie auch Rudolfs anderer Eidam, der Herzog Albrecht von Sachsen, weder persönlich noch mit Mannschaft an der Schlacht auf dem Marchfelde Theil genommen haben. Die Vertröstung, jener werde noch zu rechter Zeit „hinabkommen", war alles, was des Königs Boten von Enns brachten. Mit um so größerer

Freude erfüllte es dagegen Rudolf, als der Bischof Heinrich von Basel und Konrad Werner von Hadstatt, Landvogt des Elsaßes, mit hundert Rittern auf gewappneten Streitrossen, mit denselben Herr Friedrich von Kempten, der „Kanzler“, Markgraf Heinrich von Baden (Hachberg) „mit vil ritter und knehten,“ die schwäbischen Grafen Heinrich von Fürstenberg und Burkard von Hohenberg [19] mit zusammen gleichfalls hundert Rittern bei ihm in Wien eintrafen. Bei denselben standen u. a. aus dem Elsaß Friedrich von Wasichenstein,* die Herren von Eckerich und Epfich (beide aus der Gegend von Schlettstatt), aus den sänger- und burgenreichen Strichen um das „Schwäbische Meer“ (den Bodensee) und dem benachbarten Helvetien Heinrich Walter von Ramswag mit seinen streitbaren Söhnen aus dem Thurgau, Berthold von Eschenbach, Gerhard von Gössikon, der von Tüffen u. a. m. [20] Auf die Kunde, daß starke Haufen von Rittern aus Schwaben anrücken, war er mit großem Gefolge den Ankommenden entgegengeritten, um sie ehrenvoll zu empfangen. Als er aber sah, daß sich unter denselben weder sein Sohn Albrecht noch sein Schwager Albert von Hohenberg befand, fragte er verwundert den Bischof und die mit demselben eingetroffenen Grafen, wie solches komme? Da antwortete ihm, wie die Chronik von Kolmar erzählt, der fürsichtige und kluge Kirchenfürst laut also: „euer Sohn ist gerüstet und wird bald mit fünfhundert Rittern eintreffen; auch die Grafen von Pfirt, Mömpelgard und andere sind mit zahlreichen, trefflich gewappneten Rittern und Rossen unterwegs.“ Als die Eingetroffenen aber mit dem Könige allein waren, brachten sie demselben ganz andere Botschaft und sprachen, „weder euer Sohn noch andere von euren Freunden in Schwaben und am Rhein können euch jetzt schnell genug zu Hilfe kommen.“ Insbesondere belehrte Graf Burkard von Hohenberg den König über den Grund, warum sein Bruder Albert fehle. Und auch sonst war nicht tröstlich und erfreulich, was die Ankömmlinge Rudolf mittheilten. Die schwäbischen Grafen erzählten nämlich, sie seien genöthigt gewesen, in voller Waffenrüstung durch Niederbaiern zu ziehen, und als sie vor Straubing angelangt seien, hätten sie — es sei auf Heißen des Herzogs geschehen — die Thore der Stadt verschlossen getroffen. Ob die derben Schwaben dem König auch gesagt, daß sie, hierüber ergrimmt, einen unschuldigen Bürger der

* Die Felsenburg Wasichenstein (jetzt Ruine) bei dem Dorfe Niedersteinbach an der großen Straße von Weißenburg nach Bitsch und der elsäßisch-lothringischen Grenze. Dort fand, wie L. Uhland nach Besichtigung der Gegend zuerst vermuthete (s. dessen Leben und Briefwechsel auf den 26. April 1865, S. 453), der Zwölfkampf Walthers von Aquitanien mit den Wormser Helden Statt, wie Scheffel und Holder in ihrem Waltharius IV. S. 158—168 nun nachgewiesen.

Stadt vor den Mauern erschlagen und im Weiterziehen die Gegend umher schrecklich verwüstet haben, wissen wir nicht. Der Basler Bischof dagegen war vorsichtigerweise durch das Salzburgische gezogen. Sonst trafen um dieselbe Zeit — gegen Ende des Juli — bei dem Könige in Wien ein: die Grafen Ludwig von Rheineck, Eberhard von Katzenelnbogen, mit diesem u. a. Wilhelm von Rüdesheim; Herr Gotfried von Hohenlohe-Brauneck, Poppo von Düren, endlich vornehmlich der alte „riche" Burggraf von Nürnberg.[21] Der hatte wegen der Reichsfeindlichkeit von Niederbaiern seinen Weg durch Tyrol genommen. Sein jüngerer Bruder Konrad war seit längerer Zeit bei dem Könige zu Wien, hatte dieses inzwischen auch nicht verlassen. Sonst befanden sich bei demselben schon längere Zeit: Herr Otto von Ochsenstein aus dem Elsaß, Albrecht von Schenkenberg, ersterer Neffe, letzterer ein natürlicher Sohn Rudolfs, und noch manche Ritter aus den Rheinlanden und den Landstrichen um das schwäbische Meer und andern Theilen des Reichs.

Nachdem Rudolf die Ueberzeugung gewonnen, daß er nun für die nächste Zeit auf keine weitere Hilfe mehr rechnen könne, ließ er die erfahrensten und weisesten Führer seines Heeres zu einem Kriegsrath zu sich entbieten. Da erschienen vor allen der Burggraf Friedrich von Nürnberg, die Grafen Mainhart von Tirol, Eberhard von Katzenelnbogen und andere mehr. Nicht fehlen durfte dabei natürlich der Bischof von Basel, der mannhafte und Rudolf treu ergebene Kirchenfürst. Da war man, zumal auch die Kunde angelangt war, daß das ungarische Heer am 10. August bei Preßburg die Donau überschritten, bald darüber einig, die deutsche Tapferkeit nicht weniger als Klugheit verlange es, man solle den Feind aufsuchen, sich mit ihm in einer Feldschlacht messen, und nicht abwarten, bis derselbe vor Wien erscheine und die Stadt, in der er noch manchen geheimen Anhänger habe, belagere, wozu sein Heer mit vielem Belagerungszeug ausgerüstet sei. Man müsse dem ungarischen Heere, dessen zahlreiche Geschwader von guten Reitern in einer Feldschlacht vornehmlich zu verwenden seien, unverweilt die Hand bieten. Da sprach der König: „Ja, das ist auch meine Meinung. Schon morgen soll mein Heer von Wien aufbrechen und gegen den Feind ziehen; nur mein liebwerther Schwager Burkard mit seinen Rittern und Knechten soll in der hiesigen Burg zurückbleiben; seinem treuen Schutze empfehle ich mein Ehegemahl, seine Schwester, und unsere Kinder. Er soll auch dafür sorgen, daß die Thore und Wehren der Stadt von den Leuten, die darein gelegt sind, wohl bewacht und besetzt bleiben. Ein Gleiches erwarte ich von denen, die in Kloster-Neuburg, Korn-Neuburg und Krems zurückbleiben müssen. Und

nun auf! Eurem und eurer Mannen Schutze zunächst empfehle ich mein Haupt; in Allem und vor Allem aber vertraue ich auf Gott, der mich dem römischen Reiche zu einem Vogt gesetzt hat; er wird mich wundersam auch aus diesem Kampfe siegreich hervorgehen lassen."

III.

Rudolfs Aufbruch von Wien. — Ottokar bezieht, zum Kampfe gerüstet, zwischen Jedensspeigen, Dürnkrut und Gajar eine Lagerstellung. — Die Vereinigung des deutschen und ungarischen Heeres. — Die Schilderung des letzteren.

Den Tag nach dem Kriegsrathe verließ der König mit dem größten Theil seines Heeres Wien und zog längs des rechten Donauufers über Schwechat und Fischament nach Hainburg, oberhalb der von der andern Seite her einmündenden March, und am vierzehnten August erfolgte der Uebergang über den Strom. Darauf rückte er längs des rechten Marchufers nach Marcheck, wo er ein Lager bezog,[22] welches sich an die dortige Burg anlehnte und von ihm sonst noch befestigt wurde. Von da sandte er den Tyroler Ritter Hugo von Taufers mit einem Haufen Knechte dem ungarischen Heere entgegen und ließ es an die March, Marcheck gegenüber führen, und nun zogen beide Heere, das deutsche längs des rechten, das ungarische längs des linken Marchufers flußaufwärts. In der Zwischenzeit war der Böhmenkönig aus der Gegend von Zistersdorf in die Striche des Marchfeldes zwischen Jedensspeigen, Dürnkrut und Gajar gerückt und hatte in dem weiten Raum, welcher noch heute theilweise das „Kruterfeld" heißt, ein Lager bezogen, welches sich einerseits an die March, andererseits an die Hügel, die gegen Westen die Ebene begrenzen, anlehnte. In Betreff dieser Ebene ist aber zu bemerken, daß zu der Zeit, um die es sich hier handelt, die March aus der Gegend von Jedensspeigen in einem großen Bogen ostwärts bis in die Nähe von Gajar (auf manchen Karten Gayring) floß, von da aber sich rasch dem heutigen Beet zwischen Dürnkrut und Stillfried zuwandte und so die Ausdehnung der Ebene, auf welcher das böhmische Heer zum Kampf bereit im Lager stand, in der Richtung von West nach Ost südwärts abnahm. Die größte Breite betrug etwa 0,6 Meilen, die von Dürnkrut zum Marchbeet nur die Hälfte. Einzelne böhmische Haufen waren als Feldwachen über Dürnkrut hinaus bis in die Gegend von Stillfried vorgeschoben und standen auf mäßigen Anhöhen. Einen derselben überrumpelte ein Schwarm Kumanen (s. sogleich), welcher zur Vorhut des ungarischen Heeres gehörte, beiden

Heeren weit voraus und auf den flüchtigen Rößlein über die March geschwommen war.

Als so Rudolf von der Nähe des Feindes Kunde erhalten hatte, ließ er dem Ungarkönig sagen, er möge mit seinem Heere schleunigst über die March setzen und sich mit ihm vereinigen. Und am 22. August erfolgte die Vereinigung der beiden Heere auf dem rechten Ufer der March bei Stillfried. Großer Jubel hub sich im deutschen Heere beim Anblick des ungarischen, das ihm zahllos schien wie der Sand am Meere (?), 40,000 ungarische und (?) 16,000 kumanische Reiter gezählt haben soll. Nicht minder groß aber war das Staunen über die stolzen ungarischen Ritter in ihrem glänzenden Waffenschmuck, ihre in feurigen Farben prangenden Waffenröcke und die wallenden Decken ihrer schönen Rosse. Bei den leichten ungarischen Lanzenreitern, die, um sich ihren neuen Waffenbrüdern zu zeigen, in zahlreichen Schwärmen auf ihren flinken Rößlein wild daher stürmten, dann sich blitzschnell wandten, aus einander stoben, aber bald wieder in dichten Haufen wiederkehrten, erinnerte sich mancher deutsche Ritter daran, wie sein Urgroßvater, der eine Kreuzfahrt mitgemacht, die Kampfweise der Sarazenen geschildert. Die größte Verwunderung aber hatten die kumanischen Bogenschützen im ungarischen Heere, deren es zwei Tausend zählte, erregt. Als dasselbe nämlich auf einer über die March geschlagenen Brücke übersetzte, warfen sich die meisten Kumanen mit ihren Rößlein in den starken Fluß und schwammen herüber. Kleine schwarze Augen blitzten aus dem schmutzig gelben Gesicht und beurkundeten ihre tartarische Heimat im fernen Lande Asia, denn im dreizehnten Jahrhundert waren sie von dem Ungarkönig Bela IV. in die Theißgegenden aufgenommen worden. Sie trugen lange Bärte wie die Deutschordensherren und ihre Haare geflochten, gleich als ob sie Weiber wären. Ohne Harnisch und Sattel saßen sie auf ihren Pferden, und als Waffen führten sie ein langes krummes Messer und Bogen von Horn mit Sehnen aus Därmen von Ziegen gedreht. Auch sie zeigten dem deutschen Heere ihre Kampfweise. Vor den Augen desselben stürmten sie in Haufen über das Blachfeld, machten dann plötzlich wie auf ein Kommandowort Halt und zogen kräftig ihre Sehnen; da fielen die Pfeile so dicht, wie Schneeflocken auf die Erde; darnach stoben sie auseinander wie Spreu, in welchen der Wind von allen Seiten gefahren, kehrten aber bald in geschlossenen Schwärmen wieder auf ihren vorigen Platz zurück. Dabei schoßen die Hintersten, aufrecht im Stegreif stehend, im schnellsten Laufe ihrer Rößlein ihre Pfeile rückwärts ab.[23]

IV.

Das erste Lager des vereinigten Rudolfinischen Heeres.[24] **— Recognoscirung der Stellung und Stärke des böhmischen von Seiten Rudolfs.**

Das vereinigte Heer, welches etwa 20,000 bis 25,000 Mann stark war, bezog auf dem stark hügeligen Terrain, welches sich von Stillfried westwärts zieht, und nordwärts gegen den Weidenbach, welcher zwischen Stillfried und Dürnkrut, diesem näher von West nach Ost zur March fließt, niedrigere Ausläufer sendet, ein Lager, in welchem es jedenfalls am 23. August stand. An diesem Tage unternahmen die Anführer der vorgeschobenen Kumanenhaufen und zwar, wie es allen Anschein hat, auf eigene Faust, eine Recognoscirung des Feindes, der nun seine Feldwachen über den Weidenbach zurückgezogen hatte. Um diesen lag ein ausgedehntes Röhricht (Moor), welches man anfangs für unpassirbar gehalten. Die Kumanen aber schwärmten nordwärts darauf zu, versuchten, ob man über dasselbe kommen könnte, fanden zu ihrem Staunen das „Rivir trukhen und hert" und ritten darüber hin. Als sie das Röhricht im Rücken hatten, erblickten sie in der Nähe, auf einem ansehnlichen aber nicht hohen Hügel ein feindliches Zeltlager, in welchem ein starker Haufen polnischer Reiter als Feldwache („Wartleute") stand. Mit großem Ungestüm jagten sie darauf los und in Kurzem war der überraschte Posten überwältigt; theils niedergemacht, theils gefangen, theils in der Richtung auf das böhmische Hauptlager verfolgt. Während solches geschah, beobachteten erfahrene kumanische Führer mit ihren Falkenaugen dasselbe. Darüber kam dieses selbst in Bewegung und machte sich kampfbereit. Die Kumanen aber wandten sich um und jagten davon, doch machten sie bei dem Platze, wo die feindliche Vorhut gestanden, einen kleinen Halt, um die Helme der getödteten oder verwundeten Feinde als Beute mitzunehmen. Dabei hatten die wilden Gesellen aber solche Eile, daß sie sich nicht die Mühe nahmen, die Helme loszubinden und so abzunehmen, sondern mit ihren krummen Messern die Köpfe abschnitten und mit diesen sowie zweihundert Gefangenen, die sie gemacht, ihrem Lager zujagten, soweit sie nicht zurückbleiben mußten, um die dominirende Anhöhe zu besetzen. Als die „Valben" zu den Ihrigen zurückkehrten, traf es sich, daß Rudolf gerade bei dem jungen Ungarkönig vor dem Zelte saß. Da nahmen sie, während sie auf beide zuritten, die todten Köpfe aus den Helmen und warfen sie — es waren gegen Hundert — beim Vorbeireiten vor Rudolf und Ladislaus auf's Gras, als „Wahrzeichen, daß sie Feinde gesehen und tapfer gefochten." Der römische König hatte zwar, da er „barmherzig"

war, keine Freude an solchem Gebahren, doch belobte und belohnte er die Kumanen für ihre Waffenthat. Ihre wachehaltenden Kameraden ließ er aber durch eine Mannschaft aus dem deutschen Heere ablösen.

Solches geschah am 23. August. Den Tag darauf ließ König Rudolf, veranlaßt durch den Handstreich der Kumanen, welcher Aufklärung über die Stellung des Feindes brachte, eine umfassende bewaffnete Recognoscirung derselben und der Stärke des böhmischen Heeres vornehmen.[25] Hiezu wurden die gesammte leichte ungarische Reiterei, insbesondere auch die Kumanen aufgeboten. Mit Tagesgrauen brachen diese dem feindlichen Lager zu auf. Ihnen hatten sich erfahrene Führer aus dem deutschen Heere angeschlossen. Als sie das Röhricht um den Weidenbach hinter sich hatten, theilten sie sich in einzelne starke Haufen, welche das feindliche Heer in angemessener Entfernung von allen Seiten umschwärmten, nirgends aber Stand hielten. So hatten die mitausgezogenen Herren, welche es verstanden, „grozze her zu achten", Gelegenheit, die Stärke des böhmischen Heeres zu schätzen und das Kampffeld zu besichtigen.

Als die große Recognoscirung glücklich vollführt war und die ausgesandten Ungarn und Kumanen wieder eingerückt waren, gab König Rudolf dem Ritter seiner Zeltwache die Weisung, er solle in's Lager reiten und folgende Herren schleunigst zu ihm entbieten: den Bischof von Basel, Burggrafen Friedrich von Nürnberg, Markgrafen Heinrich von Hachberg, die Grafen Heinrich von Fürstenberg, Eberhard von Katzenelnbogen, Mainhard von Tyrol, Ulrich von Heunburg, Heinrich von Pfannberg, die Hauptführer der Ungarn und Kumanen, die deutschen Ritter, welche die Recognoscirung des feindlichen Heeres mitgemacht hatten, insbesondere Ulrich den Kapeller und Hugo von Tauffers. Da ließ sich der König allererst Meldung erstatten über das feindliche Heer und sie fiel schließlich tröstlich für ihn aus. Des Böhmenkönigs Lager, meldeten die Herren, bedeckt die fast unübersehbare Ebene, welche sich zwischen Jedensspeigen und Dürnkrut, von dem Marchflusse bei der ungarischen Grenzstadt Gajar bis zu den Höhen gegen Abend ausbreitet. In einer weitausgedehnten halbmondförmigen Linie, deren hohle Seite gegen Mittag gerichtet ist, umspannen die Zeltreihen den weiten Plan.[26] Von dem genannten Wasser ziehen sich gegen Abend die zahllosen Zelte der Polen, welche zwei starke Haufen bilden. Deutlich waren die dort wehenden Banner mit dem weißen Adler auf dem kohlschwarzen Grunde zu erkennen. Am entgegengesetzten Ende der langen Lagerstatt stehen die Böhmen. Zwischen den Lagern der Polen und Böhmen sahen wir die Banner der dem Böhmenkönig zugezogenen Scharen der Thüringer, Brandenburger, Sachsen, Baiern und anderer

lustig in der Morgenluft flattern. Ueber einem Walde von Bannern sächsischer und baierischer Herren ragt stolz und drohend Ottokars Banner, der weiße Leue auf rothem Grunde. Denn einem starken auserlesenen Haufen von sächsischen und baierischen Rittern hat derselbe, wie wir ausgekundschaftet, seine und seines Banners Hut anvertraut. Der Brandenburger Markgraf, den man mit dem Pfeil nennt, steht bei der von ihm hergeführten Schar. Das silbergestickte Banner mit dem rothen Adler sahen wir in der Sonne glänzen. Milota, der Landeshauptmann von Mähren, soll mit einer Nachhut, bei welcher die Leute seiner Statthalterschaft stehen und die viele Tausende zählt, im Rücken des böhmischen Hauptheeres lagern.

Die mit den leichten ungarischen und kumanischen Reitern ausgesandt gewesenen deutschen Ritter wie auch die Führer der ersteren achteten zwar, daß das feindliche Heer an Zahl stärker sei, als das deutsch-ungarische zusammen. An 30,000 Mann, darunter große Ritterschaft, schätzten sie, werde dasselbe zählen.[27] Doch dürfe man, meinten sie, nicht am Siege verzweifeln. Mancher böhmische Herr sei nur gezwungen ausgezogen und werde wenig Lust haben, für seinen König, der seine Freunde „verderbt“, das Leben freudig einzusetzen; Ottokar selbst setze Mißtrauen in seine Böhmen, sonst stünde er bei diesen und nicht bei deutschen Rittern. Und das Gemisch der von einigen Fürsten dem Feinde gestellten fremden Hilfsvölker kämpfe nicht für die eigene Sache, nicht für den heimatlichen Herd, werde sich auch nicht treulich in den Nöthen der Schlacht beistehen, sondern jeder Haufen nur für seine Haut sorgen. „Wir aber,“ riefen die versammelten deutschen Grafen und Ritter einstimmig, „stehen mit unseren Mannen treu zu unserem Herrn und König, wollen mit ihm siegen oder sterben.“ „Und unsere Ungarn,“ schrieen die Führer derselben, „brennen vor Kampfslust, unsere im Jahr 1260 von den Böhmen in eben dem Revier, wo wir jetzt stehen, erschlagenen Brüder zu rächen.“ Nach diesen den römischen König ermuthigenden Berichten und Versprechungen beschloß der Kriegsrath, man wolle gleich den folgenden Tag dem Feinde näher rücken, um sich mit ihm bald in einer Feldschlacht zu messen. Darum berieth man unverweilt

V.

Die Schlachtordnung und den Schlachtplan des Heeres.

Zuvörderst bestimmte man in Betreff des ungarischen Heeres, es habe sich als linker Haupthaufen der Schlachtlinie den Böhmen gegenüber aufzustellen und unter sich in der Weise zwei „Scharen“ (Treffen)

zu bilden, daß seine zahlreiche leichte Reiterei auf der äußersten Linken gegen den Feind vorgeschoben stehen, die schwere, mit Harnisch und Streitrossen gerüstete aber sich rechts an die Mitte der ganzen deutschen Schlachtreihe anschließen sollte. Die hohen ungarischen Grafen Matthias von Trenczin und Stefan von Schildberg wurden zu Führern der beiden Scharen bestellt. Ihr König Ladislaus aber sollte bei seiner Jugend von dem Kampfe fern bleiben und diesem von einer Anhöhe aus nur zusehen. So wurde die Stellung der Ungarn angeordnet, damit das Heer des römischen Königs von dem stärkeren feindlichen nicht auf der Linken umgangen und gegen die March gedrängt werde. Im Gegentheil sollte das ungarische Heer alles aufbieten, daß dem rechten Heerhaufen des Feindes also geschehe. Insbesondere sollten die zahllosen Schwärme der leichten ungarischen Reiter, wenn der Feind zurückgeschlagen sei, es verhindern, daß derselbe auf der „hohen Straße“ nach Norden und in den weiten Plan zwischen Jedensspeigen und Gajar entkomme. Und man rechnete darauf, das Rachegefühl, von welchem die Ungarn gegen die Böhmen erfüllt waren, werde sie zu den größten Anstrengungen anspornen.

Auf der Rechten gegen die March hin, also den Polen gegenüber, sollte die starke Schar der Oesterreicher unter Stefan von Meissau und Otto von Lichtenstein, noch näher der March und theilweise vorgeschoben der zahlreiche Haufen der Kumanen stehen. Diese auf (vor) der Rechten und die leichten ungarischen Reiter auf (vor) der Linken der Schlachtreihe sollten auch, während man dem Feinde immer näher rücke, zwischen beiden Heeren schwärmen, die feindlichen Haufen mit einem Hagel von Pfeilen überschütten und an schnellem Heranziehen hindern; die Kumanen aber während der Schlacht auf der Hut sein, daß die leichten polnischen Reiter auf ihren flinken Rößlein nicht über das Wasser hinüber und wieder herüber schwämmen, um die Rechte des deutschen Heeres zu umgehen.[28] Wenn es diesem aber gelänge, den Feind zu schlagen und gegen die March zu drängen, da sollten die wilden Reiter sich den Flüchtigen entgegenwerfen, sie zu Gefangenen machen oder in den Fluß sprengen. Und ausnehmend gefiel ihren Führern diese Aufgabe. Würden die den rechten Heerhaufen bildenden Oesterreicher aber zurückgedrängt werden, so hätten sie sich linkshin über den Weidenbach zurückzuziehen, die kumanischen Bogenschützen aber dem sie verfolgenden Feinde durch wirksames Beschießen das Vordringen zu erschweren.

In die Mitte der Schlachtreihe, zwischen die schwere ungarische Reiterei zur Linken und die Oesterreicher zur Rechten, wies man alle Streiter, welche sonst noch aus den deutschen Landen dem römischen König zugezogen waren; dort sollten stehen und zwar zunächst rechts

von der schweren ungarischen Reiterei die Steirer und Tyroler, dann die aus Kärnthen und Krain, die Haufen, welche der Basler Bischof, der Graf Heinrich von Fürstenberg, der Landvogt vom Elsaß, der Burggraf Friedrich von Nürnberg, der Herr von Hohenlohe aus Franken, der Graf Eberhard von Katzenelnbogen von dem Rheine hergeführt, endlich die starke Schar (300 Ritter), welche der Erzbischof von Salzburg zu dem Könige hatte stoßen lassen.

Diese Haufen alle sollten die starke Mitte bilden, den Ansturm der ihnen gegenüberstehenden Feinde, bei denen der Böhmenkönig selbst stand, nicht nur muthig und standhaft aushalten, sondern, unterstützt von den Ungarn, diesen schließlich zurückwerfen und so den Ausschlag geben. Darum wollte der König bei ihr, seinem Todfeinde gegenüber, stehen, und ihm sollten die fränkischen, schwäbischen und rheinischen Ritter schützend zur Seite stehen, seine Leibwache sein. Da sollten deßhalb auch die „Reichssturmfahne" (Reichskriegsfahne) * und das königliche Banner aufgeworfen werden. [29] Zum Träger des letzteren wurde Graf Eberhard von Katzenelnbogen, nach einer anderen Quelle Heinrich von Fürstenberg, zum Führer der ersteren der alte kriegserfahrene Burggraf Friedrich von Nürnberg auserseben und für jeden eine Bedeckung von auserlesenen Rittern bestimmt.

Unter den Befehlen des letzteren sollte die starke Schar der Steirer Ritterschaft mit dem Grafen von Pfannberg stehen. Den Tyrolern gab man ihren Grafen Mainhard, den Kärnthern den von Heunburg, den Schwaben Heinrich von Fürstenberg zum Führer; der mannhafte Bischof von Basel wollte die Dienstmannen seines Bisthums selbst gegen den Feind führen, sein königlicher Freund aber verwehrte, um sein theures Leben besorgt, es ihm und stellte dieselben unter die Befehle des tapferen Ritters Heinrich Schorlin von Basel. Den Streitern aus dem Elsaß setzte man ihren Landvogt, denen vom Rheine den Grafen von Katzenelnbogen zum Führer.

König Rudolf selbst wollte keine besondere Schar befehligen, sondern dahin eilen, wo Hilfe von Nöthen, darum vornehmlich bei der Mitte sich halten. Eine starke auserlesene Schar von dreihundert Rittern sollte die Nachhut bilden, auf dem rechten Ufer des Weidenbachs rückwärts von der Mitte der deutschen Schlachtreihe sich verdeckt, dabei aber so aufstellen, daß ihre Führer das Schlachtfeld übersehen und in den Kampf eingreifen könnten, wann und wo es am nöthigsten werden würde. Zu Führern derselben wurden Ulrich, genannt der lange Kapeller, und Konrad von Summerau bestellt.

* Die Fahne des ganzen Heeres im Gegensatz zu den übrigen Fahnen und Fähnlein der Scharen und Banner der einzelnen Fürsten und Grafen.

Als so allen Heerhaufen ihre Stellung in der Schlachtordnung angewiesen, auch die Führer derselben bestellt waren, wurden für die Hauptabtheilungen, die „Scharen“ (Treffen), im Einzelnen folgende Bestimmungen getroffen: die vorderste Schar sollte allemal aus Rittern bestehen, wobei die Aufgebote der Grafen ꝛc. unter sich Rotten aus vier Gliedern [30] mit den Bannern derselben bilden, darauf mit einem Abstand, ebenso geordnet, die Knappen der Ritter, auch in Panzer und Eisenhut aber mit dem kleineren Schwert und ohne Schild, manche auch mit einer eisenbeschlagenen Keule bewaffnet, folgen sollten. Dieselben hatten auf ihren kleineren Pferden die Helme und Schilde, mitunter auch Reserve-Speere für ihre Herren zu führen. Nach den zu einem Banner gehörigen Knappen ordnete man die berittenen Knechte der Grafen, welche weitere Speere, auch Rosse für dieselben nachführten. Also war die Anordnung je der ersten „Schar“, weil der Knappe seinem Herrn unmittelbar vor der Schlacht den Helm aufbinden und ihm den Schild reichen mußte, im Verlauf des Kampfes aber Knappen und Knechte den Haufen ihrer Herren zu folgen, jene aber insbesondere ein scharfes Auge auf dieselben zu richten, ihnen nach Bedarf ein frisches Speer oder Roß zu bringen, auch in höchster Noth beizustehen hatten. Auf dieses also geordnete erste Treffen sollten wiederum mit einem Abstand die übrigen mit den Aufgeboten der Grafen und Herren ausgezogenen Knappen, welche meist schon das Mannesalter angetreten, aber die Ritterwürde noch nicht erlangt hatten,* somit als zweites Treffen die Edelknechte (armigeri nobiles) folgen, welche gleichfalls auf kleineren und leichteren Pferden ritten und nur Speere (Lanzen) führten, daher auch „Speerknappen“ hießen. Als dritte „Schar“ (drittes Treffen) ordnete man das zahlreiche, theils zu Pferd, theils zu Fuß kämpfende gemeine Kriegsvolk, welches mit Bogen, Armbrusten, langen Spießen, Streitäxten ꝛc. bewaffnet war, mitunter eiserne Gugelhauben, selbst Panzer, auch gesteppte Koller von starkem Linnen oder Leder trug. [31] So bildete, um sich nach jetzigem Sprachgebrauch auszudrücken, die ganze Schlachtreihe eine ausgedehnte Kolonnenlinie aus drei Treffen mit größeren oder kleineren Abständen in der Front und Tiefe. In Staffeln vorgeschoben standen auf den Flügeln die leichten ungarischen und kumanischen Reiter.

Mit Tagesgrauen hub sich in Rudolfs Lager großer Lärm und Schall von Tamburen und Pusunen und bald waren die Marschalken, die „Schar- und Rottmeister“, geschäftig, die herzureitenden Streiter auf

* Mancher namentlich dem sogenannten niederen Adel Angehörige blieb sein Lebtag Edelknecht.

den bezeichneten Sammelplätzen in drei tiefe Heersäulen aufzustellen, welche den verabredeten drei Hauptheerhaufen der Linken, Mitte und Rechten und in denen man dem Feinde näher rücken wollte, sowie den einzelnen „Scharen" (Treffen) derselben entsprachen.

Als das Heer also zum Aufbruch bereit stand, auch für jede der drei Heersäulen eine „Spitze" aus den erlesensten Streitern unter tapferen und erfahrenen Führern bestellt war,[32] ritt der römische König zuerst zur Stelle, wo die Steirer standen und an ihrer Spitze der Burggraf Friedrich von Nürnberg, sein tapferer und treuer Freund, hoch zu Rosse hielt, und sprach zu ihm: „Liebwerther Vetter, zeige heut, daß du an Mannheit und Ehren ohne Makel bist, nimm den „Sturmvan" und thue was deines Amtes." Der Burggraf darauf stolz sprach: „seht nur zu, Herr, daß ihr das Ander' wol schafft; was ich vermag und soll, daran lasse ich es nicht fehlen," und ergriff das ihm anvertraute Kriegsheiltum — ein langgestrecktes, am Ende in zwei zungenförmige Zipfel gespaltenes Banner, das auf goldgewirktem Grunde einen einköpfigen, rechtsschauenden schwarzen Adler zeigte, an einer hohen, lanzenförmigen rothen Stange mit silberner Spitze hieng und mit einem rothen Schwenkel geziert war. Und weithin sichtbar flatterte das Banner im frischen Morgenwinde zum Zeichen, daß Kaiser und Reich hier geschart standen. Von den Steirern ritt der König zu dem Haufen der Ritter vom Rheine. Bei denen hielt sein mannhafter Rathgeber Graf Eberhard von Katzenelnbogen. Dem empfahl er sein königliches Banner, das gleichfalls in goldenem Felde einen schwarzen einköpfigen Adler hatte, doch kleiner war als die Reichssturmfahne. Auf dem Schilde des Grafen aber stand ein rother Löwe in goldenem Felde.[33] Darauf ritt Rudolf fürbaß zur Schar der Oesterreicher, um auch für diese einen Bannerträger zu bestellen. Dasselbe hatte sonst der Edle Otto von Haslau getragen. Der war unter der böhmischen Herrschaft Landrichter unter der Enns gewesen, hatte aber, als der römische König im Jahr 1276 in Oesterreich eingerückt war, sich alsbald demselben zugewandt und darum sein Amt behalten. Seit der Zeit, da er seine Mutter zum ersten Mal weinend begrüßt, hatte die Sonne mehr als neunzig Mal ihren Lauf vollendet. Darum gedachte der König, ihn, den ehrwürdigen Greisen, der „Ueberlast" zu verschonen und einem andern österreichischen Landherrn das rothe Banner mit dem weißen „Strich" anzuvertrauen. Aber der gute Greis ritt aus seiner Rotte herfür und bat, der König möchte ihn doch seines Alters wegen nicht „verstoßen". Die Bitte des tapferen Alten rührte Rudolf und derselbe ritt nun mit dem Banner „in die vodriste Schar" der Oesterreicher, welche in der Schlachtlinie den rechten Heerhaufen bildeten.

VI.

König Rudolf rückt in Schlachtordnung dem Feind näher, bezieht aber nur etwa eine Stunde von diesem entfernt ein zweites Lager. — Seine letzten Anordnungen zur Schlacht. — Die Stimmung im deutschen Lager. — Rudolfs Traum und Gebet.

Bald setzte sich das vereinigte deutsch-ungarische Heer in Bewegung, die Spitzen voran, und vor diesen schwärmten die leichten ungarischen und kumanischen Reiter. So gieng's über das hügelige Terrain hin, welches sich von Stillfried nordwärts zum Weidenbach zieht, und auf demselben wurde diesseits des Baches ein zweites Lager bezogen, welches von dem feindlichen nur etwa eine Stunde entfernt war. Darauf beschloß man in einem von dem Könige berufenen Kriegsrath, schon den andern Tag den Feind anzugreifen, und traf hiezu die letzten Anordnungen.

Wohl wurde die Kunde von der bevorstehenden Schlacht im deutschen Lager mit Jubel aufgenommen, doch sah mancher Streiter mit Bangen dem verhängnißvollen Tage entgegen und Todesgedanken stiegen da und dort selbst in eines Tapferen Seele auf. Darum gab's für die „Pfaffen“ und Mönche, deren im deutschen Heere nicht wenige waren, viel Arbeit, denn alles lief zu denselben, um zu beichten und den Leib des Herrn zu empfangen. Mancher Rittersmann berief auch seinen Knecht zu sich und gab ihm für den Fall, daß er erschlagen werden sollte, Aufträge für die Heimat, an Weib und Kind. Ein anderer schalt die stolze Böhmenkönigin als die, welche an allem schuld sei. Ein dritter endlich, der wohl einsah, daß all' das nutzlos, setzte Harnisch und Waffen in guten Stand, prüfte Darmgürtel, Fürbüge und Stegreif.

Der König selbst sah dem kommenden Tage nicht mit Siegesgewißheit entgegen, wenn gleich die große Recognoscirung das feindliche Heer nicht in der von der Fama gewaltig übertriebenen Zahl gefunden hatte, auch die zum Kriegsrath berufenen Herren ihm manches Tröstliche und Glück Verheißende gesagt hatten. Er verhehlte sich am wenigsten seine gefahrvolle Lage, vergegenwärtigte sich, wie ein für ihn schlimmer Ausgang des so nahe bevorstehenden heißen Kampfes ihm Krone und Leben kosten könne. Erfüllt mit solch' ernsten Betrachtungen suchte er erst in später Mitternachtsstunde sein Lager auf. Da flogen in der feierlichen Stille, die sich rings über dasselbe gelegt, seine letzten Gedanken zärtlich besorgt hinüber zu den Seinigen, und als er endlich dem Schlaf in die Arme gesunken, spiegelte ein Traumgesicht ihm die

blutigen Bilder des kommenden Tages vor. Er sah, wie ein Adler lange unentschieden in heißem Kampfe mit einem Leuen rang, bis er diesen endlich gänzlich überwand und der vormals so grimme Gegner zuckend am Boden lag.[34] Da erwachte er. Schon graute der Tag. Es war der 26. August des Jahres 1278. Lebhaft stand beim Erwachen das Traumgesicht noch vor des Königs Auge. Dankbar erkannte er darin eine Schickung von Oben, die ihm Muth und Vertrauen einflößen sollte, denn in dem siegreichen Adler sah er sich, den Vogt von Rom, in dem Leuen seinen Todfeind, den Böhmenkönig. In feierlich-ernster Stimmung sank er in seinem Zelt auf die Kniee, hob die Hände empor zu dem Herrn der Heerscharen und betete also: „Gott, reich an Wundermacht, beschirme mich unwürdigen Sünder! Zuvörderst hilf mir des Reiches und meiner Krone Ehren wahren. Verleihe mir einen hohen ritterlichen Muth und Zuversicht auf einen glorreichen Sieg, so fürchte ich den Feind, wie zahlreich er auch sei, nicht. Im Uebrigen stelle ich es deiner Gnade anheim, wie es mir in der heißen Schlacht ergehen soll. Falle ich aber, so empfehle ich Weib und Kind deiner Vatertreue.“[35] — Wunderbar gestärkt durch das Gebet, erhob sich der König und trat vor sein Zelt. Im Osten röthete sich der Himmel und kündigte den Anbruch des doppelt heißen Tages an. Weithin schweiften des Königs Blicke über sein Lager; nur da und dort, wo die „Wartleute“ (Vorposten) standen, gewahrte er Leben und Bewegung. „Gerne gönne ich euch noch den kurzen Schlaf; ich wache für euch. Mancher von euch wird bald in den ewigen Schlaf sinken.“ So sprach bei sich selbst der gute König, welcher auch für den geringsten seiner Unterthanen ein Herz hatte. Nicht lange stund es an, da hub sich von Heerpauken und Posaunen so großer Lärm und Schall, daß im deutschen Lager auch der tiefste Schläfer geweckt wurde. Alles, vom Roßbuben bis zum fürstlichen Ritter, rüstete sich in seinem Theil und nach seiner Weise zum Aufbruch und Streite. Es trugen die Knappen für ihre Herren die festen blitzenden Helme und Harnische, die Schilde, Speere und Wappenröcke herbei. Da sah man von letzteren überaus kostbare von herrlichem Sammt, grün wie das junge Gras im Maien oder von anderen feurigen Farben, darauf von Goldfaden manch' seltsam Thierbild und Blumenwerk gewirkt, die Säume mit reichen güldenen Borten geziert. Dort wurde ein erschrecklich anzuschauendes Drachenhaupt oder ander' abenteuerlich' Gebild auf die Helme gesteckt.[36] Bald erklangen auch die Heerhörner; von allen Seiten erscholl der Ruf: „reitet auf, reitet auf,“ denn die Marschalken, Schar- und Rottenmeister hatten nun die herzureitenden Haufen, so gut als es eben das hügelige Terrain erlaubte, in die verabredete Schlachtlinie einzuordnen.

Und als das Heer geschart stand, wurde ihm das Feldgeschrei: „Hie Rom und römisch' Reich“ gegeben. Dazu trugen als sichtbares Erkennungszeichen die Streiter desselben auf der Rüstung oder dem Wappenrock ein rothes* Kreuz, die des böhmischen hatten ein weißes.

Nachdem all' dies geschehen war, erlitt der Aufbruch des Rudolfinischen Heeres schließlich eine kleine Verzögerung, denn es trat nun „manch' biederer und frommer“ Edelknecht aus seiner Rotte herfür und bat den König um den Ritterschlag. Und gern ward jedes Bitte gewährt, aber kurz war des Kriegsherren „Segen über Schild und Schwert“. Er hieß die Knappen im Angesicht des Heeres in eine Reihe niederknien, gieng derselben entlang und ertheilte jedem mit der Flachseite seines bloßen Schwerts einen Schlag, indem er sprach: „im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg schlage ich dich zum Ritter.“ Darauf entließ er sie mit der Mahnung, sie sollen mannhaft fechten.

Dieselbe wäre auch bei einigen anderen, welche längst die Ritterspóren getragen, am Platze gewesen. Denn als man in die Schlachtlinie aufritt, klopfte vor Zagheit manchem das Herz. Da und dort wollte sogar einer aus allerlei nichtigen Vorwänden zurückbleiben: hier einer, weil angeblich seine „Uebergurt“ bresthaft, dort einer, weil sein Stegreif zu lang sei, indem sie sich den Anschein gaben, als ob sie daran bessern müßten; ein dritter stellte sich, als ob er etwas verloren, das er suchen müsse, in Wahrheit aber sah er sich nach einem Plätzchen um, wo er sich „vertuschen“ (verstecken) könnte. Solch' schmachvolles Gebaren — nur weniger aus dem deutschen Heere, wie wir gerne glauben — entgieng aber dem klugen und mannhaften Bischof von Basel nicht, denn er hatte schon darauf geachtet, wie dem Signal und Ruf aufzureiten entsprochen worden. Und wo er einen säumig oder verblassen sah, da mahnte er ihn zu thun, was Pflicht und Ehre gebiete. Dem Könige aber verhehlte er seine Beobachtung, ja daß, wie er vermuthe, selbst zwei „hohe Mann“ sich feig zeigen werden, nicht, und knüpfte daran die Mahnung, er solle denen, die sich mannhaft in dem Streite gezeigt, Ehr, Gut und Hab' mehren. Rudolf aber, der deß' nicht viel achtete und meinte, Zagheit und Mannheit kämpften oft mit einander, befahl den Aufbruch des Heeres. Da empfahl sich nun einer während des Ritts der Obhut des Freundes und versprach ein Gleiches. Dort unterwies ein alter erfahrener Kriegsmann einen der jungen Ritter, wie er in der Schlacht sich zu verhalten, sein Roß zu führen habe und dergleichen. Während so das Heer dahin

* Die Kolmar-Chronik sagt irrig ein weißes.

zog, zeigte es sich, daß die zwei vornehmen Herren, von denen der Basler Bischof dem König in's Ohr geraunt hatte, wirklich zurückgeblieben waren. Der uns solchen Schandfleck für den deutschen Rittersmann berichtet, war selbst mit ausgezogen und von den Ehrlosen einer sein Landsmann. Darum verschweigt er ihre Namen, hält uns aber ihre Schilde, deren Ehre sie so geschändet, vor: auf dem einen, der roth, zeigten sich drei weiße Wecken, auf dem andern krümmte sich in gelbem Felde ein schwarzer Wurm, und der Träger war dem Körper nach ein Weigant (Riese). Da darf man es den wilden Kumanen nicht besonders verargen, daß ein Haufen derselben schon in der Nacht vor der Schlacht in Hoffnung auf reichen Goldlohn in's böhmische Lager geritten ist.

Lassen wir nun das deutsch-ungarische Heer weiter ziehen und machen inzwischen im Geiste einen Gang in das böhmische Lager, treten in das königliche Zelt ein und seien Zeugen eines ergreifenden Auftritts, welcher am Vorabend der Schlacht dort stattgefunden und Ottokar von Böhmen alle Ehre macht. Daß man im deutschen Kriegsrath in die Treue der Böhmen gegen ihren König Zweifel gesetzt, wissen unsere Leser bereits. Hievon soll, wie berichtet wird, der römische König sogar unzweideutige Beweise erhalten haben, denn es seien ihm in der Nacht vom 24. auf den 25. August von böhmischen Herren in geheimen Schreiben Anerbietungen gemacht worden, sie wollten ihren König in der Schlacht im Stiche lassen oder gar tödten, wenn ihnen gewisse Zusagen gegeben würden. Von dem gegen ihn angesponnenen Verrath soll aber Ottokar durch Rudolf selbst oder alte Freunde im deutschen Lager, die davon erfahren, in Kenntniß gesetzt worden sein. Da habe er am Vorabende der Schlacht die Vornehmsten der böhmischen Edlen, welche mit ihm ausgezogen waren, in sein Zelt berufen, sei unbewaffnet unter sie getreten und habe also zu ihnen gesprochen: „Hier stehe ich voll Vertrauen in Eure Treue wehrlos vor Euch; ist aber Einer unter Euch, der Böses gegen mich sinnet, wohlan, so möge er nur hervortreten und die Rache an mir alsogleich vollziehen; es ist besser, ich sterbe heute allein, als daß morgen Tausende mit mir dem Verrath zum Opfer fallen." Da hätten alle Anwesenden ihre Treue betheuert und auf's Neue geschworen, sie wollten Leib und Leben für ihn, ihren König hingeben.[37] Dazu erbot sich Ottokarn ein deutscher Ritter aus Thüringen, welcher König Rudolf persönlich kannte, er wolle diesen im Kampfgewühl aufsuchen und zu Fall bringen, wenn's ihm, sofern er wohlbehalten aus der Schlacht zurückkomme, königlich vergolten werde. Und es wurde ihm auch verheißen.

Viertes Kapitel.

Die Schlacht auf dem Marchfelde.[38]

I.

Beginn und Verlauf (Stadien) derselben.

Nachdem die neugebackenen Ritter in ihre Rotten eingerückt waren, setzte sich — es war in der Früh' des 26. August 1278 — auf ein mit Trompeten und Posaunen gegebenes Zeichen das ganze Heer in Bewegung. Weit voran, der Schlachtlinie entlang die leichten ungarischen und kumanischen Reiter, in angemessener Entfernung von diesen die „Spitzen", endlich das übrige wie oben beschrieben gescharte Heer. Die Nachhut aber blieb rechts vom Weidenbach bei einer die vorliegende Ebene beherrschenden Anhöhe stehen.

Gemächlich, im Schritt reitend („stapfend"), wie der kluge königliche Feldherr ausdrücklich befohlen, zog die Schlachtreihe einher. Da sah man, auf den letzten Anhöhen diesseits des Weidenbachs angelangt, von Ferne das feindliche Heer auf der großen Ebene eilig mittagwärts heranziehen. Auch stand es nicht mehr lange an, so drang von demselben herüber lauter Schall und großer Lärm von Posaunen, „Schalmeien" und Heerpauken. Und nachdem die Schwärme der leichten ungarischen Reiter und Kumanen sich links und rechts zu ihren Heerhaufen zurückgezogen hatten, sah man über der Mitte der halbmondförmig zwischen den Hügeln und der March sich ausbreitenden feindlichen Schlachtlinie hoch einen „Sturmvan" ragen, „grün wie frisches Gras" und darauf ein weißes Kreuz, und „gleich den Segeln einer großen in's Meer stechenden Flotte" eine fast endlose bunte Reihe von stolzen Bannern[39] wehen. Und von kostbaren Rüstungen, Wappenröcken und Decken glänzten in der Morgensonne Mann und Roß.

Aber nicht minder schmuck und gleichfalls unter Tamburenschlag und Posaunenschall zog Rudolfs Heer mitternachtwärts gegen den Feind. In festgeschlossener Ordnung auf der Ebene vorrückend, sangen die deutschen Heerhaufen das alte Kreuzfahrer-Lied:

„In gotes namen vare wir
siner gnaden gere wir.
nû helfe uns diu gotes kraft
und daz heilige grap,
dâ got selber inne lac.
Kyrieleis u. s. w."[40]

Und gewaltig erscholl aus den rauhen Männerkehlen des Liedes ernst-einfache Weise.

Als die Heere einander so nahe gerückt waren, daß man von hüben und drüben die Stimmen vernehmen konnte, machten beide Halt, denn Brauch und ritterliche Galanterie des Mittelalters sah auch die Feldschlacht als Zweikampf an, wie denn nicht selten der Tag derselben zuvor verabredet worden. Da ritt der mannhafte Bischof Heinrich von Basel an der Seite des römischen Königs die Reihen der deutschen Heerhaufen entlang. In seinem Ordensgewand als Minoritenbruder, aber ritterlich geschmückt und gewappnet, saß der Streiter Gottes auf einem gewaltigen Rosse, und gerne wäre er mit in den Kampf gezogen, hätte des Königs Wille es gestattet. Dafür feuerte er in kräftigen Worten mit weithin schallender Stimme die deutschen Krieger zur Mannhaftigkeit an und verhieß denen, die ritterlich fechten und ihre Treue mit dem Tode besiegeln werden, „Wohnung in der Engel Chor."

Während solches bei dem deutschen Heere geschehen, ritt auch der Böhmenkönig die langen Reihen seiner Krieger entlang und sprach, feuriger Rede mächtig, denselben Muth ein. Und als er seinen Zuspruch geendet, brachte man ihm sein Königsbanner. Darauf rief er einen Ritter von hohem Muth vor die Scharen und übergab ihm solches mit den Worten: „nimm, tapferer Ritter, meinen Fahnen, mit dem mein Leben und mein Gut, meiner Ehre „Schrin" (Heiltum) und meines Landes Heil." Stolz, kühn und kampflustig saß er in reichem, wahrhaft königlichem Waffenschmuck auf einem gewaltigen Streithengst, der, streitlustig wie sein Herr, wieherte, schnaubte und den Boden aufscharrte. Drohend gegen den Adler (den römischen König) aufgerichtet stand in seinem Schilde auf rothem Grund der weiße Leue.[41] All' das im Gegensatz zu König Rudolfs Erscheinung: der zog, vielfach gewarnt, der Vorsicht halben ohne ein königliches Abzeichen, in einfacher ritterlicher Rüstung in den Kampf, aber durch seine hohe Gestalt und schöne ritterliche Haltung doch erkennbar.

Auch dem böhmischen Heere fehlte es nicht an geistlichem Zuspruch. Barfüßer- und Prediger-Mönche durchritten die Reihen desselben und verhießen dem, der für König und Vaterland sterbe,

„Deß' Seel werde gut rat,
da sie führ' also drat (bald)
in Abrahams Schos."

Während so der „Pfaffen" Zuspruch den Beginn des Streits noch einige Zeit hinausschob, hielten wie üblich die neugeschaffenen deutschen Ritter im Angesicht der beiden Heere ein kleines Speerstechen. Aber

kurz war der Turnei. Bald jagten auf der Linken von Rudolfs Heer Schwärme leichter ungarischer Reiter gegen das feindliche und auf der Rechten huben die Kumanen an, dasselbe mit Pfeilen zu überschütten. Alles deutete auf Beginn des Streits in der allernächsten Zeit. Darum ritten die Pfaffen von dannen und der Bischof von Basel stimmte den Schlachtgesang:

„Sant Marei, Mutter und Maid,
all' uns're Not sei dir geklait" (geklagt)

an und Ritter Rudolf zu Rhein aus Basel wiederholte ihn mit so gewaltiger Stimme, daß er bis zum Feinde hinüber drang. Von dem tönte dagegen herüber: „Gospodina Pomiloido." * Nun erscholl der Ruf: „Helm auf, Helm auf!" und beide Heere rückten vorerst im Schritt gegen einander. Da geschah es, daß Ritter Heinrich Schorlin aus Basel, der Anführer des bischöflichen Haufens, sein unbändiges, kampflustiges Streitroß nicht mehr halten konnte. Angefeuert und erhitzt von der kriegerischen Musik rannte es mit seinem Reiter aus einer der ersten Reihen der Mitte, wo der König mit dem Bischof stand, heraus auf den gegenüber stehenden feindlichen Haufen zu. „Auf! Auf!" riefen der König und der Bischof, „unterstützet ihn!" [42] Da brach zunächst die Basler Ritterschar festgeschlossen mit eingelegten Lanzen hervor und stürmte mit lautem Schlachtruf unter Paukenschlag und Posaunenschall gegen die feindliche Mitte an. Die wartete aber nicht stehenden Fußes den Angriff ab, sondern sandte einen gleich starken Haufen gegen die Anstürmenden. Da erdröhnte der Erdboden unter dem Hufschlag der schweren Rosse; das Geklirre der Waffen, das Wiehern der muthigen Rosse und das wilde Geschrei der Kämpfenden erfüllte die Luft. Und furchtbar war, als die beiden Haufen auf einander stießen, der Zusammenstoß. Von Fern vernahm man die wuchtigen Stöße auf die festen Schilde, das Krachen der brechenden Schäfte. Lanzensplitter flogen in die Lüfte und Schildtrümmer bedeckten den Boden. Mancher Rittersmann wurde aus dem Sattel gehoben, hinter das Roß geschleudert und that einen schweren Fall, mancher auch, dessen Schild von dem Lanzenstoß zertrümmert worden, verwundet. Als die beiden Haufen in einander wie eingeklemmt waren, griff man zum Schwert und suchte sich einen Gegner. Und nun hatte das Kampfgewühl und die Wuth der Streitenden den höchsten Grad erreicht. Da gab's ein Hämmern auf die festen Helme, daß sie Feuerfunken sprühten; von scharfen Schwerthieben und wuchtigen Kolbenschlägen wurde manche Stahlhaube zer-

* Mutter Gottes, erbarme dich unser.

trümmert und heißes Blut rann dem Schwergetroffenen über Stirn und Antlitz. Da und dort sank ein Ritter todwund vom Rosse und wurde, wenn ihm nicht hilfreiche Freundeshand beigestanden, im Kampfgewühl von den Hufen der Rosse zertreten.

Unentschieden blieb der Kampf der beiden ersten Haufen; unentschieden wogte auch der Kampf der anderen aus der Mitte der beiden Heere herausgebrochenen zwei volle Stunden lang hin und her. Mit Todesverachtung kämpfte man hüben und drüben, und Sieg oder Tod war beider Losung. Viele deutsche Ritter waren darum verwundet und kampfunfähig aus dem Streit zurückgekehrt, viele andere gefallen.[43] Da war der Burggraf von Nürnberg, der Hauptführer der Mitte, nahe daran, an dem Sieg des deutschen Heeres zu verzagen. Doch wollte er mit einer frischen Schar noch einen Angriff versuchen. Er nahm den starken Haufen der steirischen Ritterschaft, schlug sich mit demselben links und rannte, während der Kampf in der Mitte immer noch unentschieden forttobte, gegen den rechten feindlichen Heerhaufen, die Böhmen. Ihm schloß sich auch die schwere ungarische Reiterei an; die leichte hatte schon bald nach dem Beginn der Schlacht die Böhmen zwar überflügelt, sonst aber bei ihrer Fechtweise nichts Nachdrückliches gegen dieselben ausgerichtet. Und die von dem Burggrafen gegen den Feind geführten Ritter aus Steier rechtfertigten sein und des römischen Königs Vertrauen vollkommen. Da gab's, als dieselben auf die Helme der Feinde einhieben, „also Funken und Flammen, daß man eine Fackel daran hätte anzünden können." Keiner von ihnen dachte an die Heimat, Weib und Kind, wohl aber daran, wie er nun den Böhmen vergelten könne, was sie den Steirern Uebles angethan. Nie ist von einer Ritterschaft mannhafter gefochten worden, und „michel" (große) Ehre machten sie des Tages sich und dem Reich. Nicht weniger aber bedeckten sich die ungarischen Ritter mit Ruhm und bewiesen, daß sie auch in Harnisch und auf schweren Rossen „schwäbisch" — wie die Schwaben — fechten und unter den Helmen in Hitze und Staubgewirbel aushalten konnten. Mit gewaltigem „Hurt" (Schock) warfen sie sich wiederholt auf die Böhmen. Auch ihre Führer giengen mit gutem Beispiel voran; jeder von ihnen focht wie ein „Weigant" (Held). Denn auch die Ungarn wollten blutige Rache nehmen und zwar dafür, daß der Böhme vor Jahren ihr Land mit Raub und Brand geschädigt und verwüstet hat und mancher ihrer Brüder in dem „Urlug" (Krieg) damals erschlagen worden. Und als die leichten ungarischen Reiter ihre Ritter und die Deutschen also mannhaft fechten sahen, da warfen sie sich in großen Schwärmen unablässig auf die Böhmen, bewarfen sie mit einem Hagel von Pfeilen und ver-

wundeten Roß wie Mann. Immer mehr wich Ottokars rechter Flügel. Da schwand, als der Burggraf seine Steirer und die Ungarn so tapfer kämpfen, die Böhmen aber weichen sah, bei ihm jeglicher Zweifel an dem Sieg seines Königs.

Nachdem der rechte böhmische Hauptheerhaufen zum Weichen gebracht war, griffen die der feindlichen Mitte gegenüber stehenden Schwaben und Rheinländer, Tyroler, Kärnthner und Salzburger dieselbe mit frischem Muth nun auch von der Seite an und drängten sie gleichfalls allmählich zurück.

Nicht so gut für den römischen König verlief aber die Schlacht auf seinem rechten Heerhaufen, bei den Oesterreichern. Diese wurden von den zwei ihnen gegenüber stehenden starken polnischen Haufen, nachdem die Schwärme der Kumanen geworfen und zersprengt waren, so nachdrücklich angegriffen, daß sie, die ohnedies in merklicher Minderzahl waren, zurückwichen. Unablässig stürmten die feurigen polnischen Reiter in starken Schwärmen auf sie ein. Da mußte bei den geharnischten österreichischen Rittern und ihren schweren, gleichfalls gepanzerten Rossen, zumal an dem heißen Sommertage, allmählich Erschöpfung eintreten und sie zum Weichen nöthigen. Kein Wunder, daß in solcher Noth den entkräfteten Händen des fast hundertjährigen Haslauer das österreichische Banner entsank. Doch gieng's nicht verloren, denn ein Lichtensteiner erhob es rasch. Aber das gerettete Banner brachte seiner Schar nicht den Sieg, ja sie mußte, immer heftiger bedrängt, am Ende gar über den Weidenbach zurückweichen. Hievon benachrichtigt nahm der römische König einen Haufen der siegreichen Mitte seines Heeres, die Rotten der rheinländischen Ritter unter Graf Eberhard von Katzenelnbogen mit den Schwaben unter Graf Heinrich von Fürstenberg [44] und stellte sich an deren Spitze, um die Polen wieder zurückzuwerfen. Großer Streit hub sich nun zwischen diesen und den deutschen Rittern zu beiden Seiten des Weidenbachs. Da erkannte ein polnischer Ritter, Herbort von Fullenstein, den römischen König, als der an der Spitze seiner Ritter gegen den Feind jagte. Auch dieser kühne Pole hatte Ottokar das Versprechen gegeben, er wolle den feindlichen König niederwerfen, und wollte Wort halten. Mit gefällter Lanze rannte er auf Rudolf ein; der ersah aber bei Zeit die ihm drohende Gefahr und wie er sonst „in manigem herten Streit seine Meisterschaft in der ritterlichen Kunst erprobt hatte", so beurkundete er solche auch hier. In gewaltigem „Hurt" warf er sich dem Polen entgegen und führte seine Lanze so sicher und kräftig, daß der Stahl durch des Polen „Helmfenster" (Visir) drang und ihm ein Auge ausstach, worauf der vom Rosse stürzte.

Bald aber nachdem Rudolf diese Gefahr glücklich und siegreich

überstanden hatte, drohte ihm eine noch größere. Der Ritter aus Thüringerland, welcher dem Böhmenkönig das Versprechen gegeben, er wolle den römischen König zu Fall bringen, und für einen unmaßen starken Mann galt, hatte mit vier anderen gleich ihm tapferen Rittern denselben längere Zeit vergebens auf dem Schlachtfeld gesucht. Endlich ersah er ihn umgeben von einer Rotte schwäbischer Ritter. Da warfen sich die vier feindlichen Ritter auf des Königs Umgebung, der Thüringer aber rannte im schnellsten Laufe seines Rosses und so ungestüm mit eingelegter Lanze auf den König ein, daß dessen Roß tödtlich getroffen zusammenstürzte, der selbst aber einen schweren Fall that, wobei ihm das Helmband brach und er barhäuptig in das trockene Bett des Weidenbachs fiel. Doch erlitt er dabei keine erhebliche Verletzung, wie er auch, alsbald besonnen, seinen großen starken Schild über sich hielt, um sich vor den Hufen der Rosse zu schützen, welche in dem Getümmel der Schlacht über ihn hinjagen könnten. Aber bald war ihm ein Helfer zur Seite. Der thurgauische Ritter Heinrich Walter von Ramswag hatte nicht sobald seinen König in dieser großen Gefahr gesehen, als er herbeijagte und ihn „vsz dem bache vshub." [45] Da sprach der König: „verschaffe mir schnell ein Roß." Und als ihm eines unverweilt gebracht worden, bestieg er es und feuerte seine Ritter zur tapfern Gegenwehr an. Und hocherfreut, ihren König wieder wohlbehalten zu Rosse zu sehen, gewannen sie wieder frischen Muth; er aber sandte einen derselben an den Kapeller mit dem Befehl, nun eilends die Nachhut herzuführen. Im ersten Augenblick war des Königs Umgebung von dem plötzlichen Angriff auf ihren Herrn und dessen Fall aber so betroffen gewesen, daß der verwegene Thüringer Ritter durch sie hindurch rennen, mit heiler Haut wieder „seine Straße fahren" und seinem Kriegsherrn Ottokar von des römischen Königs Fall Kunde bringen konnte.

Nicht ganz ohne Grund mag der Böhmenkönig daraus, daß der Thüringer unverletzt zurückgekommen, wiewohl er Angesichts der deutschen Ritter deren König und Herrn niedergeworfen, geschlossen haben, der Muth und die Widerstandskraft der Deutschen sei durch das siegreiche Vordringen seiner polnischen Scharen gebrochen. Wie es ihm zur Ritterschaft weder an Kunst noch an Kraft und Muth gebrach, so erkannte er es nun als Gebot der Ehre, an seinem „Widerwart" persönlich Rache zu nehmen. [46] Darum rief er einen Haufen seiner Ritter auf, ihm zum Kampf mit demselben zu folgen. Die folgten ihm zwar, aber läßig und in geringer Zahl. Sie hatten keine große Lust, Leib und Leben für ihn in die Schanze zu schlagen. Ottokar aber jagte wie einer, der des Lebens überdrüssig ist, auf den Haufen ein, bei dem er seinen Gegner vermuthete. Da warf sich der tapfere Graf

Eberhard von Katzenelnbogen an der Spitze seiner Ritter vom Rheine ihm entgegen und rannte ihn mit größtem Ungestüm an. Und nun hub sich ein harter Streit zwischen dem König und dem Grafen. Die starken eschenen Speerschäfte der beiden Kämpfer brachen bei dem heftigen Stoß auf die festen Schilde in Stücke; darauf griffen sie zum Schwert und lange dauerte unentschieden der Kampf. Ihre Rosse schnaubten, weißer Schaum lag auf ihnen, sie krümmten sich ob den erhaltenen Wunden, endlich stürzten sie todwund zusammen. Die beiden Kämpfer aber, welche gleichfalls aus mehreren Wunden bluteten, entritten auf frischen Rossen, welche ihre Umgebung verschafft, der blutigen Walstatt.[47] Nicht große Arbeit hatten dagegen die Ritter vom Rheine mit denen, die dem Böhmenkönig gefolgt waren; der letzteren waren es nur wenige und bald waren sie meist kampfunfähig oder flüchtig. Dem Grafen von Katzenelnbogen wurden, als er glücklich bei den Seinigen an sicherem Ort angekommen, von denselben die blutige und zerhauene Rüstung abgenommen, damit der von Lanze, Schwert und Geschoß verwundete Held, dessen edles Blut über sein Roß rann, sich erholen könnte.[48]

Der verwundete, indeß nicht kampfunfähige Böhmenkönig schlug sich auf frischem Rosse zu seinem Haufen durch, um sich kurze Zeit von dem bestandenen schweren Kampfe einigermaßen zu erholen. Inzwischen war Ulrich der Kapeller, als er gesehen, daß die Oesterreicher über den Weidenbach zurückgeworfen worden, auch die dringende Botschaft seines Königs um Hilfe an ihn gelangt war, mit seiner Nachhut hervorgebrochen und hatte sich mit solcher Gewalt auf den über den Weidenbach gedrungenen feindlichen linken Heerhaufen geworfen, daß er den „spaltete, wie ein Schneider mit der Scheere das Tuch. Als er alles vor sich niederwarf, hub sich ein Krachen, wie wenn ein schweres Ungewitter über einem Walde ausgebrochen und die stärksten Bäume niederschmettert." Da befiel die Feinde ein „Graus"; ihnen däuchte, ihrer Gegner seien viel mehr. Doch stritt ein Theil von ihnen noch eine Zeit lang tapfer.

Als durch das wuchtige Eingreifen der deutschen Nachhut dem Weitervordringen des feindlichen linken Heerhaufens nicht nur Halt geboten, sondern dieser durchbrochen wurde und zu weichen begann, sammelte König Rudolf die Schar der Oesterreicher, nahm zu ihnen einen Haufen der Salzburger Ritter und warf sich, unterstützt von einer siegreichen Nachhut, mit diesen vereinten Streitkräften nochmals auf die polnischen Scharen. Und nun hielten diese nicht mehr Stand, wurden sogar weit über den Bach zurückgeworfen und ihrer viele getödtet. Da kam die Mitte der feindlichen Schlachtordnung in

größte Gefahr, auch von ihrem linken Heerhaufen getrennt und auf dieser Seite gleichfalls umgangen zu werden. Darum sandte der Böhmenkönig eiligst Botschaft an Milota, den Führer seiner Nachhut, mit Bitte und Befehl, er solle solche unverzüglich eiligst herführen. Der hatte aber, nachdem ihm böhmische Flüchtlinge die Kunde gebracht hatten, der rechte Heerhaufen seines Königs sei zurückgeworfen und die Schlacht gehe für diesen verloren, in diesem Stadium derselben mit der Nachhut bereits durch das Marchthal hin den Rückzug angetreten. Dabei soll er, wie andere melden, auch Rache dafür genommen haben, daß Ottokar einst seinen Bruder hatte in einen festen Thurm werfen und darin verbrennen lassen.

Während, wie wir berichtet, der rechte deutsche Heerhaufen zurückgeschlagen worden, König Rudolf ihm zu Hilfe geeilt und dabei in die größte Lebensgefahr gekommen, darauf aber die deutsche Nachhut und die wieder von dem König gesammelte Schar der Oesterreicher, unterstützt von einem Haufen Salzburger, die polnischen Haufen schließlich zurückwarfen und am Ende zwischen der Mitte und dem linken Heerhaufen des Feindes durchbrachen — während solches auf der Rechten des deutschen Heeres geschehen, hatten auf der Linken die Ungarn mit den tapferen Steirern den ihnen gegenüber stehenden rechten feindlichen Heerhaufen, die Böhmen, immer weiter gegen die March zurückgedrängt und auf seiner Rechten umgangen. In dem Maße aber als solches geschehen, mußte auch die feindliche Mitte zurückweichen und wurde dem deutschen Kriegsplane gemäß gleichfalls der March zugetrieben. Da wetteiferten in Tapferkeit und muthiger Ausdauer mit einander Kärnthner, Tyroler, Rheinländer und Schwaben. Diese bewahrten den alten Ruhm ihrer Ritterschaft glänzend im Streit mit den ihnen gegenüber stehenden Sachsen und Brandenburgern. Wie wehrlich auch diese fochten, so richteten die Schwaben doch ein großes Blutbad unter ihnen an, „und nur wenige derselben sahen ihre Heimat wieder."

Auf diese Weise bekam die gegenseitige Stellung der beiden Heere, von denen im Beginn der Schlacht das böhmische mittagwärts, das deutsche mitternachtwärts gegen den Feind gezogen, im Verlauf der Zeit allmählich eine andere Richtung und war gegen das Ende der Schlacht eine ganz veränderte geworden. Rudolfs Heer kehrte schließlich die Front, das Ottokars den Rücken der March zu.[49] Der rechte Heerhaufen und die Mitte des böhmischen Heeres waren nämlich immer weiter nordostwärts, am Ende ostwärts gedrängt. Dabei hatte ihnen die zahlreiche ungarische Reiterei, welche sie umgangen, den Rückzug nach Norden abgeschnitten; der linke böhmische Heerhaufen war, nachdem er allzuweit südwestwärts siegreich vorgedrungen, durch die Nachhut

des deutschen Heeres, die wieder gesammelten und vordringenden Oesterreicher und den starken Haufen der Salzburger abgeschnitten und gleichfalls der March zugedrängt worden. Da waren denn auch die Kumanen, welche bei dem siegreichen Vordringen des linken feindlichen Flügels nach ihrer Weise davongeritten, in fliegendem Saus wieder auf dem Schlachtfelde erschienen, hatten die flüchtigen Polen umzingelt oder in die March gesprengt.

II.

Ritterromantische Scenerie der Schlacht.

Käme man aber auf den Einfall, einer, welcher aus der Vogelschau auf die Walstatt hernieder geschaut und den Gang der Schlacht verfolgt hätte, würde den Vorgang der auf beiden Seiten eingetretenen Front-Veränderung so leicht erkannt haben, so täuschte man sich gewaltig, denn in den Stadien, da dieselbe erfolgt ist, hatte das Kampfgewühl jenen hohen Grad erreicht, wie solcher von Augenzeugen mittelalterlicher Schlachten in den entscheidenden Momenten geschildert wird.

Da rannte ein Haufen von König Rudolfs siegreichem Heere auf einen von dem böhmischen, welcher noch Stand hielt, ja noch den Muth hatte, sich mit zum Stoß geneigten Speeren ungestüm auf den Feind zu werfen. Jeder brach in des andern Rotten ein und bald war es nur ein wirrer Knäuel von Rittern, in welchem, was noch sattelfest und kampffähig war, sich einen Gegner suchte und nur noch mit dem Schwert und Streitkolben gefochten wurde. Die mit blinder Wuth Kämpfenden von hüben und drüben wissen nicht, kümmern sich auch nicht um das, was sonst um sie her auf der Walstatt vorgeht. Aber der Führer eines starken Haufens Fußknechte aus dem deutschen Heere, ein in Schlachten ergrauter Sarjante, welcher seiner Ritterschar aufmerksam gefolgt war, ersah die günstige Gelegenheit. Er ließ den unbeholfenen Ritterknäuel umzingeln; mit langen Spießen bewaffnete Knechte erstachen die Rosse der Ritter, welche sie als Feinde erkannt hatten;[50] andere, die eisenbeschlagene Keulen, Wurfspieße und kurze Schwerter führten, drangen in den wirren Haufen ein, stachen auf Ritter und Rosse los, erschlugen da und dort einen Ritter, dessen Roß gefallen, Schwert und Schild zerhauen waren, machten andere zu Gefangenen. Wohl mußte mancher der Knechte das Wagniß mit dem Leben büßen, aber der feindliche Ritterhaufen wurde schließlich überwältigt und was nicht gefallen war, gefangen.

Dort war eine Ritterschar des böhmischen Heeres, nachdem sie lange tapfer gefochten, flüchtig geworden und jagte mit letzter An-

strengung von Mann und Roß über das Blachfeld hin; die Speere waren verstochen, die Schilde zerhauen, bei manchem das Schwert nur noch ein Stumpen. Sie wird von starken Haufen feindlicher Speerknappen auf leichten aber frischen Pferden verfolgt, bereits auch rechts und links umschwärmt; manches Ritterroß stürzt erschöpft zusammen, der Reiter ist verloren, denn über ihn weg rasen seine Genossen oder er fällt den Verfolgern als Gefangener in die Hände; andern werden die Rosse von den Speerknappen erstochen [51] und auch sie sind verloren.

Weiter ab konnte man einen dichten Ritterhaufen gewahren; nach allen Seiten starrten auswärts die langen starken Speere; eine gute Zeit stand er unbeweglich, einem Igel gleich, welcher sich von einem Hunde bedroht sieht, sich auf eine Kugel zusammengeballt und seine Stachel aufgerichtet hat. Denn in einem weiten Umkreis umjagte den Ritterhaufen unter wüstem, gellendem Geschrei ein großer Schwarm von Kumanen und überschüttete ihn aus der Ferne mit einem dichten Hagel von Pfeilen, welche aus beträchtlicher Höhe wuchtig herabschossen und wo bei Mann und Roß Rüstung und Decke nicht schützten oder klafften, eindrangen. Einzelne kecke Wagehälse von den wilden Reitern jagten auf ihren häßlichen, aber ausnehmend flinken Rößlein näher an den Ritterhaufen heran und schossen, auf die Helme zielend, ihre Pfeile mehr in wagrechter Richtung ab. So drang da und dort ein Pfeil durch die Schlitze des „Helmvensters“ (Visirs) ein und traf ein Auge eines Ritters. Und solcher war ein Kind des Todes. Die Rosse, welche von Pfeilen verwundet worden, wurden, wie gut sie auch geschult waren, unbändig, bäumten sich, wollten ihre Reiter abwerfen oder jagten mit ihnen aus dem Haufen auf die Feinde hinaus. Also in die Noth gebracht, konnte die Ritterschar ihre festgeschlossene Ordnung nicht länger einhalten, sondern jagte, einen Keil bildend, auf den sie eben umkreisenden Kumanenschwarm zu, der aber stäubte, bevor die Schar ihn erreicht hatte, nach allen Weltrichtungen auseinander und jagte davon. Die Ritter aber, welche nun wieder Halt gemacht hatten, sahen bald, daß der Schwarm sich blitzschnell wieder sammelte und anschickte, das tolle, gefährliche Kriegsspiel auf's Neue zu beginnen. Und wehrlos gegen solch' „unritterlich Fechten“ mußten sich die stolzen Ritter, nachdem noch mancher von ihnen oder sein Roß verwundet worden, am Ende dem von ihnen verachteten Haufen der heidnischen Gesellen gefangen geben, wenn sie nicht „ane (ohne) stechen und slahen“ (Schwertschlag) alle sammt den guten Rossen elendiglich zu Grunde gehen wollten. [52]

Andere hitzig verfolgte Ritterhaufen des böhmischen Heeres jagten ostwärts. Da ahnte mancher der Gegend Unkundige nicht, daß er also in den Wellen der reißenden March sein nasses Grab finden werde. [53]

Es war ihnen aber, heftig verfolgt und rings umschwärmt von leichten ungarischen Reitern, kein anderer Ausweg zur Flucht übrig geblieben.

Da und dort jagte ein einzelner feindlicher Ritter oder mit wenigen anderen gleich einem Verirrten über das Schlachtfeld hin, um auch sein (ihr) Heil in der Flucht zu versuchen.

III.

Wie der Böhmenkönig nach dem tapfersten Widerstande auf dem Schlachtfelde überaus tragisch geendet.

So wollte auch König Ottokar, als er seine Sache unwiederbringlich verloren gesehen, sich ritterlich durchschlagen oder mit Ehren fallen. Die sächsischen und baierischen Ritter, welche er zu seiner Bedeckung auserkoren hatte, waren allermeist theils gefallen theils geflohen. So fanden sich nur drei, welche ihm folgten, als er aus dem Kampfgewühl in den freien Plan herausbrach, um sich zu retten. Kaum waren aber österreichische und steirische Ritter, die ihm schon längst Rache geschworen, seiner ansichtig geworden, so jagten sie ihm nach, holten ihn und seine wenigen Begleiter ein und es entspann sich ein sehr hitziger Kampf. Bald waren zwei von Ottokars Leuten erschlagen, nicht lange darnach auch der dritte. Da sann er, wiewohl nun ganz verlassen, nicht mehr darauf, zu fliehen, sondern sich seiner Feinde mannhaft zu erwehren. Und so tapfer hielt er sich in dem Streit, „daß man solch' Heldenwerk nicht sah, als Dietrich von Bern in dem Rosengarten zu Worms gegen den hürnen Siegfried focht." [54] Nachdem also der Kampf lange gedauert und Ottokar gesehen, daß seine Feinde nicht von ihm ablassen, ihm keinen Fried' geben wollten, rief er ihnen zu: „was soll euch mein Tod, warum wollt ihr durchaus mein Blut vergießen? bringt mich eurem Herrn lebendig gefangen." Dieser Bitt' achteten sie aber nicht, dagegen drangen sie auf's Neue so wüthend auf ihn ein, daß er vom Rosse stürzte. Und nun wurde der Kampf zu Fuß so lange fortgesetzt, bis Schild und Schwert Ottokars in Stücke zerhauen waren und er seinen Feinden wehrlos gegenüber stand. Da stieß Berthold von Emersberg, der Schenke von Oesterreich, dem König sein gegen Ritterbrauch gespitztes Schwert in die Brust und Sifried von Merenberg seinen Dolch in den Hals, daß Ottokar wie todt auf die Erde fiel. Nachdem beide Herren auf unbarmherzige, unritterliche Weise also ihre Privatrache an Ottokar gekühlt hatten, ließen sie den Unglücklichen liegen und ritten wieder in das Schlachtgetümmel zurück, denn noch immer hielten einzelne Haufen des böhmischen Heeres Stand, suchten sich durchzuschlagen und wehrten sich gegen ihre Verfolger.

Darauf fanden Troßbuben, die auf dem Plan, wo der Kampf früher gewüthet, sich herumtrieben, den todwunden Böhmenkönig, nahmen ihm den Harnisch ab, zogen ihm das Untergewand aus und ließen ihn ganz entblößt liegen. Ja die rohen Gesellen sollen, um in Besitz des edlen Metalls von dem kostbaren Helm zu kommen, diesen, den sie nicht losbinden konnten, auf dem Haupte zerschlagen haben. So durch viele Wunden, Blut und Staub entstellt, daß er kaum noch zu erkennen war, aber noch athmend, fand den König der österreichische Truchseße, Heinrich von Bertholdsdorf. Thränen traten bei diesem erschütternden Anblick dem edlen Ritter in die Augen; allererst nahm er seines Knappen Mantel und bedeckte damit den König, dann eilte er weg, um nach Wasser zu suchen. Und als er so glücklich gewesen, solches zu finden, eilte er an die Jammerstätte zurück, kniete vor seinem ehemaligen königlichen Herzog, der röchelnd am Boden lag, nieder, nahm das blutende Haupt desselben in seinen Schoß und labte den lechzenden Mund mit einem Trunk frischen Wassers. Da schlug der unglückliche Fürst zu einem dankbaren Blick auf seinen Wohlthäter noch einmal die Augen auf. Es war zum letzten Mal, denn bald darauf verschied er in des Truchseßen Armen.

Inzwischen war zu König Rudolf die Kunde gekommen, Ottokar sei gefangen. Deß' sagte er Gott Dank, befahl aber auf den Rath des klugen steirischen „Landherren" Otto von Lichtenstein, man solle den gefangenen Böhmenkönig zu den „Vanen", d. h. zu ihm, dem römischen König herführen, damit ihm nichts weiter an Leib und Leben widerfahre, oder er nicht durch Bestechung wieder frei werden könne. Bald aber kam ein zweiter Bote, welcher die Nachricht brachte, Ottokar liege todt auf der Walstatt. Da machte sich Rudolf mit den Herren, die bei ihm waren, auf, und ritt zu der Stelle, wo der entseelte König lag.[55] Tief ergriffen von dem erbarmungswürdigen Zustande, in welchem er den noch vor Kurzem so mächtigen und stolzen Fürsten vor sich sah, soll er zu seiner Umgebung gesagt haben: „Sehet da die Nichtigkeit aller Größe und alles Glücks auf Erden." Darauf befahl er, den Leichnam zu waschen und unter strenger Bewachung auf einem erhöhten Platze würdig auszustellen, damit sich jedermann von des Böhmenkönigs Tode überzeugen könnte.

Als sich die Kunde von Ottokars Tode unter den Haufen des böhmischen Heeres, die noch da und dort stritten, verbreitet hatte, dachten alle darauf, sich wo möglich durch Flucht zu retten. Das war aber für die Meisten unmöglich, nachdem ihr Heer durchbrochen und auf beiden Flügeln umgangen war. Wo sich die Flüchtigen hinwandten, fielen sie den Schwärmen der leichten ungarischen und kumanischen Reiter in die Hände. Da sah man diese „manch' hohen Mann", den sie ge-

fangen, wie das „Vieh an Strikhen“ von dannen führen. Darum schätzten sich die böhmischen Herren glücklich, wenn sie von einem Deutschen gefangen worden. Auch machten die steirischen und österreichischen Ritter eine große Zahl derselben gefangen und gewannen durch Schatzung viel Silber. Tausende des geschlagenen Heeres aber, vornehmlich die, welche der Gegend unkundig waren, wurden von den sie heftig Verfolgenden in die reißende March gesprengt und ertranken elendiglich, so daß sich diese von Todten schwellte und in den ersten Tagen nach der Schlacht drei Meilen weit Fluß auf- und abwärts Mann und Weib der Anwohnerschaft mit großen Hacken und Rechen die Todten aus dem Wasser zogen, sie an das Gestade schafften, die Harnische abnahmen und ganze Haufen davon machten. Zwölftausend von dem böhmischen Heere sollen theils gefangen worden, theils auf dem Schlachtfelde gefallen sein, theils in der March ihren Tod gefunden haben; andere Berichte geben die Zahl der Todten allein auf vierzehntausend an und im Ganzen sollen, die Nachhut unter dem feigen oder treulosen Milota abgerechnet, nur wenige von dem böhmischen Heere Freiheit und Leben gerettet haben.[56] Aber auch das deutsche Heer hatte viele Verluste zu beklagen, namentlich verlor die Schar der Oesterreicher, als sie so hart bedrängt worden, manchen Tapferen, darunter wie angegeben wird, viele von dem zahlreichen edlen Geschlechte der Trautmannsdorf. Von Rittern aus dem Elsaß werden die S. 420 genannten Herren von Eckerich und Epfich als gefallen genannt.

Nachdem der Kampf ausgetobt hatte, suchte auf der Walstatt da einer seinen Bruder, dort einer seinen Vater, da ein Ritter seinen Knecht vergeblich. Manch' ein hoher Bannerherr kehrte ohne ritterlich' Gesinde aus der Schlacht zurück, was übrigens auch davon herkam, daß seine Mannen auf Beutemachen ausgegangen waren. Als die Sonne des Tages, der in zwiefacher Beziehung so heiß gewesen, niedersank, hieß der römische König nach alter Kriegssitte das Heer auf der Walstatt lagern. Aber schon den Tag nach der Schlacht[57] rückte er, der rastlose Kriegsmann, vom Schlachtfelde aus in Mähren ein, um seine Ziele weiter zu verfolgen.

IV.

Die edle Königin Anna empfängt zu Wien mit allen Ehren des gefallenen Königs entseelte Hülle.

Seinem Ehegemahl wie auch Schwager Burkard von Hohenberg, der, wie ihm befohlen worden, mit seinen und andern Mannen zur Hut seiner königlichen Schwester in Wien zurückgeblieben war, sandte

Rudolf eine Botschaft, an deren Spitze sein Vetter Graf Heinrich von Fürstenberg stand, der in der Schlacht auch ruhmvoll gestritten und mehrere Wunden erhalten hatte. Dieselbe sollte der Königin den Sieg verkündigen, erzählen, wie die Schlacht verlaufen und fürnehmlich wie Gottes gnädiger Schutz über dem Könige gewaltet, auch ansagen, daß der Leichnam des gefallenen Königs in Wien eintreffen werde. Herzlich willkommen hieß die Königin Anna den Grafen Heinrich und vernahm unter tausendmal „Gott sei Lob und Dank“ von demselben die Kunde von dem großen Sieg und der wunderbaren Errettung ihres königlichen Ehegemahls aus augenscheinlicher Todesgefahr. Manche Messe ließ die hohe fromme Frau lesen, Gott und den Heiligen zu danken. Und wie himmelschreiendes Unrecht auch König Ottokar ihrem Ehegemahl angethan, welch' böse Anschläge er auch gegen ihn verfolgt hatte, wie schwere Sorge dessen Untreue und Verrath auch ihr, der Königin, gemacht, so vernahm sie doch dessen schreckliches Ende mit der aufrichtigsten, wärmsten Theilnahme. Da war keine Spur von Frohlocken darüber, daß der übermüthige, stolze Feind so tief gedemüthigt und von solch' fürchterlichem Strafgericht ereilt worden. Darum bat sie ihren Bruder Burkard, wenn die Kunde gekommen, daß die königliche Leiche sich der Stadt Wien nähere, derselben mit einer stattlichen Ritterschar entgegen zu reiten und ihr das Ehrengeleite in die Stadt zu geben. Auch gab die edle Königin ihrem Kämmerer die Weisung, er solle für den Leichnam einen schönen Sarg fertigen lassen, auch feine Linnen und einen kostbaren Teppich von Purpur bereit halten, um demselben königliche Ehre anzuthun. Und alle diese Anordnungen der Königin wurden pünktlich vollzogen. In feierlichem Ernst ritt unter Graf Burkards Anführung die Ritterschar vor, neben und hinter dem Wagen, auf dem der königliche Leichnam in einem nur roh gezimmerten Sarge lag, in Wien ein. Todesstille, nur von dem Wehklagen der Wiener unterbrochen, herrschte in den Straßen, durch welche der Leichenzug sich bewegte. Wohl hatte sich ihm auch die gesammte Geistlichkeit der Stadt angeschlossen, aber ohne Sang und Glockenklang wurde, weil König Ottokar im Banne gestorben, dessen Leiche in das Minoritenkloster gebracht. Da wurde solche in feine Linnen gehüllt, in den offenen neuen Sarg gelegt und mit dem purpurnen Teppich bedeckt; doch blieb das Gesicht frei, damit jedermann sich von der Persönlichkeit des Dahingeschiedenen überzeugen konnte. Aber keine Todtenmesse wurde für die Seele des erschlagenen Königs gesungen. Auf ihm lastete ja der Kirche Fluch. Doch ist er nicht ohne innige Theilnahme seiner Zeitgenossen aus dem Leben geschieden, und es ist uns gerade aus den Kreisen, welche in nahen, freundlichen Beziehungen zu König Rudolf gestanden,

V.

Ein rührender dichterischer Nachruf auf Ottokar

überliefert, der denselben in besserem Lichte, als er im Leben geschildert worden, erscheinen läßt und getreu dem „de mortuis nil nisi bene“ — also lautet:

„Wâfen (Wehe) iemer mêre!
ez weinet (beweinet) milte und êre
den künic ûz behem lant.
Dem tôde wil ich fluochen,
sol man den künc niht suochen
und sîne gebende hant?
Man sol den künc Otacher klagen:
jâ herre got, er ist erslagen.
sîn milte sach man nie verzagen (aufhören):
er was ein schilt in sînen tagen
übr alle cristenheit.
Den Falwen (Kumanen) und den heiden
waz er den Criste leiden
den schilt engegen bôt
(die den Christen verhaßten Falben und Heiden bekämpfte er)!
Ein löwe an gemüete,
ein adelar an güete,
der werde künc ist tôt.
Der Behem künc ist nû gelegen:
des weinent, ougen, jâmers regen.
wer sol' der witwen, weisen pflegen?
der künc ist tôt reht (gefallen) als ein degen (Held),
der ie nâch êren streit.“ [58]

Schluß.

Die weltgeschichtlichen Folgen des von König Rudolf I. in der Schlacht auf dem Marchfelde errungenen Sieges.

König Rudolf hatte seinen glänzenden Sieg über Ottokar von Böhmen nächst seinem und einiger ausgezeichneten Führer seines Heeres Feldherrntalent und kriegerischen Muth seinem Glücksstern, welcher ihn am 26. August 1278 aus der größten Lebensgefahr gerettet, in der Hauptsache der Treue und Opferwilligkeit der Mehrheit des Adels der

Herzogthümer Oesterreich, Steier, Kärnthen und Krain, welche Ottokar hatte zurückerobern wollen, vornehmlich aber dem mächtigen Beistande des Königs von Ungarn zu verdanken.

Das Reich d. h. in erster Linie die sämmtlichen weltlichen Fürsten desselben, insbesondere alle sieben Kurfürsten hatten ihn nicht nur völlig im Stiche gelassen, sondern eine namhafte Zahl derselben stritt gar auf der Seite seines Gegners. So hat denn König Rudolf in dem zweiten böhmischen Krieg den Spruch des Nürnberger Hoftages vom November 1274 (s. oben S. 344 f.) ohne des Reiches Hilfe mit Einsetzung seines eigenen Lebens durch seinen siegreichen Kampf mit dem wiederholt zum Hochverräther gewordenen Böhmenkönig vollzogen und dem Reiche die schönen Herzogthümer erhalten. Darum erwarb er sich denn auch ein gewisses persönliches Anrecht auf dieselben; gleichwohl verfügte er nur nach zuvor eingeholter Zustimmung der Kurfürsten, welche für deren Wiedergewinnung nichts gethan, schließlich über dieselben, indem er am Schlusse des Jahres 1282 zunächst seine beiden Söhne Albrecht und Rudolf, das Jahr darauf seinen Erstgebornen allein (Kärnthen indeß ausgenommen) damit belehnte, letzteres Herzogthum dagegen später dem Grafen Mainhard von Tyrol, welcher ihm in den Kriegen mit Ottokar so mächtig beigestanden, zu Lehen auftrug. Der zu Augsburg erfolgten feierlichen Belehnung von Rudolfs Söhnen wohnte unser Held nebst seinem Bruder sowie dem Grafen Heinrich von Fürstenberg (dieser mit seinen beiden Söhnen Friedrich und Egeno), Burggraf Friedrich von Nürnberg u. a. an. So wurde im Südosten des Reiches eine starke habsburgische Hausmacht gegründet und dadurch die Nachfolge von Rudolfs Geschlecht auf dem deutschen Throne angebahnt, beziehungsweise gesichert.

Betrachten wir zu weiterer Beleuchtung unseren Gegenstand für den Fall, daß Ottokar von Böhmen gesiegt hätte, so unterliegt bei den oben S. 402 f. geschilderten Zuständen des deutschen Reichs und der Haltung, welche fast sämmtliche Fürsten desselben und ein großer Theil der übrigen Reichsstände zur Zeit, als der zweite Krieg mit Ottokar ausgebrochen, gegen König Rudolf eingenommen, wohl keinem Zweifel, daß, wenn dieser seinem Gegner unterlegen oder gar in der Schlacht gefallen wäre, Ottokar von den zum Reiche gehörigen Herzogthümern Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain wieder Besitz ergriffen hätte. Dabei liegt der Gedanke sehr nahe, daß, wenn der besiegte Rudolf am Leben geblieben wäre, alsdann aus dem Krieg zwischen den beiden Königen ein Kampf um die deutsche Krone entstanden sein würde, in welchem der übermächtige Ottokar zumal bei seinem großen Anhang unter den deutschen Fürsten ohne Zweifel den Sieg davon getragen

hätte, worauf denn die Kurfürsten — man wird wohl sagen dürfen — nolens volens in die Lage versetzt worden wären, den Böhmenkönig zum „römischen“ (deutschen) König zu wählen, wie es denselben später ergieng, als König Adolf vom Hause Nassau in der Schlacht bei Göllheim (1298) gegen seinen Kron-Rivalen, Herzog Albrecht von Oesterreich, Rudolfs Sohn, gefallen war. Dabei darf man mit Recht annehmen, daß, wenn Ottokar gesiegt und den Thron eines „römischen“ (deutschen) Königs bestiegen hätte, er in Kurzem über Ungarn hergefallen wäre, alte Ansprüche des Reichs auf dasselbe geltend und es von sich abhängig gemacht haben würde.

So wäre denn die Krone des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation“ einem Fürsten slavischer Nationalität zugefallen, dessen Länderbesitz übrigens dem der späteren habsburgischen Dynastie so ziemlich gleich gewesen sein würde.

Das Habsburger Grafengeschlecht hätte sich nicht in die Reihe der deutschen Fürsten emporgeschwungen, es wäre im Südosten des Reichs keine habsburgische Hausmacht entstanden, und es hätte in der Folge kein habsburg-östreichisches Kaiserhaus gegeben. Man kann somit den 26. August des Jahres 1278 als den „Geburtstag“ des östreichischen Kaiserhauses unserer Tage betrachten.

Die „Kinderhochzeit“ zu Iglau in Mähren — ein heiteres Nachspiel der Schlacht.

Nicht viel über zwei Monate nach jenem für das böhmische Königshaus so überaus schrecklich geendeten Tage des 26. August trifft man Kunigunde, die Wittwe des so erbarmungswürdig von hinnen gefahrenen Königs, den sie zu dem für ihn so über die Maßen unglücklich ausgefallenen Kampfe aufgereizt, bei fröhlichem Feste an der Seite des Königs Rudolf, gegen den ihr Gemahl Krone und Leben verloren.

Um beide Häuser, deren Häupter noch kurz zuvor als Todfeinde einander gegenüber gestanden, nachhaltig auszusöhnen, hatten die beidseitigen Rathgeber (darunter der Burggraf von Nürnberg und der uns bekannte, deutsch gesinnte Bischof von Olmütz) schon im Oktober eine doppelte ehliche Verbindung zwischen Habsburg und Böhmen eingeleitet. Des Königs Rudolf gleichnamiger Sohn sollte nämlich Agnes, Ottokars hinterlassene Tochter, und des Letzteren Sohn Wenzel des Ersteren Tochter Guta heirathen. Dabei hatte Rudolf insbesondere auch im Auge, eine Anwartschaft seines Geschlechts auf die einstige Beerbung

des böhmischen Königshauses anzubahnen. Die königliche Wittwe aber gab ihre Zustimmung dazu, um an König Rudolf eine Stütze zu gewinnen gegen den Markgrafen Otto den Langen von Brandenburg, Ottokars Neffen, welcher, unterstützt von einer starken Partei des böhmischen Adels, sich zum Vormund von seines Oheims hinterlassenen Kindern und Regenten des Landes aufgeworfen, worüber es zwischen demselben und Rudolf fast zum Kriege gekommen wäre.

Wiewohl beide Brautpaare noch völlig Kinder waren, das eine im zehnten, das andere gar noch im achten Lebensalter stand, so schritt man nach mittelalterlicher Unsitte nicht nur zu förmlicher persönlicher Verlobung, sondern veranstaltete, wohl zu größerer Befestigung der von der Politik eingeleiteten Verbindungen, im December des Jahres 1278 eine solenne Hochzeitsfeier, deren schöne, originelle Schilderung von einem Augenzeugen aus Steier auf uns gekommen ist[59] und in unserem kulturhistorischen Bilderkreis um so füglicher eine Stelle findet, als unser Held einer der hohen Gäste des Festes gewesen.[60]

Nachdem der zwischen dem römischen König und Markgrafen von Brandenburg drohende Krieg durch Vermittlung einiger angesehenen geistlichen und weltlichen Herren (unter diesen wieder Burggraf Friedrich von Nürnberg) beigelegt worden, brach jener mit seinem Heere aus dem Lager bei Kuttenberg (in Böhmen) auf und rückte nach Iglau, der alten mährischen Bergstadt hart an der böhmischen Grenze. Hier sollte das Kinderhochzeitsfest abgehalten werden, darum wurde sowohl die Königin Anna von Wien als die böhmische Königswittwe Kunigunde von Prag mit den jungen Brautleuten dahin berufen. Beide machten die Fahrt in großem Geleite von Frauen und Rittern. Anna und ihr Gefolge in festfreudiger Stimmung und kostbaren Gewändern; Kunigunde in Betrübniß, wie „Witiben tun sullen“, doch in gewählter feiner Toilette, wie wir jetzt zu sagen pflegen.

Am Morgen des zum Feste bestimmten Tages zogen die hohen Herrschaften mit den Brautpaaren und großem Gefolge unter lärmender Musik zur Kirche, um die Messe zu hören. Darnach ward von ritterlichen Herren und „wunniglichen“ Frauen ein „Ring“ gemacht; darein stellte man die jungen Paare und Bischof Heinrich von Basel traute sie einander an. Alsdann hub sich ein großer „Buhurd“ (ein Rennen in Scharen), wobei die böhmischen Ritter sich besser hielten als in dem verwichenen „ernstlichen Streit“ auf dem Marchfelde. Darnach begann das Festmahl und darauf belustigte sich ein Theil der ritterlichen Gäste mit „Tjostiren“ (Speer-Rennen Mann gegen Mann). König Rudolf nahm aber nicht daran Theil, sondern begab sich mit großem Gefolge von Grafen, Herren und Rittern in den Saal, in welchen sich die

beiden Königinnen mit ihren Frauen (Edelfräulein) und den jungen Brautleuten zurückgezogen hatten, und da mancherlei „Kurzweil" trieben: die jüngere Gesellschaft sich mit Tanz, Gesang und Spiel belustigte, während die ältere zuschaute oder plauderte.

Auf des Königs Anordnung bildeten sich bald aber die auch sonst im Mittelalter üblich gewesenen bunten Reihen, wobei je zwischen zwei Frauen (Fräulein) ein Ritter zu sitzen kam. [61] Daher schien es unserem Berichterstatter, als er die hohe Gesellschaft, die Frauen mit „lilienweißem" Antlitz und rosigen Wangen an der Seite der Ritter mit stahlgrauen, wettergebräunten Gesichtern, aus bescheidener Ferne überblickte, als stünde er vor einer Haide voll „eben aufgeblühter weißer Zeitlosen und schwarzer Kohlrosen."

Da sah man auf den mit weichen Polstern belegten Bänken, welche sich längs der mit bunten Teppichen behangenen Wände des Saales hinzogen, an der Seite minniglicher Frauen sitzen und mit denselben traulich plaudern manch' hohen Grafen und tapferen Ritter, welcher eben aus dem Feldlager des Königs gekommen, so unsern Helden Albert und dessen Bruder Burkard, den Markgrafen Heinrich von Hachberg (Baden), die Grafen Mainhard von Tyrol, Heinrich von Fürstenberg, den Burggrafen Friedrich von Nürnberg, den Steirer Herren Otto von Lichtenstein, Heinrich Walter von Ramswag (im Thurgau), des Königs Lebensretter am doppelt heißen 26. August, Friedrich von Waschenstein (im Elsaß) u. a. m.

Die Königswittwe Kunigunde saß etwas abseits von der übrigen hohen Gesellschaft, ihr Antlitz verhüllt mit einem kleinen weißen Schleier. Sie war der Gegenstand der größten Aufmerksamkeit der Herren und Ritter; neugierig ließ mancher derselben seinen Blick von den Frauen weg, bei denen er saß, verstohlen zu ihr schweifen, denn sie galt als die schönste Frau. Durch den Schleier hindurch „gleißten ir Wengel rosenvar" (glänzten ihre rosigen Wangen), die das Leid um ihren vor Kurzem so schrecklich geendeten Ehegemahl nicht gebleicht hatte. Und wer so glücklich gewesen, den Schleier gelüpft oder „verruckt" zu sehen, der glaubte sich in der Engel Chor „verzuckt". Und wäre da aus ihrem feurigen Augenpaar ein Liebesstrahl „in das Herz eines halbtodten Mannes geflogen", der hätte dem neue Lebenskraft eingehaucht.

In ritterlicher Galanterie ließ sich König Rudolf an Kunigundens Seite nieder. Und bald hub er an in heiterer, ja schalkhafter Weise mit ihr zu „kosen" und sprach frischweg also: „wisset ihr, Frau Königin, daß, wenn Todfeindschaft durch Versöhnung getilgt ist, man dies schließlich mit einem Kuß versiegelt? Wollt ihr also gegen mich thun, so weiß ich gewiß, daß unsere Aussöhnung auch aufrichtig und

dauernd ist. Ob Kunigunde diese Probe abgelegt, darüber läßt uns der Steirer im Ungewissen, erzählt aber, daß dieselbe auf diese und noch manch' andere Frage, welche der scherzliebende König, den unser Dichter an einer andern Stelle einen „Minnedieb“ nennt, an sie gerichtet, ohne sich lange zu besinnen oder zu zieren, stets eingegangen sei und freundlich geantwortet habe. Und schließlich veranlaßte ihn die ihm wohl von seinem Herrn mitgetheilte Unterhaltung des Königs mit der schönen Wittwe bei sich die Frage zu stellen: hat die liebreizende Gestalt und das einnehmende Gebahren derselben wohl einen Eindruck auf dessen Herz, ihn vielleicht in seiner Treue gegen sein Ehegemahl gar wankend gemacht? Eine Frage, welche er zur Ehre des Königs sich selbst also beantwortete: Ja, wäre er nicht so fest gewesen in der Minne,[62] so hätte, wenn Kunigunde ihn mit ihren feurigen Augen angesehen, solches wohl geschehen können.

Nach solchen Selbstbetrachtungen fährt unser Steirer Reimdichter in seiner Schilderung der Kinderhochzeit also fort: Weiter unten bei der Königin Anna saßen ihr Töchterlein Guta und deren Gemahl (Bräutigam) Wenzel. Wer ihre Unterhaltung mit angehört hätte, den wäre Lachen überkommen, denn wie sie an Jahren und Wissen Kinder waren, so thaten sie auch: wenn das Bräutlein „von ir Tocken saite“, so erzählte ihr der junge Bräutigam, was sein „Sprinzelin“ (kleiner Sperber) gefangen (s. Band I. S. 57). Noch weiter abwärts saß das andere Brautpärlein: der zehnjährige Prinz Rudolf und die gleich alte Prinzessin Agnes bei einander. Vermöge ihres etwas weiter vorgeschrittenen Alters waren nach mittelalterlichem Brauch bei Hoffesten beide hie und da schon Zeugen der Unterhaltung zwischen Frauen und Rittern gewesen. Und Agnes war ein so bezaubernd schönes Kind; was sie sprach, klang so süß und lieblich; ihr Gebahren war so fein und einnehmend, daß, wenn ein Engel Augen- und Ohren-Zeuge gewesen, er um ihretwillen gerne vom Himmel herabgestiegen wäre. So fühlte sich denn auch der junge Prinz von ihr wie von einem Magnet („Agtstain“)[63] angezogen. Bald entspann sich ein traûliches Zwiegespräch und zärtliche Blicke wurden gewechselt. Und herb war der Abschied, als der Abend gekommen und die hohe Gesellschaft aufbrach; noch herber, als den andern Tag die jungen Brautleute scheiden und mit ihren Müttern in die Heimat ziehen mußten.[64]

Zehnter Abschnitt.

Des Pfalzgrafen Götz von Tübingen, genannt der Böblinger, nächtlicher Besuch im Kloster Bebenhausen 5. August 1280.[1]

Als Graf Albert nach längerer Abwesenheit wieder auf die Rotenburg zurückgekehrt war,[2] fragte er seinen Kämmerer: „Was hat sich inzwischen in dem Lande und unserer Landvogtei Wichtiges zugetragen?“ „Außer einem sauberen Stückchen eures Vetters, des Böblingers, nichts Sonderliches,“ gab der Kämmerer zur Antwort. „Und was war das?“ frug wieder der Graf. „Derselbe ist,“ erwiederte kurz der Kämmerer, „verwichenen August nächtlicher Weile mit seinen Gesellen in das Kloster Bebenhausen eingebrochen, um die Sakristei auszurauben, hat aber unverrichteter Sache und mit Schanden abziehen müssen. Euer gelehrter Küchenmeister und Dichter, Herr Graf, hat sich bei solchen die den Raubzug mitgemacht, auch bei dem Pförtner des Klosters genau nach dem Hergang erkundigt und darüber einen Bericht zu Pergament gebracht, der bald Lachen bald Schauder erweckt.“ „Nun — den muß Heinzelin nach dem heutigen Abendimbiß im Saale des Palas vorlesen. Ohnedies werden heute meine Vetter und Mündel, die jungen Pfalzgrafen Rudolf und Eberhard von Tübingen, bei uns eintreffen, um einige Tage zu verweilen. Die sollen den Bericht mit anhören; es kann für solche heilsam werden, wenn sie einst auch in die schlimme Art ihres Vetters einschlagen sollten,“ antwortete der Graf. Und wie dieser gewünscht, so geschah es auch. Der Küchenmeister las seinen Bericht vor der versammelten gräflichen Familie, den Gästen, Edelfräulein, ritterlichen Hofbeamten und Knappen am Abend des Tages im Saale des Palas vor, und derselbe lautete also:

In den letzten Tagen des verwichenen Heumonats (Juli) ritt Graf Götz, den alle Welt von seinem Burgsitz her nur den Böblinger heißt, auf die Hirschjagd in den Schönbuch. Diesmal hatte er auch sein junges Ehegemahl, die schöne Gräfin Elisabeth,* mitgenommen. Nach beendigter Jagd ritt die ganze Gesellschaft, Graf und Gräfin, Edelfräulein, Ritter und Knappen, Jäger und Knechte, letztere mit zahlreichen Koppeln von Jagdhunden, in das Kloster Bebenhausen, um sich in dem Gasthause desselben einen Imbiß [3] vorsetzen zu lassen, zu welchem sie aber selbst das nöthige Wildbrät mitbrachten, welches in der großen Klosterküche bereitet wurde; den Wein dagegen mußten die Mönche liefern. Und das Kloster that in Allem auch sein Möglichstes, um das hohe Ehepaar sammt dem ritterlichen Gefolge gut und standesgemäß zu halten und zu bewirthen. Insbesondere zierten den Tisch schwere, kunstreich gearbeitete hohe Becher aus vergoldetem Silber, welche seit langer Zeit nicht mehr aus der großen eichenen Truhe der Sakristei herausgekommen waren.

Bald darauf traf es sich, daß der „Keller" (Rentbeamter unserer Zeit) der Herrschaft Böblingen vor seinen Herrn mit der für beide sehr unangenehmen Botschaft trat, der Tübinger Jude Naftali,[4] der Darleiher (Bankier) des verschuldeten Grafen, sei vor wenigen Stunden auf dem Schlosse angekommen und fordere das Kapital, welches man vor einigen Jahren bei ihm aufgenommen, nebst allen noch rückständigen Zinsen, und vergeblich habe er (der Keller) sich bemüht, den Juden zu bewegen, er solle eine weitere Zahlungsfrist gestatten. „Ich will haben mein Geld, Hauptgut sammt Zinsen, oder ich werde verklagen den Grafen beim Kaiser," hatte darauf Naftali erwiedert. „Was ist nun zu machen, mein gnädiger Herr? bezahlen kann man nicht, nicht einmal die aufgelaufenen hohen Zinse — 40 vom 100 — geschweige denn das Kapital, denn die Kasse eurer Kammer ist fast ganz leer." „Der Wucherjude muß warten," schrie der Graf, indem er sich mit geballten Fäusten von dem Spanbett seiner Kemenate erhob, „und wenn er sich zu keiner weiteren Frist versteht, so lasse ich ihn" — raunte der Graf dem Keller in's Ohr — „auf seinem Heimritt durch den großen Wald von Reisigen aufgreifen, dahin werfen, wo weder Sonne noch Mond scheint und so lange sitzen, bis er mürbe wird und seine Freiheit nur damit erkauft, daß er den Empfang von Hauptgut und Zinsen dir unterschreibt. Verstanden." Darauf trat der gräfliche Beamte ab und ließ den Juden zu sich rufen. Der bewilligte nun, dem Wetter

* Vom Grafenhause Fürstenberg, welchem wie bekannt auch Margaretha, Alberts Gemahlin, entstammte.

nicht trauend, da der Keller einige drohende Worte hatte fallen lassen, eine weitere aber kurze Zahlungsfrist.

Der Graf gieng, nachdem der Keller sich entfernt hatte, bald mit großen heftigen Schritten in seiner Kemenate auf und ab, bald warf er sich in großer Aufregung auf sein Spanbett. Die angedrohte Gewaltthat gegen den Juden hätte er wohl gerne unterlassen, aber wie in den Besitz des nöthigen Geldes kommen, um denselben zu befriedigen? Das war eine sehr schwierige Frage für ihn. „Uebe ich," sprach Götz vor sich hin, „Gewalt an dem Juden, oder verklagt er mich bei dem Kaiser, welcher den Juden, seinen ‚Kammerknechten' hilft, die er, wie man sagt, aber auch oft genug braucht, so kommt mir am Ende sein gewaltthätiger Landvogt, mein stolzer Vetter, der ohnehin nicht mein Freund ist, auf den Hals." Als Graf Götz so hin und her sann, da spiegelte ihm der Satanas die schweren silbernen Becher vor, welche er neulich auf dem Klostertische gesehen, erinnerte sich auch, in seinen Knabenjahren einmal mit dem Kapellan seiner väterlichen Burg in der Sakristei der Klosterkirche gewesen zu sein, dort große Truhen und Schreine mit gewaltigen Hängeschlössern gesehen und einmal gehört zu haben, sein Ahnherr Rudolf, der das Kloster gestiftet, habe demselben mit andern Kostbarkeiten in Gold, Silber und Edelgestein einen ausnehmend großen und schweren Becher aus edlem Metall geschenkt. Die Truhen und Schreine, meinte er jetzt, müßten mit silbernen und goldenen Kannen und Bechern, Gold- und Silberblechen zum Beschlagen von Meß- und Evangelien-Büchern, auch andern Kostbarkeiten und sonstigen Gegenständen von großem Werth gefüllt sein. Und daß die Mönche auch viel blanke Münze haben werden, das glaubte er sicher daraus schließen zu können, daß sie beständig Dörfer, Höfe, Mühlen, Weinberge u. a. kauften oder Anlehen bei ihnen gemacht wurden. „Ha!" sprach er lachend vor sich hin, „nicht umsonst hüten sich die vorsichtigen Mönche, seitdem ich Mann und Graf, ihr Herr geworden, wohl, mich in ihre Schatzkammer zu führen; aber ich werde hineinkommen." Und bald stand der frevelhafte Entschluß bei ihm fest, er wolle dem Kloster einen nächtlichen Besuch abstatten und holen, was, wie er sich vorspiegelte, eigentlich ja doch ihm gehöre. Dabei sollten ihm einige seiner ritterlichen Dienstmannen behilflich sein. Er ersah sich dazu Fritz den „Wilden" von Gomaringen und Aigelwart, welchen man ob seinem unheimlichen, koboldartigen Blick und Wesen nur „die Nixe"[5] nannte, und hatte sich in der Wahl seiner „Schnapphähne" nicht getäuscht. Denn als er denselben in einer abgelegenen Kammer eines hohen Thurmes seiner Burg in Böblingen, wo er damals seinen Sitz hatte, nachdem der Becher fleißig gekreist, sagte, in welcher Ab-

sicht er sie zu sich gerufen, da nahmen sie den sauberen Plan mit großem Jubel auf. Und es wurde unverweilt verabredet, man wolle mit einigen handfesten und kecken Knechten nächtlicherweile in das Kloster einfallen, in die Sakristei eindringen, die dortigen Schreine und Truhen mit Gewalt öffnen und schließlich mit dem werthvollen Inhalt derselben davon reiten.

Und bald schritt man zur That. Eines Tages — es war an Sankt Oswald (5. August) des Jahres 1280 — brach der Graf, als es gegen Mitternacht gieng, mit den in den Plan eingeweihten Rittern in Waffenrüstung, mehreren reisigen Knechten und einem seiner Jäger, diese im Lederwams, mit Blechhaube und Spieß von Böblingen nach dem Kloster auf. Die Knechte erfuhren aber erst während des nächtlichen Ritt's Zweck und Ziel desselben, hatten sich aber wohl gedacht, es gehe auf einen Raubzug aus, denn sie waren mit Strickleitern, Brechwerkzeugen, Dietrichen, Säcken und Laternen versehen. Ehe man abgeritten war, hatten der Graf und seine Ritter wie auch die Knechte sich mit einem tüchtigen Trunk gestärkt. Das sollte zugleich über etwaige, bei dem einen oder andern aufsteigende Bedenken oder Gewissens-Skrupel hinweghelfen. In ganz lustiger Stimmung, wobei manch' frivoles Scherzwort fiel, ritt man geraume Zeit, so lange der Wein noch wirkte, bei rabenschwarzem Himmel in stockfinsterer Nacht durch den großen, dicken Schönbuchwald.

Todtenstille herrschte ringsum. Kein lebendes Wesen zeigte sich. War auch ein Wolf in dem Revier auf nächtlichen Raub ausgezogen, so hatte ihn das weithin hörbare Pferdegetrappel und Klirren der Waffen in das Dickicht gescheucht. Nahe dem Wege, auf welchem der reisige Zug daherkam, stand zwar hinter einer dicken Eiche ein Mann aus der Umgegend. Den hatte auch kein ehrlicher Beruf um die Geisterstunde in den Wald geführt; mäuschenstill verhielt er sich und sprach, indem er sich bekreuzte, beim Anblick der Bewaffneten: „Gott gnad' denen, wo diese wilden Gesellen einfallen.“

Während die ganze saubere Gesellschaft noch guter Dinge war, unternahm es der „wilde Fritz“ den Knechten mitzutheilen, auf was man ausgeritten. Dabei schalt er die Mönche „in ihren weißen Kitteln* faule Schmerbäuche, die sich mästen von erbetteltem Gut der Herren und Bauern, für deren Seelenheil sie ganz mühe- und gedankenlos ihre Rosenkränze ableiern, während,“ wie er meinte, „die Ritter und Knechte in ihrem Dienst das Leben einsetzen, die Bauern aber im Schweiße des Angesichts ihr spärliches Brod verdienen müssen.“ Und lauten Beifall

* Bebenhausen war ein Cisterzienser-Kloster.

zollten die Knechte der Rede des Ritters, denn er hatte eine ihnen ganz zusagende Saite angeschlagen. Vor allen freute sich aber der gräfliche Jagdknecht Kuno, welcher auch mit ausgeritten war. Ein kecker, überaus leichtfertiger und dabei verschmitzter Bursche, welcher als guter Waidmann des Grafen besondere Gunst genoß, darum auch, so oft dieser im Schönbuch gejagt, mit seinen Hunden im Kloster in Atzung lag. Da hatte nun der freche Geselle sich überall wo es nur immer angieng im Kloster herumgetrieben, einem Spürhunde gleich gelegenheitlich auch ausgeschnuffelt, wo man ohne den Thorwart zu brauchen hinein und herauskommen könnte.

Je näher aber die Schar dem Kloster kam, desto stiller gieng's her; nur die beiden Ritter unterhielten noch ein lebhaftes Gespräch mit ihrem Herrn, und der Jäger Kuno sagte, als er mit seinem scharfen Waidmannsauge den Thurm der Klosterkirche wenn auch in undeutlichen Umrissen erblickte, zu den andern Knechten: „jetzt kommt demnächst das Pfaffen-Nest," bekam aber keine Antwort.

Und als man vollends die Kloster-Glocke, welche die Mönche Nachts um 1 Uhr zum Horagesang der Mette in den Chor der Klosterkirche rief, in feierlichem Ernst durch die Nacht hin erschallen hörte, bald darnach auch dem Kloster so nahe gekommen war, daß man in dem engen Waldthale die von kräftigen Männerstimmen gesungene Hymne: „laßt uns in finst'rer Nacht ersteh'n, vereint dem Herrn Gesänge weih'n" u. s. w. vernahm, da lief's manchem eiskalt über den Rücken und man hätte, wenn es lichter Tag gewesen wäre, bei dem einen oder andern ein todblasses Gesicht gesehen. Und nun verstummten selbst der wilde Fritz und der leichtfertige Kuno. Ja der ganze Haufen machte — man darf wohl sagen unwillkürlich — Halt. Ohnedies war nun, nachdem man zu lange beim Becher gesessen und deßhalb zu spät angekommen war, das Ende der Mette abzuwarten, ehe man in die Klosterkirche eindringen konnte. Darum ritt man in möglichster Stille von der Straße in den Wiesengrund und zu dem kleinen Bach, über dessen Bett sich auf einer mäßigen Anhöhe das Kloster erhebt. Da, hinter dem Erlengebüsch, welches beide Ufer umsäumte, machte man Halt und stieg von den Rossen. Denn wiewohl es dem Grafen nicht verborgen geblieben, daß es dem größten Theil der mit ihm Ausgerittenen nun, als es an die Ausführung seines Planes gehen sollte, unheimlich zu Muthe geworden, so dachte er doch nicht an Aufgeben desselben. Er hätte sich ja vor seinen Rittern schämen müssen. Darum kam es ihm höchst erwünscht, daß der wilde Gomaringer Fritz und der Jäger sich erboten, sie wollten als Kundschafter ausziehen. Dazu sollte sich einer der mit ausgezogenen Knechte, welcher in jüngeren

Jahren im Klosterhof gewesen und das Schlosserhandwerk erlernt hatte, mit Dietrichen und Brechwerkzeugen auch einer Laterne versehen, ihnen anschließen, denn man wollte nach Kuno's Vorschlag durch ihm wohlbekannte, etwas abgelegene, sonst wenig benützte Pförtchen der äußern und innern hohen Ringmauer des Klosters eindringen. Ohne große Anstrengung und fast ohne Geräusch war das erste geöffnet worden; da warf Kuno seinen schweren Jagdspieß auf die Schwelle und bedeutete seinem „Hiudan", der auch den stärksten Keuler nicht fürchtete, daß er denselben hüten solle. Und knurrend legte sich der alsbald darauf. Damit wollte er sagen, wehe dem, der solchen nehmen will. Darnach gieng's vorsichtig zu dem andern Pförtchen der innern Ringmauer. Und nachdem auch dieses ohne besondere Schwierigkeit erbrochen war, mußte der Knecht dabei Wache halten, der Gomaringer Ritter und der Jäger aber schlichen sich äußerst behutsam bis zur Klosterkirche. Sie fanden sie offen und gewahrten, so weit sie bei dem düsteren Scheine des ewigen Lichtes wahrnehmen konnten, niemand darin. Ringsum herrschte Todtenstille und an keinem von den schmalen rundbogigen Fenstern der Klostergebäude war ein Lampenschein sichtbar gewesen.

Nun schlugen die zwei Späher den Rückweg an; der Schlosserknecht und der Hund des Jägers aber blieben als Hüter der geöffneten Pförtchen zurück. Bei dem Grafen angekommen, erstatteten sie demselben Bericht, wie sie alles günstig gefunden hätten und von niemanden bemerkt worden seien. Unverweilt machte sich daher Götz mit seinen Rittern und zwei Knechten, von denen der eine in einem Sack die gehoffte reiche Beute wegtragen, der andere in der Umgebung der Kirche Wache halten sollte, zum Kloster auf. Der Obhut der zurückgebliebenen Knechte wurden die Rosse übergeben. Der Ritter Fritz von Gomaringen und der Jäger Kuno machten die Führer der fürnehmen Diebsbande. Bei dem ersten Pförtchen angekommen, ließ man dort wieder den Hund als Hüter zurück, bei dem zweiten aber blieb nun als solcher der Jäger. Der Knecht mit den Dietrichen und Brechwerkzeugen dagegen mußte mitgehen. Unbemerkt gelangte man bis in die Klosterkirche und vor die Sakristei. Nun wurde die Hülle von der brennenden Laterne, welche man mitgenommen, abgezogen und der Schlosserknecht sollte das Schloß der schweren, mit Eisen beschlagenen Thüre öffnen. Allein erst auf wiederholten strengen Befehl des Grafen, wobei schwere Drohworte fielen, machte sich derselbe mit zitternden Händen daran. Und es wäre auch für den kecksten und geschicktesten Arbeiter ein sehr schwieriges Geschäft gewesen, denn das Schloß war sehr stark und von einem kunstreichen Meister gefertigt worden. Von Angstschweiß triefend mühte sich der arme Knecht gewaltig ab. Der

Graf und seine Ritter mit ihrem schlechten Gewissen sahen in größter Ungeduld und innerer Aufregung der Arbeit desselben zu und trieben ihn beständig zur Eile an. Nach wiederholten Versuchen war es dem Burschen endlich gelungen, die Thüre der Sakristei zu öffnen. Darnach trat der Graf mit seinen Gesellen ein. Unterdessen war der Abt mit dem Prior, Keller und Pförtner des Klosters durch eine Seitenthüre, welche von der Klausur in die Kirche führte, in diese eingetreten und so leise und fürsichtig auf die Sakristei zugegangen, daß sie von dem Grafen und seinen Rittern erst bemerkt wurden, als sie unter der Thüre erschienen und der Pförtner seine bis daher verhüllte Laterne aufdeckte. Da war es als ob Donner und Blitz unter die Kirchenräuber gefallen wäre. Ihr sonst stolzer, frecher Blick fiel demüthig und verwirrt zur Erde. Würdevoll war dagegen des Abts Haltung und Geberde; sein strenger, strafender Blick ruhte eine Zeitlang auf ihnen, ohne daß er ein Wort sprach. Darnach wandte er sich mit feierlicher Stimme also zu dem Grafen: „Ich wollte, des jüngsten Gerichtes Posaune möchte jetzt erschallen und alle Todten aus ihren Kammern rufen. Da würde der fromme Stifter unseres Gotteshauses, welcher nebst seinem Ehegemahl drüben in unserem Kapitelsaale, den er hat bauen lassen, den ewigen Schlaf schläft, sehen, wie ein unwürdiger Sprosse seines edlen Geschlechts sich an dem Gut vergreifen will, das er und andere Christgläubige zu ihrem Seelenheil auf den Altar unserer gebenedeiten Mutter Gottes niedergelegt haben. Nun aber läßt mich Unwürdigen der Herr mit seinem Knechte David also rühmend sprechen: ‚unsere Widersacher müssen werden wie Spreu vor dem Winde; ihr Weg müsse finster und schlüpfrig werden und der Engel des Herrn sie verfolgen; sie müssen unversehens überfallen und in dem Netz gefangen werden, das sie ausgestellt; Herr, wer ist Deinesgleichen, der du den Elenden errettest von dem, der ihm zu stark ist und den Elenden und Armen von seinen Räubern.‘ Und arm sind wir und unser Gotteshaus,“ fuhr der Abt in beweglichem Tone fort, „davon könnet ihr euch mit eigenen Augen überzeugen.“ Bei diesen Worten nahm des Klosters Keller aus seinem schweren Schlüsselbund einen gewaltigen Schlüssel und öffnete der Reihe nach Schreine und Truhen. Und siehe da: mit Ausnahme von denen, in welchen sich Meß- und Priestergewänder, darunter allerdings kostbare, aus Seide mit Gold gestickt, befanden, waren sie alle leer. Während die Eindringlinge mit einem gewissen Widerwillen, aber doch nicht ohne Neugierde einen Theil der geöffneten Schreine und Truhen besichtigten, hielt der Abt einen rührenden Sermon wie die vielen Drangsale und Schädigungen, welche sein Gotteshaus von Herren und

Rittern seit Jahren erlitten, es arm gemacht hätten. Aber die Musterung dauerte nicht lange, denn der Graf und seine Ritter standen dabei wie auf glühenden Kohlen. Darum stürzten sie, wie von einem Dämon — es war ihr böses Gewissen — gejagt, bald aus der Sakristei und Kirche hinaus und den bekannten Pförtchen zu. Hier hielten der Jäger Kuno und sein starker Hund noch Wache. Bei Kuno waren der Knecht, welcher die Thüre der Sakristei geöffnet hatte, der andere, welcher die gestohlenen Kostbarkeiten hätte wegtragen sollen und auch der dritte, welcher als Wache außerhalb der Kirche aufgestellt worden war. Der erste hatte, als die saubere Gesellschaft von dem Abt überrascht worden, Dietrich und Brechwerkzeuge, der zweite seinen Sack weggeworfen und beide waren zur Kirche hinausgestürzt. Ihnen nach, das Schlimmste ahnend, jagte der vor derselben aufgestellte Wachposten. Und alle drei liefen eiligst dem Pförtchen der innern Ringmauer zu. Hier aber stand Kuno Wache und gebot den „Zagen" unter schweren Drohungen Halt. So mußten sie zitternd warten, bis auch der Graf und seine Ritter kamen. Und da hatte sich der Jäger wieder als ein kluger Geselle gezeigt, denn wenn die drei Knechte in ihrer Todesangst zu den übrigen, welche drunten am Wiesenbach die Rosse der Herren gehütet, gekommen wären, so würden am Ende alle miteinander davon gejagt sein.

Als der Graf und seine Ritter bei ihren Pferden angekommen waren, bestiegen sie dieselben unverweilt. Und nun gieng's in scharfem Ritt Böblingen zu, um wo möglich noch vor hellem Tage dort einzutreffen. Fast kein Wort war gewechselt worden; nur der wilde Fritz von Gomaringen, welcher an der Seite des Grafen geritten, sprach ganz leise gegen diesen die Vermuthung aus, die „Pfaffen" könnten wohl von dem Plane Wind bekommen und ihre kostbare Habe an Gold und Silber bei Zeit auf die Seite geschafft haben. Es sei ihm halb verdächtig vorgekommen, daß man auf gar keinen Wächter gestoßen, doch habe er gedacht, dieselben werden in der schwülen Nacht eingeschlafen sein. Die reisigen Knechte der „Pfaffen" seien ja, meinte er, ohnedies meist geringes Volk.

Daß der Gomaringer gerade es war, welcher auf den Gedanken gekommen, das löbliche Ritterstückchen werde dem Abt verrathen worden sein, hatte seinen guten Grund. Denn als er in jener Nacht, in welcher der Graf mit ihm und dem andern Ritter bei vollem Becher den nächtlichen Einfall verabredet hatte, in sein im Städtchen gelegenes „Steinhaus" und zu seiner Ehehälfte heimgekommen, da war es dieser ein Leichtes, ihrem weinseligen Manne, der sich ungemein heiter gebärdete und dabei allerlei ihr verdächtige Worte fallen ließ, zu entlocken, was

bei dem Grafen verhandelt worden war. Wohl hatte sein Ehegemahl ihm feierlich versprechen müssen, alles ja bei sich behalten zu wollen, um ihm und dem Grafen den „Spaß“ nicht zu verderben. Aber das war doch von einer Tochter der Eva zu viel verlangt, zumal wenn es sich um einen so gottlosen Streich handelte, durch welchen fromme Knechte der Mutter Gottes so schwer geschädigt werden sollten. Schon den andern Tag theilte die Rittersfrau ihrem Beichtvater mit, was sie von ihrem Manne erfahren, versprach dabei, ihm später Tag und Stunde des Ueberfalls zu sagen und hielt natürlich gewissenhaft Wort. Und der Priester wußte, was seine Pflicht war. Der Abt aber traf die geeigneten Maßregeln: er ordnete unter anderem an, daß in der Nacht des Einbruchs die Mönche die Zeit zwischen der Matutin und den „Laudes“ * nicht in dem Chor der Kirche sondern im Kloster zubringen sollten, daß kein Wächter sich sehen lassen dürfe, gab insbesondere dem Klosterkeller den Auftrag, bei Zeit die Schreine und Truhen der Sakristei ihres Inhalts an kostbaren Gefäßen, Geräthen, barer Münze rc. zu entleeren.

Als der Küchenmeister seine Pergamentschrift abgelesen, bemerkte Graf Albert: „Nun, solche ruchlose Gewaltthat sieht meinem Vetter Götz gleich; er ist aber gebührendermaßen schmählich heimgeschickt worden, ohne seine frevelhafte Absicht erreicht zu haben. Im andern Fall wäre es meines Amtes gewesen, das Geraubte nöthigenfalls mit Gewalt von ihm zurückzufordern oder ihn zum Ersatz zu zwingen.“ „Aus der ganzen Geschichte,“ versetzte darauf Heinzelin, „wird aber dem Kloster schließlich nur Gewinn erwachsen, denn des Götz Ehegemahl, welches, wie man sagt, demselben sehr günstig ist, und der Burgkapellan werden ihm keine Ruhe lassen, bis er seine Unthat durch eine ansehnliche Schenkung an die Mönche gut gemacht haben wird. [6]

* Der Chorgesang der Mönche beim Anbruch des Tages.

Elfter Abschnitt.

König Rudolfs Heerfahrten gegen Savoyen und Burgund 1283 und 1289. — Graf Alberts hervorragende Rolle dabei.[1]

Erstes Kapitel.

(Einleitung.)

Ueber Burgunds und Savoyens Stellung zu Deutschland und Frankreich.

Rudolf III., der letzte einheimische König von Burgund, setzte, da er keine Nachkommen hatte, Kaiser Heinrich II., seinen Neffen, zum Erben seiner Krone ein. Dieser starb aber (1024) vor Rudolf. Da vermochte Kaiser Konrad II., genannt der Salier, Heinrichs Nachfolger, als Gemahl einer Nichte von Rudolf diesen, daß er ihm die Erbfolge zusicherte. Und das deutsche Reich kam auch nach Rudolfs Tode (1032) wirklich in den Besitz des höchst ansehnlichen burgundischen Landes. Es war aber dabei nicht ohne Verletzung anderweitiger Rechte, ohne Druck und Gewalt von Konrads Seite abgegangen. In weiteren Kreisen sind bekannt die heftigen Zerwürfnisse, welche darüber zwischen dem Kaiser und seinem Stiefsohne Herzog Ernst (II.) von Schwaben, welcher als Sohn von des Kaisers Gemahlin aus erster Ehe nähere Ansprüche an Burgund zu haben vermeinte, entstanden sind, und für denselben zu einem so tragischen Ende geführt haben (s. S. 193 ff. dieses Bandes).

Das Königreich Burgund umfaßte nach den heutigen geographischen Bezeichnungen zumeist die Provence, Dauphiné, Burgund links der Saône (die Franche Comté), die alten Grafschaften Genf und Savoyen,

die Schweizerkantone Genf, Waadt, Neuenburg, Freiburg, Solothurn und Basel, und erstreckte sich so als Mittelstaat zwischen Frankreich und Deutschland von Marseille bis Basel. Unter den darin gelegenen Städten haben wir zu nennen: Arles (in der Provence), die Krönungsstadt des Reiches, nach der man Burgund auch das Arelatische Königreich hieß, Vienne, Besançon (ehedem Bisanz), Mömpelgard, Bern, Freiburg, Peterlingen (jetzt Payerne in Waadt) Murten, Gümminen, (in gerader Linie zwischen Bern und Murten an der Sane) und Milden (jetzt Moudon) im Kanton Freiburg. Von den burgundischen Grafenhäusern interessiren uns besonders die von Savoyen und der Franche Comté oder Burgund im engeren Sinne, auf welche wir daher unten etwas näher eingehen werden. Zuvor aber haben wir einiges über die Stellung zu sagen, welche das Königreich Burgund oder Arelat vor König Rudolf I. aus dem Hause Habsburg und unter diesem selbst gegenüber von Deutschland und Frankreich eingenommen. In den Zeiten der Machtfülle des deutschen Kaiserthums litt die Oberhoheit desselben über das Königreich Arelat keine Einbuße. So unter Kaiser Heinrich III., Konrads II. Sohne, und Friedrich I. genannt Rothbart von dem Hause der Staufer. Schon unter des letzteren gleichnamigem Enkel, Friedrich II., aber lockerte sich das Verhältniß; später, vornehmlich in den Zeiten des Zwischenreichs trat dieser Zustand noch in viel höherem Grade ein. Reichsunmittelbare Städte wie namentlich Bern, wo die Bürger die in ihren Mauern gelegene Reichsburg zerstörten, Murten, Peterlingen, Gümminen nahmen bei mangelndem Reichsschutze die Grafen Peter und Philipp von Savoyen zu ihren Schirmherren an und entrichteten an diese die Einkünfte, welche das Reich beziehungsweise dessen Oberhaupt von ihnen zu beziehen hatte; allerdings sollte dieses Verhältniß nur auf so lange bestehen, bis ein deutscher König, der am Rhein insbesondere in Basel „gewaltsam“ d. h. anerkannt sei, sie in seiner Hand zu haben begehre. So geboten die genannten Grafen wie souveräne Herren über einen großen Theil von Burgund diesseits des Jura und hatten in den genannten Städten des Reichs und anderen wie Milden (Moudon) und Romont ihre Vögte und Burgmannen. Die Grafschaften der Provence aber hatte der französische Prinz und nachmalige König von Neapel und Sicilien, Karl von Anjou, schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts durch seine Heirath mit der Erbtochter desjenigen Hauses, welchem der Rothbart solche als deutsche Reichslehen übertragen, an sich gebracht. Dabei hatte, wie man aus später sich ergebenden Verhältnissen mit Recht schließen darf (s. unten), Frankreich die „kaiserlose Zeit“ des deutschen Reiches von 1250—1273, in welcher dieses kein allgemein anerkanntes Oberhaupt besaß, zu Ueber-

griffen in dessen Rechte auf das in einer langen Strecke angrenzende Nachbarland benützt.

Als Rudolf von Habsburg im Oktober 1273 den deutschen Thron bestiegen hatte und in Aachen gekrönt worden war, beeilte er sich, zunächst Bern, die bedeutendste Stadt von Deutsch-Burgund, wieder zu des Reiches Handen zu bringen, was ihm auch, nachdem er die alten Freiheiten der Stadt in vollem Umfang bestätigt und sie zu seinen Hulden aufgenommen, ohne Widerstreben von Seiten derselben gelungen. Freilich kam es später anders (s. unten). Darauf ließ er nach der im September 1274 erfolgten Anerkennung seiner Wahl von Seiten des Pabstes an den Grafen Philipp von Savoyen die Aufforderung ergehen, er solle die anderen in seiner Gewalt befindlichen Reichsstädte herausgeben, was derselbe, dem Abkommen mit denselben schnurstracks entgegen, indeß verweigerte.

Trotz diesem Widerstand und anderen noch zu beseitigenden Hindernissen faßte König Rudolf schon in der ersten Hälfte des Jahres 1278, da er, allerdings in großer Täuschung befangen, die Erwerbung der Herzogthümer Oesterreich, Steiermark &c. für sein Haus als gesichert ansah (s. S. 405), den Plan auch das Königreich Arelat (Burgund) an dasselbe zu bringen, und so an den Ost- und Westgrenzen des Reiches je eine starke habsburgische Hausmacht aufzurichten, die in Deutsch-Burgund an die alten habsburgischen Stammlande grenzte. Eine Haupt-Bestimmung der im April 1278 zu Wien getroffenen Heirathsabrede zwischen seinem Sohn Hartmann und Johanna, der Tochter des Königs Eduard von England, war nämlich, Rudolf werde alles aufbieten, daß Hartmann, sein Zweitgeborener, der ihm auf dem deutschen Throne folgen sollte, mit Zustimmung der Kurfürsten des Reiches das Königreich Arelat erhalte. Auf diese Weise konnte er hoffen, das reiche England werde die Erreichung seines Planes namentlich Frankreich gegenüber kräftig fördern, insbesondere auch die Zerwürfnisse zwischen ihm und dem Hause Savoyen beseitigen helfen, da dieses und das englische Königshaus in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu einander standen. Der für Rudolf ganz unerwartet gekommene Ausbruch des zweiten Krieges mit König Ottokar von Böhmen (s. Abschn. 9), die Ordnung der Verhältnisse in den Herzogthümern Oesterreich, Steiermark &c., was ihn bis Juni 1281 in denselben festhielt, verzögerte aber die Ausführung des Planes, und dieser wurde bald dadurch ganz hinfällig, daß Hartmann, ein vielversprechender Jüngling, bevor die Heirath stattgefunden, am Schlusse des angegebenen Jahres auf einer Rheinfahrt mit Edlen und Dienern bei Rheinau ertrank.

Doch nahm, als die Verwirklichung dieses Planes noch in Aussicht

stand, Rudolf keinen Anstand, ein schönes und ansehnliches Stück des Königreichs Arelat wegzugeben und zu opfern, um ein zweites großes politisches Projekt zu verwirklichen. Eine seiner sechs Töchter, Clementia, war nämlich mit Andreas, des Königs Ladislaus von Ungarn Bruder, verlobt, dieser starb aber bald. Da sollte nun nach den Absichten des päpstlichen Stuhls, welcher oberhoheitliche Rechte auf Ungarn beanspruchte, Karl Martell, der Sohn von Ladislaus Schwester, welche an Karls von Anjou, des Königs von Neapel und Sicilien, Sohn vermählt war, für den Fall von des Ladislaus kinderlosem Abscheiden den ungarischen Thron erben.

Trotzdem, daß König Rudolf, um seine Anerkennung von Seiten der päbstlichen Curie zu erwirken, dieser zugesagt hatte, er wolle mit Karl von Anjou, König von Neapel und Sicilien, Roms Vasallen, Frieden halten, bestanden im Jahr 1279 doch noch ernstliche Zerwürfnisse zwischen beiden Königen. Karl hatte, wie bereits oben bemerkt, gestützt auf seine Heirath mit der Tochter des letzten Grafen von der Provence, dessen Haus von König Friedrich I. mit diesem Reichslande belehnt worden war, schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts dasselbe ohne Weiteres in Besitz genommen und gedachte, sich um die Oberhoheit des deutschen Reichs nicht kümmernd, solches auf seine Söhne zu vererben, Rudolf aber betrachtete es als heimgefallenes Reichslehen. Da bot Pabst Nikolaus III. alles auf, um diesen Streit beizulegen, wußte auch bald Rath und fand bei Rudolf, welchem soviel an der Erlangung der römischen Kaiserkrone aus des heiligen Vaters Händen gelegen war, schließlich auch williges Gehör. Nikolaus schlug nämlich schon um die Mitte des Jahres 1279 Rudolf eine Heirath zwischen dessen Tochter Clementia, die vordem mit dem ungarischen Prinzen verlobt gewesen, mit Karl Martell, dem Enkel des Sicilianischen Königs und präsumptiven Erben des ungarischen Thrones, vor. Wie Karl von Anjou, Konradins Mörder, und sein Haus in Deutschland gründlich verhaßt waren, ja die öffentliche Meinung von König Rudolf erwartete, er werde für den begangenen Frevel an demselben Rache nehmen, so war nach sonst gut unterrichteten gleichzeitigen Chroniken des Königs Gemahlin, unseres Helden Schwester, entschieden gegen diese Heirath ihrer Tochter Clementia. Ihr Gemahl aber, der seinem Hause schon die Krone des heiligen Stephan winken sah, gieng auf das ihm von dem Pabste in einem ausführlichen Schreiben vorgelegte und warm empfohlene doppelte Ansinnen ein, indem er gegen Zusage des üblichen Zinses und Dienstes dem von Anjou und seinem Hause auf ewige Zeiten die Grafschaften der Provence zu Lehen auftrug und dessen Enkel seine Tochter zur Ehe versprach. Die um ihre Tochter zärtlich besorgte

Königin aber wurde, als sie in den ersten Tagen des Jahres 1281 ihre Clementia in das tückische Welschland, in welchem manch' ein deutscher Held seinen Tod gefunden, ziehen sah, von Gram und Kummer auf das Krankenbette geworfen und stand von demselben nicht mehr auf. Sie segnete schon am 24. Februar 1281 das Zeitliche. Der damals anfangs der sechziger Jahre stehende König aber hub, wie das Volksgerede umgieng, an, melancholisch zu werden.[2] Da hätten ihm, als er bereits das 66. Lebensjahr angetreten aber noch so rüstig gewesen, daß er „einen Leuen hätte bestehen" können, die Fürsten des Reichs dringend gerathen, er solle sich, um seinen Muth wieder aufzurichten, noch einmal verehelichen und die erst vierzehnjährige Schwester des Herzogs Robert von Burgund (Dijon), dem nächsten, zu Frankreich gehörigen Grenzlande des Königreichs Arelat, vorgeschlagen.[3] Die war so reizend, daß, als eines Tages der Bischof Friedrich von Speier, ein geborner Graf von Leiningen, in ritterlicher Galanterie die junge Königin aus dem Wagen hob, er, hingerissen von ihrer Schönheit, dieselbe küßte, solches Erkühnen aber mit fünfjähriger Verbannung büßen mußte.[4] Es waren indeß vornehmlich höhere politische Rücksichten auf das Verhältniß des Reichslandes Burgund zu Deutschland und Frankreich, was den alten König zu dieser Heirath bestimmte, indem er an seinem mächtigen Schwager eine Stütze zu gewinnen hoffte, und die nahen verwandtschaftlichen Beziehungen, in denen sein junges Ehegemahl zu dem französischen Königshause und mehreren Großen der burgundischen Lande stand, ihm zur Erreichung seiner Plane förderlich erschienen. Aber die neu angeknüpften Verbindungen erwiesen sich für den Zusammenhalt des Reichslandes Burgund im Gegentheil insofern nachtheilig, als er die ansehnliche Grafschaft Vienne seinem Schwager zu Lehen auftrug, ohne aber, wie wir bald hören werden, an demselben eine Stütze gegen Frankreich und die noch unbotmäßigen burgundischen Großen zu gewinnen. Und die aus der Verbindung mit Anjou entstandene Annäherung Rudolfs an Frankreich schadete sonst noch dem Bestand des deutschen Reiches. Denn nicht genug, daß sich der französische König Philipp mancherlei Eingriffe auch in das Reichsland Lothringen erlaubte, gab Rudolf demselben dadurch weitere erwünschte Gelegenheit dazu, daß er ihm die Schutzherrschaft über Toul ertheilte. Das hieß doch „den Bock zum Gärtner setzen", denn es war ein öffentliches Geheimniß, daß sich Frankreich in des Reiches Sachen im Nachbarlande Burgund und anderwärts mischte, ja sich wirklich Eingriffe in dessen Rechte und Güter erlaubte. Hat doch, als die S. 466 erwähnte Aufforderung Rudolfs an Savoyen ergangen war, der französische König in Voraussicht, es werde eine ähnliche auch an ihn ergehen, und um einer solchen bei Zeit und

wirksam begegnen zu können, für gut gefunden, Anstalten zur Vertheidigung seiner Grenzen gegen Deutschland zu treffen, was den Pabst veranlaßte, an beide Könige eine Mahnung zum Frieden ergehen zu lassen. Aber die französischen Einflüsse und Vergewaltigungen von Landen und Leuten des deutschen Reiches, namentlich auch im Königreich Arelat, insbesondere Bisanz (Besançon) gegenüber hörten darum auch später nicht auf, so daß sich Rudolf, nachdem er sich von der Wahrheit der vor ihn gebrachten Klagen überzeugt hatte, wiederholt aber stets vergebens darüber bei dem Pabste beschwerte, in einem Schreiben an den König Philipp von Frankreich jedoch sehr bescheiden und schonend die Hoffnung aussprach, die Uebergriffe werden ohne Philipps Wissen von dessen Beamten gemacht worden sein. Wie sehr aber bei all' dem Rom sich auf Frankreichs Seite gestellt hat, geht daraus deutlich hervor, daß Pabst Martin, allerdings ein Franzose, dem französischen Könige Philipp zur Bestreitung von Kriegsrüstungen, welche dieser 1282 zur Aufrechterhaltung der Gewalt des Karl von Anjou über Sicilien machte, die Zehnten von im deutschen Reich gelegenen Bisthümern (Basel, Metz, Verdun u. a.) anwies, eine Verfügung des päbstlichen Stuhls, deren Zurücknahme König Rudolf dringend, aber wiederum vergebens verlangte.

Von den burgundischen Großen, deren Beziehungen zu Deutschland und Frankreich für uns von näherem Interesse sind, stehen die Grafen von Savoyen und die Pfalzgrafen von Burgund oder der Freigrafschaft oben an, daher wir auf dieselben und zunächst auf jene etwas näher einzugehen haben.

Die Grafen von Savoyen.

Die Grafen von Savoyen, welche ganz besonderes Interesse für uns haben, sind Peter und Philipp, beide Zeitgenossen des Grafen beziehungsweise Königs Rudolf vom Hause Habsburg. Hohen Glanz und eine gewichtige Stellung verlieh ihrem Hause schon ihre nahe Verwandtschaft mit den Königen von Frankreich und England. Peter, ein gewaltiger, mit staatsmännischem und hochstrebendem Geiste begabter Herr, den man darum sonst „den kleinen Karl den Großen" genannt, suchte die Macht seines Hauses, welches schon in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts Turin in seiner Gewalt hatte, namentlich gegen Norden, in dem Landstrich zwischen dem Genfer-, Boden-See und Oberrhein auszubreiten. Da kamen ihm die Zeiten des Zwischenreichs unter den nicht allgemein anerkannten deutschen Königen, Wilhelm von Holland († 1256) und Richard von Cornwallis († 1272)

sehr zu Statten. Wie ein souveräner Herr und Gebieter schaltete und waltete er im Waadt- und Oechtlande; das reiche Bern und Murten, beide freie Städte des Reichs, zwang er, wie bereits bemerkt, ihn zu ihrem Schutzherrn zu nehmen und ihm die Einkünfte, welche sie einem Reichsoberhaupt schuldig waren, zu entrichten. Dabei gewann es allen Anschein, als ob auch nahe verwandtschaftliche Beziehungen seines Hauses ihn bei Erreichung seiner hohen Plane fördern wollten. Seine Schwester Margaretha war nämlich mit dem mächtigen Grafen Hartmann dem Aelteren von Kiburg vermählt, wurde, da die Ehe ohne Leibeserben blieb, mit Zustimmung des Königs Richard von ihrem Gemahl zum Erben des größten Theils seiner Hinterlassenschaft eingesetzt, und verlebte nach dem im Jahr 1264 erfolgten Tode Hartmanns ihre Wittwenjahre bei ihrem Bruder Peter, ihrem Vormund und Erben. Aber ein anderer, in den Strichen an dem Ober-Rhein und der Aar mächtiger, nach Land und Leuten nicht minder gieriger und thatkräftiger Herr machte Ansprüche an Hartmanns Hinterlassenschaft. Es war Graf Rudolf vom Hause Habsburg, der Schwager unseres Helden, dem als seinem Neffen Graf Hartmann von seiner Schwester her einen Theil seiner Lehen vermacht hatte. Rudolf aber bemächtigte sich, ohne um die Ansprüche anderer namentlich Margarethens sich zu kümmern, alsbald nach seines Oheims Tode aller Besitzungen desselben von der Reuß bis zum Wallenstädter- und Bodensee mit den Burgen Kiburg (im Kanton Zürich) und Baden (im Aargau), den Städten Winterthur, Frauenfeld und Dießenhofen nebst der Landgrafschaft im Thurgau. Darüber kam es zwischen Peter und Rudolf zum Kriege, aus welchem dieser, unterstützt u. a. namentlich von der ihm befreundeten Stadt Straßburg, als Sieger hervorgieng. Es ist dies das erste feindliche Zusammentreffen der miteinander um Besitz und Macht ringenden Häuser Habsburg und Savoyen, welche sich in späteren Zeiten noch oft und bis in unsere Zeit herab auf anderen Schauplätzen gegenüberstanden. Und schließlich gelang es dem Habsburger, welcher in der Unterhandlungs-Kunst ein nicht geringerer Meister war als im Waffenwerk, durch einen Vergleich, welchen er mit Margaretha, Peters Schwester, noch zu des letzteren Lebzeiten abgeschlossen, sodann durch die Heirath der von Graf Hartmann von Kiburg dem jüngeren hinterlassenen einzigen Erbin, deren Vormundschaft er führte, mit seinem Vetter Graf Eberhard von Habsburg-Laufenburg an diesen den Rest der Kiburgischen Besitzungen in den heutigen Kantonen Aargau, Luzern, Zug und Unterwalden zu bringen, schließlich (1273 und 1277) aber auch all' diese nebst Freiburg im Oechtlande (heutigen gleichnamigen Kanton) durch Kauf zu erwerben. So war Peters von Savoyen Plan,

das Machtgebiet seines Hauses nach Norden, zum Rhein und alten habsburgischen Stammlande vorzuschieben, durch den Begründer der habsburg-östreichischen Hausmacht vereitelt. Dadurch aber trieb Rudolf die Savoyer Grafen, welche für das an den westlichen Grenzen wenig geschützte deutsche Reich einen Damm gegen Frankreich hätten bilden können, in die Arme desselben, wie denn die Grafen Amadeus und Ludwig von Savoyen, Philipps Neffen, nachdem sie sich über ihre Antheile an der Stamm-Grafschaft und den Besitzungen ihres Hauses heftig befehdet hatten, die 1286 zwischen ihnen zu Stande gekommene Vereinbarung, ohne in dem Vertrag Rudolfs, des deutschen Reichsoberhaupts, auch nur zu gedenken, unter Frankreichs und Englands Garantie stellten. Und in der Folge suchten Peters Nachkommen, dem aufstrebenden Geiste ihrer Ahnen folgend, ihr Machtgebiet nach Osten und Süden auszubreiten, verdrängten, unterstützt von Frankreich und begünstigt von großen politischen Ereignissen, auch in unsern Tagen aus diesen Länderstrichen das Haus Habsburg und unterwarfen schließlich ganz Italien ihrem Hause. So gebieten die Nachkommen der Grafen von Savoyen jetzt als souveräne Könige in der Lombardei, wo namens des Kaisers Friedrich II. einer ihrer Ahnherren (Thomas 1226) die Reichsstatthalterschaft bekleidete.

Rudolf, dem Ahnherrn des habsburg-östreichischen Hauses, erwuchs in Philipp, Peters Bruder und Nachfolger (seit 1268), ein äußerst hartnäckiger, gefährlicher Gegner, der, wiewohl er lange Zeit hindurch geistlich' Gewand getragen, es doch auch gut verstand, das Schwert zu führen. Derselbe war nämlich schon vor einer Reihe von Jahren zum Erzbischof von Lyon gewählt worden, hatte, obgleich er die Weihe nicht erhalten haben soll, gleichwohl den Titel geführt und über dreißig Jahre reiche Kirchenpfründen genossen, schließlich aber noch bei seines Bruders Lebzeiten die Wittwe des Pfalzgrafen Hugo von Burgund (s. S. 473 f.) geheirathet und zur Vergrößerung der Macht seines Stiefsohnes Otto, gegen den eben König Rudolf die fragliche Heerfahrt unternommen, wesentlich beigetragen. Als Graf von Savoyen nahm er die Verfolgung der Plane seines Bruders, die Macht seines Hauses auf Kosten des Reichs auszubreiten, energisch auf, fuhr auch später also fort, als Graf Rudolf von Habsburg, seines Hauses Rivale, längst den deutschen Thron bestiegen hatte. So vermochte er bald nach seines Bruders Tode u. a. die Berner, daß sie auch ihn auf Lebenslang zu ihrem Herrn und Beschirmer annahmen und ihm die Reichseinkünfte von ihrer Stadt zuwiesen, allerdings mit der schon bei seinem Bruder gemachten Klausel (s. S. 465). Und aus der Schirmherrschaft wurde schließlich ein Schutz- und Trutz-Bündniß zwischen beiden. Wiederholt, aber stets

ohne Erfolg, hatten unter Vermittlung der mit Philipp verwandten Königshäuser von Frankreich und England wie auch des Pabstes, indeß unter offenbarer Begünstigung des Savoyers von Seiten dieser Vermittler, Verhandlungen Statt gefunden, um die Streitigkeiten zwischen dem König und dem Grafen beizulegen. Dabei würde ersterer zu einem nur einigermaßen annehmbaren Vergleich, durch welchen Savoyen die Hoheits-Rechte des Reichs auf Peterlingen, Gümminen, Murten, Milden u. a. ohne Rückhalt anerkannt hätte, gerne die Hand geboten haben; solches war aber von Philipp nicht zu erlangen, wiewohl die Bedingungen, unter denen die genannten Reichsorte in seine Gewalt gekommen waren, ihn hiezu verpflichtet hätten. Da beschloß der König gegen den unbotmäßigen Vasallen des Reichs mit Waffengewalt einzuschreiten (s. unten).

Burgund kommt an das Haus der Staufer, Herzoge von Meran und Grafen von Chalon.

Kaiser Friedrich I., der Rothbart, gewann das Königreich Arelat (s. S. 464 f.), welches schon um die Mitte des zwölften Jahrhunderts dem deutschen Reich ziemlich entfremdet war, wieder für dasselbe und zunächst sein Haus, indem er sich mit der schönen Beatrix, Erbin des Grafen Reinald III. von Hochburgund, vermählte, und so diese Grafschaft, welche der mächtige Graf Wilhelm von Mâcon hatte an sich reißen wollen, mit der Provence an sein Geschlecht brachte, während Burgund diesseits des Jura bis zum Aussterben des Zähringer Hauses bei diesem verblieb, und darnach durch eine Heirath großen Theils an die Grafen von Kiburg (s. S. 470) fiel. Nach dieser Erwerbung konnte es ihm, dem mächtigsten und angesehensten Herrscher seiner Zeit, nicht schwer werden, sich zum König von Burgund proklamiren zu lassen. Solches geschah 1156 in Bisanz (Besançon), der Heimat seiner mit großer Innigkeit an ihm hängenden Gemahlin, in höchst glänzender Weise, denn es wohnten neben den Großen des burgundischen Reiches die Machtboten der Höfe von Rom, Apulien, Venetien, Frankreich, England und Spanien an. Und der Erzbischof von Lyon, der Bischof von Vienne, des Königreichs Burgund Erzkanzler, dessen Kollegen auf den Stühlen von Valence und Avignon waren nebst den weltlichen Großen vor dem Kaiser erschienen, um ihm ehrerbietigst zu huldigen und ihre Reichslehen von ihm zu empfangen.* Andere geistliche

* Clerc (s. Anm. 1) bemerkt Bd. I. S. 347 hiezu: „ce qui ne s'était pas vu de mémoire d'homme."

Fürsten, wie der Erzbischof von Arles, welchem nicht mehr möglich gewesen war, in Person zu erscheinen, ließen durch Boten und Briefe ihre Unterwerfung erklären. Erst im Jahr 1178 aber wurden Friedrich und Beatrix in Arles, der Hauptstadt des burgundischen Reichs, in der dortigen, prachtvoll geschmückten Kathedrale in Gegenwart der deutschen Fürsten von dem Erzbischof feierlich gekrönt.

Bei einem früheren Aufenthalte in Bisanz ordnete Friedrich den gänzlichen Umbau der Burg in Dole, wo einst sein Schwiegervater seinen Sitz gehabt, zu einem großartigen Kaiserschlosse an. Daselbst hielt er oft und längere Zeit Hof. Da gab der kunstliebende große Kaiser an der Seite seiner zärtlich geliebten Beatrix herrliche Feste, an denen zu Liedern der Minne die Lyra der Sänger erklang und glänzende Turniere, bei welchen deutsche Kraft und ritterliche Kunst manchen Preis erjagt, gehalten wurden. Da belustigten sich auch zu Zeiten die deutschen Ritter und Edelfräulein vom kaiserlichen Hofe bei ländlichen Festen im Schatten der herrlichen Wälder umher mit Spiel, Sang und Reigentanz, und wurden für die damals zumeist noch wilden burgundischen Herren Vorbilder feiner höfischer Sitten.

König Friedrich I. übergab seinem vierten Sohne Otto das Reichs-Vikariat über Arelat und Hochburgund, wonach sich derselbe bald Graf, bald Pfalzgraf, auch Herzog von Burgund nannte. Er starb im Jahr 1201 und liegt in der Kathedrale von St. Stephan zu Besançon begraben. Durch die Vermählung von Otto's einziger Erbin Beatrix mit dem Herzog Otto von Meran* kam der Hohenstaufische Hausbesitz in Burgund, allerdings nicht ohne heftigen Widerspruch der Grafen von Chalon und anderer, an Otto von Meran, der nun auch den Titel Pfalzgraf von Burgund annahm, 1234 aber mit Hinterlassung von einem gleichnamigen Sohne und fünf Töchtern das Zeitliche segnete. Jener starb frühzeitig und seine Erbschaft fiel an die Ehemänner seiner fünf Schwestern, von denen eine sich mit Hugo, dem ältesten Sohne des Grafen Johannes von Chalon und Burgund, Herren von Salins, eine zweite, Elisabeth, mit Burggraf Friedrich III. von Nürnberg vom Stamme der Grafen von Zollern vermählte. Die Erbschaft, welche das burggräflich-Nürnbergische Haus mit Zustimmung beziehungsweise Belehnung von Seiten des Königs Wilhelm aus dem Grafenhause Holland, welcher sich um die testamentarischen Bestimmungen des abgesetzten Kaisers Friedrich II. über das Königreich Burgund zu Gunsten eines seiner Söhne nicht bekümmert, gemacht hatte, kam aber 1256

* Das Herzogthum Meran lag in den Bergen von Dalmatien und Albanien am adriatischen Meere; zu demselben gehörten auch Tyrol und Istrien.

nach langwierigen Verhandlungen gegen eine Geldentschädigung an den obgenannten Grafen Hugo von Burgund und Chalon, Herren von Salins, welcher darauf den Titel Pfalzgraf von Burgund annahm. Nur die Reichsvogtei von Bisanz (Besançon) sollte dem burggräflich-Nürnbergischen Hause verbleiben.[5] Pfalzgraf Hugo hinterließ u. a. drei Söhne, von denen uns besonders Otto als derjenige interessirt, gegen welchen König Rudolf die fragliche Heerfahrt unternommen hat, doch sei bemerkt, daß dessen Bruder Reinald die Grafschaft Mömpelgard erheirathet, der dritte sich mit einer Gräfin von Pfirt vermählt hat.

Auf Otto gieng zumeist der höchst ansehnliche Nachlaß seines Vaters an Land und Leuten über, daher er auch den Titel Pfalzgraf von Burgund führte. Die Erfüllung der großen Verbindlichkeiten, welche sein Vater und Stiefvater, Graf Philipp von Savoyen, gegen die andern Erben des Pfalzgräflich-Meran'schen Hauses eingegangen hatten, um die Grafschaft Burgund an sich zu bringen, fiel zumeist ihm zu. Er war aber ein sehr schlechter Haushälter, dabei kriegslustig und ein Freund von abenteuerlichen Ritterfahrten.

Als Graf Rudolf von Habsburg 1273 den deutschen Thron bestiegen, ließ sich Otto nicht herbei, des Königs Belehnung mit seinem Lande nachzusuchen, obgleich dieser das alte Reichsgesetz, nach welchem in solchem Fall die Belehnung innerhalb Jahr und Tag erfolgen sollte, durch einen Spruch der Reichsfürsten hatte wieder einschärfen lassen, widrigenfalls der Inhaber des Lehens verlustig gehen würde. Ja, es giengen sechzehn Jahre hin, ehe Otto, durch Waffengewalt dazu gezwungen, sich belehnen ließ (s. unten), ohne indeß sein Lehen verloren zu haben. Auch leistete er bei keinem der Reichskriege, welche König Rudolf geführt, diesem Heeresfolge, dagegen machte er für das französische Königshaus (beziehungsweise Karl von Anjou) die Heerfahrten nach Unteritalien und Spanien gegen Peter von Aragonien mit; freilich schoß ihm der französische König Philipp die Geldmittel hiezu vor, erließ ihm auch später die Rückzahlung derselben (?) großmüthig. Auch unterstützte er seinen Bruder, Graf Reinald von Mömpelgard, und seinen Stiefvater Philipp von Savoyen bei ihren Kriegen gegen König Rudolf.

Im Bewußtsein dieser Pflichtvergessenheit und Unbotmäßigkeit gegen das deutsche Reich beziehungsweise dessen Oberhaupt und gewarnt durch Reinalds und Philipps Schicksal, welche 1283 von König Rudolf mit Waffengewalt unterworfen worden waren, war Otto darauf bedacht, seine Stellung durch Bündnisse zu festigen, so mit der Reichsstadt Bisanz (Besançon s. unten) und dem Herzog Robert von Burgund (Dijon), dessen zu Frankreich gehöriges Land nur durch die Saône von dem

Seinigen getrennt war, und der auch Otto's näheren Verkehr mit dem französischen Königshause vermittelt hatte.

In intime Beziehungen zu diesem und große Abhängigkeit von demselben trat aber Pfalzgraf Otto IV. durch seine im Jahr 1285 erfolgte zweite Vermählung mit einer Tochter des Grafen Robert von Artois, Enkelin König Ludwigs des Heiligen. Diese ehliche Verbindung, welche dem eitlen Grafen überaus schmeichelte, hatte König Philipp III. von Frankreich selbst eingeleitet, um die Erreichung seiner Absichten auf die Grafschaft Burgund zu fördern. Und abgesehen davon, daß die Hochzeitsfeier in Paris, im Kreise der königlichen Familie, stattgefunden, machte sich Otto dem französischen Könige besonders dadurch verbindlich, daß er aus dessen Händen die Mitgift seiner Gemahlin (10,000 Livres) empfieng und dafür die eine Hälfte der Grafschaft Burgund verpfändete, während er die andere als Morgengabe („don de noces") seiner Gemahlin verschrieb. Alles dies, ohne sich darum zu kümmern, daß seine Grafschaft ein Lehen des deutschen Reichs und zu solchen Verfügungen die Zustimmung von dessen Oberhaupt nöthig war. Bald beherrschte ihn seine schöne junge Gemahlin, welche er leidenschaftlich liebte, ganz und machte aus ihm einen vollkommenen Franzosen, welchem der Aufenthalt an den Höfen von Paris und Vincennes, wo er meist lebte und fabelhafte Summen verschwendete, über alles gieng. Dabei überhäufte auch König Philipp IV., genannt der Schöne, den Burgunder Grafen, um ihn immer mehr an sein Haus zu fesseln, mit Gunstesbezeugungen aller Art, gab ihm den Titel „cousin" u. a. m., streckte ihm, der an dem königlichen Hofe und wenn er auf seinem Schlosse in Dole französischen Prinzen und anderen hohen Herren glänzende Feste gab, einen weit über seine Kräfte gehenden Luxus entfaltete, sehr große Summen vor, die er schuldig bleiben mußte. So darf man sich denn nicht wundern, daß Pfalzgraf Otto sich mehr als Vasall von Frankreich, denn von Deutschland betrachtete, von König Philipp auch zu den Seinigen gezählt wurde,[6] und schließlich mit seines Hauses Vergangenheit gänzlich brach, indem er das alte Wappen von Burgund — einen silbernen Adler in rothem Felde — abschaffte und dafür einen „geschindelten" Löwen annahm. Jenes hatte Pfalzgraf Otto I., Kaiser Friedrichs I. Sohn, gewählt. Nun aber schämte sich der in französisches Wesen vernarrte und von Frankreich verführte Graf seiner deutschen Abkunft und seines hochgefeierten Urgroßvaters, des gewaltigen Rothbarts, an den ihn, wenn er auf seinem Schlosse in Dole lebte, so vieles erinnern mußte.

Füglich reihen wir hier einige historische Notizen an über das alte Bisanz (jetzt Besançon), welches in der unten folgenden

Heerfahrt eine Rolle spielt. Dasselbe wird in C. Julius Cäsars Commentar über den Gallischen Krieg Lib. I. Capitel XXXVIII. unter dem Namen „Besontio“ als Hauptort der Sequaner aufgeführt, in dessen Nähe der genannte geniale römische Feldherr den von dem genannten Volksstamme gegen die Aeduer, Roms Schützlinge, herbeigerufenen Suevenfürsten Ariovist schlug. Im Mittelalter kommt die so ziemlich inmitten der Grafschaft Burgund gelegene Stadt unter dem Namen Bisanz vor, woraus schließlich Besançon wurde. Bis gegen die Mitte des elften Jahrhunderts war dieselbe in den Händen der Ahnen der oben wiederholt erwähnten Grafen von Chalon, später und bis um das Jahr 1260 unter Begünstigung der Kirche von Seiten der Kaiser eine bischöfliche Stadt. Indeß stand die Vogtei über dieselbe mit der hohen Gerichtsbarkeit dem Reiche zu, und wurde von dessen Oberhaupt als Lehen ausgegeben, so 1245 von König Konrad IV. an den obenerwähnten Burggrafen Friedrich von Nürnberg. Nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts befreite sich die Stadt unter langwierigen schweren Kämpfen aus der Gewalt ihrer Erzbischöfe und schwang sich bald darnach zur deutschen Reichsstadt auf. Da wählte sie sich, ganz Umgang nehmend von dem Rechte, welches dem Nürnberger Burggrafen auf die Vogtei der Stadt vorbehalten worden, nun selbst ihre Vögte (Schirmherren) u. a. den Herzog von Burgund, später (1277) den oben erwähnten Pfalzgrafen Otto IV. von Burgund. Zugleich schloßen letztere beide Theile mit einander ein Schutz- und Trutz-Bündniß, in welchem sich insbesondere die Bürger der Stadt verpflichteten, in einem Kriege den Pfalzgrafen und seine Leute bis auf zweihundert Mann in ihre Mauern aufnehmen, und wenn sein Land von einem feindlichen Einfall heimgesucht werden würde, ihm mit aller ihrer Macht beistehen zu wollen. Und es scheint fast, der Pfalzgraf habe eventuell seine Stellung zum deutschen Reichsoberhaupt im Auge gehabt. Dabei war König Rudolfs Haltung gegen die Stadt schon am Anfang seiner Regierung nicht dazu angethan, sich die Sympathie ihrer Bürger zu erwerben, denn wiewohl sich diese beeilt hatten, ihm ihre ehrerbietigsten Glückwünsche zu seiner Thronbesteigung darbringen zu lassen, verwies er sie bald darnach nicht nur auf jenes Dekret des Kaisers Friedrich II., mit welchem dieser alle Satzungen und Neuerungen, welche bischöfliche Städte ohne Einwilligung ihrer geistlichen Herren eingeführt, für null und nichtig erklärt hat, sondern that ihnen zu wissen, daß er eher Willens sei, die Gerechtsame des Erzbischofs über ihre Stadt zu vermehren. So mag denn auch das höchst gnädige Schreiben, welches Rudolf dagegen im August 1282 an die von Bisanz gerichtet,[7] keine sonderlich gute Aufnahme gefunden haben, wie denn sich, ehe ein Jahr dahingegangen war,

der König veranlaßt gesehen, mit der Stadt wegen wiederholter Verletzung des Landfriedens ein scharfes Wort zu reden.[8] Als sich aber Pfalzgraf Otto offen und mit den Waffen in der Hand gegen den König erhob, da trat die Stadt nicht nur auf die Seite ihres Schirmherrn, sondern übertraf ihn noch an hartnäckigem Widerstande gegen das Reichsoberhaupt (s. unten).

Zweites Kapitel.

König Rudolfs Heerfahrten gegen Savoyen und Burgund.

I

Der Feldzug gegen Savoyen. Die Belagerung von Peterlingen (jetzt Payerne) 1283.

Nachdem Rudolf den Grafen von Mömpelgard im Frühjahr 1283 mit Waffengewalt zum Gehorsam gebracht hatte und alle Verhandlungen, den Grafen Philipp von Savoyen zur Anerkennung der Reichsoberhoheit über die Städte Peterlingen, Gümminen, Murten und Milden (s. S. 465) zu vermögen, erfolglos geblieben waren, beschloß König Rudolf denselben mit Waffengewalt dazu zu zwingen. Da ließ er im Namen des Reichs an geistliche und weltliche Fürsten, Grafen, Herren und Ritter, wie auch Reichsstädte den Aufruf zum Zuzug ausgehen. „Entschlossen," sagte er darin, „des Reiches Rechte und Güter, welche der Graf von Savoyen seit langer Zeit widerrechtlich vorenthalte, wieder in seine und des Reiches Gewalt zu bringen, werde er nicht ablassen, bis seinem Willen ein volles Genüge geschehen sei. Darum fordere er alle Reichsgetreuen auf, sich zu rüsten und ihre Mannschaften ihm zuzuführen." Es zogen, soweit hierüber zuverlässige Nachrichten auf uns gekommen sind, ihm zu mit den Mannen ihrer Bisthümer die ihm treu ergebenen Kirchenfürsten von Basel und Straßburg, Markgraf Heinrich von Hachberg, das Kleeblatt seiner Getreuesten: der Burggraf Friedrich (III.) von Nürnberg, unser Held Albert und Graf Heinrich von Fürstenberg, die Grafen Ludwig von Oettingen,[9] Egeno von Fürstenberg (Heinrichs Sohn), die freien Herren von Neifen und Geroltseck[10] nebst Edlen und Rittern der burgundischen Lande; von reichsstädtischen Aufgeboten stießen zu dem Könige vor Peterlingen die von Bern, Solothurn und Freiburg. Auch Graf Wilhelm von Genf folgte dem Auf-

rufe des Königs und machte mit dem streitbaren Bischof von Lausanne, welcher in besonderer Fehde mit Philipp lag, einen Einfall in dessen Land. In Rheinfelden, wo der König am 1. Juni 1283 stand, sammelten sich die Zuzüge, welche allermeist Südwestdeutschland, Schwaben, das Elsaß und die habsburgischen Stammlande gestellt hatten. Von Rheinfelden, wo Rudolf noch am 11. Juni gestanden, rückte er nach Solothurn und Bern, zog deren Aufgebote an sich und von da fürder nach Freiburg, das man zum Hauptwaffenplatz für das Heer machte und von wo aus dieses auch verproviantirt wurde. Hauptziel der Heerfahrt war, das von Freiburg seitwärts gegen Abend liegende Peterlingen, um das es sich in dem Streit zwischen dem König und Graf Philipp vornehmlich handelte, diesem zu entreißen. Wohl lagen nun im Rücken die von Graf Philipp besetzten kleineren Städte Murten und Gümminen. Die wurden aber durch einzelne Haufen des Hauptheeres blokirt, auch durch das in der Nähe liegende, in den Händen von Königlichen befindliche Laupen beobachtet und im Schach gehalten. Am 20. Juni stand der König jedenfalls vor Peterlingen. Bei der ausnehmenden Festigkeit und der starken Besatzung des Platzes wurde nach dem Rath der vornehmsten Führer des Heeres, unter denen unser Held und sein Stammesvetter, der Burggraf, die ersten Stellen einnahmen, beschlossen, denselben möglichst eng einzuschließen, um durch Abschneiden jeder Zufuhr von Lebensmitteln und Abwehr anrückender Hilfsmannschaften ihn zur Uebergabe zu zwingen. Zu dem Ende bezog des Königs Heer ein Lager und traf die in jenen Zeiten üblichen Anstalten, um dasselbe sowohl gegen die Stadt als gegen Außen vor Ueberfall zu schützen. Man ließ nach der Terrain-Beschaffenheit durch hiezu aufgebotenes Landvolk Erdwerke (Wälle) aufwerfen, an andern Stellen tiefe breite Gräben, Verhaue und starke Zäune aus gefällten Baumstämmen (Pallisaden) anlegen, an andern Punkten den Zugang durch die vielen mitgeführten Wagen (eine Wagenburg) sperren, dazwischen an geeigneten Punkten, namentlich den Thoren des Platzes gegenüber, starke hölzerne Thürme aufrichten. In dem dazwischen liegenden durch Straßen abgetheilten Lagerraum errichtete man für die hohen Führer Wohnhäuser, Zelte oder „Pavilun“ und Hütten [11] für die Knechte, sorgte auch für Unterkunft der Rosse. Indeß verhielt sich das Belagerungs-Heer nicht durchaus blos beobachtend und absperrend, sondern man suchte an geeigneten Punkten durch Sturmböcke in die Ringmauer Bresche zu legen, mit Wurfmaschinen die Stadt in Brand zu stecken, sonst zu schädigen und die Einwohner zu ängstigen. Hie und da wurde auch ein Sturmversuch gemacht, die Besatzung und Einwohnerschaft alarmirt, doch war es nach dem Rath der angesehensten Führer des Heeres mit dem Stürmen kein

rechter Ernst, schon um die Mannschaft zu schonen. So war man bereits geraume Zeit vor der Stadt gelegen, ohne daß diese ernstlich daran dachte, sich zu ergeben, und die Unterhandlungen, welche Graf Philipp im August mit König Rudolf anknüpfte, waren nur ein Schein-Manöver, um letzteren noch länger hinzuhalten, führten jedenfalls zu keinem Resultat, da die Bedingungen, unter welchen der Graf sich unterwerfen wollte, allzugünstig für diesen waren. [12] Inzwischen waren die Vorräthe an Lebensmitteln und Futter, welche die Umgegend geboten, erschöpft, die Magazine in Freiburg leer geworden, wie sich der König und seine vornehmsten Führer bei ihrer Anwesenheit in Freiburg in der zweiten Hälfte des August überzeugt hatten. Die Freiburger waren daher nicht mehr im Stande, weitere Lieferungen an das königliche Heer zu machen. An Bereitwilligkeit fehlte es nicht, denn der Savoyer Graf hatte Gewerbe und Handel ihrer Stadt durch Erhebung starker Zölle und sonst schwer geschädigt und war so auch ihr Feind.

Bei dieser mißlichen Lage der Dinge mußte man entweder die Belagerung von Peterlingen aufheben oder auf anderem Wege den dem Heer nöthigen Bedarf an Lebensmitteln, Futter und dergleichen herbeischaffen. Da beschloß man in dem Kriegsrath, es sollen mit starken Haufen leicht berittener Freiwilliger Streifzüge in das Waadtland gemacht und so Lebensmittel ꝛc. aufgebracht werden. [13] Der König selbst wollte das Unternehmen ausführen und übertrug für die Zeit seiner Abwesenheit den Oberbefehl über das vor Peterlingen zurückgebliebene Heer und die Leitung der Belagerung unserem Helden, dem „vermessenen (kühnen) von Hairloch“ (Haigerloch) und dem „ellensreichen“ (tapferen) Burggrafen Friedrich von Nürnberg. Und der beabsichtigte Zweck des Streifzugs wurde vollkommen erreicht, denn der König besaß noch im Greisenalter alle die Eigenschaften eines Anführers von einem Freibeuter-Corps. Große Heerden von Ochsen und Schafen hatte man schließlich aufgebracht, einen langen Zug von mit Getreide und Mehl, Hafer und Heu beladenen Wagen führte man unter starker Bedeckung dem Lager zu, dazu reiche Ladungen von köstlichem Waadtländer-Wein. Da brach unter den schweren Lasten „manig Prukk, die noch wol gestanden wer.“ Und mancher Schildknappe hatte zu großem Mißfallen des Königs bei Feind und Freund so viel Beute gemacht, daß er sein Pferd damit überlud und dieses an der Achsel und dem „Rukken Schaden nahm.“ Wo die Haufen zu längerer Rast Halt machten, sich niederließen und ihre Beutestücke auskramten, da glaubte man auf einem Jahrmarkt zu sein. So geschah es, daß eines Tages eine schöne, stolze Frau — es war die Schwester des Bischofs von Lausanne — in des Königs Lager geritten kam und ihn bat, er möchte ihr wieder zu den

Sachen verhelfen, welche bei ihr erbeutet worden. Da machte er mit der hohen Dame einen Rundgang durch das Lager und ließ sich zeigen was ihr gehörte. Und wie er „ein Mann war, der schöne Frauen lieb het und gern nach ihrem Willen tet", so ließ er der Bittstellerin auch all' ihr Eigenthum wieder zustellen.

Im Uebrigen aber gelang es dem kühnen und listigen königlichen Führer des Requisitions-Corps die reiche Beute im Werth von 5000 Mark Silber glücklich in das Lager vor Peterlingen zu bringen. Darob hub sich großer Jubel in demselben; prahlerisch und ausgelassen lustig sich gebärdend zeigten die ausgezogenen Schildknappen ihren zurückgebliebenen Waffenbrüdern die gemachten Beutestücke und erfreuten sie mit diesem und jenem; neu belebt war der Muth des ganzen Belagerungsheeres.

Nachdem die Blokade während des Königs Abwesenheit und darnach noch bis gegen Weihnachten sehr streng durchgeführt worden und sich in Folge hievon bereits seit geraumer Zeit starker Mangel an Lebensmitteln in der Stadt eingestellt hatte, erklärte sich Graf Philipp zur Unterwerfung bereit und es kam zwischen ihm und Rudolf ein Friede zu Stande. In demselben übergab der Graf dem Könige die Städte Murten, Gumminen mit der Vogtei und alle bis daher von ihm beanspruchten Rechte auf Peterlingen, namentlich auch die Vogtei; die sonstigen Reichsgüter wurden Philipp auf Lebenslang belassen, doch wurde ihm die Bezahlung sehr namhafter Kriegskosten auferlegt. Darauf zog das Heer ab, nicht aber ohne nach damaligem barbarischem Kriegsbrauch des Grafen Land nochmals mit Raub und Brand zu schädigen.

II.

König Rudolfs Heerfahrt gegen Burgund beziehungsweise Frankreich und die Belagerung von Bisanz (Besançon) 1289.

Die Unterwerfung des mächtigen Grafen Philipp von Savoyen hatte in den burgundischen Landen jeglichen Widerstand auf mehrere Jahre hin erstickt. Als aber 1286 und 1287 eine Anzahl schwäbischer Grafen sich gegen den König und dessen Anhang insbesondere unseren Helden erhoben (s. den 14. Abschnitt), und Rudolf nur unter großer Anstrengung mit schwachem, zweifelhaftem Erfolg die aufständische Bewegung dort gedämpft hatte, da erhob sich auch das mächtige Bern, welches die Ausbreitung der habsburgischen Hausmacht seit Jahren mit Besorgniß verfolgt hatte, und verleitete das zuvor treue Freiburg gleichfalls zum Abfall von Kaiser und Reich. Dabei wird man annehmen

dürfen, die Umtriebe der Grafen von Savoyen und insbesondere des uns genugsam bekannten Pfalzgrafen Otto von Burgund werden dabei eine starke Rolle gespielt haben. Und wenn es König Rudolf selbst nach zweimaliger Belagerung Berns, wobei wiederholt Sturmversuche gemacht und die Stadt durch Brand schwer geschädigt worden, im Sommer und Herbst 1288 nicht gelungen, dieselbe zu unterwerfen, so konnte es nicht fehlen, daß hiedurch die natürlichen Bundesgenossen der Berner, vornehmlich der Pfalzgraf Otto von Burgund in seiner Auflehnung gegen Kaiser und Reich nur bestärkt wurde. Der warf nun wirklich den letzten Schein von Anerkennung der Lehensoberherrlichkeit des deutschen Reichs über sein Land ab, und das in seiner Gewalt befindliche Bisanz (Besançon) empörte sich. Als aber des Königs gleichnamiger tapferer Sohn Ende April des nächsten Jahres den Bernern, welche eine Kriegslist aus ihrer Stadt herausgelockt, trotz ihres verzweifelten Widerstandes eine vollständige Niederlage beigebracht hatte, und dieselben nothgedrungen des Königs Gnade nachgesucht und ihm Treue geschworen hatten, auch schon zuvor Freiburg sich unterworfen hatte, da beschloß der König gegen den reichsunbotmäßigen Pfalzgrafen Otto von Burgund mit allem Nachdruck vorzugehen. Er sandte an denselben Boten mit der Aufforderung, er habe die Vogtei über die Stadt Bisanz (Besançon) herauszugeben, die Oberherrlichkeit des deutschen Reichs über seine Grafschaft Burgund anzuerkennen, zu dem Ende sich zur Belehnung mit derselben und allem anderen, das er von dem Reich trage, unverweilt vor dem Könige zu stellen, wo nicht so werde er mit Waffengewalt dazu gezwungen. Darauf ließ der stolze Pfalzgraf im Vertrauen auf die Hilfe des Königs von Frankreich dem Könige sagen, was er besitze, habe er nach dem Erbrechte und sei den römischen Königen in nichts verbindlich. Darauf lud ihn König Rudolf vor die Schranken des Gerichts der Reichsfürsten, sprach, als er auf den ihm gesetzten Termin nicht erschienen, die Reichsacht über ihn aus und erklärte ihm den Krieg. Da versicherte sich der Pfalzgraf zunächst der Treue der Stadt Bisanz (Besançon), in welcher ihn des Königs Boten getroffen, und gewann eine Anzahl mächtiger Verbündeter, unter anderen den Herzog Robert von Burgund, des römischen Königs Schwager, [14] den Erzbischof von Bisanz, die Grafen von Mömpelgard, Savoyen, Chalon, Artois, Champagne, den Baron Thibaut von Rougemont; der Abt von Luxeuil sandte dem Pfalzgrafen einen starken Haufen Streiter zu Roß und Fuß, während der von St. Paul in Bisanz Gelder beisteuerte. Selbst deutsche Grafen und Herren aus dem Elsaß, wie Graf Theobald von Pfirt, [15] Walter von Geroldseck und Konrad Werner von Hatstatt scheuten sich nicht, dem Pfalzgrafen ihre Hilfe gegen das

Sachen verhelfen, welche bei ihr erbeutet worden. Da machte er mit der hohen Dame einen Rundgang durch das Lager und ließ sich zeigen was ihr gehörte. Und wie er „ein Mann war, der schöne Frauen lieb het und gern nach ihrem Willen tet“, so ließ er der Bittstellerin auch all' ihr Eigenthum wieder zustellen.

Im Uebrigen aber gelang es dem kühnen und listigen königlichen Führer des Requisitions-Corps die reiche Beute im Werth von 5000 Mark Silber glücklich in das Lager vor Peterlingen zu bringen. Darob hub sich großer Jubel in demselben; prahlerisch und ausgelassen lustig sich gebärdend zeigten die ausgezogenen Schildknappen ihren zurückgebliebenen Waffenbrüdern die gemachten Beutestücke und erfreuten sie mit diesem und jenem; neu belebt war der Muth des ganzen Belagerungsheeres.

Nachdem die Blokade während des Königs Abwesenheit und darnach noch bis gegen Weihnachten sehr streng durchgeführt worden und sich in Folge hievon bereits seit geraumer Zeit starker Mangel an Lebensmitteln in der Stadt eingestellt hatte, erklärte sich Graf Philipp zur Unterwerfung bereit und es kam zwischen ihm und Rudolf ein Friede zu Stande. In demselben übergab der Graf dem Könige die Städte Murten, Gumminen mit der Vogtei und alle bis daher von ihm beanspruchten Rechte auf Peterlingen, namentlich auch die Vogtei; die sonstigen Reichsgüter wurden Philipp auf Lebenslang belassen, doch wurde ihm die Bezahlung sehr namhafter Kriegskosten auferlegt. Darauf zog das Heer ab, nicht aber ohne nach damaligem barbarischem Kriegsbrauch des Grafen Land nochmals mit Raub und Brand zu schädigen.

II.

König Rudolfs Heerfahrt gegen Burgund beziehungsweise Frankreich und die Belagerung von Bisanz (Besançon) 1289.

Die Unterwerfung des mächtigen Grafen Philipp von Savoyen hatte in den burgundischen Landen jeglichen Widerstand auf mehrere Jahre hin erstickt. Als aber 1286 und 1287 eine Anzahl schwäbischer Grafen sich gegen den König und dessen Anhang insbesondere unseren Helden erhoben (s. den 14. Abschnitt), und Rudolf nur unter großer Anstrengung mit schwachem, zweifelhaftem Erfolg die aufständische Bewegung dort gedämpft hatte, da erhob sich auch das mächtige Bern, welches die Ausbreitung der habsburgischen Hausmacht seit Jahren mit Besorgniß verfolgt hatte, und verleitete das zuvor treue Freiburg gleichfalls zum Abfall von Kaiser und Reich. Dabei wird man annehmen

dürfen, die Umtriebe der Grafen von Savoyen und insbesondere des uns genugsam bekannten Pfalzgrafen Otto von Burgund werden dabei eine starke Rolle gespielt haben. Und wenn es König Rudolf selbst nach zweimaliger Belagerung Berns, wobei wiederholt Sturmversuche gemacht und die Stadt durch Brand schwer geschädigt worden, im Sommer und Herbst 1288 nicht gelungen, dieselbe zu unterwerfen, so konnte es nicht fehlen, daß hiedurch die natürlichen Bundesgenossen der Berner, vornehmlich der Pfalzgraf Otto von Burgund in seiner Auflehnung gegen Kaiser und Reich nur bestärkt wurde. Der warf nun wirklich den letzten Schein von Anerkennung der Lehensoberherrlichkeit des deutschen Reichs über sein Land ab, und das in seiner Gewalt befindliche Bisanz (Besançon) empörte sich. Als aber des Königs gleichnamiger tapferer Sohn Ende April des nächsten Jahres den Bernern, welche eine Kriegslist aus ihrer Stadt herausgelockt, trotz ihres verzweifelten Widerstandes eine vollständige Niederlage beigebracht hatte, und dieselben nothgedrungen des Königs Gnade nachgesucht und ihm Treue geschworen hatten, auch schon zuvor Freiburg sich unterworfen hatte, da beschloß der König gegen den reichsunbotmäßigen Pfalzgrafen Otto von Burgund mit allem Nachdruck vorzugehen. Er sandte an denselben Boten mit der Aufforderung, er habe die Vogtei über die Stadt Bisanz (Besançon) herauszugeben, die Oberherrlichkeit des deutschen Reichs über seine Grafschaft Burgund anzuerkennen, zu dem Ende sich zur Belehnung mit derselben und allem anderen, das er von dem Reich trage, unverweilt vor dem Könige zu stellen, wo nicht so werde er mit Waffengewalt dazu gezwungen. Darauf ließ der stolze Pfalzgraf im Vertrauen auf die Hilfe des Königs von Frankreich dem Könige sagen, was er besitze, habe er nach dem Erbrechte und sei den römischen Königen in nichts verbindlich. Darauf lud ihn König Rudolf vor die Schranken des Gerichts der Reichsfürsten, sprach, als er auf den ihm gesetzten Termin nicht erschienen, die Reichsacht über ihn aus und erklärte ihm den Krieg. Da versicherte sich der Pfalzgraf zunächst der Treue der Stadt Bisanz (Besançon), in welcher ihn des Königs Boten getroffen, und gewann eine Anzahl mächtiger Verbündeter, unter anderen den Herzog Robert von Burgund, des römischen Königs Schwager, [14] den Erzbischof von Bisanz, die Grafen von Mömpelgard, Savoyen, Chalon, Artois, Champagne, den Baron Thibaut von Rougemont; der Abt von Luxeuil sandte dem Pfalzgrafen einen starken Haufen Streiter zu Roß und Fuß, während der von St. Paul in Bisanz Gelder beisteuerte. Selbst deutsche Grafen und Herren aus dem Elsaß, wie Graf Theobald von Pfirt, [15] Walter von Geroldseck und Konrad Werner von Hatstatt scheuten sich nicht, dem Pfalzgrafen ihre Hilfe gegen das

Reichsoberhaupt zuzusagen. Dagegen fand König Rudolfs Aufruf zu den Waffen vornehmlich in Süddeutschland insbesondere Schwaben im Gegensatz zu der zweiten Heerfahrt gegen den Böhmenkönig Ottokar bei Bischöfen, Grafen, Herren und Reichsstädten williges Gehör. Die öffentliche Meinung erblickte, und mit Recht, hinter dem trotzigen Pfalzgrafen von Burgund den aufreizenden König von Frankreich und unverkennbar machte sich eine nationale Stimmung gegen letzteres [16] u. a. insbesondere in der Reichsstadt Straßburg geltend. Dazu kam, daß man in der großen Niederlage, welche die Ritterschaft des Grafen Egon von Freiburg kurz zuvor gegen den von Mömpelgard erlitten, eine Befleckung der deutschen Waffenehre sah, die man wieder retten wollte. [17] Und der greise König * hat dem gehobenen deutschen Nationalgeist beredten, anfeuernden Ausdruck gegeben, wenn er, offenbar im Hinblick auf die drohende Haltung von Frankreich, gegen seine Umgebung sich gerühmt hat, er getraue sich mit 4000 auserlesenen deutschen Rittern und 40,000 Mann deutschen Fußvolks gegen jedwede Macht der Welt den Sieg zu behaupten. [18] Auch „ein geflügeltes Wort", das seine Wirkung gewiß nicht verfehlte. In der That kam in verhältnißmäßig kurzer Frist ein für jene Zeit sehr ansehnliches Heer zusammen. Wenn aber sonst gut unterrichtete gleichzeitige Berichterstatter, der Straßburger Notar Gottfried von Ensmingen und die Colmarer Annalen, ersterer von 6000 Reitern, darunter 2300 Ritter, 118,000 Mann zu Fuß und 300 Wagen und Karren spricht, letztere die Stärke des deutschen Heeres zu 4000 Reitern, darunter 2000 Ritter, 3000 Bogenschützen, 100,000 Fußgänger und 20,000 Wagen mit je zwei Pferden angeben, so ist hierin eben die Begeisterung für die „Heerfahrt gegen Frankreich", wie sie der Straßburger nennt, sowie die Vergrößerung durch die Fama zu erkennen. Jedenfalls ist die Stärke des Fußvolks (100,000; 118,000 Mann) und die Zahl der Wagen (20,000) um ein sehr namhaftes zu reduziren und die großartige Uebertreibung ist eben aus dem erwähnten Dictum des Königs ersichtlich, auch hienach das Fußvolk des Heeres, welches derselbe gegen den Pfalzgrafen von Burgund geführt, sicherlich bei weitem nicht einmal zu 40,000 Mann anzunehmen; was aber die Reiterei anbelangt, so erscheint uns nach Analogien eine Stärke von 4000 Pferden annehmbar, worunter indeß Ritter, Speer-(Edel-)Knappen, gemeine Reisige und Bogenschützen [19] begriffen gewesen sein mußten. Im Vergleich zu den Heeren, welche Rudolf bei seinen früheren Kriegen aufgebracht, war das gegen Burgund aufgestellte indeß allem nach ansehnlich. [20] Eine Hauptschwierigkeit bei Auf-

* Stand damals in seinem 72. Lebensjahr.

stellung zahlreicher Heere im Mittelalter machte, zumal bei der meist schlechten Beschaffenheit der Straßen und dem in manchen Gegenden gänzlichen Mangel an solchen die Verpflegung, wie auch der savoyische Feldzug gezeigt hat.

In demselben Grade, als die obgenannten Berichterstatter in Betreff der angeblichen Total-Stärke des deutschen Heeres, welches König Rudolf gegen den Pfalzgrafen Otto von Burgund geführt hat, den Mund voll genommen, sind dieselben und die allermeisten übrigen alten Aufzeichnungen über den Feldzug karg in Bezug auf spezielle Angaben von Theilnehmern. Außer allem Zweifel aber ist es, daß unser Held Albert nebst seinem Stammesvetter, dem Burggrafen Friedrich (III.), auch an dem Burgunder Feldzuge Theil genommen und nächst seinem königlichen Schwager die hervorragendste Rolle gespielt hat (s. unten). Selbstverständlich führte er dem Könige eine stattliche Schar von ritterlichen Vasallen und Dienstmannen seiner Grafschaft, dazu einen starken Haufen gemeiner Reisige und Fußknechte zu. Unter jenen befand sich Ritter Volkard von Owe, ein Ahnherr des in Württemberg und Baiern blühenden Freiherrn-Geschlechts. Vor dem Antritt seiner Fahrt erwies der sich, um den Schutz des Himmels für sich erflehen zu lassen, gegen das Kloster Bebenhausen (bei Tübingen) wohlthätig.[21] Ohne Zweifel machten auch andere schwäbische Grafen, die man sonst unter des Königs Anhängern trifft, die Heerfahrt mit, urkundlich ist es indessen nur von dem Pfalzgrafen Ludwig von Tübingen, dem Schwager von unseres Helden Bruder Burkard, erwiesen, welch' letzterer höchst wahrscheinlich auch mit ausgezogen ist. Einer ungewissen, leicht Lebensgefahr bringenden Zukunft entgegen gehend, machte der Pfalzgraf, welcher damals noch keinen Leibeserben gehabt, vor seiner Abfahrt sein Testament und verordnete unter anderem in demselben, daß das von seinem Hause gestiftete Kloster Bebenhausen von dem Noval-Zehnten seiner Besitzungen in Bondorf (O.A. Herrenberg) jährlich 36 Malter Roggen erhalten, ein Priester für seinen Vater und Bruder, und nach seinem Tode für ihn täglich eine Seelmesse lesen, endlich, wenn er auf Gottes Geheiß den Weg alles Fleisches gienge und sein Sterbeort nicht allzu weit entfernt sei, sein Leichnam in das Kloster gebracht und da seine Ruhestätte finden sollte. Der Pfalzgraf sah die Heimat wieder, das Kloster blieb aber nach der ausdrücklichen Bestimmung seines Testaments gleichwohl im Genuß der namhaften Schenkung.[22] Die Heerfahrt gegen Burgund machten, so weit uns die dürftigen, speziellen Nachrichten belehren, von weltlichen Herren ferner mit: Markgraf Heinrich von Hachberg (Baden), die Grafen Philipp und Ludwig von Homberg (im Frickthale bei Basel), Eberhard von Katzenelnbogen (Nassau) u. a. m. Mit

letzterem waren zwei Ritter von Boppard (am Rhein) ausgezogen. Von geistlichen Fürsten führten nebst andern die Bischöfe Peter von Basel, Konrad von Straßburg (vom Hause der Herren von Lichtenberg), Burkard von Metz (ein geborener Graf von Hennegau) dem Könige die Mannen ihrer Bisthümer zu. Von den Aufgeboten der Städte sind besonders hervorzuheben die von Basel und Straßburg. Sehr tapfer hatten noch vor Kurzem die Basler Ritter und Bürger in einem Kriege ihres Bischofs mit dem Grafen von Mömpelgard gefochten und den Grafen Egon von Freiburg mit seiner Ritterschaft beschämt. Von Straßburg zogen allein von den ritterbürtigen Geschlechtern 40 Helme mit ihrem Gesinde (gemeinen Waffenknechten) demselben zu.

Endlich machten 1200 „Schwyzer“ den Feldzug mit. Im Feindeslande aber wartete Rudolfs ein mächtiger Bundesgenosse an der Spitze eines starken Haufens seiner Mannen. Es war Johann von Chalon, Herr von Arlay, zwar ein naher Anverwandter des Pfalzgrafen Otto, aber auch König Rudolfs Schwager, denn ihre Gemahlinnen waren Schwestern. [23]

In und um Basel hatten sich die Zuzüge zu sammeln. Dort, bei seinem treuen Freunde, dem Bischof Peter, befand sich der König von Mitte Juni bis nach der des Juli. Um diese Zeit brach das Heer von Basel auf. Da mag sich nun der Leser eine überaus bunte, viele Wegstunden sich hinziehende Heersäule vorstellen. Derselben entlang flatterten in langer Reihe und farbenreicher Pracht die Banner, welche den größeren und kleineren Scharen der mitgezogenen Fürsten, Grafen und Herren vorangetragen wurden, [24] und die Fähnlein an den Speeren der Ritter, welche auf eigene Faust, in keines andern als des Königs Dienst ausgezogen waren. Man sah das Banner der Zähringer mit dem rothen Schrägbalken auf goldenem Felde, das mit dem weiß-roth quer getheilten Schild unseres Helden, den schwarz-weiß gevierten Schild seines Stammesvetters, des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, den rothen Habsburger Löwen auf goldenem Grunde an der Spitze der Mannschaften aus des Königs Stammlande, das Banner der Pfalzgrafen von Tübingen mit der rothen dreilappigen Fahne auf gelbem Felde und noch viel andere mehr. Eine überaus lärmende Kriegsmusik von Posaunen, Trompeten, Pfeifen und Pauken; Wagengerassel, Waffengeklirre, dröhnender Hufschlag, unverständlicher Lärm von Männerstimmen, Wiehern der Rosse und aufwirbelnde Staubwolken kündigten schon von großer Ferne das Anrücken des gewaltigen Heeres an. Der von dem König für die Heerfahrt zum Marschalken gesetzte Ritter hatte den Heerzug geordnet und seinen Weisungen war auf dem Marsche zu gehorchen. Dem Hauptheere weit voran ritten unter den Befehlen

landeskundiger und kriegserfahrener Ritter kampfbereit starke Haufen leichtberittener Speerknappen und reisiger Armbrustschützen. Ihnen folgten die Scharen der mit ausgezogenen geistlichen Fürsten, Grafen und Herren. Diese ritten auf Reisepferden an der Spitze ihrer Mannschaften, die in Rotten von Rittern, Speerknappen, gemeinen Reitern und Fußknechten geordnet waren. Sie trugen kein Kriegs- sondern Reisegewand; Helm, Schild und Speere wurden ihnen von Knappen und Knechten nachgeführt; Saumrosse mit Körben, Wagen mit mancherlei Kriegsgeräthe (Zelte, Reserve-Waffen), Truhen darin Rüstungen, Gewänder und allerlei Werkzeuge, Lebensmittel und dergleichen folgten, geführt von Knechten und „Buben", unter der Obhut eines Dienstmannen oder älteren Knappen jeder Schar. Darnach kamen in einem unabsehbaren Zuge die von den Reichsstädten gestellten Mannschaften, voran die Straßburger und Basler. Die führten auf starken, reich gezierten Wagen, welche von den Tapfersten aus ihnen umgeben waren, das „Panier" ihrer Stadt.[25] Den übrigen wurden die Fahnen ihrer Städte vorgetragen und jede derselben war nach den Innungen in Rotten geordnet. Diese wurden von den Zunftmeistern, alle aber von dem Bürgermeister, hie und da auch von einem Rittersmann, der gegen Sold in den Dienst der Stadt getreten war, befehligt. Diese städtischen Mannschaften waren theilweise beritten, alle aber besser ausgerüstet und bewaffnet, sahen auch schmucker aus, als die gemeinen Waffenknechte der Grafen und Herren. Sie trugen meist Blech- oder Gugelhauben, Brustharnische oder Lederkoller, Bein- und Armschienen von Metall oder hartem Leder, und als Waffen klafterlange, starke Spieße, Streit-Aexte oder Kolben, Morgensterne, mitunter auch Schwerter oder lange Messer. Die Söhne großer Kaufherren aber, welche mit ausgezogen waren, um unter den Augen des bürgerfreundlichen Königs goldene Sporen zu verdienen, ragten, reich aufgeputzt und rittermäßig ausgerüstet hoch zu Rosse sitzend, über den Haufen ihrer Landsleute empor. An die Reichsstädtler schlossen sich die 1200 „Schwyzer", kühne, kräftige Alpensöhne, alle zu Fuß, an. Wiewohl sie in ihrem Aeußeren wenig schmuck und nicht so gut bewaffnet waren wie die Haufen der Städte, so hielt ihr hoher Landsmann und Schutzherr doch Großes auf sie. Auf die „Schwyzer" folgte unter starker Bedeckung von Berittenen ein langer Zug von vielen hundert Heerwagen. Die waren theils beladen mit Säcken, darin Körnerfrüchte und Mehl, Fässern darin Wein, theils mit Kriegsmaschinen (Mauerbrechern und Wurfgeschoßen) oder deren Bestandtheilen, andere mit Vorrichtungen und Material zum Brückenschlagen und Bau von hölzernen Thürmen; wieder andere führten Schiffe u. a. m. Auf den Wagen saßen, ritten oder liefen neben her

die „Antwerk- oder Gezeug-Meister“, Baumeister und Leiter der Kriegsmaschinen, mit den dazu nöthigen Zimmerleuten, Schmieden und der Bedienungsmannschaft (den „Bleidnern“) — die Artilleristen der alten Zeit. Bei diesen Mannschaften befanden sich auch die zum Brückenschlagen und Ueberschiffen von Kriegsvolk, endlich die zum Aufwerfen von Schanzen, Anlegen von Minen nöthigen Leute, zu welch' letzterer Arbeit König Rudolf Bergleute in seine Dienste zu nehmen pflegte;[26] die Sappeurs, Mineurs und Pontoniers des Mittelalters. Denn auch damals, da die Feldzüge meist in Belagerungen von Burgen und Städten bestanden, spielten die Artillerie, das Genie-Corps und die technischen Waffen, wie solche eben bestanden, eine Hauptrolle.

Auf dem Zug des deutschen Heeres in das Herz des Feindeslandes, wie auch bei den nun folgenden Operationen waren dem in hohem Greisenalter stehenden, aber noch ausnehmend rüstigen Könige unser Held und der Burggraf von Nürnberg, die beiden zollerischen Stammesvetter, treulich zur Seite. Der Marsch, dessen Hauptziel die mit dem Pfalzgrafen Otto verbündete deutsche Reichsstadt Bisanz (Besançon) war, erfolgte ohne Zweifel auf der Straße, welche schon in älteren, wohl zu der Römer Zeiten von Basel über Bruntrut, von Blamont nach Cerval führte, hier das defiléartige Thal des Doubs überschritt und von da rechts über demselben nach Baume und von da nach Bisanz (Besançon) lief.[27] Auf diesem Zuge kam Rudolfs Heer gleich anfangs zwischen Basel und Bruntrut durch das Gebiet des Grafen von Pfirt, welcher auf des Feindes Seite stand und nach mittelalterlichem Kriegsbrauch[28] nun durch Verwüstung und Brandschatzung seines Gebiets gezüchtigt wurde. In und um Bruntrut aber befand man sich auf ganz bekanntem Boden und in Freundesland, denn die Stadt gehörte der Basler Kirche. Bei Cerval stieß der bereits genannte mächtige burgundische Herr Jean von Chalon-Arlay mit seinem Haufen zu Rudolf und nun rückte man, ehe es weiter Bisanz zugieng, auf Mömpelgard, um diese feindliche Stadt wegzunehmen und sich den Rücken zu sichern.[29] Und Mömpelgard wurde, wie es allen Anschein hat, auch ohne große Anstrengung und in kurzer Zeit genommen. Sein Herr, der Graf Reinald, des Pfalzgrafen Bruder, war mit seiner Hauptmacht ohne Zweifel bereits zu diesem gestoßen. Nachdem man sich des weggenommenen Platzes durch eine darein gelegte Besatzung versichert hatte, rückte man wieder auf Cerval und schlug von da die Richtung auf Bisanz ein. Das verbündete Heer des Feindes hatte sich sehr wahrscheinlich auf den Hochebenen rechts vom Doubs zwischen Cerval und Baume aufgestellt, um das deutsche Heer in seinem Marsche aufzuhalten, beziehungsweise anzugreifen, wurde aber zurückgeworfen, nahm auf dem Gebiet

der Abtei von Bellevaux wieder Stellung und zog hier die Mannschaften des Abtes von Luxeuil an sich.[30] Aber auch da hielt der Feind nicht Stand, sondern zog sich auf die Stadt Bisanz zurück. Diese wurde in ihrem alten Bestand von dem starken Fluß Doubs — einem natürlichen nassen Graben gleich — in Gestalt eines vollständigen Hufeisens umflossen, dessen schmale, offene Seite gegen Südosten gekehrt und hier durch einen davor sich erhebenden hohen Berg gedeckt ist, dessen Vorhügel damals mit Weinreben bepflanzt waren. Die Stadt war zu der Zeit, um die es sich bei uns handelt, in der Hauptsache ohne Zweifel auf den von dem Hufeisen des Doubs umschlossenen Raum beschränkt, und die offene Seite desselben durch eine querlaufende Mauer mit Thürmen ꝛc. abgeschlossen.[31] Die oben erwähnte alte Straße, auf welcher das deutsche Heer angerückt war, führte aber auf dem andern (rechten) Ufer und der der Oeffnung des Hufeisens entgegengesetzten Seite auf einer Brücke in die Stadt. König Rudolf, welcher mit „Adler-Geschwindigkeit" dem zurückweichenden Feinde folgte, setzte bei Zeit und an günstigen Punkten sein Heer auf das linke Ufer über, und bezog, es war in der zweiten Hälfte des August, auf den oben bezeichneten, mit Reben bepflanzten Hügeln, also im Angesicht der schwächsten Front der Stadt, mit seinem Heere ein gegen Ueberfall geschütztes Zeltlager. Die in der Umgebung der Stadt liegenden Schlösser des Erzbischofs und einiger edlen Herren wurden entweder zur Uebergabe genöthigt oder blokirt. Da hielt nun das deutsche Heer die Weinlese, im Uebrigen aber wurden die Weinberge in vandalischer Verwüstung dem kahlen Erdboden gleich gemacht.[32] Das verbündete burgundische Heer bezog dem deutschen gegenüber, außerhalb der Stadt jenseits des Doubs auch ein Zeltlager in einer festen Stellung, welche sich einerseits an hohe, steile Felsen, andererseits an einen Wald lehnte, dazu an andern Punkten durch tiefe Gräben und starke Verhaue verstärkt worden war, und die von Baume nach Bisanz führende Straße beherrschte, auf welcher die Zufuhren von Lebensmitteln für das deutsche Heer ankommen mußten. Die Vertheidigung der Stadt, deren Mauern nicht besonders hoch und dick waren, wurde den Bürgern und einem Haufen gräflicher Mannen anvertraut, und jene waren zum äußersten Widerstand entschlossen. Wußten sie doch, daß, wenn sie ihre Stadt würden ergeben müssen, es mit ihren Freiheiten ein Ende haben werde. Und wenn sie von den Zinnen ihrer Thürme und Mauern Umschau hielten, so entflammte sie die Verheerung ihres Gebiets zu noch hartnäckigerer Gegenwehr.

Bald und durch acht Tage hindurch soll König Rudolf, dem die Stadt nicht sonderlich fest erschienen sein mag, Versuche gemacht haben,

dieselbe mit Sturm nehmen zu lassen, aber vergeblich, wiewohl die Bürger in großem Vertrauen auf ihre Tapferkeit in herausfordernder Weise die Thore ihrer Stadt nicht geschlossen haben sollen.[33] Dabei machte das feindliche Heer keine Miene, seine gute Lager-Stellung zu verlassen und eine Feldschlacht zu wagen. Der Pfalzgraf mag mit Grund gehofft haben, sein hoher Gönner und Verwandter, der König von Frankreich, werde ein Entsatzheer schicken. Es rückte aber keines an, dagegen sandte derselbe Boten an Rudolf und ließ ihm sagen, er solle das Gebiet des Pfalzgrafen räumen, widrigenfalls er zu dessen Hilfe mit starker Heeresmacht heranrücken werde. Unser Habsburger aber beauftragte den bei ihm im Lager stehenden Bischof Burkard von Metz, den Boten des französischen Königs zu sagen, sie sollen ihrem Herrn melden, der deutsche König sei nicht gekommen, den Reigen zu führen, sondern bereit, sich mit den Franzosen in offener Feldschlacht zu messen.[34] Und der steirische Reimdichter legt Kapitel 330, als der zu dem Könige in's Lager gekommene Herzog von Burgund ihm gerathen, von dem Streit abzulassen, jenem in den Mund:

„Ob gegen uns kommen wer
Der kunig von Frankreich,
Darzu werleich (in Waffen)
Aller der Franzoiser macht,
Mir wer dennoch ungedacht
(ich würde nicht daran denken)
Hinder mich ze keren
Ze schaden meiner eren."

Wie der König von Frankreich gegenüber von dem Pfalzgrafen es bei Versprechungen, so hatte er es auch bei seiner Drohung König Rudolf gegenüber damit bewenden lassen.

Bald stellte sich, zumal das deutsche Heer gleich anfangs auf den Feldern umher und in den umliegenden Dörfern schrecklich gehaust hatte, in beiden Lagern, besonders aber dem deutschen, großer Mangel an Lebensmitteln und sonstigem Bedarf ein. Selbst das burgundische Heer konnte nur gegen unverhältnißmäßig hohe Preise sich dies und jenes verschaffen: es mußte z. B. ein Hühnerei mit 9 Pfennigen, ein Hufnagel mit 6, ein Hufeisen mit 1 bis 5 Schillingen bezahlt werden.* Wohl gab der in allem die Einfachheit liebende deutsche König seinem Heere ein gutes Beispiel von großer Genügsamkeit, indem er vor aller Augen auf einem Acker Rüben auszog und verzehrte. Und wenn die

* Man darf für jene Zeit einen Schilling (oder zwölf Pfennige) annähernd zu einer heutigen Mark annehmen.

Gewänder auf dem Marsche und im Lager Noth gelitten hatten, so zeigte er, daß es bei ihm auch nicht besser stand und wie abzuhelfen sei, indem er sich vor sein Zelt setzte, an dem Wams, welches er gleich einem Reisigen bei bequemem Anzug zu tragen pflegte, zu flicken anhub. [35] Das half aber natürlich nicht viel und nicht lange. In der Umgegend war wenig mehr aufzutreiben und die Zufuhr von Lebensmitteln konnte vom Feinde abgeschnitten werden.

In dieser höchst mißlichen Lage, zumal da der Feind immer noch keine Miene machte, seine günstige Defensiv-Stellung zu verlassen, berief Rudolf die vornehmsten Führer seines Heeres, darunter in erster Linie unseren Helden, zu einem Kriegsrathe. In diesem wurde beschlossen, den Feind durch Bedrohung seiner Stellung zur Uebergabe oder durch Angriff zum Kampfe zu zwingen. Dann werde, wie der König einem um den ferneren Unterhalt des Heeres besorgten Herrn im Kriegsrath entgegnete, es auch nicht mehr an Lebensmitteln fehlen; denn, sagte er, wenn wir den Feind geschlagen haben werden, so leben wir von seinen Vorräthen, werden wir aber besiegt, so wird der Feind so edel sein, uns als Gefangene nicht Hunger sterben zu lassen. Unverweilt wurden auch zur Ausführung des im Kriegsrath gefaßten Beschlusses die nöthigen Anordnungen getroffen, in erster Linie für die Haupt-Haufen die Führer bezeichnet, vornehmlich auch der Träger der Hauptfahne des ganzen Heeres, „des Sturmvanens“, bestellt. Wie man in alten Zeiten hiezu immer einen der Tapfersten zu wählen pflegte, [36] so ward diese hohe Kriegerehre unserem Helden zuerkannt; war er doch einer der Treuesten seines königlichen Herrn und Schwagers, dabei kriegserfahren, „stark, kühn und reich an ritterlichem Preis.“ Ihm gab man zwölf der auserlesensten Ritter bei, die mit ihm des Heeres Heiligthum hüten und wie es deutsche Mannestreue und Waffenehre gebot, wenn nöthig, bereit waren, dafür ihr Leben einzusetzen. Sodann kam man überein, man wolle schon den nächsten Morgen in aller Früh das Lager verlassen und dem Feinde nahe eine ihn bedrohende Stellung einnehmen, die Stadt Bisanz aber nur durch einige Haufen, welche im Lager zurückbleiben sollten, beobachten lassen. Dieser Beschluß erfolgte auf den Rath des terrainkundigen Herrn Jean von Chalon-Arlay, der auch die Führung des Heeres in die neue Stellung übernahm.

Der Kriegsrath wurde geschlossen, die Führer suchten ihre Scharen auf und kündigten ihnen an, daß man den andern Morgen vom Lager aufbrechen, dem Feinde näher rücken und nach Umständen ihn zum Kampfe nöthigen werde. Da gab's ein buntes, geschäftiges Treiben im deutschen Lager; mit Besorgniß sah mancher dem kommenden Tage entgegen, andere freuten sich der endlichen Entscheidung. [37] Der lief, um vor

allem für das Heil seiner Seele zu sorgen, zu einem der vielen „Pfaffen“, die mit ausgezogen waren, um zu beichten; ein anderer gab für den Fall, daß er fallen sollte, Aufträge an die Heimat, an Weib und Kind; dieser bat seinen Freund, ihm in der Stunde der Gefahr beizustehen und versprach ein Gleiches; jener untersuchte genau seinen Harnisch und besserte daran; da prüfte einer den Hufschlag seines Streitrosses, Sattel und Reitzeug; dort ließ sich ein hoher Herr durch seinen Kämmerer aus der großen Truhe seines Rüstwagens einen kostbaren Waffenrock und eine nicht minder schöne, fliegende „Covertiure“ (Pferdedecke) auswählen und herbeitragen. Er wollte damit den „Wälschen“ den hohen Adel seiner Ritterschaft zeigen.

Nachdem die Pfaffen zum Seelenheil der Lebendigen, der Todten und derer die umkommen würden, bei Tagesanbruch die Messe gelesen hatten, fuhr durch das Lager lärmender Paukenschlag und helltönender Schall der Heerhörner, um die Streiter zur Sammlung zu rufen. Geschäftig waren die Marschalken und Scharmeister die Haufen zu ordnen. Darauf brach das Heer auf und setzte über den Doubs. Den Tag und die Nacht zuvor waren unbemerkt vom Feinde die mitgeführten Brücken und Schiffe an geeignete Punkte geschafft worden. Jean von Chalon-Arlay führte das Heer auf ziemlich großem, mühsamem Umwege, wobei die Ritter meist ihre Rosse am Zügel führen mußten, auf einen Berg, von dessen Gipfel man das feindliche Lager unter sich liegen sah. Mit auf die besetzte Höhe geschafften Wurf- und Schleuder-Maschinen, hinabgerollten Felsblöcken, weittragenden Bogen und Armbrusten hätte man demselben großen Schaden zufügen können. Und wie zu allen Zeiten der deutschen Tapferkeit kein Wagniß zu groß erschienen, so entflammte der Anblick des burgundischen Lagers die angeborene Kampflust mancher hohen Ritter so heftig, daß sie trotz der größten augenscheinlichen Gefahr über dasselbe herfallen wollten.[38] Aber der besonnene königliche Heerführer verwehrte ihnen solch' tollkühnes Unterfangen, das nur viel Blut kosten würde, und sagte: „seid versichert, der Feind wird mir nicht entrinnen; ich werde nicht von ihm ablassen, bis er in allem meinem Willen nachgekommen, mir sein Land übergeben und es wieder als Lehen von mir empfangen.“ Nicht verhindern aber konnte der König, daß beherzte, des Bergsteigens kundige „Schwyzer“ in's Geheim verabredeten, sie wollten das feindliche Lager überfallen, und so geschah es auch. Um die Mitternachtsstunde stiegen sie die hohen Felsen, an deren Fuß sich das feindliche Lager anlehnte, hinab, fielen plötzlich in die Zelte des Grafen von Pfirt ein, erschlugen und verwundeten mehrere Leute desselben, traten darauf ihren gefährlichen Rückweg an, kehrten aber unversehrt, dazu noch mit Beute beladen, auf ihre Anhöhen zu-

rück. Das schuf große Besorgniß und Angst im burgundischen Heere, denn man hatte sich vor jedem Ueberfall sicher geglaubt, ja mitunter gemeint, man könne dem deutschen Heere den Rückzug abschneiden. Nach der gelungenen Ueberrumplung aber glaubte man sich in keiner Stellung vor dem König und seinem Heere sicher, selbst wenn dieses auf Händen und Füßen herankommen müßte.[39] So fanden denn diejenigen in des Pfalzgrafen Umgebung, welche ihm zur Unterwerfung riethen — es war der Herzog Robert von Burgund und ein dem Grafenhause Chalon (an der Saône) angehöriger hoher Herr[40] — williges Gehör, zumal die Hilfe des französischen Königs ausblieb, im Gegentheil, wie das Gerede gieng, dieser dem Pfalzgrafen, seinem „cousin", gerathen, weiteren Widerstand aufzugeben. Als diese Unterhändler vor dem Könige erschienen waren und sich ihres Auftrags entledigt hatten, ließ derselbe dem Pfalzgrafen kurzweg sagen, er habe unter drei Dingen die Wahl: entweder das Lager abzubrechen und sein Kriegsvolk zu entlassen, oder eine Feldschlacht von dem Reichsheer anzunehmen, oder aber ihm, dem Könige, sich zu unterwerfen und nach dessen Willen zu thun. Auch die Stadt Bisanz wurde aufgefordert, sich zu ergeben, verlangte aber von dem Könige, er solle zuvor ihre alten Freiheiten bestätigen. Darauf gieng er indeß nicht ein, beauftragte dagegen den Herrn von Chalon-Arlay an seiner Statt die Belagerung fortzusetzen.[41] Der Pfalzgraf dagegen versprach schon am 1. September mit einem Schwur auf die heiligen Reliquien vor dem 18. dieses Monats dem römischen Könige gleich seinen Vorfahren Huldigung zu leisten und sein Land als Lehen des Reichs von demselben zu empfangen an dem Ort, welchen ihm der König bezeichnen werde, verpflichtete sich, falls er diese Zusage nicht halten würde, eine Conventional-Strafe von 15,000 Mark Silber zu bezahlen.

So kam es nun zu keiner Feldschlacht zwischen beiden Heeren; Rudolf verließ seine Stellung vor Bisanz und bezog mit dem Heere ein Lager bei dem Kloster Bellevaux („Ballevallis"), wo vordem auch das burgundische Heer gestanden. Daselbst empfieng der Pfalzgraf schon am 4. September sein Land von König Rudolf zu Lehen und leistete wie üblich vor demselben kniend den Treuschwur als Vasall des deutschen Reichs, wagte es so lange Rudolf lebte auch nicht mehr ihm den Gehorsam zu versagen,[42] fuhr jedoch fort, im Geheimen mit dem König von Frankreich zu verkehren. Darnach zog das Reichsheer weiter auf Mömpelgard, wo Graf Reinald neue Bürgschaften für seine Treue geben mußte, und sodann nach Basel, wo es entlassen wurde.

Solch' raschen und für Deutschland äußerst rühmlichen Verlauf hatte Rudolfs Heerfahrt gegen den stolzen, treubrüchigen Pfalzgrafen Otto

von Burgund. In demselben Grade aber schmählich war der Ausgang für Frankreichs Ehre, dessen König den von ihm aufgereizten Pfalzgrafen, seinen Schützling und nahen Anverwandten, im Stiche gelassen und bei seiner Drohung, mit Heeresmacht gegen den deutschen König heranzuziehen, blos eine Faust in die Tasche gemacht, die Verwirklichung seiner Plane auf die Grafschaft Burgund aber auf spätere, günstigere Zeiten verschoben hat. [43]

Und sicherlich hat neben dem Burggrafen von Nürnberg unser Held wesentlich mitgewirkt bei dem energischen Vorgehen gegen den Pfalzgrafen in Ausführung der Reichs-Exekution und den die Unterwerfung desselben schließlich herbeigeführten kriegerischen Operationen vor Bisanz. Rühmt doch einer seiner Zeitgenossen, welcher ihn ohne Zweifel persönlich gekannt, [44] von ihm:

„Wâ er bî vinden was gewesen,
dâ wart er staete ûzerlesen
vür den besten ze beden siten.“

Zwölfter Abschnitt.

Winter-Abende an Graf Alberts Hofe auf der Rotenburg.

Unseres Helden äußerst hervorragende, rege Theilnahme an den Angelegenheiten des Reichs beziehungsweise seines königlichen Schwagers Rudolf (vergl. den Schluß des ersten Abschnitts von diesem Bande) und sein Amt als Reichslandvogt in Schwaben hielten ihn, von mancherlei Geschäften als regierender Graf abgesehen, sehr häufig und nicht selten auf längere Zeit von Haus ferne. Hatte er aber das Glück, im Kreise seiner Familie verweilen zu können, was wohl im Winter am ehesten der Fall war, so pflegte er sich ohne Zweifel manchen Tag mit dem ritterlichen Vergnügen der Jagd zu belustigen: boten doch die um sein Schloß Rotenburg gelegenen, sehr ausgedehnten Waldungen des Rotenbergs, Ramharts und Ammerbergs,[1] welche reich an Hirschen und Sauen waren, hiezu sehr günstige Gelegenheit. Dazu lud er benachbarte ritterliche Herren ein und brachte nach der Rückkehr auf seine Burg mit ihnen den Abend bei Wildbraten und Wein im Saale des Palas zu. Wohl werden die ritterlichen Herren, nachdem sie den ganzen Tag gejagt hatten, manchen Becher geleert, auch wird sich die Unterhaltung zumeist um Jagd-Erlebnisse gedreht haben, aber es gab, dafür bürgt uns der bei seinen Zeitgenossen ganz unbescholtene, edle Charakter des Grafen, nicht jene wüsten Trinkgelage, mit welchen man sich zu dessen Zeiten auf den meisten Herrenburgen die langen Winter-Abende zu kürzen pflegte und bei denen man sich in Erzählung überschwenglicher Jagd- und Ritter- oder sittenloser Liebes-Abenteuer überbot, oder der Würfelbecher eine Hauptrolle spielte. Doch dürfen wir, da uns Graf Albert als ein Freund von Scherz und witzigen Einfällen bekannt ist, wohl glauben, er werde seinen Jagdgenossen durch seinen lustigen Notar,

den Kappadozier, welcher bei dergleichen Gesellschaften in der Regel nicht fehlte, hie und da eine ergötzliche Mär' zum Besten gegeben haben. So lassen wir denn letzteren an einem solchen Jagd-Abend den damals beliebten Schwank von dem Bischof und dem Pfaffen Ameis erzählen.[2]

Da hub der Kappadozier unter großem Beifall seiner Zuhörer also an:

In einer Stadt genannt Traneis,
War ein Pfaffe der hieß Ameis.
Der war ein hochstudirter Mann,
Und theilte mit, was er gewann,
Um Gottes und der Ehre willen,
Und nie vergaß er zu erfüllen
Der Gastlichkeit und Milde Pflicht,
So daß man heut' noch davon spricht.
Ihm brachten alle Straßen Gäste,
Und stets empfieng er sie auf's Beste.
Der Ruf von seiner Gastfreiheit
Erregte seines Bischofs Neid,
So daß ihn dieser coram nahm,
Als einst er zu dem Pfaffen kam.
„Herr — sprach er zu ihm — frei heraus,
Ihr machet ja ein größres Haus,
Als jemals ich im-Stande bin!
Das ist nicht recht nach meinem Sinn.
Ihr habt viel überflüssig Gut,
Das ihr mit Gasterei'n verthut:
Drum hilft euch jetzt kein Widerstreben,
Ihr müßt ein Theil davon mir geben.
Seht sauer oder süß darein,
Die Hälfte eures Guts ist mein.“
Da sprach der Pfaffe ohne Säumen:
„Laßt euch nicht solche Dinge träumen!
Ich habe nichts als mein Genüge,
Und wenn mir's etwas drüber trüge,
Wär's doppelt auch so viel Vermögen,
Um's Draufgehen wär' ich nicht verlegen.
Ihr seht, hier gibt es nichts zu fischen;
Doch kann ich euch mit was erfrischen,
So reitet nur zu mir herein —
Ihr sollt als Gast willkommen sein —
Belieb' es euch, so oft es will.
Nur von dem Theilen schweigt mir still.
Zu Diensten steht euch Küch' und Keller,

Sonst kriegt ihr keinen rothen Heller."
Da schwoll der Kamm dem Bischof sehr.
„Ob dieser Missethat — sprach er —
Wird euch die Pfründe weggenommen,
Die ihr aus meiner Hand bekommen."
„Das macht mir keine Sorgen — spricht
Der Pfaffe —; des Gehorsams Pflicht
Versäumt' ich nie bis diesen Tag,
Nur daß ich euch nichts geben mag.
Und wollt ihr's, unterwerf' ich mich
Auch jeder Prüfung williglich.
Besteh' ich diese dann sowohl,
Wie ich mit vollem Rechte soll,
So laßt mir's auch zu Gute kommen."
Der Bischof sagte: „Angenommen!
Da ich euch also prüfen soll,
So kann das ja geschehen wohl
Mit wenig Worten kurzer Hand,
Ihr habt den Habich angerannt.
So sagt mir, wenn's euch einerlei,
Wie viel im Meere Wasser sei.
Doch überlegt's genau vorher;
Denn sagt ihr minder oder mehr,
So sollt ihr sehen, wer ich bin,
Und eure Pfründe ist dahin."
„Ein Fuder g'rad'!" versetzte er.
Der Bischof drauf: „Ei, sagt doch, wer
Beweist mir das? Den zeiget mir!"
„Nun — sprach der Pfaffe — das müßt ihr,
Ich irre mich nicht um ein Haar.
Scheint euch die Sache nicht ganz wahr,
So heißet mir nur stille steh'n
Die Wasser, die zum Meere geh'n,
So meß' ich nach, und wir erleben,
Daß ihr mir völlig Recht müßt geben."
Da sprach der Bischof zu dem Pfaffen:
„Wollt ihr mir so Beweis verschaffen,
So laßt die Wasser fürbaß fahren,
Ich will das Messen euch ersparen,
Da ich's zu ändern nicht vermag.
Jetzt saget mir: wie mancher Tag
Verfloß seit Adam bis hierher?"
„Nur sieben — sprach er — keiner mehr.
Sobald ein Ende die genommen,
So sieht man sie von Neuem kommen.

So lange Erd' und Himmel steh'n
Wird niemand mehr und andre seh'n.
Den Bischof ärgerte dies Wort.
Mit zorn'ger Miene fuhr er fort:
„Nun saget mir zum dritten frei,
An welchem Ort die Mitte sei
Von diesem Erdenrund; allein
Macht ihr den einen Theil zu klein,
So seid ihr eurer Pfründe los;
Drum rathet nicht in's Blaue blos."
Der Pfaffe sprach: „Ich bin's zufrieden,
Die Kirche, die ihr mir beschieden,
Seht just ihr in der Mitte steh'n.
Herr, laßt nur eure Knechte geh'n
Und messen nach mit einer Schnur;
Reicht die auf einer Hälfte nur
Um Halmes Breite überhin,
So nehmt die Kirche als Gewinn."
Da rief der Bischof aus: „Ihr lügt;
Allein wie plump ihr auch betrügt,
So muß ich euch doch Glauben schenken,
Da ich an's Messen nicht kann denken.
Nun gebt mir fernerhin Bescheid —
Da ihr, wie's scheint, allwissend seid —
Wie weit es bis zum Himmel ist."
Der Pfaffe sprach: „Wenn ihr's nicht wißt,
So sei die Bitte euch gewährt:
So weit, daß man hier unten hört,
Was oben leise ruft ein Mann.
Herr, zweifelt ihr vielleicht daran,
So steigt hinauf, dann ruf ich euch,
Und hört ihr mich nicht alsogleich,
So steigt nur links um, kehrt hernieder
Und nehmet eure Kirche wieder."
Die schlaue Antwort wurmte sehr
Dem Bischof. „Eure Weisheit, Herr! —
So murrt er — macht mir viele Plage,
Drum thu' ich jetzt die letzte Frage:
Wie breit der Himmel möge sein.
Doch rasch, sonst ist die Kirche mein."
Ameis versetzte: „Das — ei nun —
Will ich euch bald zu wissen thun.
Gibt meine Kunst mir recht Bescheid,
So ist er tausend Klafter breit
Und tausend Ellen. Macht's euch Spaß,

Es nachzurechnen, thuet das.
Ihr holt dann Sonne, Mond und Sterne
Herunter aus des Himmels Ferne,
Und rücket diesen überall
Zusammen; und er wird so schmal,
Daß ihr, nachdem ihr aus ihn maßt,
Mir gerne meine Kirche laßt."
Der Bischof sprach: „Ihr wisset viel,
Es ist euch alles Kinderspiel,
Drum müßt ihr mich noch damit ehren
Und einen Esel lesen lehren.
Ihr maßet ja des Himmels Breite,
Vom Weg, der dahin geht, die Weite,
Des Meereswassers ganze Menge,
Der Erde ungeheure Länge,
Nun hätt' ich gern mich überzeugt,
Ob euch denn alles ist so leicht.
Habt ihr das and're all' vollbracht
Und mir nicht blos was weiß gemacht,
So habt ihr das auch bald gethan,
'S kommt blos auf euren Willen an.
Ich werde daraus sehen klar,
Daß auch das Uebrige ist wahr.
Also: lehrt ihr den Esel wohl,
So nehm' ich alles das für voll,
Was ihr mir vorhin habt gesagt,
Und glaub', daß ihr die Wahrheit sprach't."
„O — sprach Ameis — ob ich ihn lehr'!
Gebt mir nur einen Esel her!"
Nach zwei Minuten oder drei'n
Fand man ein junges Eselein,
Das brachte man dem Pfaffen gleich.
„Nun — sprach der Bischof — wahret euch,
Und sagt mir treu in welcher Frist
Des Esels Lehr' zu Ende ist."
Der Pfaffe sprach: „Ihr wisset wohl,
Daß, wenn man Kinder lehren soll,
Bis daß sie reif an Weisheit sind,
Das glücket keinem so geschwind,
Man braucht dazu an zwanzig Jahr.
Es folget daraus offenbar,
Daß, lehr' ich meinen Esel wohl
In dreißig Jahren, wie ich soll,
Es euch genügen muß daran,
Da dieser ja nicht sprechen kann."

Der Bischof sprach: „Mein Seel'! die Frist
Ist etwas lang. Doch sei's! Nur müßt
Ihr dann auch mit dem Unterricht
Zu Ende sein. Wenn's wo gebricht,
So habt ihr es mit mir zu thun."
Der Pfaffe aber dacht': „Je nun,
Wir leben alle, will's der Herr,
Doch keine dreißig Jahre mehr.
Es sterbe von uns drei'n wer will,
So geht der Bischof in April,
Und ich bin meines Wortes quitt,
Sobald der Tod in's Mittel tritt."
Der Bischof hatt' sich kaum empfohlen,
So ließ der Pfaff' aus Bloch und Bohlen
Dem Esel einen Stall erbau'n,
Doch ohne Jemand zu vertrau'n,
Wie er ihn unterweisen wollte.
Drauf gieng er in sein Haus und holte
Ein schlechtes Buch dem Eselein,
Und streute Haber ihm darein,
Ein wenig zwischen jedes Blatt,
So daß er niemals wurde satt.
Dies that der Pfaffe darum, daß
Der Esel lernte desto baß
Des Buches Blätter umzuschlagen.
Fand nun das Thier für seinen Magen
Wie immer nicht genug, so schlug
Es um ein andres Blatt im Buch;
Und war kein Haber mehr darin,
So blättert' es doch her und hin,
Und blätterte von vorn und hinten,
Ein Körnlein noch herauszufinden.
Dies übt der Esel Tag und Nacht,
Bis er's zuletzt so weit gebracht,
Daß ihm die Kunst ein Leichtes war.
Nach etwa einem Vierteljahr
Da kam einmal der Bischof her —
Die Neugier plagt' ihn gar zu sehr —
Und sprach, er möchte gerne wissen,
Wie sich sein Schützling hätt' beflissen
Des Lernens. Da erhob sich schnell
Ameis und bracht' ein Buch zur Stell',
Das war noch ungebraucht und frisch,
Und legt es vor sich auf den Tisch
Und wandte sich zum Bischof dann:

„Ich zeig' euch — sprach er — was er kann;
Er wendet schon die Blätter um."
„Der Esel scheint doch gar nicht dumm —
Versetzt der Bischof ganz vergnügt —
Es ist so lange her noch nicht,
Daß ich ihn in die Lehre that;
Da wird für's Lesen auch noch Rath.
Jetzt laßt mich seine Künste seh'n."
Der Pfaffe sprach: „Das soll gescheh'n."
Nachdem er, wie der Bischof bat,
Das Buch nun aufgeschlagen hat,
So führet er den Esel dar.
Wie der des Buches wird gewahr,
So fällt er gierig drüber her
Im Wahn, daß Haber drinnen wär!
Als er beim ersten Blatt nichts fand,
Ward schnell das zweite umgewandt,
Und dann das dritt' — et cetera;
Doch überall kein Haber da!
Wie er sich so betrogen sah,
Da hub er an und schrie I—A
So laut er immer konnte schrei'n.
Der Bischof frug: „Was soll das sein?"
„Wie? — sprach der Pfaffe — staunet Ihr?
Er lernt das A B C bei mir;
Doch kann er erst das I und A,
Weil deren er sehr viele sah;
Die wiederholt er nun mit Fleiße,
Was ich natürlich gut nur heiße,
Da repetitio, wie ihr wißt,
Die mater studiorum ist,
Der Unterricht schlägt bei ihm an,
Drum thu' ich an ihm, was ich kann."
Drob war der Bischof so zufrieden,
Daß sie als gute Freunde schieden.
Nicht lange drauf erlöste Gott
Den Pfaffen gnädig aus der Noth,
Indem der Bischof diese Zeit
Vertauschte mit der Ewigkeit.
Damit war auch sein Eselein
Befreiet von des Lernens Pein.
Des ungeachtet wurde jetzt
Der Pfaffe für so klug geschätzt,
Daß jeder Stein und Bein drauf schwur,
Er hätte, wenn der Bischof nur

Nicht schon so früh gestorben wäre,
Vollendet noch des Esels Lehre.
Drob ward berühmt in kurzer Zeit
Des Pfaffen Name weit und breit.

Und als damit der Kappadozier geendet, ertönte schallendes Gelächter und Händeklatschen durch den Saal. Auch der Graf lachte herzlich, reichte seinem Notar die Rechte und sprach zu ihm: „Du hast dein ‚Sach'‘ wieder gut gemacht,“ zu dem hinter seinem hohen Lehnsessel stehenden Knappen aber: „bring' dem Kappadozier einen großen Becher Wein, er wird wohl durstig sein!“

An einem andern Winterabende, welchen der Graf, umgeben von seiner Familie, seinen Hofbeamten, Rittern und Knappen im Saale des Palas zubrachte, und die edle Gräfin, ihre erwachsenen Töchter, deren „Zuchtmeisterin“ und Gespielen, bei warmem Kaminfeuer und reicher Kerzenbeleuchtung mit mancherhand kunstreichen Handarbeiten beschäftigt waren, sang der ritterliche Dichter Hugo von Werenwag, des Grafen Dienstmann, welcher sich damals gerade auf der Rotenburg befand, unter Begleitung mit der Fidel, mehrere seiner Minnelieder; wußte er doch, daß er damit nicht, wie ihm sonst geschehen, verlacht, sondern großen Beifall ernten werde.

(Hugo von Werenwag singt das Lob des Maien.) [3]

Freudenreicher, süßer Maie,
Du sollst uns willkommen sein:
Schöne Blumen manigerleie
Bringet uns dein lichter Schein.
Hast die Welt auf's Neu' „geschönet“ (geschmückt),
Fröhlich tönet
'S Vögelein.

Dabei hört man süße singen
Die viel liebe Nachtigall,
In dem Walde laut erklingen
Ihren wonniglichen Schall.
Hat den Sommer wohl gehuset (zugebracht),
Unverkluset (offen)
Steht ihr Saal.

Wenn wir dabei traurig wären,
Wie geziemt uns Jungen das?
Bei so wonniglichen Mären
(da alles so wonniglich steht)
Ziemt uns Freude doch viel baß (besser).
Ja wir soll'n uns Freude machen,

Gar verswachen (ganz vertilgen)
Bösen Haß.

(Preis der Frau (Geliebten), deren Liebe des Sängers Lust im Maien noch erhöht und jeden Kummer desselben vertreibt).

Neue Wunder, Fröhlichkeit in Ehre
Bringet uns des Maien „Bluot" (Blüte)
Wohl mir dann, wenn die „Hehre"
In solch' Wonne hebet meinen „Muot" (meine Hoffnung).
Die mir oftmals sonder „Luogen" (Leugnen)
Leuchtet in mein Herze „tougen" (heimlich)
Wie ein lichter Tag der Welt es thut.

Fein gebaren, liebreich lachen
Kann sie, froh in Züchten sein,
Die mir wohl kann Freude machen.
Ihr rother Mund, ihr blühend' „Schein" (Aussehen),
Der ist Rosen ja sehr „glich"
Lilienweiß, gar minniglich;
Versüßet all' die Freuden mein.

Ich will haben „gut gedingen" (frohe Hoffnung)
Und an Muthe nicht verzagen,
Fröhlich sprechen und auch singen,
Der viel lieben meinen Kummer klagen,
Sie kann stillen „sende Swaere" (schmerzlich Sehnen),
Die so reine, saeldebaere (Glücklichmachende)
Allen Kummer mir verjagen.

(Hugo von Werenwag besingt die hohe, segensreiche Stellung des Weibes* überhaupt, klagt aber, daß er vergeblich seine Frau (Geliebte) verherrliche, weil sie einem Franken zugethan sei.)

Könnt' ich höchstes Lob ausbringen,
So wollt' ich die Frau'n besingen
Schön, mit treuem, süßem Wort:
Weib, dein süßer Nam' ist reine (unbescholten),
Du freu'st all' die Welt gemeine,
Du bist alles Glückes Hort,
Weil dein' Güte bringen kann
Manigem Herzen Hochgemüte (Freudigkeit).
Fraue mein', mit Weibes Güte
Erhöre mich, den schmachtend' Mann.

* Das Wort Weib hier in dem edleren Sinne, wie es die besten Minnesänger häufig gebrauchen und zwar sowohl für ledige als verheirathete weibliche Personen.

Gern wollt' ich mich Sanges „mazen“ (enthalten),
„Wollten mich Gedanken lazen (mir Ruhe lassen),
Die mir bringen in den Sinn
Oft ein Weib so wohl gemachet (gestaltet),
D'rob mein Herz in Freude lachet;
Sie ist in Züchten schön und gut.
Mein Sang der ist ihr unbekannt.
So ist auch das mein Ungelinge (Unglück):
Was ich ihr in Schwaben singe,
Gibt sie ei'm in Frankenland.

In einem vierten Gedichte von sieben großen Strophen, welches der Werenwager unter besonderem Beifall seiner Zuhörer vorgetragen, wir aber mit Rücksicht auf den uns zugemessenen Raum nicht aufgenommen, beklagt sich derselbe bitter darüber, daß seine Geliebte sich gar seinen Sang verbeten habe, darum Mai und Sommer für ihn ganz freudlos seien. Doch werde er nicht von ihr ablassen, sondern sie beim König oder Kaiser, am Ende beim Pabst verklagen, vor dem man immer, auch ohne Recht Gnade finde. Wohl könne es dann, wenn dieselbe leugne, seinen Dienst angenommen zu haben, und dies mit einem Eide bekräftige, zwischen ihr und ihm zum Zweikampf * kommen, was ihm allerdings große Noth machen würde, gleichviel ob er siege oder unterliege.

Als sich ein ander' Mal auf der Rotenburg hohe Gäste, darunter Berthold, der Commenthur, und Dietrich, der Prior des Johanniterhauses in dem nahen Hemmendorf,[4] mit einigen ihrer „Hospital-Brüder“, befanden, und diese bei dem im Saale des Palas eingenommenen Mahle auf Ritter- und Pilgerfahrten in weit entlegene Länder zu reden kamen, machte Heinzelin, der gelehrte Küchenmeister, welcher an diesem Tage zugleich das Amt des Truchseßen versehen, seinem gräflichen Herrn die vertrauliche Mittheilung, er wisse auch von einer sehr abenteuerlichen Pilgerfahrt, welche in uralten Zeiten ein fürnemer Schwabe gemacht, und sei gerne bereit, solche zur Unterhaltung der Gäste zu erzählen. Der Graf nahm das Anerbieten sehr beifällig auf, und hieß Heinzelin den Herrensitz besteigen, damit er besser sichtbar sei und gehört werde. Das that denn der zwergartige Küchenmeister auch ohne Zögern und rief darauf mit lauter Stimme durch den Saal: „mein gnädiger Herre hat geruht mir zu erlauben, daß ich zur Ergötzung seiner liebwerthen Gäste

* Auf alten Bildern, welche einen solchen Zweikampf darstellen, steht der Mann, weil die Frau nur „ein halber Mann“, bis am Gürtel in einer Grube, die Rechte festgebunden, in der Linken einen Streitkolben, so lang als der Schleier, in welchem die außerhalb der Grube stehende Frau einen drei bis vier Pfund schweren Stein zum Schleudern gebunden hat.

„Die Mär' von dem edlen Moringer, einem alten Landfahrer"

erzähle. 5

In unfürdenklichen Zeiten, also hub Heinzelin an, saß droben an der jungen Donau in einem festen Schlosse, Moringen* genannt, ein Graf, welchen man darnach nur den Moringer nannte. Er war mächtig durch großes Gut und viele Kriegsmannen, noch reicher aber an Ehren und einer der tapfersten Recken seiner Zeit. Hat ein Weib von hochedler Geburt gehabt, von deren Schönheit und Frömmigkeit viel in Liedern gesungen worden. So ist er nach der Welt Lauf zu rechnen, allweg glücklich gewesen und ist ihm wohl ergangen, hat ihn aber angefochten, er sollte den Apostel Sanct Thomas, den er sein Lebtag fürnämlich in Ehren gehalten, in dem fernen Lande India heimsuchen. Nachdem er diesen frommen Wunsch lange stille in sich herumgetragen, eröffnete er solchen seiner lieben Hausfrauen, rüstete sich darauf zur Reise, empfahl seinem Gemahl die Kind', seinen nächsten Vettern und Verwandten, insonders einem jungen Herren von Neifen aber Land und Leute. Seinem Gemahl hat er beim Abscheiden ein' guldin Ring geben, von demselben aber den „Mehlring" (Ehring) erhalten. Darnach fuhr er mit Rittern und Knechten, vielem Gold und Silber, auch kostbaren Gewändern von dannen. Beim Abscheiden von Haus gehub sich sein Weib so inniglich übel und weinete so bitter, daß man sie fast nicht tröften konnt', aber ihr Gesinde machte sich nicht viel daraus und dachte an das alt' Sprichwort, welches heute noch in unserem Schwabenvolk umgeht und sagt:

D'Hund hinken, Frauen weinen, und d'Krämer schwören,
Doran soll sich aber niemand kehren."

Nach einer weiten Fahrt über Länder und Meere kam der Moringer zu Sanct Thomas in India. Da hat er viel fromme Gebete zu Gott dem Allmächtigen gethan, auch den Heiligen zu wiederholten Malen um Fürbitt' angerufen. Ist auch, wiewohl er manch' Jahr in dem fremden Lande umhergezogen, doch so wunderbarlich behütet worden, daß ihm kein Leid geschehen. Als aber seines Herzens Wunsch gestillet war und er das Land India erkundet hatte, rüstete er sich, wieder zur Heimat, zu Weib und Kind zu fahren, wollt aber lange sich nicht schicken.

Hiezwischen war der Jungherr von Neifen oftmals zu des Moringers Gemahl, wie ihm dieser befohlen, gekommen. Da erfaßte ihn ein Flammen der Liebe; er vergaß der Treue, die er dem frommen

* Städtchen Möringen, nicht weit von Donaueschingen.

Moringer versprochen und trachtete nach dessen Ehegemahl; dem aber blieben dergleichen Gedanken fremd. Der Treulose dagegen ließ zur Förderung seines gottlosen Vorhabens die falsche Rede ausgehen, auch durch gedungene Boten und bezahlte Briefe bestätigen, der alt' Moringer habe die Schuld der Natur auf seiner Pilgerfahrt bezahlt. Da ward niemand trauriger als die gut' Frau. Sie ließ für ihren vermeintlich gestorbenen Gemahl eine Todtenfeier halten, viele Messen lesen und den Armen reiche Almosen spenden. Als aber so dreißig Tage hingegangen waren, huben Moringer's Freund von andern Dingen: wie dessen Herrschaft und anderes zu bestellen, zu fragen und handeln an. Der von Neifen aber, nun selbst vermeinend, der Moringer werde, nachdem er viele Jahre ausgeblieben, nicht mehr heimkehren, dachte allen Ernstes daran, dessen Ehegemahl zu gewinnen und warb um dasselbe. Er wußt' sein Sach' auch so gut zu führen, daß männiglich der guten Frauen den Heirat rieth, der zu Erhaltung von Land und Leuten auch zu Nutz' der Kinder dienstlich sei. So ward ein Heirat zwischen der vermeintlichen Wittib und dem jungen Herrn von Neifen verabredt auch die Zeit, da die Hochzeit sein sollte, bestimmt.

Solches alles ist geschehen, da der edel Moringer noch in India war, und nicht ahnte, was in der Heimat, die er mit Gottes Hilfe bald wieder zu sehen hoffte, vorgegangen. Derhalben, dieweil er sein Vertrauen auf den Allmächtigen und Barmherzigen setzte, ist ihm derselbige über allen menschlichen Verstand und Glauben auch wunderbarlich zu Hilf' kommen. Denn eben uf den Tag, da die Hochzeit fürgehen sollt' und der Moringer in dem fernen Lande in einem Garten lag und schlief, all' sein Sach' Gott anheim stellend, da kam ihm im Schlaf für, es rufe ihm ein Engel vom Himmel mit lauter Stimme: „Moringer, stand uf! denn kommst du nicht bei Zeiten zu Land, so wird uf heutigen Tag dein Weib mit dem jungen Herren von Neifen verheirat." Darob erschrack er so, daß er sich vor Leid sein graues Haar und Bart ausraufte. Aber was ist geschehen? Wiewohl der unglückliche Pilger etlich tausend Meil' Wegs von seiner Heimat gewesen, so sah er sich wenige Augenblicke darnach wunderbarlich in den deutschen Landen, in seiner Herrschaft vor einer Mühle unter seiner Burg. Er sah um sich, konnt' sich nicht genug verwundern, wie das zugegangen, erkannte aber wohl die Landsart (Gegend), derhalben er wie billig dem allmächtigen Gott Lob und Dank sagte. Und bald gieng er in die Mühle und frug den Müller, was für neue Mär' im Schloß droben sei. Der sagte ihm von der Hochzeit, auch wie längst Botschaft kommen, daß der Moringer, sein alter Herr, in fernen Landen umkommen wäre. Da bat er den Müller, ihn um seines alten Herren willen, den er auch ge-

kannt, in's Schloß zu führen. Das thät derselbe, und als sie vor die Burg kamen, saß die Hochzeit eben ob Tisch und heraus drang schmetternder Trompeten-Schall. Der Moringer klopfte an dem Thor; darauf kam der Portner und frug um sein Begehr.

„Saget, anwortete jener, der Hochzeiterin, ein Pilger bitte um Einlaß und eine Gabe um Gottes Willen, zu Sanct Thomas Ehre und des alten Moringers Seelenheil.“ Ob solcher Red' erschrack die Frau, wußt' nicht, warum, hieß aber den Pilger einlassen, ihm gütlich thun und erbot sich, ihn von ihres lieben, seligen Herrn wegen ein ganzes Jahr zu speisen. Der Moringer aber gieng in die große Hofstuben; auch da erkannte ihn niemand. Seit seinem Abscheiden von Weib und Kind war er ein Greis geworden, trug nach Wallerart lange Haupt- und Barthaare, einen bis auf die Knöchel reichenden Mantel aus Leinen mit Kapuze und Kragen, darauf Meermuscheln genäht waren, Pilgerstab und Hut, und gieng barfuß einher. Bescheiden setzte er sich in eine Ecke des Saales und sah von da sein Weib und Kind', auch seinen Vetter von Neifen und alle Gäste in großem Pracht ob Tisch sitzen. Sah' auch allen Freuden und Kurzweil zu, die den ganzen Tag in der Burg getrieben worden. Hörte lustige Tanzlieder und manch' Speerkrachen. Als es gegen die Nacht gieng, trat der Hofmeister zu ihm und sprach: „Wolan, Pilger, es ist bei uns Brauch, daß ein jeder Fremder ein Hoflied singen soll.“ Deß unterwand sich auch der Moringer, aber mit schwerem Herzen. Er sang:

„In Angst und Not ein' schöne Frau
Hat mich gebracht der Welt zur Schau (zum Spott),
Ihr' Treu' an mir vergessen ward,
Daß sie mein' nit gewartet hat.
Hie fernd (einst) ein Herr, itz bin ein Knecht,
Mir wird ein' alte Schüssel recht.“

Der Frauen fieng ob diesem Singen an zu grausen; ihr däucht', sie sollt' die Stimm' erkennen, und sie hätt', wenn ihr nicht vorher sichere Botschaft geworden, daß ihr Herr in fremden Landen umkommen, ihn dafür geschätzt. Sie konnt' die Augen nit ab dem Pilger lassen. Auch mancher der Gäste machte sich seine Gedanken über des Wallers Sang und meinte dies und das. Die Hochzeiterin aber ließ ihm durch den Hofmeister selbst in einem vergulten Becher zu trinken bringen. Das geschah auch also. Da erachtete der Moringer, es wäre Zeit, daß er sich zu erkennen gäbe, sintemal es eben an dem war, daß man die Frau zu Bett' führen wollt'. Darum zog er, nachdem er getrunken, angesichts des Hofmeisters und anderer seinen Ehring herfür, warf ihn

in den Becher, reichte den dem Hofmeister und bat, Becher sammt Ring der Hochzeiterin zu bringen. Wie nun diese den Ring ersah, erschrack sie über die Maßen, gedachte der Wort', die der Pilger gesungen und erkannt' gleich ihren alten Herrn. Darauf sprang sie mit großem Weinen und Geschrei vom Tisch auf und dem Pilger zu, fiel ihm zu Füßen und rief schluchzend: ich hab' mein Gelübd' an dir gebrochen und verdient, daß du mich „vermauren" lässest, flehe dich aber um Gnad und Verzeihung an. Der junge Herr von Neifen, welcher ob der plötzlichen Ankunft des Moringers vor Schrecken mehr einem Todten denn Lebenden glich, lief, von seinem bösen Gewissen getrieben, auch eilends herzu, fiel auf die Knie nieder und rief, „schlage mir das Haupt ab, solches habe ich durch meine Untreue verdient." Indem beide so erbarmungswürdig auf den Knien lagen und die verdiente Straf bekannt und begehrt haben, da brach alles, was im Saal noch vor Kurzem in Lust und Freude war, Ritter, Knappen und Knechte, in Weinen aus, und selbst der alt' Moringer konnt' die Thränen nicht zurückhalten. Er hub die vor ihm Knienden von der Erde auf, nahm seine Frau wieder zu Gnaden an, dem von Neifen aber gab er noch an selbigem Abend eine seiner Töchter zur Frau. Wie lang aber, also schloß Heinzelin seine Erzählung, der edel Moringer nach dieser Geschicht' noch gelebt, das ist Länge halb der Zeit in Vergessenheit kommen.

Im Uebrigen hat unser Graf sicherlich an manchem Abend des langen Winters mit seinen ritterlichen Räthen, Hof- und Kanzlei-Beamten dies und jenes Amtsgeschäft der gräflichen Regierung berathen und abgemacht, während die jüngere Welt der erwachsenen Söhne und Töchter, soweit sie nicht beschäftigt waren, sich zeitweise mit Schach- und Damenbrett und anderen Gesellschafts-Spielen, wie Räthsel aufgeben und lösen, Musiziren und Singen, Reigentanz im Saale des Palas, zur Fastnachtszeit insbesondere mit Mummenschanz belustigte.

Dreizehnter Abschnitt.

Ein Hofmeister alter Zeit.[1]

Man war eben in den Wintermonat (November) eingetreten. Traurig, ihres Blätterschmuckes beraubt, stand die Linde im Burghof der Rotenburg. Die gefiederten Sänger waren zumeist weggezogen, um die Winterszeit in milderen Landstrichen zuzubringen. Auch für die fahrenden Dichter und Sänger war die schöne Zeit vorbei, da sie von Land zu Land, von Burg zu Burg zu ziehen pflegten, um durch Vortrag heiterer Sangweisen und lustiger Lieder oder Erzählung abenteuerlicher Mären und Bericht von dem was da und dort Denkwürdiges vorgefallen, ihr unstätes Dasein zu fristen. Nun mußten sie ernstlich daran denken, auf gastlichen Burgen milder Herren für längere Zeit ein Unterkommen zu finden, indem sie sich dorten auf manigfache Weise angenehm und nützlich zu machen suchten: die edlere, ritterliche Klasse unter denselben, indem sie das Amt des Erziehers („Meisters") [2] der Söhne und Töchter von Herrenhäusern übernahmen. So war deren einer auch auf der Rotenburg erschienen. Der hatte seine Knaben- und Knappenzeit einst am Hofe des mächtigen und sängerfreundlichen Herzogs Otto von Baiern verlebt, dort die Kunst des Lesens und Schreibens erlernt, war von diesem zum Ritter geschlagen worden, hatte nach manchen Ritterfahrten und Wanderungen durch das Reich den verflossenen Winter als „Meister" auf dem Schlosse Tyrol am Hofe des Grafen Mainhard und dessen Ehegemahls Elisabet (s. S. 164 dieses Bandes) zugebracht und von demselben eine warme Empfehlung an seinen Schweher Albert (s. S. 60 dieses Bandes) erhalten. Der Marschalk von der Rotenburg, bei dem er sich zuerst gemeldet und sein Anliegen vorgebracht hatte, sandte ihn zu dem Kämmerer, welcher bei der Erziehung der gräflichen Kinder auch ein Wort mitzusprechen hatte, und dieser ließ, als ihm der ritterliche Sänger von seinem Empfehlungsschreiben

gesagt, den gelehrten Küchenmeister Heinzelin rufen, um sich solches vorlesen zu lassen. Darnach nahm der Fahrende aus seinem „Brieffaß" ein auf Pergament zierlich geschriebenes Büchlein und überreichte es auch dem Küchenmeister. Das enthielt, wie sich dieser bald überzeugt hatte und dem Kämmerer mittheilte, für Jungherren und Edelfräulein eine ganz zeitgemäße Unterweisung in der „Hofzucht" (dem feinen höfischen Anstand und Benehmen) und der ritterlichen Kunst, auch mancherhand nützliche Lebensregeln und diente dem Besitzer als Leitfaden bei seinem Amt als Erzieher. Der Küchenmeister rühmte in der That dem Kämmerer sehr den kostbaren Schatz des Büchleins, und da die ganze Erscheinung des ritterlichen Fahrenden auf letzteren einen sehr vortheilhaften Eindruck gemacht hatte, so trug er, zumal im Hinblick auf das gewichtige Empfehlungsschreiben, kein Bedenken, seinem Herrn alsbald von dem Ankömmling Meldung zu erstatten, und demselben den Brief des Tyroler Grafen vorzulegen. Und nicht lange stand es an, so kam ein Knappe und rief den fremden Ritter, welcher inzwischen in des Kämmerers Gemach verweilt hatte, zu dem hohen Burgherrn. Nachdem dieser das Empfehlungsschreiben des Grafen Mainhard gelesen, auch mancherlei Fragen an den Ueberbringer über Herkommen, Heimat, Schicksale, Alter u. a. gerichtet, und zufriedenstellende Auskunft erhalten hatte, sandte er den Kämmerer zu seinem Ehegemahl Margaretha, um dieser die geeignete Mittheilung in Betreff des fremden Ritters machen und bei ihr anfragen zu lassen, ob und wann es ihr genehm wäre, denselben zu empfangen. Und bald wurde Ritter Konrad — wie wir den Fahrenden fortan nennen wollen, von dem Grafen selbst seiner Gemahlin, bei welcher sich gerade die „Meisterin" (Erzieherin) ihrer Töchter und eine von ihren Frauen befand, vorgestellt. Und Konrads feines höfisches Benehmen machte den besten Eindruck auf die Gräfin und ihre Umgebung. Nicht wenig trug hiezu bei die ganze äußere Erscheinung desselben, denn man hatte einen ehrwürdigen Greis mit offenem treuherzigem Blick und einem bis auf die Brust herabwallenden silberweißen Bart vor sich; er war aber, wie man leicht erkannte, körperlich und geistig noch ganz rüstig. Darum war das Abkommen mit ihm bald getroffen: er sollte bis zum nächsten Wonnemonat auf der Rotenburg bleiben und das Amt eines „Meisters" zunächst der reiferen Söhne versehen. Dabei nahmen aber die hohen Eltern in Anbetracht des so günstigen Empfehlungsschreibens von dem befreundeten Tyroler Grafenhofe und der ganzen Persönlichkeit des Ritters keinen Anstand zu bestimmen, derselbe sollte in manchen Dingen auch die dem jungfräulichen Alter nahestehenden Töchter unterweisen. Hiermit war denn auch die Erzieherin derselben einverstanden, nur wünschte sie, was man übrigens

ganz am Platze fand, alsdann anwohnen zu dürfen. So trat nun der fahrende Sänger, Ritter Konrad in Graf Alberts Dienste; man wies ihm eine der besseren, für Gäste bestimmten Kammern als Wohnung an, gab ihm einen Knappen zur Bedienung; er erhielt aus der gräflichen Kammer eine rittermäßige Wintergewandung, ein Pferd zu seiner Verfügung und Verköstigung am Rittertisch des Grafensaales.

Ritter Konrad hatte zeitlebens womöglich treulich gehalten, was er, als er zum Ritter geschlagen worden, feierlich gelobt, namentlich, daß er jeden Tag die Messe besuchen wolle. So fehlte er auch nie bei derselben in der Burgkapelle der Rotenburg, wodurch er sich bei der hohen Gräfin und dem Kapellan, welcher die gräflichen Kinder im Lesen, Schreiben und in der Religion unterrichtete, besonders empfahl. Fromme Lehren und Ermahnungen waren neben mancherhand nützlichen Sprüchen der Lebensweisheit, Regeln des Anstands und der feinen Sitte, was man „Moralität“ zu nennen pflegte, und dergleichen, denn auch das erste, was er in Erfüllung seines Erzieheramtes seinen Scholaren auf ihren künftigen Lebensweg mitgab. Dabei kleidete er vornehmlich auch die Sprüche der Lebensweisheit und verwandtes, von dem er wünschte, daß seine Zöglinge es ihrem Gedächtniß einprägen sollten, nach Anleitung seiner Schrift in zierliche Reime.

So hub er nach dem Plan, welchen er sich für seinen Unterricht entworfen, in der ersten Stunde aus seinem Büchlein mit lauter Stimme also vorzulesen an:

Vater und Mutter sollen die Kind',
Wohl ehren; das hat er (Gott) geboten:
Wohl denen, die des gehorsam sind.
Innigliche minnet (liebet) Gott
So kann euch nimmer missegan (übel gehen),
Er hilfet euch aus aller Noth.
Nun seht der Welt ihr Blendwerk an,
Wie sie, die ihm folgen, trügen kann,
Und was ihr Lohn zuletzt dann ist:
Das sollt ihr wohl verstan (beherzigen),
Sie wiegt zum Lohne schlechtes Löt (Metall)
Dem der ihr gerne dienen will:
Es ist des Leibes und der Seele Tod.

Alle Weisheit ist ein Wicht (elend Ding),
Das Menschengeist erdenken kann,
Hat man zu Gott die Minne (Liebe) nicht,
Und sieht ihn nicht mit Vorhten (Furcht) an.
Merket wie das Kerzenlicht
Dieweil es brennet, schwindet gar:

Gelaubet, daß es so geschicht
Von Tag zu Tage; ich sage euch wahr.
Des nehmet in eurem Herzen wahr
Und richtet hie euer Leben alsô,
Daß dort die Seele wohl gevar (der Seele wohl ergehe).
Wie hoch an Gut wird euer Nam,
Euch folget nur so viel:
Ein leinen' Tuch für eure Scham.

Darauf folgten mancherhand Sprüche der Lebensweisheit und Anstandslehren für beide Geschlechter:

Wer im Alter will mit Ehren leben,
Der soll schon jung nach Ehren streben.

Zu rechter Zeit schweig, zu rechter Zeit sprich.
Die böse Rede dir zu Ohren tragen,
Von ihnen dein ehrlich Herze brich (wende ab):
Willst du dein Ohr wie mancher thut,
Den Verleumdern bieten bar,
So wirst du selten wolgemuot (fröhlich).

Man soll sich wohl vor dem bewahr'n (hüten),
Der eines andern Geheimniß will erfahren,
Da man (selbst) gerne seit (sagt)
Dessen man sich erfreut.

Die Lehre will ich nicht verdagen (verschweigen):
Viel vernehmen (hören), wenig sagen.
Hören das schadet uns niht,
Vom Reden uns oft Leid geschieht.
Wer Schweigen nicht lernen will,
Der spricht unnützer Dinge viel.
Man soll das prüfen heimlich,
Was man will sprechen offenlich.
Das Kind mit Furcht (ängstlicher Sorgfalt) lernen soll,
Was es darnach will sprechen wohl.

Du sollst deiner Zunge pflegen,
Daz sie nicht aus der Angel fahr:
Sie läßt dich anders (im andern Fall) underwegen (einsmals)
Der Ehren und der Sinne bar.
Schieb Riegel für und nimm ihr wahr.

Wer folgt dem Neide oder Zorn
Der hat sein Zucht (feine Bildung) gar verlorn.
Wer folget dem Zorn, der spricht und thut,
Was ihm darnach nicht dünket gut.

Bede, Frauen und Herren,
Sollen fremde Leute ehren.
Ist des ein fremder Mann nicht werth,
So haben sie sich selber geehrt.
Ist des aber werth der,
So haben sie davon bede Ehr.
Man weiß nicht wer der Fremde ist,
Darum ehr' man ihn zu aller Frist.*
Wenn zu Hofe kommt ein fremder Gast,
Die Kind' sollen ihm dienen vast (sehr, gut)
Wie wenn er wär' ihr aller Herre,
Das fordert der Zücht̃e (der feinen höfischen Bildung) Will' und Lehre.

Ein ander' Lehre soll'n die Kind'
Behalten, die da edel sind:
Sie sollen lachen nicht zu viel,
Da Lachen ist der Thoren Spiel.

Darauf gab Ritter Konrad den Edelfräulein und Jungherren Lehren, wie man sich bei Tische zu benehmen habe. Dies that er ohne Benützung seiner Handschrift in freiem Vortrag. Hatte er doch schon als Knappe an dem glänzenden Hofe des Baiernherzogs und noch mehr bei seinen vieljährigen Fahrten durch das Reich, auf denen er oft das Glück gehabt, an Herrentischen zu sitzen, überreiche Gelegenheit gehabt, sich dasjenige anzueignen, was die höfische Sitte seiner Zeit dieshalb vorschrieb.

Da schärfte er nun seinen Scholaren unter anderem folgende Anstandsregeln ein: Man esse das vorgelegte Brot nicht, bevor das erste Gericht aufgetragen. Stehet vor dir und deinem Tischgenossen zur Rechten eine Schüssel, so tauche** mit deiner Linken in die Schüssel, warte aber, bis er seine Hand daraus genommen und rühre nur das an, was du essen willst; iß nicht mit beiden Händen. Es ist unhöfisch zu trinken und zu sprechen, während man etwas im Munde hat, oder aus dem Becher zu sehen während des Trinkens. Und wenn einer mit dem vollen Becher sich zu seinem Gesellen wendet, um den ihm zu reichen, ohne ihn vom Munde zu thun, der verräth, daß er zu viel getrunken. Nach dem Mahl soll der Wirth den Gästen das Wasser zum Waschen der Hände reichen lassen; es ist aber gegen die gute höfische Sitte, daß der Knappe, welcher das Wasser gibt, auch vor den Augen der Ritter seine Hände wasche; er soll solches beiseits thun.

* Erinnert an das schwäbische Wortspiel: „wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär', gäb' mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehr."

** Erinnert an die Worte des Heilands im Evangelium St. Matth. 26, 23: „Der mit der Hand mit mir in die Schüssel tauchet, der wird mich verrathen."

An einem der folgenden Tage sprach der „Meister“ in Gegenwart der hohen Gräfin, ihrer Töchter, deren Gespielen und Zuchtmeisterin von den Tugenden edler Jungfrauen, und wie solche sich nach der feinen höfischen Sitte in verschiedenen Lagen des Lebens zu benehmen haben, wenn ihnen der Rosenkranz wohl anstehen soll, sie das Lob aller Guten verdienen und wahrhaft glücklich werden wollen. Auch dies that er in freier Rede, da es ein ihm völlig bekanntes Thema war. Und er begann also: Frömmigkeit soll der schönste Schmuck der Jungfrauen sein und durch Werke der Barmherzigkeit an Armen, Kranken und Gebrechlichen gekrönt werden. Jeden Tag sollen sie die Messe hören, darnach in stiller Zurückgezogenheit beten, sonst aber heiter und fröhlich, doch stets züchtig sein, mit Scham und Bescheidenheit, nicht in Hoffahrt sich schmücken. In Gesellschaft anderer Personen besonders der Männer für sich sehen, „die Augen nicht wie einen Ball hin und her werfen, keine wilden Blicke schießen,“ aber auch nicht scheu d'reinsehen; sanft, nicht laut reden und selten sprechen, wenn man sie nicht gefragt hat; vor Männern nicht allein, ohne die Mutter oder die Meisterin, und stets wie es die gute Sitte verlangt, vollständig angekleidet erscheinen, in Züchten sich neigen und schweigend grüßen, die Mutter reden lassen, „sänftiglich“ mit leisen Tritten, wie schwebend einhergehen, beim Sitzen nicht „Bein über Bein legen,“ beim Reiten nicht quer sitzen u. a. m.

Den Grafensöhnen, ihren Gespielen und Knappen aber ertheilte er unter anderem die Lehren: Ein Jungherre soll nicht auf seine edle oder ritterliche Geburt stolz sein, denn, sagte er, die hat ohne Tugend so wenig wahren Werth als ein in den Rhein geworfenes Sandkorn; nur der Tugendreiche ist wohlgeborn. Er nehme sich stets einen frommen, biderben Ritter zum Vorbild und lege sich bei allem, was er vorhat, erst die Frage vor, was wohl sein Ritter in dem Fall thun würde. Ein Jungherre soll sich der Bescheidenheit befleißigen, insbesondere Frauen, Edelfräulein und Ritter nicht frech ansehen, nicht zudringlich gegen dieselben sein, immer ehrerbietig sich benehmen, so z. B. nicht auf eine Bank steigen, da ein Ritter sitzet; wenn er zu Hofe geht, soll er sich vor Allem mit Tugend und feiner Sitte schmücken, beim Dienst der Frauen und Ritter aufmerksam sein, daß dieselben nicht erst nöthig haben, ihm ihre Wünsche zu sagen. Mann und Ritter geworden, soll sich der Jungherre der Keuschheit, Beständigkeit und Treue, besonders auch gegen Freunde und Gesellen befleißigen, ihren weisen gutgemeinten Rath hören, die ihm anvertrauten Geheimnisse nicht ausschwatzen, gegen Feinde entschlossen und stark sich erweisen, aber nicht unversöhnlichen Haß tragen. Er meide jedwede Völlerei und leichtsinniges Spielen, sintemalen solches Leib und Seele zu Grunde richtet und an den Bettel-

stab bringt. Wohl soll er mit Ehren nach Gut und Habe streben und das Gewonnene zu erhalten suchen, aber nicht sein Herz daran hängen und sich der Habsucht und dem Geize ergeben. Milde, Freigebigkeit zieret einen edlen Herren wohl; „fröhlich“ breche er sein Brot den Armen und bedecke die Blösen der Dürftigen; sein Haus stehe offen dem Fremden, und werde ihm eine freundliche Herberge, so wird sein Lob durch alle Lande gehen und sein Gut sich mehren.

In einer besonderen Stunde sprach der greise ritterliche Meister vor den Grafensöhnen und Knappen von der Ritterschaft, und durfte sich's zu großer Ehre anrechnen, daß der hohe Burgherr selbst anwohnte. Da legte er wiederum seine Pergamentschrift bei Seite, denn wovon er nun sprechen wollte, war ihm von Grund aus bekannt und daran hieng er mit Herz und Sinn. Darum sprühten seine treuherzigen Augen von jugendlichem Feuer und besonders warm und eindringlich war seine Rede. „Zuvorderst sollt ihr,“ hub er an, „meine vieltheuren Scholaren, wissen, daß nichts auf Erden der Ritterehre gleichkommt, daß das Schildesamt der Born aller Tugenden ist und in ungemessener Zahl alles gibt, was eines rechten Mannes Herz erfreuen kann; wird deß' aber nicht gepflegt, wie man soll, so bleibt es ohne Segen, und der Schild ist unschuldig d'ran. Meine Jungherren, läßt euch Gott die Zeit erleben, da ihr Schilde traget, wie freudenreich wird euer Leben sein, wenn ihr euch derselben würdig machet! Und hohen Preis werdet ihr erjagen, wenn ihr der Ritterschaft Leib, Herz und Sinn weihet. Wollet ihr dem nachkommen, was sie von euch verlangt, so müsset ihr sein: wohlgezogen, treu, milde, kühn und bieder. Wollet ihr aber in Ungebundenheit leben, all' diese Tugenden von euch werfen, und doch den Ritterschild führen, so wäre es, glaubet meinem Wort, besser, er hänge an der Wand. Habt ihr den Helm aufgebunden, so seid muthig und kühn, strebet nach edler Frauen Beifall und machet euch ihres Grußes würdig. Sitzet fest, werfet nach der euch angebornen guten Ritterart jeden ‚Widerpart‘ nieder. Meine Hand hat auch manchen zu Fall gebracht: wohl schmerzt es mich jetzt. Die Ritterschaft gleicht dem Würfelspiel; wer aber das Glück versuchen will, muß das Schwert führen lernen. Habt scharf im Auge den, der gegen euch reitet, senket ziere euren Schaft, wie es der ‚Bildaere‘ nicht baß malen kann, führet euer Roß mit Meisterschaft und treibet es zu immer schnellerem Laufe an; richtet euren Speerstoß auf die vier Nägel (die Buckel) des Schildes oder auf die Helmschnur. Das sind die rechten ‚Male‘ (Zielpunkte) für den Ritter und beim Tjost (Speer-Rennen, Mann gegen Mann) die besten Mittel, den Gegner hinter das Roß zu setzen.“

Zwischen den Unterricht in der höfischen Sitten- und Anstandslehre

wurden die gräflichen Kinder und ihre Gespielen von Konrad, dem ritterlichen Sänger, auch in der Instrumentalmusik, im Spiel der Fidel und Harfe, sowie im Singen unterwiesen. Dazu hatte er mancherhand Lieder mit einfach lieblichen Weisen, in denen der wonnige Mai und die süße Sommerzeit mit ihrem Vogelsang und ihrer Blumenpracht, der grüne Wald und die „rothe" Haide besungen wurden. Daneben unterwies er seine Scholaren im Schach- und Damenbrett, auch anderen gesellschaftlichen, namentlich Räthselspielen. Diese Stunden, wie die der Musik gewidmeten, gewährten dem ganzen Unterrichtsplan eine wohlthätige Abwechslung.

Nachdem so die Monate, Wochen und Tage des langen Winters nützlich und angenehm ausgefüllt worden waren, kam der ersehnte Frühling. Und als die Linde im Burghof sich neu zu belauben begann, die Wandervögel in ihre alte Heimat wieder zurückgekehrt waren, die Lerche sich wirbelnd in die Lüfte erhob, da zog's Alt und Jung aus Kemenate und Kammern hinaus in die freie Natur. Auch in dem greisen Sänger erwachte wieder seine Wanderlust. Ehrerbietigst trat er eines Tages vor den Grafen mit der Bitte, ihm „Urlaub" geben zu wollen. Und solcher wurde ihm nicht nur gnädigst ertheilt, sondern man beschenkte ihn auch fürstlich: er erhielt neu ausgerüstet das Pferd, welches er hie und da mit dem Grafen auf die Jagd geritten, einen stattlichen seidenen Beutel mit silbernen Denaren gefüllt und von der Gräfin eine neue Sommergewandung, wie solche Ritter zu tragen pflegten. Diese ließ ihm auch ein Empfehlungsschreiben an ihren Vater, den Grafen Heinrich von Fürstenberg, zustellen. Darauf ritt er, in wohlwollendster Weise verabschiedet von dem Grafen und dessen Ehegemahl, denen er in den wärmsten Worten für die gnädige Aufnahme gedankt, unter den besten Segenswünschen von der Rotenburg weg, eine Strecke Wegs geleitet von dem Marschalken und des Grafen ältestem Sohne, welcher bereits an der Schwelle des Mannesalters stand. Diesem überreichte er beim Abschied einen Pergamentstreifen, auf welchem geschrieben stand:

„Jungherre, wenn euch Gott schenkt ein Weib
Nach seinem Preis zu rechter Eh',
Die soll't ihr halten wie euer'n Leib,
Und sorgen, daß es also steh',
Daß euer beider Wille geh'
Aus einem Herzen und auch „dar" (darein)
Dann gibt's für euch „kein Wunnen mê" (keine größere Wonne).
Die Eintracht in Treuen pflege:
Sä't aber die Zwietracht ihren Samen dar (darein)
So müssen scheiden sich die Wege."

Vierzehnter Abschnitt.

Das reichsaufständische Schwaben. 1286. 1287.[1]

Einleitung.

Schwaben war in alten Zeiten eines der vornehmsten Herzogthümer des deutschen Reiches, hatte doch sein Heerbann in Reichskriegen das Recht des „Vorstreits".[2] Nicht geringe Ehre erwuchs in der Mitte des zwölften Jahrhunderts für dasselbe daraus, daß es um diese Zeit das Stammland, die Heimat des weltgeschichtlich denkwürdigen Kaiserhauses der Staufer wurde. Auch hatte es in alten Zeiten eine weit größere Ausdehnung als der Name Schwaben in seiner späteren landläufigen Bedeutung vermuthen läßt. Umfaßte es doch am Ende des zwölften Jahrhunderts das Elsaß und reichte im Süden bis einschließlich Chiavenna, hatte selbst noch in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts eine weit über die Grenzen des heutigen Königreichs Württemberg hinausreichende Ausdehnung, denn es gehörten damals auch dazu: in erster Linie selbstverständlich die hohenzollern'schen Lande, sodann Baiern bis Augsburg, der größte Theil von Baden und die ganze vordere Schweiz bis einschließlich Zürich; auch waren die vormals zu Franken gehörigen Striche von Heilbronn und Hall darunter begriffen.

Rudolf von Habsburg war also ein Schwabe. So sind denn dem Schwabenlande entsprossen — die Kaiser des Hohenstaufischen, Habsburg-Oestreichischen und Königlich-Preußischen Hauses. Und es gilt sonach in viel weiterem Sinne als Schiller es in seinem bekannten Liede: „Graf Eberhard der Greiner von Wirtenberg", im Auge gehabt hat, wenn er Eingangs singt:

„Ihr — ihr dort außen in der Welt,
Die Nasen eingespannt!

Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabenland."

In der Regel trug ein Glied des hohenstaufischen Hauses den Herzogshut von Schwaben, was sich aber später für dasselbe nachtheilig erwies. Und diesen beanspruchte noch Konradin, der letzte ebenbürtige Sprosse des Hauses, stieß aber dabei auf Widerspruch von Seiten des Pabstes und Königs Richard (s. S. 163 Bd. II). Auch hatte das Herzogthum Schwaben als solches gegenüber von Baiern und Sachsen damals seine alte Bedeutung zumeist verloren, und die Hausmacht der Staufer in demselben war zu Konradins Zeiten sehr herabgeschmolzen. Große Opfer an Land und Leuten auch ihrer schwäbischen Heimat hatte es dieselben gekostet, sich um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gegen seine Rivalen auf dem Throne zu behaupten. Und von der Zeit an (Ende 1251), da der Staufer König Konrad IV. in sein italienisches Erbreich gezogen, war das Herzogthum Schwaben verwaist, ohne Oberhaupt. Dazu kam, daß dasselbe eine große Anzahl Grafengeschlechter zählte, die sich als von einander unabhängige Herren zumeist in dessen Besitz theilten, dabei allen Ernstes darauf ausgiengen, sich zu souveränen Landesherren emporzuschwingen, und kaum die Oberlehensherrlichkeit des Reichsoberhaupts über ihre Grafschaften anerkannten. [3]

Von denselben haben für das in diesem Abschnitt zu entwerfende kulturhistorische Zeitbild nächst unserem Helden die Grafen von Wirtenberg besonderes Interesse, daher wir, soweit der Rahmen unseres Bildes reicht und unser Gegenstand es erfordert, hier auf solche eingehen müssen.

Erstes Kapitel.

Die Grafen von Wirtenberg.

Im letzten Viertel des eilften Jahrhunderts wurde in einer der reizendsten Gegenden des Schwabenlandes auf einer rundlichen, mäßig hohen Bergkuppe — Rotenberg genannt — über dem weiten Neckarthal zwischen der ehemaligen Reichsstadt Eßlingen und dem uralten bis in die Römerzeit zurückreichenden Orte Cannstatt eine Burg erbaut, [4] welche fortan meist unter dem Namen Wirtenberg auch Wirtemberg vorkommt. Dieselbe wurde die Stammburg der darnach benannten Grafen, Herzoge und Könige von „Württemberg", wie seit vielen Jahren, indeß weniger richtig, aber offiziell geschrieben wird.

Der Erbauer der Burg ist übrigens unbekannt. Daß derselbe aber einem edlen Geschlechte angehörte, welches auf den Burgen Grüningen und Landau (dieses an der Donau und beide nicht weit von Riedlingen) saß, und zu dem mächtigen in Oberschwaben ehedem weit verzweigt gewesenen Stamme der Grafen von Nellenburg und Veringen (Burgruinen bei Stockach und Veringen in den hohenzollern'schen Landen) gehört hat, ist fast außer allem Zweifel.

Die näheren Umstände der Ueberſiedlung des hohen Herrn von der Donau zum mittleren Neckar, in die paradiesische Gegend von Cannstatt, kennt man aber nicht, wie denn auch bezüglich der Erklärung des Namens, welche die neue Burg erhalten, bis dato kein allgemein befriedigender Aufschluß gegeben ist. Man hat u. a. aufgestellt, Wirtenberg oder „Wirtinberc" auch „Wirtinberch", wie die einheimische und gleichzeitige Sindelfinger Chronik hat, bedeute Berg der Wirtin d. h. der Hausfrau,[5] und angenommen, der Erbauer der Burg habe durch Vermählung mit der Erbtochter desjenigen edlen Geschlechtes, welches über die umliegende Gegend gebot, beziehungsweise d. h. soweit dieselbe Reichslehen war und Grafenrechte damit verbunden waren, durch kaiserliche Belehnung die neue Erwerbung gemacht, und in ritterlicher Galanterie und dankbarer Pietät gegen sein Ehegemahl die Burg, in welcher er mit ihr seinen neuen Hausstand gegründet, Wirtinberg genannt. Es mag jener Konrad von „Wirtineberc" gewesen sein, welcher, allerdings nach einer etwas späteren Aufzeichnung (von 1135), am Schluß des eilften Jahrhunderts gelebt hat. Mit der Zeit aber, da das glänzende Gestirn der Kaiser aus dem Hause der Staufer 1138 in der Person Konrads III. am weltgeschichtlichen Horizont heraufgestiegen, kommt auch Licht in die Geschichte des wirtenbergischen Grafenhauses, lagen doch die Stammburgen beider Geschlechter einander ziemlich nahe. So findet man denn in der Zeit von 1139—1181 ein Bruderpaar wirtenbergischer Grafen (Ludwig und Emich) häufig an der Seite des obgenannten Königs Konrad und des gewaltigen Rothbarts auf Hoftagen und Heerfahrten. So auch fortan ein zweites Bruderpaar (Hartmann und Ludwig) als treue Anhänger der Kaiser Philipp und Friedrich II. Ein Konrad, der sich nach der Burg Grüningen geschrieben, zog mit dem letztgenannten, vom Pabst gebannten Kaiser in's heilige Land und ließ sich 1228 vor den Mauern der in der Geschichte der Kreuzzüge vielgenannten Feste Akkon in den Deutschorden einkleiden. In die Periode von den vierziger Jahren bis über das dritte Viertel des dreizehnten Jahrhunderts hinaus fallen zwei Grafen des Wirtenberger Stammes, Hartmann und Ulrich, von denen ersterer seinen Sitz meist auf Grüningen, letzterer auf Wirtenberg hatte. Es ist dies die Zeit, da mit Kaiser

Friedrichs II. Absetzung durch den Pabst Innocenz IV. (1245) das glänzende Gestirn der Staufer zu erbleichen begann, mit Konradins Hinrichtung (1268) aber völlig erlosch, und die Treue, insbesondere auch der schwäbischen Grafen gegen das angestammte und heimatliche Kaiserhaus auf eine schwere und zumeist schlecht bestandene Probe gestellt wurde. Noch 1243 trifft man Hartmann in des gebannten Kaisers Heere in Unter-Italien bei Capua, von wo aus dieser einen verwüstenden Einfall in das päbstliche Gebiet machte. Und als König Konrad IV. Friedrichs Sohn, und der von dem Pabstthum wider ihn als König aufgestellte Landgraf Heinrich Raspe von Thüringen mit Heeresmacht gegen einander zogen und am 5. August 1246 bei Frankfurt am Main sich kampfbereit gegenüberstellten, da standen nebst Graf Gotfried von Sigmaringen vom Geschlechte der Helfensteiner Hartmann und Ulrich, die beiden Stammesvetter, mit einer ansehnlichen Streiterzahl (2000 Rittern und Armbrustschützen) immer noch in des Staufers Konrad Heere. Und es kam auch wirklich zum Zusammenstoß. Da geschah es nun, daß die beiden genannten Wirtenberger Grafen einem Bericht zufolge gleich anfangs das Schlachtfeld verlassen haben, nach einem andern zum Feinde übergegangen sind, gegen ihre vormaligen Kampfgenossen gefochten und dadurch den Sieg zu Gunsten des Heinrich Raspe entschieden haben. Wie es nun auch des Näheren zugegangen, die Thatsache steht nach den sonst übereinstimmenden Berichten fest, daß die beiden Grafen Angesichts des Feindes, gegen den sie unter Konrads Banner ausgezogen, bei Frankfurt diesen mindestens im Stiche gelassen haben. Erwägt man, daß das Haus Wirtenberg zu sämmtlichen Königen und Kaisern aus dem hohenstaufischen Hause über hundert Jahre lang, selbst noch nach Friedrichs II. Absetzung, bis zu der Frankfurter Katastrophe treu gehalten, und hält man den flagranten Treubruch der genannten Grafen dagegen, so muß man annehmen, daß von der Gegenpartei der Staufer gewaltige Anstrengungen gemacht worden sein müssen,[6] um dieselben zu sich herüberzuziehen. Ulrich und Hartmann beurkundeten sich auch fürder und nicht ohne Ostentation als Anhänger des Pabstthums, wie denn ersterer es 1251 übernahm, als Haupt einer Gesandtschaft zu Pabst Innocenz IV. nach Lyon zu fahren, um denselben der Ergebenheit des schwäbischen Adels zu versichern, Hartmann aber sich gar einen „Grafen der römischen Kirche" nannte und von sich rühmte, „daß im Kriege der heiligen Kirche sein Schild nie gewankt und seine Lanze sich nie abgewendet habe."

Wollte man aber daraus den Schluß ziehen, diese und andere Anhänger des Pabstthums jener Zeit müßten wohl fromme Verehrer und Förderer der Kirche und ihrer Institute gewesen sein, so würde man

sich gewaltig täuschen. Denn eben von Hartmann, „dem Grafen der römischen Kirche," ist urkundlich überliefert, daß er mit anderen wilden Gesellen in das Kloster Marchthal an der Donau eingefallen ist, demselben Lebensmittel, kostbare Priestergewänder und Kirchen-Paramente, Bücher und Dokumente geraubt hat. Und Ulrichs gleichnamiger Sohn (s. unten) machte, als er kaum in das Mannesalter getreten war, mit anderen, darunter die Grafen Ulrich von Helfenstein und Tübingen, die edlen Herren Albert von Ebersberg (Burgruinen O.A. Backnang), Heinrich von Brauneck (O.A. Mergentheim), Walther von Limpurg (O.A. Gaildorf), Engelhard von Weinsberg einen solchen Raubzug in das Kloster Lorch, der Grabstätte des hohenstaufischen Hauses. Da wurden die Speicher geleert, die eingelieferten Zehentfrüchte weggeführt, aus des Klosters Höfen das Vieh, Pferde und Ochsen, weggetrieben und sonst Geld und Geldswerth mitgenommen. [7]

Diese Illustration zu der „kaiserlosen Zeit, da kein Richter auf Erden war, und der Schwache, der Friedliche fürchten mußte, des Mächtigen Beute zu werden," beweist, daß die entschieden auf der Seite des Pabstthums gestandenen wirtenbergischen Grafen wie nicht minder ihre Genossen sich bei ihrer Parteistellung nur von politischen Motiven leiten ließen, bei derselben nur ihren Gewinn an Land und Leuten, Geld und Gut im Auge hatten.

Solchen hat den Grafen Hartmann von Grüningen und Ulrich [illegible] Wirtenberg auch ihr Uebertritt zu der päbstlichen Partei beziehungs[illegible] den von dieser aufgestellten Königen Heinrich Raspe († 1247), [illegible] von Holland († 1256) und Richard von England († 1272) [illegible] eingebracht.

Hartmann erhielt 1252 neben anderem von König [illegible] nehmlich Stadt und Burg Markgröningen (K.-W. O.A. [illegible] mit allen Ehren und Rechten, namentlich der mit [illegible] bundenen Reichssturmfahne, daher sich Hartmann, [illegible] Urkunden den Titel „illustrissimus" geben, in einer [illegible] als des heiligen römischen Reichs Fahnenträger [illegible] Ort Cannstatt hat er ohne Zweifel durch [illegible] halten. Noch reichlicher wurde Graf Ulrich [illegible] und Wilhelm verliehen ihm nicht näher [illegible] Schwaben, Wilhelm insbesondere gab ihm [illegible] vogtei des Klosters Denkendorf (bei [illegible] Richard demselben für den Uebertritt [illegible] lehnungen, übertrug ihm überdies [illegible] dolf von Urach heimgefallenen Reich[illegible] Heinrich und Konrad hinterlassen, [illegible]

der Grafen (Fürsten) von Fürstenberg, letzterer der der Grafen von Freiburg ist, und dieser eben auch auf Richards Seite stand. Die Erwerbung dieser urachischen Reichslehen war aber für Ulrich um so wichtiger, als er schon zuvor das urachische Schloß Wittlingen erkauft, bald darauf (zwischen 1254—1265) auch die Burg Urach selbst und den urachischen Antheil von Nürtingen erworben hatte. Endlich erhielt Ulrich zu seinen Käufen von dem reichen Engelländer auch die baaren Mittel, denn dieser gab ihm 1260 zu allem hin noch 1000 Mark Silber.

Bei all' dem wußte sich Ulrich, ohne es mit König Richard zu verderben, durch seine Hinneigung zu Konradin [8] auch den Dank von dessen Vormündern, insbesondere dem mächtigen Herzog Ludwig von Baiern zu verdienen, welche denn auch nicht verfehlten, durch sehr ansehnliche Verleihungen den angesehenen und einflußreichen Grafen noch mehr für ihren Mündel zu gewinnen. Sie verliehen ihm 1259 die Würde und alle Gewaltsame eines Marschalken (Marschalls) über das ganze Herzogthum Schwaben, die Vogtei über die Reichsstadt Ulm und das Landgericht mit der hohen (peinlichen) Gerichtsbarkeit in dem zu derselben gehörigen ansehnlichen Bezirk, was alles von dem 1258 verstorbenen Grafen Hartmann von Dillingen (in Baiern) heimgefallen war. Da ward nun Graf Ulrich des unmündigen Herzogs Statthalter [9] über Schwaben und Reichsvogt über Ulm nebst Gebiet, hatte als solcher die Landgerichte beim Stein zu Langenau und Ringingen oder unter der Linde zu Bermaringen abzuhalten, an der Seite des Reichsschultheißen dem Stadtgericht anzuwohnen, auch den Blutbann und die höhere Polizei zu handhaben, was alles namhafte Einkünfte abwarf. Drei Jahre später erhöhten Konradins Vormünder Ulrich die Pfandsumme (500 Pfund Silber Kölnisch Gewicht), mit welcher des jungen Prinzen Vater denselben vormals auf die Reichseinkünfte von der Burg Achalm und der nahen Reichsstadt Reutlingen verwiesen hatte, auf 900 Mark. Man sieht, schon frühe haben die Grafen von Wirtenberg ihr Auge auf die genannten beiden Besitzungen geworfen, welche nach manchen Wechselfällen und unter großen Opfern in späteren Zeiten, mitunter erst in unserem Jahrhundert in die Hände ihrer Nachkommen gefallen sind.

Gedachter Graf Ulrich, welcher nach einem ungewöhnlich großen Daumen den Beinamen „mit dem Daumen" erhalten, starb schon im Jahr 1265 mit Hinterlassung zweier Söhne, Ulrich und Eberhard, von welchen jener erst im Knabenalter stand, dieser wenige Wochen nach dem Tode seines Vaters geboren wurde. Wir werden unten auf beide zurückkommen. Ulrich „mit dem Daumen", der es trefflich verstand, sich geltend zu machen, Zeit und Umstände zu Erweiterung von Besitz und Macht seines Hauses auszubeuten, hinterließ die von ihm ange-

tretene Grafschaft um ein Namhaftes vergrößert. Die zu derselben gehörigen Ortschaften lagen zumeist um die Stammburg, in den benachbarten Strichen des Neckar- und Remsthales. Sehr frühe werden von denselben Stuttgart, Beutelsbach, Waiblingen und Leonberg genannt. In dem bezeichneten Territorium saßen auch die meisten Dienstmannen des Hauses. „Beim Stein" auf dem Altenburger Felde (Cannstatter Markung) aber übten die ältesten Grafen von Wirtenberg als Vorsitzende des Landgerichts ihre Grafenrechte. Vergleicht man indeß die Grafschaft Wirtenberg, wie sie zu Ulrichs Zeiten bestanden, mit den Grafschaften Calw, Tübingen und Zollern am Schluß des zwölften und Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, so erscheint erstere sehr klein. Es erwies sich aber für das Aufkommen des Hauses Wirtenberg sehr vortheilhaft, daß es durch zwei energische Häupter vertreten war und erst zu blühen anhub, als die Autorität des Reichs und seines Oberhaupts namhaft gesunken war, andere benachbarte Grafenhäuser wie die obgenannten, deren Blüte in frühere Zeiten starker Kaisermacht gefallen, aber durch Theilungen, Familienzerwürfnisse, politische Spaltungen, unglückliche Fehden, schlechten Haushalt, übermäßige Freigebigkeit gegen Klöster u. a. m. bereits ihrem finanziellen und politischen Ruin entgegengiengen.

Von dem Grafen Hartmann von Grüningen, welcher seinen Stammesvetter Ulrich um viele Jahre überlebt und mit dem Helden unseres Bilderkreises schwere Kämpfe bestanden hat, werden wir in dem nun folgenden Kapitel weiteres berichten.

Zweites Kapitel.

Erster Krieg König Rudolfs und seines Reichslandvogtes, des Grafen Albert von Hohenberg, gegen die Grafen von Wirtenberg und Genossen 1277—1280. 1286.

Als Graf Rudolf von Habsburg im Oktober 1273 den deutschen Thron bestieg (s. Abschnitt 6 dieses Bandes), hatte Konradin, der Titular-Herzog von Schwaben, seit Jahren sein junges Leben unter dem Beil des Nachrichters geendet (s. Abschnitt 5 dieses Bandes) und das Herzogthum war zu weiterer Verfügung an das Reich beziehungsweise König Rudolf gefallen. Er erachtete aber Zeit und Umstände nicht für geeignet, dasselbe zu Lehen auszugeben, sondern schuf unverweilt daraus

drei Landvogteien: Niederschwaben, Oberschwaben und den Bezirk von Augsburg. Erstere übertrug er seinem Schwager, unserem Helden, letztere dem freien Herren Berthold von Mülhausen (bei Cannstatt), einem Sippen von dem Geschlechte seiner Gemahlin. [10] Zum Landvogt von Oberschwaben ernannte er den dort ansäßig gewesenen Grafen Hugo von Werdenberg, vom Stamme der alten Grafen Montfort. Diesen Landvögten fiel nun die Aufgabe zu, im Namen des Königs die hohe Gerichtsbarkeit auszuüben, in Betreff des etwa noch vorhandenen Reichsguts die Rechte des Königs zu wahren und solches zu verwalten, den zuvor so oft gestörten Landfrieden wieder herzustellen und zu handhaben, insbesondere die Händel der Herren und Ritter untereinander zu schlichten, so der Selbsthilfe und dem Fehdewesen ein Ende zu machen, Kirchen und Klöster, Schwache und Hilflose vor Gewaltthaten zu schützen. Insbesondere sollten diese Landvögte auch die Rechtssprüche der Reichsversammlungen in Nürnberg (November 1274 und August 1281) in ihren Bezirken durchführen. Dieselben erklärten alle Verfügungen, welche Kaiser Friedrich II. nach seiner Thronentsetzung durch den Pabst (1245) und dessen Nachfolger am Reich bis zu Rudolfs Erwählung (Konrad IV., Heinrich Raspe, Wilhelm von Holland und Richard von England) über Güter und Rechte des Reichs ohne Zustimmung der Mehrzahl der Kurfürsten getroffen, für null und nichtig, und verfügten, es sollten solche wie auch alles, was sonst inzwischen dem Reiche heimgefallen oder entfremdet worden, wieder zu des Reiches Handen gebracht werden. Diese Reichstag-Abschiede hatten nun für Schwaben, vornehmlich Niederschwaben, wo Graf Ulrich von Wirtenberg und sein Stammesvetter Hartmann von Grüningen durch Verleihungen der obgenannten Könige namhafte Reichsgüter und Rechte an sich gebracht hatten, hohe praktische Bedeutung und es fiel sonach unserem Helden die schwierige Aufgabe zu, all' das, wenn nöthig, mit Waffengewalt unter Beihilfe des reichsgetreuen Adels, der Ritterschaft und Reichsstädte von dem Hause Wirtenberg zurückzubringen. [11] Von diesem lebte zur Zeit der Thronbesteigung Rudolfs von Habsburg vom volljährigen Mannsstamme nur der von uns bereits aufgeführte Graf Hartmann von Grüningen, welcher auch über seines verstorbenen Vetters unmündige Söhne (s. oben) die Vormundschaft führte. In dieser Eigenschaft, wie auch im eigenen Interesse, namentlich als Besitzer des Reichslehens Markgröningen, widersetzte sich derselbe nun mit den Waffen in der Hand unserem Helden, welcher als Reichslandvogt in des Königs Auftrag von ihm und seinen Mündeln die Herausgabe der von den Königen des Zwischenreichs dem Hause Wirtenberg übertragenen Reichsgüter verlangte. Da entspann sich zwischen Albert und Hartmann ein äußerst erbitterter Kampf, welcher

mit Unterbrechungen drei Jahre andauerte. In der zweiten Hälfte des Oktobers 1277 legte sich Albert mit einem starken Aufgebot von Rittern und Knechten, auch wohl ausgerüstet mit Belagerungszeug vor Burg und Stadt Gröningen; es gelang ihm auch in die mit hohen Mauern, dazwischen liegendem Zwinger, starken Thürmen, festen Thoren und einem tiefen Wassergraben verwahrte Stadt [12] einzudringen. Die Mannschaft aber, welche die Wehren derselben tapfer vertheidigt hatte, warf sich in die dortige, dem heiligen Bartholomäus geweihte feste Kirche und setzte hier ihren Widerstand fort, bis Albert diese in Brand stecken ließ und so den Feind daraus vertrieb und meist gefangen nahm. Die starke Burg dagegen, welche sich am Ende der Stadt befand * und in der Hartmann selbst saß, konnte er aber nicht in seine Gewalt bringen und mußte so, ohne Namhaftes erreicht zu haben, abziehen. Darauf hat es Albert auf anderem Wege versucht, den Grafen Hartmann selbst in seine Gewalt zu bringen. Als ihm nämlich bald darnach hinterbracht worden, derselbe habe Gröningen verlassen und sei mit nicht zahlreicher Mannschaft in's Zabergäu geritten, sandte er seine tapfersten Ritter mit einem Haufen Reisigen aus, denselben niederwerfen zu lassen. Die Hohenbergischen legten sich bei dem Städtchen Brackenheim, wo Hartmann des Weges daher kommen mußte, in einen Hinterhalt und hofften so unversehens über ihn herfallen zu können. Aber der Anschlag war verrathen worden. Scheinbar sorglos und guter Dinge kam der Gröninger dahergeritten, hatte aber selbst einen Theil seiner Leute in Hinterhalt gestellt. Und als Alberts Leute hervorbrachen und den Feind angriffen, fanden sie bald, daß dieser auf den Ueberfall ganz gerüstet war. Während sich so ein heftiger Kampf entsponnen, brach Hartmanns Hinterhalt hervor und der hohenbergische Haufen sah sich plötzlich von zwei Seiten angegriffen und umzingelt. So kam es, daß, wiewohl die Ritter sehr gut bewaffnet, auch ihre Rosse bepanzert waren, der größte Theil davon verwundet und nebst zwanzig Reisigen von Hartmann in seine Burg Gröningen gefangen weggeführt und dort in hartes Gefängnuß geworfen wurde. [13] Und mit großem Rühmen und Frohlocken that Hartmann seinen Sieg der ganzen reichsfeindlichen Partei im Lande kund. Darauf rüstete sich unser Reichslandvogt im Anfang des Jahres 1278 bestmöglichst zu einem neuen Kriegszug gegen den Gröninger, gewann auch dazu den jungen Markgrafen Hermann von Baden und den Grafen Ulrich von Asperg vom Hause Tübingen. Um den Feind aus seiner festen Burg und Stadt herauszulocken, fiel man mit zahlreichem Kriegsvolk an Rittern, Reisigen und Fußgängern in die umliegenden

* An der Stelle derselben steht jetzt die dortige Strafanstalt.

ihm gehörigen Dörfer und Höfe ein und fügte denselben durch Raub und Brand großen Schaden zu. Aber Hartmann blieb in seiner Feste sitzen. Selbst ein nicht ernstlich gemeinter Angriff auf dieselbe und der scheinbar eilige Abzug der Hohenbergischen von dort, womit man den schlauen Gesellen aus seiner starken Burg locken wollte, blieb ohne Erfolg. Hartmann widerstand auch dieser Verlockung. Zwei Jahre später (6. April 1280) aber wurde er in einem hitzigen Gefechte auf offenem Felde überwunden, gefangen und auf die Tübingische Feste Asperg in Haft geführt, in der er schon am 4. Oktober des angegebenen Jahres starb. [14] So endete der tapfere und hartnäckige Vertheidiger der Interessen des wirtembergischen Grafenhauses.

Führt den Leser einmal sein Weg in das zwei Stunden von Ludwigsburg gelegene alt-wirtembergische Landstädtchen Markgröningen („Gröningen in der Mark"), das durch seinen an St. Bartholomäi abgehaltenen uralten „Schäfermarkt" (sein Schäferfest) auch in weiteren Kreisen bekannt ist, so lenke er seine Schritte zu der dortigen in der Mitte der Stadt gelegenen Hauptkirche, welche an der Stelle der 1277 abgebrannten erbaut worden. In derselben findet er an der nördlichen Wand eingemauert eine Grabplatte mit einer lateinischen Umschrift, welche besagt, daß Graf Hartmann von „Grüningen" an Sanct Franziskus (4. Oktober 1280) gestorben sei. Dieselbe zeigt auch den (heraldisch) rechtsgeneigten wirtembergischen Wappenschild mit den drei liegenden Hirschhörnern, darauf den Ritterhelm mit aufgesteckten Pfauenfedern und abflatternden Helmtüchern. Und bis in die neueste Zeit herab ließen von dem Thurme der Sanct Bartholomäi-Kirche zwei große Glocken, welche Hartmann im Jahr 1272 darein gestiftet hatte, ihr feierliches Geläute in die Gegend umher erschallen. [15]

Nach Graf Hartmanns Fall übertrug König Rudolf seinem Schwager Gröningen als Reichslehen, welches derselbe auch im Besitz behielt, bis Adolf von Nassau im Mai 1292 den deutschen Thron bestiegen hatte. In der dortigen Burg schlug unser Held auch zeitweise seinen Sitz auf. (S. Abschn. 17.) Als Hartmann gestorben, war von dem Hauptstamme des wirtenbergischen Grafenhauses nur **Eberhard**, der jüngere Sohn Ulrichs „mit dem Daumen", am Leben, denn sein älterer Bruder Ulrich hatte, nachdem er blos im engeren Kreise seiner Grafschaft aufgetreten war, schon im Jahr 1279 das Zeitliche gesegnet. Eberhard erblickte erst einige Wochen nach seines Vaters Tode unter sehr traurigen, verhängnißvollen Umständen das Licht der Welt. Seiner Mutter Agnes, einer gebornen Herzogin von Liegnitz, kostete seine Geburt das Leben; er soll ihr aus dem Leibe geschnitten worden sein. Da habe die unglückliche Mutter ausgerufen: „thut hinweg das Kind; so lange es lebt,

wird es in Schwabenland keinen Frieden geben." Jedenfalls hätte dieselbe damit einen prophetischen Spruch gethan, wie auch der alte Volksglaube meinte, aus solchen „Ungebornen" würden in der Regel Kriegshelden.[16] In der That zeigte Eberhard schon frühe einen wilden, unbändigen Charakter. Dabei hat er, der allzu früh sein eigener Herr und regierender Graf geworden, allem nach mit gleichgesinnten Genossen bei völliger Ungebundenheit in jugendlichem Uebermuth ein Leben geführt, das namentlich auch größere Geldopfer verlangte, als die jedenfalls bescheidenen baaren Einkünfte seiner Grafschaft erlaubten.[17]

Als sechzehnjähriger, ohne Zweifel volljährig erklärter Jüngling erschien er — es war dies sein erstes Auftreten in weiteren Kreisen — 1281 auf dem Reichstage zu Nürnberg. Da mag er von dem Könige, mit welchem er verwandt war,[18] mit der Grafschaft Wirtemberg belehnt worden sein. Aber bedeutungsvoll für den jungen Grafen und ihn gewiß höchst unangenehm berührend war es, daß gerade auf diesem Reichstage wieder über die Frage von der Zurückgabe rechtswidrig erworbener Reichsgüter, welche dessen Haus so schwere Opfer gekostet, verhandelt wurde. Doch folgte er dem Könige nach Gmünd, von wo dieser nach Reutlingen und auf die Achalm ritt. Ja noch im Juli 1285, da schon die Feindseligkeiten zwischen Wirtenberg und Hohenberg im Kleinen begonnen hatten, trifft man Eberhard neben unserem Helden, dessen Bruder und dem Herzog von Teck eben wieder in Gmünd bei dem Könige. Bei Eberhards heißblütigem Temperament konnte es aber nicht ausbleiben, daß er die in Folge von des Habsburgers Thronbesteigung erlittenen großen Verluste seines Hauses schwer überwand. Auch waren nahe verwandtschaftliche Beziehungen, die er bald anknüpfte, nicht dazu angethan, ihm darüber wegzuhelfen. Im Gegentheil. Eberhard vermählte sich nämlich um 1284 mit Irmengard, der Tochter des Markgrafen Rudolf von Baden. Gegen diesen, welcher während des Zwischenreichs auch Reichsgüter an sich gebracht hatte, ergriff König Rudolf bald nach seiner Thronbesteigung die Waffen, um ihn zur Herausgabe derselben zu zwingen. Und noch zu den Zeiten von Rudolfs Heerfahrten gegen König Ottokar von Böhmen (1276—1278) findet man ihn unter dessen Gegnern; dazu erscheint er später in spezielle Händel mit dem Hause unseres Helden, das man theilweise im Besitz der ihm abgenommenen Reichsgüter trifft, verwickelt. Zunächst gegen diesen, den Reichslandvogt, kehrte nun Graf Eberhard seinen Haß und Groll. Demselben hatte ja der König unter anderen die Wirtemberg abgenommenen Haupt-Besitzungen Gröningen und Achalm übertragen. Dabei stand die zwischen dem alten Stammgut des Hauses Wirtenberg um den mittleren Neckar und dessen neuen Erwerbungen von Nürtingen und

Urach gelegene ansehnliche hohenbergische Herrschaft Boihingen den Arrondirungs-Planen Wirtenbergs hindernd im Wege. Auch war es Wirtenberg wohl kein Geheimniß, daß Graf Albert nach dem nahen Cannstatt strebte, in dessen Besitz sich die wirtenbergischen Linien theilten.

In den Jahren 1285 und 1286 kam es, bevor König Rudolf im September des letztgenannten Jahres selbst mit Waffengewalt gegen Wirtenberg eingeschritten, zu Feindseligkeiten zwischen beiden Grafen und ihren Anhängern, wobei Eberhard zumeist der angreifende Theil war,[19] Albert aber es an Wiedervergeltung in der Art der mittelalterlichen Kriegsführung auch nicht fehlen ließ.[20] Darauf trat unter Vermittlung des Königs im Februar zu Eßlingen und Juli zu Ulm, indeß nur auf ganz kurze Zeit, Waffenruhe ein. Es scheint, man habe sich auf beiden Seiten nur zu einem allgemeinen Verheerungs-Krieg gerüstet und nach Bundesgenossen umgesehen. Da führten private Zerwürfnisse der schwäbischen Grafen unter einander beziehungsweise mit dem Könige dem Wirtenberger als unmittelbare Helfer zu: Konrad von Grüningen-Landau, des verstorbenen Hartmann Sohn, als Hauptgegner Alberts, Ulrich von Helfenstein, welcher mit den Pfalzgrafen Eberhard und Rudolf von Tübingen, unseres Helden Vetter und vormalige Mündel, verfeindet war, Ulrich von Montfort-Sigmaringen aus Feindschaft gegen den König. Die Streitigkeiten zwischen den stammverwandten Häusern Zollern und Hohenberg kamen dem Grafen von Wirtenberg dadurch mittelbar zu Statten, daß während Stuttgart belagert wurde, ein Theil der hohenbergischen Mannschaft sich mit den Zollerischen bei Balingen schlug (s. unten). Eine förmliche Bundesgenossenschaft zwischen Zollern und Wirtenberg ist nicht nachzuweisen.

Dem Grafen Albert waren die ohne Zweifel unter seinen und des Königs Gegnern gepflogenen Abmachungen sicherlich nicht unbekannt geblieben, daher er seinem königlichen Schwager, welcher sich in der zweiten Hälfte des August 1286 in Mainz befand, durch einen Eilboten Nachricht davon geben ließ und die nöthigen Verabredungen mit seinem und des Königs Anhang unter dem hohen schwäbischen Adel und den Reichsstädten traf. Rudolf zog eiligst nach Schwaben herauf, wo man ihn schon am 1. September zu Eßlingen trifft, dessen Klöster und Kirchen ihm das zum Unterhalt seiner Mannschaft nöthige Getreide, wie auch den Wein liefern mußten. In dem nun ausgebrochenen heftigen und langwierigen Kampfe standen nebst den schwäbischen Reichsstädten auf der Seite des Königs und seines Schwagers: die Herzoge Konrad und Hermann von Teck, der Markgraf Heinrich von Burgau, die Pfalzgrafen Eberhard und Rudolf von Tübingen, die Grafen von Montfort-

Feldkirch, obigen Ulrichs von Montfort-Sigmaringen Bruder, und Ludwig von Oettingen, endlich der Burggraf Friedrich von Nürnberg, der Stammesvetter der Grafen von Zollern und Hohenberg; von Freiherren Swigger von Gundelfingen u. a. Die Mannschaften des Markgrafen von Burgau, des Grafen von Montfort und die des Burggrafen von Nürnberg, sowie die reichsstädtischen stießen bei Eßlingen zu dem Könige. Damals hatte der Kampf zwischen der hohenbergischen (königlichen) und wirtenbergischen Partei übrigens bereits begonnen. Starke Haufen der ersteren lagen vor Burg und Stadt Nürtingen, [21] welches schon damals größtentheils Wirtenberg gehörte.

Ganz nahe, nördlich von der dortigen Hauptkirche, stand ehedem eine Burg, auf deren dicken, ausnehmend festen und hohen Ringmauern theilweise moderne Bauten errichtet sind. Burg und Kirche mit den ehedem dazu gehörigen Gebäuden, welche abgegangen sind oder jetzt andern Zwecken dienen, liegen in einem länglichen Viereck, welches den äußersten westlichen und höchsten Theil der Stadt einnimmt und ehedem von einer besonderen gemeinschaftlichen Ringmauer umgeben war. Von allen Seiten, die Ostseite ausgenommen, insbesondere von der Westseite über dem vorliegenden nahen Neckarthale geht es heute noch sehr steil terrassenförmig abwärts, was in alten Zeiten sicherlich in viel stärkerem Grade der Fall gewesen ist. Auf zu Tage gehenden Felsen erheben sich noch jetzt zu ansehnlicher Höhe auf der zweiten Terrasse über dem Neckarthal die Mauern, welche die Kirche und deren Umgebung — den indeß schon seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts abgegangenen Friedhof — auf der Westseite zunächst umfassen. An der östlichen Seite des Vierecks, wo der Hügel, auf dem die übrige Stadt lag (liegt), sich ostwärts immer mehr in die Thalsohle des Neckars hinabsenkt, war, wie auch sonst bei solchen Terrain-Verhältnissen, ohne Zweifel eine sehr hohe Mauer (ein sogenannter Mantel) aufgerichtet und davor ein tiefer Graben, über den man auf einer Zugbrücke zum äußeren Burgthor gelangte, in den Hügel eingeschnitten. So bot alles zusammen — Burg, Kirche und Friedhof — eine von Natur und durch Kunst sehr feste Stellung, welche auch für eine zahlreichere Besatzung Raum hatte. [22]

Von Eßlingen rückte König Rudolf gegen Nürtingen an, bezog aber in der Nähe auf einer kleinen Hochfläche, welche sich rechts über dem Neckar erhebt und auf zwei anderen Seiten zu den engen Thälchen des „Sau-“ und „Marbach“ abfällt, in günstiger Stellung ein Lager, welches auch durch die hohenbergische Burg in dem nahen Oberboihingen gedeckt war, und zog die Mannschaft an sich, welche unter seinem Schwager Albert vor dem ganz nahen Nürtingen stand, das man von dem Lager aus übersah. [23] Der junge tapfere Graf von Wirtenberg, welcher nicht

selbst in Nürtingen gestanden, beabsichtigte nämlich, wie man in Erfahrung gebracht hatte, Nürtingen zu entsetzen. Da kam es nun eben am „Grünberge" zwischen beiden zu einem blutigen Zusammenstoß,[24] in welchem Eberhard geschlagen wurde, worauf der König selbst hart vor Nürtingen rückte und mit vereinter Macht die Belagerung unternahm. Eberhard dagegen fiel, um eine Diversion zu machen, verstärkt durch Mannschaften des Grafen von Helfenstein, worunter namentlich Armbrustschützen, verheerend in den pfalzgräflich-Tübingischen Schönbuch ein, wobei namentlich Weil, der bedeutendste Ort in demselben, total zerstört wurde. Da drangen die wilden Gesellen in die Häuser, zerschlugen die Hausgeräthe, schleppten weg, was ihnen sonst anständig war; Wohnhäuser und Scheunen wurden in Brand gesteckt und die Vorräthe von Heu und Körnerfrüchten den Flammen preisgegeben.[25]

Nach etwa acht Tagen nahm der König als großer Meister in der Belagerungskunst das feste Nürtingen ein, machte die feindliche Mannschaft zu Gefangenen und ließ die Mauern des Kirchhofes schleifen. Darauf rückte er mit einer starken Streitmacht über Eßlingen vor Stuttgart, in das sich Eberhard vom Schönbuch aus geworfen hatte.

Aus demselben, das ohne Zweifel ursprünglich ein unter dem Schutze von Burgen gestandener Fron- oder Herrenhof gewesen, auf dem unter anderem besonders Pferdezucht getrieben wurde,[26] war in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts wie auch anderwärts ein ummauerter Ort mit städtischer Verfassung geworden.[27] Und die Grafen von Wirtenberg nahmen schon damals nicht selten ihren Sitz in der dortigen Burg,[28] welche jedenfalls ausgedehnter und, unterstützt von der Stadt, auch haltbarer war als die Stammburg auf dem Rotenberg, die sicherlich nur eine kleine Besatzung aufnehmen konnte. Zwar lagen Stadt und Burg in einem fast rings von Bergen umgebenen Kesselthale; zur Zeit da König Rudolf vor dieselbe rückte, hatte erstere aber so geringen Umfang, daß ihre Ringmauern eine gute Strecke von dem Fuß der Berge entfernt waren,[29] und die Wirkung der damals gebräuchlichen Wurfmaschinen, welche man auf den Anhöhen umher aufstellte, sicherlich sehr problematisch war.

Die Stadt wurde, wie aus der sogleich zu berichtenden Belagerung hervorgeht, außer den durch starke Thürme verstärkten Ringmauern und dem dazwischen liegenden Zwinger[30] ohne Zweifel durch einen davor angelegten Wall und Wassergraben geschützt, über welch' letzteren man auf Zugbrücken zu festen Thorthürmen gelangte. So hatte auch das gegenwärtige aus späterer Zeit stammende „alte Schloß" einen tiefen Wassergraben, über welchen Zugbrücken führten. Dabei war Burg und Stadt „Stutgarten" durch einen doppelten Ring von Schlössern,

welche allermeist auf den umliegenden, mäßig hohen Bergkuppen standen und in denen Vasallen und Dienstmannen des Hauses Wirtenberg saßen, geschützt. Davon lagen im inneren Ring und schauten auf „Stutgarten" hinab die ansehnliche, sehr feste Weißenburg,[31] auf einem Vorsprung des Bopserberges, südlich von der Stadt; die Reinsburg auf einem isolirten, schön gelegenen Bergkegel in der Gegend der heutigen „Silberburg", da wo das Nesenbachthal sich zum Stuttgarter Kessel erweitert, also am Eingang in diesen. So stand auch auf einer Anhöhe nahe der Ausmündung des ersteren in das des Neckars eine starke, dem Namen nach aber nicht mehr bekannte Burg. Im äußeren Ring lagen und gewährten theilweise keinen Ausblick auf „Stutgarten": die Burg Frauenberg[32] am Rande der Feuerbacher Heide gegen Feuerbach hin, nördlich von Stuttgart; die Gähkopfburg unterhalb der Feuerbacher Heide, wo eine Weinberghalde wenigstens diesen Namen trägt; die Bragburg * zwischen Cannstatt und Stuttgart, gleichfalls nördlich von letzterem; die Gaisburg bei dem gleichnamigen Dorfe östlich von Stuttgart; die Burgen bei Berg, Cannstatt und Brie (die Vorstadt von Cannstatt Stuttgart zu).[33]

Am 23. September stand König Rudolf bereits vor Stuttgart und hatte auf den terrassenförmig zum Kesselthale sich hinabsenkenden Eßlinger Bergen ein vor Ueberrumplung geschütztes Lager bezogen, von dem aus er Burg und Stadt „Stutgarten" übersehen konnte. Der Platz ist noch heute unter dem Namen „Wagenburg" bekannt. Sein Zelt schlug er unter einer riesigen Eiche auf, daher die Stelle heute noch „bei der Königseiche" (dem Heim'schen Weinberg) heißt. Vor die feindlichen Burgen umher wurden kleine Haufen gelegt, um sie zu blokiren.

Bei dem Könige standen unter anderen mit ihren Mannen sein tapferer Schwager, unser Held,[34] und der gleichfalls fast nie neben ihm fehlende Nürnberger Burggraf. Nachdem das königliche Heer bereits vier Wochen vor der Stadt gelegen, war immer noch nichts Nennenswerthes gegen dieselbe ausgerichtet worden. Ja es hatte sich mit Noth der Feinde erwehrt, die seinen Rücken bedroht und es gleich anfangs (27. September) bei Hedelfingen (zwischen Stuttgart und Eßlingen über dem linken Neckarufer) zu einem förmlichen Treffen genöthigt hatten, in welchem viele Königliche gefangen, die meisten Pferde derselben getödtet wurden, Diepold von Bernhausen, ein tapferer angesehener Ritter, aber erschlagen worden ist.[35]

Durch diese Bedrohung im Rücken sowie die Blokade der um-

* Brag heißt der Bezirk rechts und links der Straße von Stuttgart nach Ludwigsburg, zunächst jenem; man unterschied von jeher die vordere, mittlere und hohe Brag; auf letzterer lag die Burg.

liegenden Burgen war das vor der Stadt liegende Heer geschwächt worden. Auch stand nicht die ganze Streitmacht der königlichen Partei vor Stuttgart, denn am 23. Oktober kam es bei Balingen zu einem blutigen Kampf zwischen unseres Helden Bruder Burkard und dem Grafen Friedrich von Zollern, in welchem dieser schließlich den Sieg davontrug.[36] Ein Ausgang, welcher der Sache des Königs vor Stuttgart jedenfalls auch nicht förderlich war.

Unter diesen Umständen kam es Rudolf sehr erwünscht, daß der Erzbischof Heinrich von Mainz, welcher vormals auf dem Stuhl von Basel gesessen, sein alter erprobter Freund und Rathgeber, eben am 23. Oktober mit einer ansehnlichen Schar der Mannen seines Erzstifts in das Lager vor Stuttgart einrückte.[37] Aber die Belagerung machte, selbst nachdem diese ansehnliche Verstärkung angekommen war, keine erheblichen Fortschritte. Leicht konnten Vorbereitungen des königlichen Heeres zum Sturm oder zu Aufstellung von Kriegsmaschinen durch die Besatzung der einen oder anderen kleinen Burg, vor deren Augen sie gemacht werden mußten, verrathen worden sein, was durch die Blokade schwer ganz zu verhindern war. Insbesondere aber müssen bei der Vertheidigung der Stadt Bürger, Ritter und Knechte, angefeuert durch das heldenmüthige Beispiel ihres jungen Grafen, einander in Tapferkeit, unermüdlicher Wachsamkeit und unbegrenzter Opferwilligkeit überboten und auch die Befehlshaber in der Stadt das Kriegshandwerk gut verstanden haben. Die Ueberlieferung sagt auch, daß wo es den Belagerern gelungen sei, in die Mauern eine Bresche zu legen, Ritter und Bürger mit ihren Leibern die Lücke gedeckt, bei der Nacht aber solche ausgebessert hätten.

So war denn der König schon in die siebente Woche vor der Stadt gelegen; der Winter stand nahe vor der Thür, noch aber war der junge Graf von Wirtenberg Herr der Stadt und machte keine Miene, sein stolzes Haupt vor dem Könige zu beugen. Wohl wäre es diesem, der schon manche feste Stadt und Burg zu Fall gebracht hatte, schließlich gewiß gelungen, auch Stuttgart in seine Gewalt zu bringen. Aber die Verfolgung von für sein Haus und seinen Thron wichtigeren Interessen ließen ihn, als der November bereits eingetreten war, wünschen, der Handel mit dem Grafen von Wirtenberg und Genossen möchte möglichst bald und wenn nur einigermaßen für ihn annehmbar beigelegt werden.

Es war ihm nämlich die Kunde gebracht worden, der päbstliche Legat Johann, Bischof von Tusculum, sei am 2. November in Colmar eingetroffen, um seine vorläufig auf den 2. Februar 1287 in Aussicht genommene feierliche Krönung zum römischen Kaiser durch den Pabst in Rom näher zu besprechen.[38] Und daran lag ihm sehr viel. Konnte

doch, ehe er die Kaiserkrone erhalten, sein sehnlichster Wunsch, einer seiner Söhne möchte zum römischen König ernannt und so zu seinem Nachfolger auf dem deutschen Throne bestimmt werden, nicht in Erfüllung gehen. Darum fand der Erzbischof von Mainz, welcher von der Ankunft des Legaten natürlich wußte, willig Gehör, als er, seinem hohen Hirtenberuf gemäß, mit Friedensgedanken vor seinen königlichen Freund trat, und erhielt, nachdem der König sich auch mit seinem Schwager Albert und dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg berathen, den Auftrag, vor der Hand die Stimmung des Feindes zu erforschen und je nachdem diese ausfalle, Unterhandlungen anzuknüpfen. Und der gewandte geistliche Diplomat fand empfänglichen Boden, indem er vornehmlich betonte, daß, wenn der König durch längere Weigerung des Feindes sich zu unterwerfen, gezwungen werden würde, weitere Streitkräfte heranzuziehen und die Stadt mit stürmender Hand zu nehmen, was ihm bei seiner und der Hauptführer des Heeres großen Kriegserfahrung sicherlich bald gelingen müßte, den Grafen und die Seinigen wie insbesondere auch die Stadt die ganze Strenge des Siegers und Lehensherrn treffen würde. Da könnte, unterließ der kluge Kirchenfürst nicht anzudeuten, Eberhard leicht des Hauptorts seiner Grafschaft, „Stutgarten", als eines Reichslehens, [39] ja am Ende letzterer selbst verlustig erklärt werden.

So kam denn am 10. November 1286 im Lager vor Stuttgart ein Friedbrief zu Stande, laut welchem „Rudolf von Gottes Gnaden römischer König und Mehrer des Reichs den Grafen Eberhard von Wirtenberg und seine Helfer" unter folgenden Hauptbedingungen wieder „zu seinen Hulden und Gnaden aufgenommen": der Graf verzichtet auf allen Ersatz des Schadens, der ihm in diesem Kriege und zuvor seit der zu Ulm gemachten Sühne zugefügt worden ist; alles wird auf beiden Seiten auf den Rechtszustand, wie er vor dem Kriege war, zurückgeführt; die Gefangenen werden gegenseitig freigegeben; als Sicherheit und Friedenspfand wird Graf Eberhard die Burgen Wittlingen (bei Urach) und Rems (Remseck bei Neckarrems) auf zwei Jahre überantworten an den Markgrafen Heinrich von Burgau, den Grafen Burkard von Hohenberg und den freien Herren Swigger von Gundelfingen (Dorf und Burg im Lauterthale, O.A. Münsingen), welche, wenn er durch Raub und Brand oder andere Dinge den Frieden bricht, die Größe des von ihm zu leistenden Schadensersatzes zu bestimmen haben; Eberhard muß die Stadt Stuttgart dem Könige überantworten, um ihre Mauern brechen zu lassen, endlich seine Schulden bei Christen und Juden bezahlen. Die speziellen Streitigkeiten aber zwischen des Königs Anhängern (den Herzogen von Teck, dem Grafen Albert von Haigerloch, unserem Helden,

und den Pfalzgrafen Rudolf und Eberhard von Tübingen) einer- und den Grafen Ulrich von Helfenstein, Friedrich von Zollern und Ulrich von Montfort andererseits sollten durch Schiedsgerichte beigelegt werden. Dem Helfensteiner aber wurde noch besonders auferlegt, er müsse, wenn der König zum Empfang der Kaiserkrone nach Rom fahre, mitziehen. Und schließlich beschworen die letztgenannten drei Grafen nebst Eberhard von Wirtenberg den Frieden und festeten die Urkunde durch angehängte Siegel. [40]

König Rudolf hielt sich, ehe er am 25. November zu dem päbstlichen Legaten nach Speier ritt, in Schwaben u. a. in Eßlingen auf, wohl um die Schleifung der Mauern von Stuttgart zu überwachen, was aber nach seinem Abgang sicherlich sehr mangelhaft geschah.

Drittes Kapitel.

König Rudolfs zweiter Krieg gegen Graf Eberhard von Wirtenberg und Genossen 1287.

I.

Des Marschalken Ludwig Reisebericht. — Die Verschwörung auf der Burg Wirtenberg. [41]

In den Tagen des April 1287 saß ein an der Schwelle des Mannesalters stehender Ritter auf hohem Lehnstuhl in einer tiefen Fensternische eines Thurmgemachs der Burg Wirtenberg. In reichen Locken fiel das braune Haupthaar auf den Nacken herab, ein leichter Anflug von Bart bedeckte Oberlippe und Kinn; unter der hohen schöngewölbten Stirne brannte ein dunkles Augenpaar. In der Kemenate flackerte lustig ein Kaminfeuer, denn der Winter steckte noch in den dicken Mauern; der Boden war einfach mit Steinplatten bedeckt, die Wände aber waren einmal weiß getüncht worden. So trug denn der junge Ritter auch über seinem anliegenden bis auf die schwarzen Schuhe reichenden, mit einem Gürtel aus rothem Corduanleder festgehaltenen Leibrock aus grünem Wollenstoff (Baragan) einen weiten faltenreichen etwas kürzeren Oberrock ohne Aermel aus rothem Scharlach. Jener war am Halssaum und Handgelenk mit einer bunten, goldgewirkten Borte, dieser mit Zobel verbrämt. Stand doch der Ritter in einem Alter, da auch der Mann die Kleiderpracht zu lieben pflegt.

Der junge Ritter befand sich allein in dem Gemach; sein einziger Gesellschafter war ein starker Wolfshund, der zu seinen Füßen lag. Gedankenvoll und wie wenn er jemand erwarten wollte, blickte er in das vor ihm liegende Neckarthal hinab. Als sein Blick hinüber an den Fuß der gegenüberliegenden Berge schweifte, erschaute er das Dörflein Hedelfingen. Da flammten seine Augen auf, er erhob sich, deutete wie wenn er Jemanden etwas hätte zeigen wollen, mit der ausgestreckten Rechten hinüber und sprach: „Dort auf dem Hügel am Waldsaume will ich meinen Rittern, die verwichenes Jahr so mannlich gegen die Königlichen gefochten, einen Gedenkstein setzen lassen." Als er sich in dem schönen Thale umgesehen, schweifte sein Auge auf die Höhe und in die Ferne zu den Bergen der Schwabenalb, welche theilweise noch das weiße Winterkleid trugen, und bald erkannte er die hohen Thürme der Burg Achalm. Da legten sich Zornesfalten auf seine sonst spiegelglatte Stirne; seine Augen schoßen wilde Blicke; unwillkürlich griff er an den starken Knauf seines großen Schwertes, das er erst seit Kurzem an dem weißen Rittergurt trug und darum auch jetzt nicht abgelegt hatte, stieß es gewaltig auf den Steinboden, daß es klirrte und sein Leibhund bellend auffuhr, wie wenn er seinen Herrn schützen müßte. Und in grimmem Tone sprach er: „das hat mir der nimmersatte Habsburger auch geraubt und dort sitzt nun der verhaßte Reichslandvogt, doch — — —." Da hörte man auf der Steintreppe, die zu dem Thurmgemach führte, schwere Mannestritte; der Wolfshund erhob sich knurrend und sah blutgierigen Blickes scharf nach der Thüre. Als sich aber diese öffnete, sprang er dem Eintretenden freudig entgegen; der junge Ritter erhob sich, reichte demselben freundlich die Hand und sprach: „sei willkommen, mein lieber Marschalk, was bringst du mir für gute Mär'?" Und der Leser wird nun unschwer errathen, daß der junge Ritter niemand anders war als Graf Eberhard von Wirtenberg. Dieser hatte nämlich seinen Marschalken, welchen der Friedensschluß vom 11. Nov. 1286 aus langer Haft, in die er im Dienste seines Herrn gerathen,[42] erlöst, im Anfang des April mit geheimen Aufträgen an den Markgrafen von Baden, die Grafen von Zollern, Helfenstein, Göz von Tübingen und andere gesandt. Eberhard wollte sich nämlich der Theilnahme derselben versichern an dem Kampf, den er im kommenden Sommer auf's Neue gegen den König und dessen Partei zu unternehmen beabsichtigte. Zugleich ließ er den Vorschlag machen, die Verbündeten sollten etwa an St. Walpurgistag auf der Burg Wirtenberg mit einander den Kriegsplan besprechen. „Setzen wir uns," sprach der junge Graf, „guter Lutz (Ludwig) auf das Spanbett (Ruhebett) und laß hören." Dieses war neben einem plumpen runden Tisch aus Eichenholz und

mehreren dergleichen Stühlen das einzige Möbel des Gemachs; an den sonst kahlen Wänden aber hiengen starke Jagdspieße, Hifthörner, Schilde, Schwerter und Dolche. Als beide Ritter neben einander Platz genommen hatten, hub der Marschalk seinen Reisebericht also an: Allererst ritt ich, Herr Graf, zu eurem Schwager, dem Markgrafen Hermann von Baden, und entledigte mich gegen denselben meines Auftrags. Derselbe ist gerne bereit, euch in dem Kampfe Hilfe zu leisten, denn eure Feinde sind, wie er sagte, auch die seinigen. „Vor Jahren schon," fuhr er fort, „stand der Reichslandvogt gegen meinen Vater und hat nun bei Bruchsal verschiedene Reichslehen inne, welche der König uns längst abgenommen und ihm gegeben.[43] Dabei hat mein Haus auf Burg und Stadt Altensteig, welches sein Bruder Burkard in Händen hat, alte wohlbegründete Ansprüche. Die will ich mit den Waffen in der Hand geltend machen, Burkard mit Krieg überziehen und ihm so unmöglich machen, dem Könige zu Hilfe zu kommen." Die geeignete Zeit hiezu, meinte der Markgraf auch, solle aber an St. Walpurgis mit euch verabredet werden. Des Markgrafen Vater, der an schweren Gebresten des Alters leidet, sah ich nicht.

Graf Götz von Tübingen, welcher auf der Burg Böblingen sitzt, ein gar kriegslustiger Herr, war hocherfreut, meinen Auftrag zu hören, denn er hegt großen Haß gegen den Reichslandvogt und dessen Bruder. „Diese Hohenberger," schalt er, „gehen seit Menschengedenken darauf aus, eine Herrschaft meines Hauses um die andere durch Heirathen in mein Geschlecht an sich zu reißen. Nicht aus Minne sondern Habsucht geschah es, daß nun der dritte Graf von Hohenberg — es ist der Bruder des stolzen Reichslandvogts — eine Tübinger Gräfin heimgeführt hat und sicher hofft, so auch Burg, Stadt und Herrschaft Horb an sich zu bringen. Doch dazu werde ich seiner Zeit auch ein Wort reden." An dem Böblinger, welcher an St. Walpurgis sich unfehlbar auch einstellen wird, fuhr darauf der Marschalk fort, werdet ihr, mein Herr, darum einen treuen Bundesgenossen finden. Nicht minder an dem Grafen Ulrich von Helfenstein, der sich zu der angegebenen Zeit auch zur Besprechung des Kriegsplanes auf unserer Burg einfinden wird. Der ist auf den König selbst gar nicht gut zu sprechen. „Meint denn der," sagte er höhnisch lachend, „ich werde für ihn große Opfer bringen an Hab und Gut, um mit ihm nach Rom fahren zu können, damit er von dort die Kaiserkrone hole; ist wahrlich der Ehren genug für einen armen Grafen von Habsburg, daß er eine Königskrone trägt. Da wüßte ich noch andere, die deren würdiger wären." „Ja, das mein' ich auch," fiel da der junge Graf seinem Marschalken in die Rede, der in seinem Bericht nun wieder fortfuhr. Von dem alten Grafen Friedrich

von Zollern und dessen Söhnen, insbesondere dem ältesten von diesen, den man nur den Ritter nennt, der ja euer Schwager ist,[41] wurde euer Diener auch gut aufgenommen. Die tragen aber, wie die Dinge zwischen ihnen und den Hohenbergern immer noch stehen, großes Bedenken, mit ihren Mannen die Grafschaft zu verlassen. Wohl sei der König, als er verwichene Weihnachten in Rotweil zugebracht, auf die Burg Hohenberg geritten und habe sich aus allen Kräften bemüht, zwischen den Vettern Frieden herzustellen. Aber sie, die Zollern, meinen, sie hätten sich von den Hohenbergern, welche die bei Balingen erlittene Schlappe nicht vergessen können, immer noch nichts Gutes zu versehen, müßten auf ihrer Hut sein und gerüstet in ihrem Lande bleiben.[45] Das werde nun aber euch auch zu Gut kommen, denn die von Hohenberg werden so nicht mit ihrer ganzen Macht dem Habsburger zuziehen können.

Der Ritt zu den Zollergrafen war aber, das muß ich euch, mein gnädiger Herr, doch auch berichten, zumal im April keine Lustfahrt. Denn auf einem gewaltigen, himmelanstrebenden Kegelberge, den die Natur wie einen großen Söller an die lange, hohe Mauer der Schwabenalb hinausgebaut hat, erhebt sich, mit dem Fels verwachsen, ihre Burg. Auf sehr steilem, mit Steingerölle besätem Pfade mußten wir bei einem schrecklichen Schneegestöber mühsam hinanreiten, so daß mein alter Reitknecht, der sich sonst aus Sturm und Wetter nicht viel macht, das Felsennest in die Hölle verwünschte. Dagegen sei, meinte er, unsere Wirtenberg und die Gegend umher ein wahres Paradies. Als wir vollends oben, vor dem äußeren Thor angekommen waren und bis man uns geöffnet Zeit hatten, uns umzusehen, da sahen wir alle Berge ringsum mit Schnee bedeckt, wie bei uns etwa am Silvesterabend, und ein scharfer, eiskalter Wind, der von den nahen beschneiten Höhen herüberblies, machte unsere Glieder fast erstarren. Endlich führte man uns durch einen runden Thorthurm auf der Morgenseite in den von einer Mauer umgebenen dreieckigen Vorhof, welcher durch eine hohe, dicke Quermauer, die an ihren beiden Enden runde Thürme hat, in zwei Theile geschieden ist. Darnach gieng's durch das in derselben gelegene zweite Thor; da standen wir vor dem von Mittag nach Mitternacht streichenden Stück der Ringmauer des Schlosses und ritten durch das dritte, das Hauptthor, in dieses ein, und bald wurde mir im Grafensaale ein herrlicher Imbiß vorgesetzt: Köstlicher Braten von wildem und zahmem Fleisch und guter Wein, alles in Hülle und Fülle; das machte mich bald frohgemuth und den schlimmen Ritt vergessen. Die gut erwärmte Schlafkammer, in welche mich erst spät in der Nacht des Grafen Kämmerer geführt, lag im vierten Stock eines gewaltigen

viereckigen Thurmes auf der dem Hauptthore entgegengesetzten Seite der Burg. Es ist dies die Hauptwehr der ganzen Burg, die zwar nicht sonderlich ausgedehnt aber gar fest ist. Man führte mich auch auf einen schlanken Thurm von ungeheurer Höhe, der zur Seite des Hauptthores liegt, und den mein Begleiter mit vollem Recht den Lug-in'sland nannte, denn von der mit Zinnen gekrönten Plattform, auf welcher sich ein Wächterhäuschen erhebt, übersieht man fast ganz Schwaben.[46] Auf der Herfahrt habe ich in unserer Burg Stutgarten eingesprochen und meiner hohen Herrin Irmengard die Grüße von ihrem Bruder Hermann gemeldet. Da sah ich euren kleinen Utz (Ulrich) in seiner Wiege liegen; ein herrlicher Junge; fest, ohne Furcht schaute er mit seinen blauen Aeuglein mir in's Gesicht, zappelte dabei beständig mit Aermchen und Beinchen; wird einmal lieber auf Rossen sich tummeln, als zwischen vier Wänden im hohen Lehnstuhl sitzen oder in der Burgkapelle vor dem Muttergottesbilde auf den Knien liegen. Bei diesem Besuch sah ich mich auch um, wie es mit dem Wiederaufbau der Mauern und Thürme der Stadt stehe, welche der Habsburger zum Theil hatte abbrechen lassen, und wobei sich unsere saubern Nachbarn, die Eßlinger, besonders rührig gezeigt haben. „Die sollen's büßen,"[47] fiel da der Graf dem Marschalken in die Rede. Der aber fuhr alsogleich fort und sprach: da darf es meinem Herrn nicht bange sein, denn die Stadt ist jetzt besser verwahrt als zuvor und eure Ritter in dortiger Burg konnten mir den Eifer der Stuttgarter Bürger beim Wiederaufbau ihrer Mauern nicht genug loben. „Du bringst mir, mein guter Lutz," hub nun Graf Eberhard an, „ja nur tröstliche, erfreuliche Kunde; nun aber wollen wir auch einige Becher leeren von meinen Stuttgarter Weingärten. Geh' und sage meinem Schenken, er solle seines Amtes warten." Als dieser durch Knappen mehrere große mit Wein gefüllte Kannen, auch zwei stattliche Becher hatte herbeitragen lassen, sich auf seines Herren Wink aber entfernt hatte, und schon mancher Becher geleert worden war, wandte sich der junge Graf zu seinem Marschalken mit den Worten: „du bist mir aber noch einige Berichte schuldig. Bist du auf deinen Fahrten auch gewiß in Hohen-Wittlingen und Remseck gewesen und hast meinen Burgmannen dort den geheimen Befehl wieder eingeschärft, daß sie ihre Burgen an niemanden, und käme der König selbst, übergeben dürfen; bist du auch nach Gmünd geritten, und hast meine Gläubiger unter den dortigen Christen und Juden, welche mich bei dem Könige verklagt haben, beschwichtigt?" Und der treue Diener hatte auch hierin seine Schuldigkeit gethan und konnte getrost sagen: Ja, mein Herr, solches alles ist geschehen. Darauf hob der Graf seinen vollen Becher, stieß mit dem Marschalk an und sprach: „guter Alter, habe Dank," und

fuhr spöttisch lachend fort, „die Gmünder aber, welche mir auf hohe Wucherzinse Geld geliehen haben, sollen eben warten, bis ich einmal einen reichen Goldschatz gehoben haben werde. Wegen meiner Schulden und des Königs Gebot, solche zu bezahlen, lasse ich mir keine grauen Haare wachsen. [48] Der Habsburger hat auch Schulden; wenn man's macht wie der, so braucht man freilich kein Geld beim Juden zu holen. Hat er, der verboten, Klöster und Kirchen zu berauben, als er im September des vorigen Jahres mit seinen Mannen in Eßlingen gelegen, nicht die Keller und Speicher der Klöster leeren lassen, um keinen Wein und kein Getreide kaufen zu müssen?“ [49]

Bis in die Mitternacht hinein saßen der junge Graf und sein Marschalk beisammen und mit jedem weiteren geleerten Becher wurden ihre Auslassungen gegen den habsüchtigen König und seinen verhaßten Landvogt heftiger.

Der heimliche Rath der Verschworenen.

Am Vorabend von St. Walpurgis ritten in später Nacht der junge Markgraf Hermann von Baden, die Grafen Ulrich von Helfenstein und Götz von Tübingen mit einigen Rittern und Knappen auch reisigen Knechten nebst den Herren Wolfram von Bernhausen (auf den Fildern) und Berthold von Blankenstein (Burgruine im Lauterthal, oberhalb Wasserstetten O.A. Münsingen) [50] auf der Burg Wirtenberg ein. Als es Nacht geworden, war der Marschalk mit einigen Knechten aus der Burg den Erwarteten entgegengeritten. Da steckte am andern Morgen das Burggesinde mit ängstlichen Blicken und gewaltigem Kopfschütteln die Köpfe zusammen. Es versprach sich von dem geheimnißvollen Besuch nichts gutes und murmelte allerlei. Und noch größer war die Besorgniß, als man am andern Vormittag den hohen Burgherren mit seinen Gästen und dem Marschalken auf der Leiter, welche an den Eingang des hohen Bergfrids (Hauptthurm) der Burg gelehnt worden war, diesen besteigen und sah wie dieselbe darnach weggenommen wurde. Lange zuvor, schon in früher Morgenstunde, hatten der Truchseß und Schenke zu einem reichlichen Imbiß für die Herren Wildbraten, Wein und Brot rc. nebst den nöthigen Tischgeräthen und Bechern in den Thurm hinaufschaffen lassen.

Da, in der obersten Kammer des Thurmes, beriethen nun die vier Grafen mit den beiden Herren und dem Marschalken, wie es anzugehen sei, um dem König und seinem Anhang in dem beschlossenen nochmaligen Krieg stärkeren Widerstand als verwichenen Jahres entgegensetzen, ja denselben womöglich besiegen zu können. Allererst aber machte Graf Eber-

hard seinem über den Habsburger und Reichslandvogt ergrimmten Herzen Luft, indem er den Versammelten vorhielt und in's Gedächtniß zurückrief, was alles sein Haus durch beide verloren habe. „Mein Vater," hub er an, „den Gott selig habe, gebot einst an des Herzogs von Schwaben Statt über das ganze Land, saß in der stolzen Reichsstadt Ulm für den Kaiser zu Gericht, hatte von des Reiches wegen die Klöster Lorch und Denkendorf zu schirmen; ihm waren für eine namhafte Pfandsumme Rechte und Einkünfte von Gütern, welche zu der Burg Achalm und der Reichsstadt Reutlingen gehörten, zur Nutznießung angewiesen. Und diese königlichen Gunsterweisungen haben der Kammer meines Vaters namhafte Baarsummen eingebracht, durch die er in Stand gesetzt worden, sehr ansehnliche Erwerbungen wie die von Urach zu machen. Meinem Ohm Hartmann war von König Wilhelm Burg und Stadt Gröningen mit allen Ehren und Rechten als ein in seinem Geschlechte erbliches Reichslehen übertragen worden. Für all' das haben, wie mir alte treue Diener gesagt, mein Vater und Ohm dem Reiche große Opfer an Hab, Gut und Blut gebracht. Als aber der habsüchtige König Rudolf gekommen, hat er alles meinem Hause genommen, um es selbst zu behalten oder seinem Schwager, dem gewaltthätigen Hohenberger, zu geben. Der sitzt nun in Gröningen, auf der Achalm, gebietet in der Reichsstadt Reutlingen und als Landvogt über ganz Niederschwaben. Die verpfändeten Reichsgüter hat man uns genommen, die Pfandsummen aber nicht bezahlt, habe wenigstens nie davon gehört, daß es geschehen. Solch' schreiendes Unrecht will ich rächen, sollte ich darüber auch alles verlieren. Es ist eine Ehrensache für mich. Wie aber über die schlaue, mächtige Gegnerschaft Herr werden, dazu eben erbitte ich mir von euch, meinen treuen und erfahrenen Freunden, Rath und Hilfe."

„Guter Rath und starke Hilfe wird," hub darauf der alte Graf Ulrich von Helfenstein zu entgegnen an, „euch und uns allen in unserem Vorhaben sehr von Nöthen sein, wenn wir siegen wollen, denn der Habsburger, sein Landvogt und der Nürnberger Burggraf sind ebenso klug als tapfer und kriegserfahren und der König wird, wenn wir nochmals die Waffen ergreifen, eine stärkere Streitmacht denn zuvor aufbieten und mit aller Strenge verfahren. Sorgen wir dafür, daß unsere Mannen in aller Stille sich zum Kampf bereit halten und zu der ihnen bezeichneten Zeit unter unsere Banner eilen, daß der Wiederausbruch des Krieges unsere Städte und Burgen zum äußersten Widerstand gerüstet findet. Während dann der Feind da oder dort vor einer unserer Burgen oder deren mehreren liegt und hier festgehalten wird, müssen anderwärts unsere Genossen über die Gebiete der Königlichen herfallen, so sehen sich diese genöthigt, mit ihren Mannen das Heer des Habsburgers zu

verlassen oder sie wagen, bei Zeit bedroht, gar nicht, aus ihrem Land wegzuziehen. Weiß der Hohenberger seinen Vetter, den von Zollern, zum Kampf gerüstet, so wird er Bedenken tragen, mit aller seiner Macht seine Grafschaft zu verlassen; und fallet ihr, Herr Markgraf, der ihr einen alten Streit mit des Reichslandvogts Bruder auszufechten habt, bei Zeit in des letzteren Land ein, so kann er seinem Schwager, dem König, nicht zu Hilfe ziehen. So wird auch, wenn wir dafür sorgen, daß der kriegslustige Abt Wilhelm des reichen St. Galler-Stifts bei Zeit gegen des Königs Anhang in den Strichen um das Schwäbische Meer das Haupt erhebt, demselben von dort keine Hilfe kommen. Darum ist meine Meinung, wir rüsten uns unverweilt und bestmöglichst, aber in aller Stille, eröffnen den Kampf mit dem Beginn des Heumonats (Juli) und verständigen uns auch dahin mit den andern Widersachern des Königs und seines Anhangs, namentlich auch dem St. Galler; ihr, Herr Markgraf, fallet in genanntem Monat ohne Verzug über euren Gegner, den Hohenberger Burkard, her.“ Mit diesem Kriegsplan waren alle Anwesenden einverstanden. Der alte Helfensteiner übernahm es auch, die weiteren Verabredungen insbesondere mit dem Abt Wilhelm zu treffen.

Nachdem bezüglich des bevorstehenden Kampfes noch dies und jenes besprochen worden, gab Graf Eberhard seinem Marschalken ein Zeichen. Das verstand dieser ganz gut, denn er verließ sogleich darauf das Thurmgemach, um den Truchseßen und Schenken aufzusuchen und ihnen zu sagen, daß ihr Herr nun mit seinen Gästen den Imbiß einnehmen wolle. Es stand dazu auch alles bereit. Schon den Tag zuvor hatte der gräfliche Keller in dem hinter der Burg gelegenen Weiler Rotenberg die Maihühner und eine große Zahl Eier holen, auch dem Lehensträger des Fischwassers in dem nahen Neckar sagen lassen, er habe auf den folgenden Tag gute Fische in hinreichender Zahl zu liefern. Wildbraten, des hohen Burgherrn Lieblingsspeise, war immer reichlich zur Hand. Der Burgbäcker hatte „Herrenbrote“ und Fladen (Kuchen) gebacken; der Schenke durch den Schloßküfer ein großes Faß anstechen lassen, welches mit Ausstich von den gräflichen Weinbergen in der nahen Burghalde gefüllt war. Nicht lange, nachdem der Marschalk wieder seinen Platz eingenommen, stand es an, so öffnete sich die schwere eiserne Thüre des Thurmgemachs und hereintraten der Truchseße und Schenke mit mehreren Knappen. Die brachten ein blendendweißes Tischtuch („Tischlachen“), das so groß war, daß es auf den Tisch, an welchem die Herren getagt, gelegt, bis auf den Boden reichte; Handtücher, Becken mit Wasser, große Becher aus Silber und vergoldet in mancherhand, mitunter seltsamen Gestalten, silberne bowlenartige Gefäße mit Deckeln,

einige Teller, darunter einen aus Elfenbein, die anderen aus Holz, wenige Messer und Gabeln u. a. m. Beim Eintreten der Hofbeamten und Knappen erhoben sich die Herren und stellten sich in die sehr sparsam angebrachten hohen und schmalen, im Rundbogen geschlossenen Mauerschlitze, welche innen weit, nach außen sehr enge, in der unteren Hälfte mit eisernen Klappen, in der oberen mit reich verbleiten Glasfenstern verschlossen, an denen außen aber auch eiserne Klappen angebracht waren. Da schauten sich, während der Tisch zum Mahle gerichtet wurde, die Gäste in der Gegend um und konnten nicht genug das herrliche Neckarthal rühmen. Als Truchseß, Schenke und die ihnen Handreichung leistenden Knappen mit ihren Zurüstungen zu Ende waren, traten die letzteren mit den Wasserbecken und Handtüchern ehrerbietigst sich verneigend vor die Grafen und Herren und diese wuschen ihre Hände. Darauf setzte sich die hohe Gesellschaft zu Tische. Inzwischen hatten andere Knappen große mit Wein gefüllte Kannen aus Silber und Zinn herbeigeschafft und die bowlenartigen Gefäße gefüllt. Der Schenke aber kredenzte der Reihe nach jedem der Gäste den ersten Becher, sonst sorgten Knappen dafür, daß kein Becher leer wurde; andere trugen die Speisen auf und bedienten die hohe Gesellschaft, welche sich das Mahl, Speisen und Getränke, tüchtig schmecken ließ, wobei manch' ein Becher in freudiger Aussicht auf Sieg geleert wurde.

Der Schulmeister von Eßlingen.[51]

Am Vorabend von St. Walpurgis saß in der Weinstube der Herberge zur Sonne* in „Stutgarten" unter Bürgern der Stadt und Leuten vom niederen Burggesinde vor einem stattlichen Becher guten Stuttgarter Gewächses[52] ein Gast, dem jedermann ansah, daß er weder Handwerker noch Kriegsmann, noch Hofdiener, sondern ein Gelehrter war. Derselbe führte in der Gesellschaft als politischer Kannengießer das große Wort, wobei man ihn gewähren ließ, denn die übrigen Gäste dachten, ist es doch der Schulmeister von Eßlingen, der schon manches Spottgedicht auf den verhaßten Habsburger gemacht und sich sogar herausgenommen hat, denselben in Eßlingen auf offener Straße ob seiner gewaltigen Adlernase zu foppen.[53] Die Unterhaltung drehte sich, wie man leicht denken kann, um den Krieg vom verflossenen Herbst, als der Habsburger Stuttgart belagert hatte. Da rühmte sich ein reisiger Knecht des gräflichen Burgmannen „Rugger", er habe mehr denn einen König-

* Kommt allerdings erst 1484 in einer Urkunde vor. Pfaff, Geschichte der Stadt Stuttgart. S. 102.

lichen in's Jenseits befördert und meinte, es könnte wohl bald wieder für ihn solche Arbeit geben. Ein Küchenknecht habe ihm gesagt, noch heute Nacht werden viele Grafen und Herren, darunter der alte Helfensteiner und der wilde Götz von Böblingen auf die Burg Wirtenberg kommen. Da werde sicherlich wieder etwas ausgebrütet. Darüber spitzte der Schulmeister gewaltig die Ohren, forschte den Reisigen noch weiter aus, verließ, als er genug zu wissen meinte, früher als sonst die ihm wohlbekannte Herberge und kehrte heim. Ihm war bei der Nachricht, es werden an St. Walpurgis die ihm genannten Grafen, Feinde des Habsburgers, und andere auf der Burg Wirtenberg sein, wie ein Blitz der Gedanke durch den Kopf gefahren, da stellst du dich auch ein und singst der hohen Gesellschaft, was sie gerne hören wird. In seiner Behausung angekommen, rüstete er sich zu der kleinen Reise, welche er am andern Tag in aller Früh antreten wollte, denn niemand sollte etwas davon erfahren. Mit Tagesgrauen verließ er, bestmöglichst aufgeputzt, die Stadt, schlug sich dem lieblichen Heimbachthale zu und wanderte in diesem hin. In jüngeren Jahren hatte er frohgemuth und liebesselig manche Maienfahrt durch das schöne Thälchen gemacht, den frisch grünenden Wald und Wiesengrund, der Vögelein süßes Getön und sein trütes Trût in Liedern gepriesen; nun aber war ihm „alliu fröide wild“ (fremd); der Vögel Sang und der Blumen Glanz, des Angers und der Haide neu' Gewand — nichts konnte ihm seines Lebens Maien zurückbringen. In solch' wehmüthiger Stimmung, die unwillkürlich über ihn gekommen, war er am Anfang des Thälchens angelangt. Nun schlug er sich links dem Weiler am Rothenberg zu, und wußte daß er jetzt nicht mehr weit von dem Schlosse Wirtenberg sei, wo, wie er sich dachte, die Grafen und Ritter sicherlich lustig zechen. Da schwand auch seine trübe Stimmung; klar sich wieder bewußt, in welcher Absicht er die Fahrt unternommen, setzte er sich unter einer Buche nieder, holte aus seinem „Brieffaß“ die Pergamentrolle hervor, auf die er seine Gedichte geschrieben hatte, wählte die aus, welche er der hohen Gesellschaft vortragen wollte, und recitirte sie laut. Darnach machte er seinen Anzug zurecht und gieng dann raschen Schrittes fürbaß dem Weiler und der Burg zu. In diese wurde er auch ohne Umstände eingelassen. Kannten ihn doch persönlich die Wächter der in den drei Ringmauern gelegenen Thorthürmen, welche, nachdem er die über den tiefen Graben gelegte Zugbrücke hinter sich hatte, er der Reihe nach passiren mußte; auch unterließ der schlaue Geselle nicht, denselben zu sagen, er habe einen wichtigen Auftrag an den Marschalken. In dem innern Burghof angekommen, setzte er sich in Erwartung von jemand, der ihn bei demselben anmelden könnte, auf die große runde Steinbank unter der Burg-

linde neben dem tiefen Brunnen. An diesem war eine der Burgmägde gerade beschäftigt, mittelst des großen Rades den an einer langen Kette hängenden Wassereimer heraufzuziehen und den Inhalt in eine bereitstehende „Gölte“ zu leeren. Die bat er, ihm einen Becher zu bringen, um einen guten Schluck frischen Wassers trinken zu können. Die lief auch und brachte einen der von Holz war. Der durstige Schulmeister fand übrigens das Wasser hart und gar zu kalt. Die Dirne aber hatte ihn, während er trank, von Kopf bis zu Fuß genau gemustert und würde ihn für einen fahrenden Spielmann gehalten haben, wenn er eine Fidel oder Harfe mit sich geführt hätte. Bald kam auch ein munterer, neugieriger Knappe herzu. Den bat der Angekommene, ihn zu dem Marschalken zu führen. „Den könnt ihr,“ sagte der Garzûn, „nicht sprechen, wohl aber den Kämmerer.“ „So führet mich zu diesem,“ sprach der Schulmeister, was denn auch geschah. Der Kämmerer ließ nun den Marschalken benachrichtigen. Bald lief ein Knappe, mit ihm der Schulmeister zum Bergfrid, lehnte die bereitstehende Leiter zum Eingang, stieg hinan, trat in das Gemach ein, da die hohe Gesellschaft beisammen war und flüsterte dem Marschalken einige Worte in's Ohr. Darauf entfernte sich dieser, gieng dem Eingang des Thurms zu und rief, als er den ihm wohlbekannten Schulmeister unten stehen sah, hinab: „was ist dein Begehr, alter Geselle?“ „Ich will,“ antwortete dieser, „so die versammelten hohen Herren die Gnade haben werden, mich anzuhören, ihnen das Lob des schäbigen Habsburgers singen.“ „Gedulde dich, bis ich wiederkomme,“ entgegnete der Marschalk und verschwand darauf. Seinem Herrn aber machte er Mittheilung von der Ankunft des Schulmeisters und dessen Wunsch. Und der wurde nicht nur gerne gewährt, sondern der Zwischenfall, der alsbald in der ganzen Gesellschaft bekannt wurde, erregte allgemeine Heiterkeit, denn alles, nur den Markgrafen ausgenommen, kannte den witzigen Gesellen, wußte auch von seinen Spottliedern auf den Habsburger. Ein Knappe wurde beordert, den Schulmeister herbeizuholen. Ehrerbietigst trat er in das Thurmgemach ein und schritt unter wiederholten Bücklingen dem Tische zu, da die gräflichen Gäste saßen. „Ist mir,“ sagte er zu Graf Eberhard gewandt, „gnädigst vergönnt, das Lob unseres großmächtigsten Königs zu singen?“ „In allweg,“ versetzte Eberhard, „guter Alter.“ Da warf sich der Dichter und Schulmonarch in die Brust, schüttelte selbstbewußt sein von spärlichen weißen Locken umrahmtes altes Haupt und hub mit lauter Stimme halbsingend, halbsprechend also an: (der Schulmeister spöttelt über König Rudolfs geringe Macht.)

Ein König hie mit Gewalt fährt,
Dem sich auf Erden niemand erwehrt,

Es seien Christen, Juden oder Heiden,
Gegen wen er will Ungnade han,
Der kann vor ihm niht bestan.
Es wird sich immer zu seinen Gunsten entscheiden.
Gott, nun sieh' dir vor in deinem Reiche,
Also daß er dir niht erschleiche
Deinen Himmel ohne Wehr (unbewacht);
Und pocht er daran mit einem Worte (und ruft):
Sankt Peter! so seid munter;
Denn was der König will da unter
Zwingen (drücken), das ist ihm wie ein Beer (ein Leichtes);
Und pfleget wohl der Himmelporte,
Darzu hütet alles himmlisch Heer.

(Der König führt Krieg mit Gott über die Herrschaft von Himmel und Erde.)

Gott und der König wollten kriegen sonder Wan (allen Ernsts),
Sie wollten mit einander hadern und pochen.
Da sprach der König: es kann niht mehr also ergan,
Gott hat mich übervortheilt, das ist wahr, es wird an ihm gerochen.
Will er die Himmel haben gar (ganz)
So wär' sein' Herrschaft gar zu weit und mein Gewalt zu enge.
Er reiche mir davon ein größer' Stück dar,
Oder unsere alte Freundschaft kann nicht dauern in die Länge.
Da schied ich* den Streit, sie übertrugen's mir;
Ich sprach: „Herr König, was da unten ist, das habt ihr,
Seid hier Gott, lasset den alten dort oben began (herrschen),
Thut ihr das nicht, so heiße ich euch sicherlich vom Himmelreiche stan (abstehen).

(Der Schulmeister spottet über des Königs Geiz und Habsucht.)

Wol ab, der König der geit (gibt) euch nicht (nichts)
Wol ab, er läßt euch bei ihm „fressen", habt ihr iht (etwas):
Wol ab, sein' Heerfahrt** wird ein „wiht" (zu nichts)
Was er verspricht, das ist ein „Spel" (leeres Gerede).
Wol ab, kümmert euch nicht darum, wie's ergeh',
Wol ab, er gäbe es seinen Kindern eh',
Wol ab, sie bedürften immer noch me;
Wol ab, sie war'n an Gut gar zu „hel" (bloß);
Wol ab, sein Geschlecht ist gar zu „arn" (arm)
Wol ab, das will er an uns ersparn.

* Eine Anspielung des Dichters auf sein Schiedsrichteramt (s. Anm. 51).

** Wohl eine Anspielung auf einen der Kriege Rudolfs mit Ottokar von Böhmen. Die Grafen mögen's anders gedeutet haben.

Wol ab, eh' sein Geschlechte gesättigt wird,
Wol ab, so sind wir gar verirt (ausgeraubt):
Wol ab, so wird der Braten allzu kleine.[54]

Wenn schon von Anfang an des Schulmeisters Vortrag wiederholt durch Beifallsrufe und Händeklatschen unterbrochen wurde, so rief die letzte Strophe, da des Habsburgers Geiz und Habsucht so scharf gegeiselt wurde, einen wahren nicht enden wollenden Beifallssturm hervor. Und Graf Eberhard reichte dem kecken Dichter gnädigst die Hand und sprach: „Du hast dein' Sach' ganz gut gemacht, mein Dank soll dir nicht ausbleiben." Der Marschalk aber hieß ihn auf seines Herrn Wink bei sich Platz nehmen und bald setzte ihm ein Knappe einen großen Becher Wein vor. Und noch manchen trank er, während er seine nächsten Nachbarn mit allerlei witzigen und lustigen Reden trefflich unterhielt. Bei seinem Abschied von der Burg ließ ihm der Kämmerer einen großen Bündel übergeben. Darin war ein neu Gewand, wie es bessere fahrende Sänger zu tragen pflegten: ein eng anliegender Leibrock und ein weites Oberkleid mit Kapuze und kurzen herabhängenden Aermeln in grellen Farben; ersterer grasgrün, letzteres schwefelgelb. Und höchst zufrieden mit dem Erfolg seiner Fahrt machte sich der Dichterling, begleitet von einem Knecht, der ihm den Bündel trug, auf den Heimweg.

II.

Anfangs Juli 1287 brach denn auch

Der von Graf Eberhard von Wirtenberg und Genossen geplante, verheerende zweite Krieg mit König Rudolf und dessen Partei aus.

Selbstverständlich hatte unser Held, der Reichslandvogt, und durch ihn König Rudolf davon Kenntniß erhalten, daß Graf Eberhard die Mauern und sonstigen Werke der Stadt Stuttgart wieder hergestellt[55] auch die Burgen Wittlingen und Remseck nicht ausgeliefert hatte. Wohl mögen auch die geheimen Umtriebe und Rüstungen des jungen Grafen beiden nicht verborgen geblieben sein. So hatten der König und sein Landvogt allen Grund sich auch auf's Neue zu rüsten, und in der That trat Rudolf, als der Kampf losbrach, mit stärkerer Kriegsmacht auf, denn im Jahr 1286. Es führten ihm außer den S. 526 f. genannten Grafen Mannschaften zu: sein Tochtermann Herzog Ludwig von Baiern, die Grafen Heinrich von Freiburg, Ulrich von Schelklingen, Konrad von Vaihingen a. d. Enz und Eberhard von Katzenelnbogen (Nassau), die Dynasten und freien Herren Gotfried und Kraft von Hohenlohe, Heinrich

von Brauneck, Konrad von Weinsberg, Berthold von Mühlhausen und der „Alte“ von Rechberg.[56]

Den Krieg eröffnete in den ersten Tagen des Juli Markgraf Hermann von Baden mit einem Angriff auf Graf Burkard von Hohenberg, unseres Helden Bruder. Er fiel mit einer sehr ansehnlichen Streitmacht, 6000 Mann zu Roß und zu Fuß, bei welcher auch die Herren von Waldeck (s. oben S. 120 f.) und die „Hemmelinge“ von Kuppingen (O.A. Herrenberg),[57] alte Feinde der Häuser Hohenberg und Tübingen, standen, in die Grafschaft Nagold ein und legte sich vor Burkards Schloß und Stadt Altensteig, an welche das Haus Baden Ansprüche machte. Da kam es am 7. Juli zu einem hitzigen Gefecht, in welchem auf beiden Seiten viele gefangen und getödtet wurden. Und noch über einen Monat wurde ein Theil der Hohenbergischen Mannschaften hier festgehalten, denn erst um die Mitte des August ergab sich die Burg. Inzwischen war König Rudolf von Ulm her über Eßlingen, wo er am 15. Juli stand, gegen Stuttgart angerückt. Nun aber richtete er in Folge der Erfahrungen, welche er das Jahr zuvor gemacht, seine Hauptangriffe auf die umliegenden Burgen, die Vorwerke von Stuttgart, eroberte, ehe ein Monat vergangen war, mit Ausnahme von der Weißenburg (s. oben S. 529) auch alle und ließ sie niederbrennen. Vor Stadt und Burg Stuttgart, in der sich übrigens Graf Eberhard damals nicht befand, ließ er unter den Befehlen seines Schwagers Albert[58] einen Theil des Heeres zurück, um inzwischen die Stadt zu blockiren, und zog mit der übrigen Mannschaft in das Gebiet des Grafen von Helfenstein, um diesen zu züchtigen beziehungsweise zu unterwerfen. Zunächst aber wandte er sich dem Remsthal zu, in dem er unter anderem das alte wirtenbergische Stammgut Beutelsbach verwüstete, dann nach Gmünd, wo er am 15. August stand. Erst von da zog er in die Grafschaft Helfenstein, nach Geislingen im Filsthale und von da nach der kleinen Reichsstadt Giengen a. d. Brenz (O.A. Heidenheim), wo man ihn am 16. September trifft. Hierauf zog er vor des Helfensteiners Burg Herwartstein (auch „Herbolstain“), welche bei dem Dorfe Springen, jetzt Königsbronn (O.A. Heidenheim), auf senkrecht über dem Brenzthal aufsteigenden Felsen stand und für überaus fest galt. Hier standen in des Königs Lager mit ihren Mannen u. a. sein Tochtermann Herzog Ludwig von Baiern, der Burggraf Friedrich von Nürnberg, Graf Ludwig von Oettingen, die Herren Kraft und Gotfried von Hohenlohe. Nachdem der Burg durch sechs davor aufgestellte Belagerungsmaschinen („Antwerche“) insbesondere durch „Mangen“, welche Tag und Nacht schwere Steine darauf (darein) warfen, zwei Wochen lang großer Schaden zugefügt, das Helfenstein'sche Gebiet durch Raub und Brand hart

mitgenommen worden war, erklärte sich Graf Ulrich im Anfang des Oktober zur Uebergabe der Burg bereit und erschien mit königlichem Geleite in Rudolfs Lager, um dessen Huld wieder zu gewinnen.[59] Die wurde ihm auch gewährt, aber seine Burg Herwartstein mußte er in des Grafen von Oettingen Gewalt überantworten. In derselben Zeit und eben im Lager bei Herwartstein geschah es auch, daß ein anderer mächtiger Widersacher des Königs und Parteigenosse des Grafen Eberhard von Wirtenberg, Abt Wilhelm von St. Gallen, vor demselben erschien, um seine Huld und Gnade wieder zu erlangen.

Während also der Zug gegen den Grafen von Helfenstein und die Unterwerfung desselben den König vom August bis in den Oktober hinein von den Strichen um den mittleren Neckar ferne hielt und unser Reichslandvogt vor Stuttgart festgehalten wurde, kam es zu heftigen Kämpfen zwischen beiden Parteien, und hüben wie drüben überbot man sich in Verwüstung und Ausraubung des feindlichen Gebiets, wie nicht minder in Mißhandlung der Bewohner des platten Landes. So kam es am 15. August, da König Rudolf in Gmünd war, bei Türkheim, im Angesicht der Burg Wirtenberg, zwischen Eberhard, Götz von Tübingen-Böblingen und den königlich gesinnten Eßlingern zu einem heftigen Zusammenstoß, in welchem viele getödtet und gefangen wurden,[60] und schrecklich litten in diesen Händeln durch Verheerungen die Dörfer Berkheim bei Eßlingen, Ruith (O.A. Stuttgart) und das dabei abgegangene Horow. Der Markgraf von Baden war nach der Uebergabe von Altensteig in das Gäu hinabgerückt und verwüstete die in der Herrschaft des Grafen Rudolf von Tübingen gelegenen Ortschaften Affstett, Bondorf und die zur Stadt Herrenberg gehörigen, aber außerhalb derselben befindlichen Mühlen, sowie das schon früher von anderen schwer heimgesuchte Weil im Schönbuch. Dagegen fielen die Grafen Burkard von Hohenberg und Konrad von Vaihingen (O.A.-Stadt) über die Besitzungen Eberhards von Wirtenberg und des Götz von Tübingen auf den „Fildern", — Echterdingen, Plieningen, Bernhausen, Plattenhardt, die Burg Rohreck (bei Rohracker O.A. Cannstatt) u. a. — her und bereiteten denselben das gleiche Schicksal.[61]

Erst gegen die Mitte des Oktober kehrte der König nach Eßlingen zurück, wo man wieder seinen treuen Freund, den Erzbischof Heinrich von Mainz, bei ihm trifft. Von da rückte er, um auch den Grafen Götz zu züchtigen, vor dessen Burg in Plieningen, eroberte und zerstörte sie.

Besonders schwer aber traf den jungen Eberhard für seinen wiederholten Treubruch des Königs Zorn und Ungnade. Die Stadt Stuttgart, welche unser tapferer Graf Albert immer noch strenge blockirt gehalten,

so daß darin sehr fühlbarer Mangel an Lebensmitteln entstanden war, und manigfach geschädigt hatte, beschloß Rudolf um jeden Preis in seine Gewalt zu bringen. Dabei hatten sich auch die sonstigen Verhältnisse sehr ungünstig für Eberhard gestaltet: zwei seiner Hauptverbündeten, der Graf von Helfenstein und der kriegerische Abt von St. Gallen, hatten sich herbeilassen müssen, des Königs Gnade anzuflehen; der Markgraf von Baden hatte sich, nachdem er Altensteig erobert und die Grafschaft seines nächsten Gegners verwüstet, vom Kriegsschauplatz zurückgezogen.[62] Und auch der wilde Götz war friedliebend geworden, gieng aber nicht straflos aus, denn er mußte in dem darnach abgeschlossenen Frieden dem Könige seine Burg Roseck bei Tübingen überliefern. So im Kampfe mit dem siegreichen König und dessen zahlreichen Anhängern allein stehend, entschloß sich der junge Graf, um das Schlimmste abzuwenden, zur Unterwerfung und bat einflußreiche Männer im Gefolge des Königs, sie möchten ihm helfen, dessen Gnade wieder zu gewinnen. Endlich gelang es den eindringlichen Bitten und Vorstellungen vieler schwäbischen Herren, des Königs Zorn zu besänftigen. „Eberhard ist," gaben sie dem König zu bedenken, „euer Blutsverwandter.[63] Die Hitze der unbesonnenen Jugend und Verführung durch andere haben ihn dahin gebracht, euch also zu trotzen. Darum lasset Gnade für Recht ergehen."[64] Gewiß aber war es wiederum vornehmlich der Erzbischof Heinrich von Mainz, der gewiegte geistliche Diplomat, durch dessen Vermittlung gegen das Ende des Oktober der Friede zu Stande gekommen ist. Bei demselben mußte aber der junge Graf zu den schon das Jahr zuvor geforderten Opfern nun weitere bringen, auch wurden sonst noch positivere Bürgschaften von ihm verlangt, und schließlich gieng es nicht ohne persönliche Demüthigung Eberhards und seiner Genossen ab. Abermals wurde ihm auferlegt, die Burgen Remseck und Wittlingen als Friedenspfänder dem Könige beziehungsweise den bereits oben genannten Anhängern desselben auszuliefern. Dazu sollte er den seit dem ersten Frieden angestifteten Schaden ersetzen und nochmals wurde ihm, nun aber bündiger aufgegeben, seine Schulden bei Christen und Juden zu bezahlen. Man bestellte vornehmlich nicht nur die freien Herren Berthold von Mühlhausen, unseres Helden Vetter, Swigger von Gundelfingen und den „Alten" von Rechberg zu Obmännern, welche die Größe der Schuld- und Ersatzsummen zu ermitteln hatten, sondern es wurde von Graf Eberhard verlangt, er habe bis zu erfolgter Abtragung der ganzen Summe aus seiner Kammer jährlich hundert Pfund Heller dem Reichsschultheißen von Eßlingen einhändigen zu lassen, und dieser sollte die Gläubiger bezahlen. Und zur nöthigen Sicherstellung dieser Bestimmung hatte er auch die Burg Waldhausen im Remsthal zu

überantworten. So war nun der junge Graf unter Administration gestellt. Damit aber soll die Demüthigung desselben und seiner Genossen nicht erschöpft gewesen sein, sondern der König verlangt haben, sie sollten in aller Form persönlich Abbitte thun. Da sah man, wie alte Schriften berichten, sie, zwölf an der Zahl, eines Tages, im Weinmonat des Jahres 1287, ohne Waffen und Rüstung vor den König treten, „ain fußfal thon und persönlichen die ungnad abbitten." Und von jener Zeit gieng ihrethalben in Schwaben noch lange das „Sprichwort" um:

„Die zwelf apostel an der Zal,
teten kunig Rudolfen den fußfal." [65]

Fünfzehnter Abschnitt.[1]

Die Himmelsbraut.[2]

Es war im Sommer des Jahres 1291 um die Mitte des Heumonats (Juli). Da öffneten sich in früher Morgenstunde, nachdem die prachtvoll und majestätisch aufsteigende Sonne kaum die Gipfel der nahen schwäbischen Alb zu vergolden angefangen hatte, die Thore des Grafenschlosses Rotenburg, die Zugbrücken rasselten nieder und unter Posaunenschall und Paukenschlag zog heraus eine stattliche, glänzende Schar von Berittenen, Grafen, Rittern und Edelfräulein, Knappen und reisigen Knechten — alle nach Stand und Rang möglichst festlich geschmückt. Die nahm unter munterem Wiehern der reich ausgerüsteten Pferde ihren Weg die schmale Burgsteig hinab in der Richtung auf Haigerloch, um noch rechtzeitig, in guter Vormittagsstunde, in dem nur eine Wegstunde von letzterem Städtchen entfernten Kloster Kirchberg einzutreffen, wo an eben dem Tage Williburg, eine Tochter unseres Helden, sich als jungfräuliche Braut dem Herrn des Himmels antrauen lassen wollte.

Schon den Abend zuvor waren die nächsten Anverwandten des Grafen Albert, die Pfalzgrafen Otto und Ludwig von Tübingen, die Grafen Burkard und Otto von Hohenberg, Egon von Fürstenberg, Friedrich von Zollern u. a. auf Alt- und Neu-Rotenburg eingeritten, um an der hohen Feier Antheil zu nehmen. Sie alle wie auch mehrere umwohnende Vasallen und ritterliche Dienstmannen des Hauses hatte der Vater der Himmelsbraut dazu einladen lassen. Auf besonderen Wunsch der Eltern schloß sich auch der Commenthur von dem nahen Ordenshause zu Hemmendorf mit einigen seiner St. Johanns-Brüder, von Hause aus lauter ritterliche Herren, der Fahrt an. Der Williburg geistliche Vermählung sollte nämlich, so wollte es der hochedle Vater,

wenn auch nicht wie eine weltliche Hochzeitfeier mit prunkenden Hoffesten, lärmenden Banketten und glänzenden Ritterspielen, so doch mit dem Glanze vor sich gehen, welcher für den hohen Stand der Himmelsbraut und ihrer Familie sich ziemte, ohne mit der Stille, dem heiligen Ernste und der gestrengen Disciplin des Gotteshauses in allzuschroffen Contrast zu treten. Es sollten darum die ganze gräfliche Familie, sämmtliche Brüder und Schwestern der Gottesbraut, die angesehensten „Magen“ (Verwandten), die Vasallen und Ritter des Grafenhauses an jenem Tag gen Kirchberg reiten und in festlichem Schmuck die erhabene Feier durch ihre Gegenwart erhöhen und verherrlichen.

Williburg, die, wie man schon damals zu sagen pflegte und noch heute sagt, ihren Ehrentag feiern sollte, und um deretwillen so große Bewegung auf den väterlichen Burgen herrschte, war unter den zehn Kindern des Grafen Albert und seiner Gattin, Margaretha von Fürstenberg, dem Alter nach eines der Jüngsten.

Schon die Umstände, welche der Geburt dieses Kindes vorangiengen, waren dazu angethan, auf das junge keimende Leben desselben Eindrücke hervorzubringen, die sich niemals verwischten und, in seinem erwachenden Gemüths- und Geistesleben nachklingend, den Grundton zu der Stimmung und Richtung gaben, in welcher dies Leben in seiner weiteren Entwicklung sich immer mehr verlaufen und befestigt hat. Gräfin Margaretha war nämlich zur Zeit, da sie dieses Kind unter dem Herzen trug, monatelang von ganz ungewöhnlichen, fast erdrückenden Beängstigungen heimgesucht; kaum vermochte ihre sonst willensstarke Natur und ihr festgewurzeltes Gottvertrauen den fortwährenden Anfechtungen, ja Stürmen dieser Gemüths-Affektionen Stand zu halten; oft entstiegen ihrer bangen Brust in durchwachten Nächten an der Seite ihres Gemahls die schmerzlichsten Seufzer zu ihrem Gotte; oft sah man sie in jenen Tagen in der Burgkapelle auf dem Gebetsschemel vor dem Altare oder dem Bilde der gebenedeiten Gottesmutter in heißem Gebete knieen; wiederholt hatte sie die frommen Frauen in dem Klösterlein bei der St. Remigienkirche und in dem entfernteren Gotteshause Kirchberg durch vertraute Boten und Schreiben um ihr frommes Gebet bitten lassen; mit heiligen Gelübden bestürmte sie den Himmel, er möchte in ihrer schweren Stunde ihr seinen Beistand nicht versagen. Endlich war diese Stunde gekommen, und wenn auch die Geburt nicht ohne ernstliche Besorgnisse verlief, war doch das Leben der Mutter wie des Kindes erhalten geblieben. So war das junge zarte Wesen gleichsam umweht vom Geiste des Gebetes in die Welt eingetreten, und freudige Dankgebete stiegen an seiner Wiege zum Herrn des Lebens empor.

Der glückliche Vater hatte sich bald mit der Mutter dahin geeinigt,

das Kind sollte nach seiner von ihm hochverehrten Muhme Williburg genannt werden. Die war, obgleich sie von ausnehmender Schönheit und von edlen Freiern viel umworben gewesen, doch vor vielen Jahren in den Orden der Dominikanerinnen im Kloster Kirchberg eingetreten, wo sie bald durch Wahl der Schwestern Aebtissin wurde. Trotz der strengen Klausur ihres Ordens war sie mit Erlaubniß ihres Oberen auf die Rotenburg herüber geritten, um den neuen Sprößling ihres hochedeln Hauses aus der Taufe zu heben. So trat die kleine Williburg schon im zartesten Alter bei dem heiligen Akte in eine gewisse Lebensgemeinschaft mit dem ein, welchem sie später ihr ganzes Leben zu weihen sich entschlossen hat.

Sie war, wie das so gewöhnlich geschieht, bald die besondere Freude und der Gegenstand der zärtlichsten Aufmerksamkeit für ihre älteren Geschwister, die täglich ihre Wiege umstanden, gedieh auch sichtlich unter der Pflege ihrer Eltern, die dem Schmerzenskinde ihre ganze Liebe und Fürsorge zuwandten. Doch war sie nicht allzu lange der jüngste Sproß' des Hauses. Weitere Kinder folgten nach, während Williburg mitten in dem blühenden Kinderkreise fröhlich heranwuchs. Bald verrieth sich indeß ihr eigengeartetes Gemüths- und Geistesleben. Von Klein auf zeigte sie ein bescheiden schüchternes, vorherrschend stilles, zu Zeiten sogar etwas in sich gekehrtes Wesen. Dabei sah sie aber nicht finster und scheu d'rein, konnte recht gemüthlich sein und selbst fremde Besuche mit ihren großen blauen Augen offen und treuherzig ansehen. Und wenn ihre Geschwister und Gespielen in der Kinderstube, im Burghofe, im kleinen Schloßgarten oder auf einer nahen Haide gespielt, gelacht und sich getummelt, im Reigen sich gedreht und manch' munter' Liedchen gesungen, da zog sie sich nicht ab. Wenn aber bei aller sonstigen Wohlgezogenheit und trotz aller strengen Beaufsichtigung die fröhlichen Brüder in keckem Tollen, die älteren Schwestern in übersprudelndem Muthwillen sich zuweilen zu vergessen und die Linie des Wohlanständigen zu überspringen drohten, da war sie es, die sich immer bei Zeiten vom Spielplatz in die Kemenate der Mutter oder der Hofmeisterin zurückzog. Gerne unterhielt sie sich allein an ihren lieben trauten Plätzchen mit ihren „Tocken", oder sie suchte das kleine, ihr nach Sinnesart und Gemüth am meisten verwandte Brüderchen Albrecht auf, um mit ihm in traulicher Stille zu spielen. Nie mischte sie sich im Burghofe unter die allzu munteren Knappen, die rauhen Knechte oder die schäckernden Mägde — nicht etwa aus Stolz oder Verachtung sondern aus angeborner Eingezogenheit — und wenn es je der Zufall wollte, daß sie nicht mehr ausweichen konnte und ein loses Scherz- oder Witzwort ihr Ohr verletzte, so eilte sie mit niedergeschlagenen Augen

und züchtigem Erröthen von dannen. Ihre engelreine Seele spiegelte sich ab in ihrem ganzen Wesen und Betragen, in ihrer sittsamen Haltung, in ihrem unschuldvollen Auge und jedem ihrer Worte.

Die gräflichen Kinder verriethen nicht blos in ihrer Wohlgezogenheit sondern auch in der Kleidung ihre hohe Abkunft, wenn in derselben auch nicht Hoffahrt zu finden war. Während aber die anderen Geschwister, besonders die ältern Mädchen nie ohne Wünsche waren in Beziehung auf Schmuck und neue glänzende Gewänder, war unsere Williburg mit einem einfachen, von ihr sorgfältig gepflegten Anzuge stets zufrieden und nur schwer konnte sie sich von dem alten trennen, wenn ihr ein neuer geboten wurde, wobei sie dann stets die Bitte vorbrachte, der abgelegte möchte irgend einem armen Kinde zu Gute kommen.

Herablassende Milde und hochherzige Wohlthätigkeit gehörten überhaupt zu den charakteristischen Zügen der gräflichen Familie: darin begegneten sich die beiden Eltern, und keines der Kinder nahm sich davon aus. Sehr häufig geschah es, daß die umsichtige Gräfin, um die Kinder wie die Pflicht so auch den Segen und das süße Glück des Wohlthuns früh empfinden zu lassen, durch die Hände der Kinder Gaben vertheilen ließ. Da war es denn besonders die kleine Williburg, die nicht nur mit wahrer Herzenslust diesem Geschäfte sich unterzog, sondern gar häufig die gute Mutter um Gaben an Geld, Speisen oder Gewänder bestürmte, wenn sie hungernde Wanderer am Burgthore erblickt, bleiche, frierende, schlechtgekleidete Kinder im Weiler gesehen, von einer kranken Mutter, von einer unglücklichen Familie gehört hatte. Und nimmer gab sie sich zufrieden, bis sie die Noth durch reichliche Gaben gelindert hatte, woher es denn kam, daß die armen Leute ringsum die kleine Gräfin als den Engel des Schlosses kannten und verehrten.

Wie die Wohlthätigkeit so gehörten auch Religiosität und Frömmigkeit zu den altererbten Ueberlieferungen des Grafenhauses. In Graf Alberts Burg sollte dem Herrn gedient werden und so geschah es auch. Wort und Beispiel von Vater und Mutter sowie der gesammten Umgebung der Kinder, ihre ganze Erziehung von Seiten der Eltern, der Zuchtmeisterin und des ebenso frommen als klugen Burgkapellans waren darauf angelegt, den Kindern diesen Geist einzupflanzen. Ein Muster auch hierin war wieder die kleine Williburg; in ihr schien sich wie in einem Lichtpunkte alles vereinigt zu haben, was an frommem Sinn von jeher einzelne Glieder des Hauses ausgezeichnet hatte.[3] Und so natürlich, so ungekünstelt, so warm und ächt zeigte sich von Klein auf die Frömmigkeit und der Gebetseifer dieses Kindes, daß ihr Vater sie oft

scherzweise seine kleine „Heilige“ nannte. Kaum hatte sie von der Mutter gelernt, die Händchen zu falten, das Kreuzeszeichen zu machen, die kleinen Gebetlein zum Schutzgeiste und zum lieben Jesulein herzusagen, da war sie auch fortan so recht das betende Kind des Hauses und wurde es von Tag zu Tag mehr. Der Blick nach Oben, der geistige Verkehr mit Gott, so bald sie einmal in dessen Erkenntniß eingeführt war, die Liebe zu seinen Heiligen schien ihr angeboren, ein wahres Herzensbedürfniß, das Höchste und Liebste zu sein. Spielend und mit fast nicht zu sättigender Begier lernte sie das Gebet des Herrn, das Salve regina, den Morgen- und Abendsegen, die Tischgebete ꝛc., wobei sie sich wahrhaft zur Ehre der Vorbeterin drängte, während sie sonst keinen Ehrgeiz kannte. Dieser geweihte religiöse Sinn, dieser Gebetsgeist zog sich durch ihr ganzes Denken und Thun hindurch und gab sich selbst bei ihren liebsten kindlichen Spielen kund; da war schon die Puppe mit geweihten Medaillons, mit Amuletten und einem kleinen Scapulire zu schmücken, das Madonnabild in der Kemenate mit einem frischen Kranze zu versehen; es waren die Figuren der Krippe alle Tage anders zu stellen. Bruder Albrecht * war zu unterstützen, wenn er, wie alle katholischen Knaben, welche Neigung zum geistlichen Stande zeigen, sich in einem Winkel der Burg einen Altar zurecht gerichtet und dort in Nachahmung des Burgkapellans Messe lesen und predigen wollte. **

Als Williburg in den Kinderjahren fortgeschritten war und ihr Geist unter der Leitung der Mutter und im Unterrichte des Burgkapellans zu höherer Reife sich entwickelt hatte, da prägte sich auch ihr frommer Sinn in immer ernsteren Formen aus. Sie hatte außer verschiedenen andern Gebeten auch das Rosenkranzgebet, welches der heilige Dominicus, der Stifter des Ordens der Dominicaner und Dominicanerinnen, verfaßt hatte und das damals eben durch seine Söhne und Töchter allgemeine Verbreitung in der Kirche fand, gelernt; auch hatte die gute Muhme Aebtissin neben den Süßigkeiten, welche von jeher in Frauenklöstern in vorzüglichster Qualität bereitet wurden, zum Christfeste für sämmtliche Kinder unter anderem in Silber gefaßte Rosenkränze mit schönen bunten Perlen geschickt; immer mehr ward jenes Gebet ihr Lieblingsgebet und kein Tag vergieng, an dem sie dasselbe nicht einmal oder öfter, bald allein, bald in Gemeinschaft mit andern, bald in der stillen Kemenate, bald in der Burgkapelle betete. In der gastfreundlichen Rotenburg nahmen nicht selten fahrende ritterliche Sänger ihre Einkehr und es galt

* Albrecht ward später Pfarrer (Kirch-Rector) in Bondorf im Gäu.
** „Hairlesspielen“.

als ein Fest und Hochgenuß im Schlosse, ihren Liedern zu lauschen. Auch Williburg fand darin ein hohes Vergnügen; besonders waren es die Lieder, welche den wonnigen Maien besangen, vor allen aber solche, die den heiligen Grâl [4] verherrlichten oder in zarter begeisterter Weise die süße Minne der himmlischen Jungfrau zum Gegenstande hatten, welche sie entzückten, die sie auswendig lernte und jederzeit herzusagen wußte.

Oft schlich sie sich weg aus dem lauten Kreise der Geschwister entweder in die Burgkapelle, um dort vor dem Altare, wo die Lampe mit dem ewigen Lichte brannte, ihrem Herrn im heiligen Sakramente feurigen Gruß und innige Huldigung darzubringen, oder sie fand ihren Weg in die Kemenate der Mutter, wo sie die stets aufgeschlagenen Evangelien oder den Psalter fand, und es gewährte ihr den höchsten Genuß, darin ihre Leseproben zu machen und den Inhalt mit heiliger Begier und Andacht zu verschlingen. Ein Gegenstand besonders eifriger Sorge und großer Freude war es für sie, im Sommer den Altar der Burgkapelle mit frischen Blumen zu zieren, und zuweilen auf ihrem kleinen, lammfrommen Zelter mit der Mutter in die Kirche zu Sülichen hinab zu reiten, um dort die freilich etwas roh aus Lindenholz gearbeitete Statue des heiligen Meinrad, der — weil dem Geschlechte der Grafen des Sülichgaues entstammt — auf Schloß Rotenburg als ein Familienheiliger verehrt wurde, mit einem neuen Kranze zu schmücken und in kindlichem Gebete die ganze Familie dem Schutze und der Fürsorge desselben zu empfehlen.

Eine mächtige Förderung und Kräftigung erfuhr ihre fromme Geistes- und Gemüthsrichtung durch einen Besuch, den, als sie dreizehn Jahre alt war, die fromme Aebtissin von Kirchberg aus einer wichtigen Veranlassung auf der väterlichen Stammburg machte und auf einige Tage ausdehnte. Das waren wonnige Festtage für unsere jugendliche Williburg; da wich sie der Muhme fast nicht von der Seite; versunken in den Anblick der ehrwürdigen Gestalt lauschte sie jedem ihrer ebenso verständigen als salbungsvollen Worte. Und als die hohe Frau Abschied nahm, da entstürzten ihren Augen Ströme von Thränen und sie wollte sich nicht trösten lassen, bis ihr das Versprechen gegeben wurde, daß sie über's Jahr die liebe Muhme auf einige Tage in ihrem Kloster besuchen dürfe.

Dieses Jahr schien der Guten eine Ewigkeit zu sein; doch es gieng, wenn auch langsam, vorüber. Gar viel beschäftigte sich in diesem Jahre ihr Geist in Gedanken mit der ehrwürdigen Aebtissin und zum erstenmale stieg in ihrer Seele der Wunsch auf, gleichfalls deren Gewand und Stand zu wählen und abgeschieden von der Welt, ihren Sorgen

und Freuden allein dem Herrn zu dienen. Freilich fiel ihr dabei der Gedanke an die Trennung von dem theuren Vaterhause, den geliebten Eltern und Geschwistern schwer auf's Herz und vermochte den Wunsch für Augenblicke zurückzudrängen; aber er kehrte immer wieder, um so mehr als sie in diesem Jahre reichlichere Unterweisung in ihrer heiligen Religion und Anleitung zur Liebe und Nachfolge ihres Heilandes durch den eifrigen Burgkapellan erhielt, da sie im nächsten Frühjahre zum erstenmal zum Tische des Herrn gehen und das Mahl der Liebe empfangen sollte. Auf den Vorschlag ihres geistlichen Lehrers sollte ein Besuch im Gotteshaus Kirchberg die Vorbereitung dazu vollenden, und ohne Mühe ward die Zustimmung der hohen Eltern erlangt. So kam der längst ersehnte Besuch zur Ausführung und die Eindrücke, welche das empfängliche Herz der jugendlichen Williburg in den stillen gottgeweihten Klostermauern, wo noch frisch der Geist des Ordensstifters wehte, von dem ganzen Wesen und Leben der frommen Ordensfrauen empfieng, wirkten so mächtig auf sie ein, daß sie mit dem festen Entschlusse auf die väterliche Burg zurückkehrte, sie wolle die nächste sich darbietende Gelegenheit dazu benützen, ihren Eltern ihr Herz aufzuschließen und sie um ihre Einwilligung und ihren elterlichen Segen zu dem festen Vorhaben, den Schleier zu nehmen, bitten.

Die Gelegenheit dazu sollte nicht allzu lange auf sich warten lassen. Im Sommer des gleichen Jahres, in welchem Williburg in ihr sechzehntes Lebensjahr eintrat, war ihre um drei Jahre ältere Schwester Euphemia von ihrem Verlobten, Graf Friedrich von Zollern, heimgeholt worden. Es hatten auf der väterlichen Burg die Hochzeitsfestlichkeiten in glänzender Weise stattgefunden, wobei der in der ersten Frische jugendlicher Schönheit prangenden jüngeren Schwester, die durch den Zauber ihrer Anmuth wunderbar ansprach, von Seiten so manches jungen Herren aus hochedelm Hause die auszeichnendste Aufmerksamkeit gewidmet worden war. Dem Blicke des Grafen Albert war das nicht entgangen und noch weniger dem noch schärfer sehenden Mutterblicke; nur Williburg schien diese ritterlichen Artigkeiten nicht beachtet zu haben. Als nun einige Wochen später, nachdem die Neuvermählte mit ihrem Gemahle weggeritten, Graf Albert im Beisein seines Ehegemahls scherzend die Aeußerung hingeworfen hatte, „die nächste Tochter, welche den Brautkranz tragen und uns entrissen werden wird, das wird wohl meine liebe Williburg sein,“ da hatte sie zwar tief erröthend die Augen niedergeschlagen, alsbald sich aber ein Herz gefaßt und erwiedert: „wenn nur erst mein gnädiger Vater sein Jawort gegeben, so möchte dies allerdings gar bald geschehen, denn der Gespons meines Herzens ist schon gefunden.“ Und als jetzt der Graf, hocherstaunt über diese Rede seiner sonst

so sittsamen Tochter, nähere Aufklärung darüber verlangte und in sie drang, ihm den Namen dessen zu nennen, dem sich ihr Herz so früh in stiller Minne zugewendet, da hatte sie entgegnet: „Ach bester, gnädiger Vater mein, der vielherrliche Gespons, dem ich in reiner Minne längst mein Herz geweiht, das ist kein anderer als der, welcher von der hohen Himmelsburg hernieder gestiegen, der meine und Deine und aller Menschen Seelen bis zum blutigen Tod geliebt, der im Verklärungsglanze zu des Vaters Thron zurückgekehrt, aber doch uns ewig mit seiner Liebe nahe bleibt. Seine heilige Minne hat mein Herz getroffen, darum gestatte mir, daß ich für ihn den Brautkranz wähle, ihm ganz mich anvermähle und ihm allein mein Leben und mein Lieben widme, indem ich meiner theuren Muhmen Beispiel folge und den Schleier nehme. Willst Du diese Bitte mir gewähren, theurer Herzensvater, dann wird das Glück Deines Kindes vollkommen und wohlgeborgen sein.“ Mit Thränen im Auge hatte bei diesen Worten die zärtliche Mutter, welche längst geahnt, was in der Seele ihrer Tochter vorgieng, ihren Arm um Williburg geschlungen und sie sanft an sich gezogen; Graf Albert aber, bei welchem der Scherz hohem Erstaunen Platz gemacht, erwiederte, wenn auch weich so doch mit dem ganzen Ernste seiner väterlichen Würde: „Mein Kind, was sprichst du da? Wohin haben deine Gedanken und Wünsche sich verirrt? Hast du auch bedacht, welches Opfer ein solcher Schritt dir auferlegte? Ich will nicht sprechen von dem Opfer der Trennung von all' den Deinigen, von dem Opfer einer vielleicht glänzenden künftigen Lebensstellung, aber bedenke, daß du neben dem der Entsagung auch das Opfer deiner selbst, deiner ganzen Freiheit zu bringen und ganz dich der Strenge der heiligen Regel mit vollkommenem Gehorsam zu unterwerfen hättest? Mein Kind, das ist ein großes, schweres Opfer. Wohl träumst du dir vielleicht in stillen Klostermauern ein Paradies, des Lebens höchste Seligkeit im Verkehr und Umgang mit edeln, frommen Frauen. Aber hast du bei deinem Besuche auch hineingesehen in das Herz der guten Frauen? Glaube mir, daß nicht alles Glück und Seligkeit, Friede und Heiligkeit ist, was das Ordenskleid umhüllt, was stille Klostermauern in sich bergen. Und wenn du nun nicht fändest, was du suchst, aber Scham und die Strenge des Gelübdes dir die Umkehr unmöglich machten, wie unglücklich wärest du da, mein Kind; wie schrecklich wäre die Enttäuschung und bittere Reue, während du vielleicht in der Welt ein schönes Glück und eine schöne, verdienstvolle Frauenaufgabe gefunden hättest.“ „Theurer Vater,“ entgegnete ihm hierauf Williburg gefaßt, „sei ohne Sorgen: ich habe alles wohl und hundertmal erwogen; jedes Opfer bin ich zu bringen bereit, um nur die Liebe deß' zu gewinnen, dem ich ganz zu

eigen gehören möchte; erfülle mir mit der lieben Mutter meine Bitte. Gewiß — du wirst dein Kind glücklich machen."

Graf Albert, der im Herzen dem Ordensstande keineswegs abgeneigt, den Klosterfrauen in Kirchberg ob ihrer Frömmigkeit sogar besonders günstig war, und nach der allgemeinen Anschauung jener Zeit in der Unterbringung einer Tochter auch aus hochedelm Hause in einem Kloster eine durchaus würdige und standesgemäße Versorgung erblickte,[5] kannte doch auch die Schattenseiten des Klosterlebens und die Bedenken, die sich dagegen erhoben. Darum hielt er es mit seinem Gemahl für heilige Pflicht, sein Kind in seinem Wunsche, der vielleicht nur eine schwärmerische Anwandlung war, nicht nur nicht zu ermuntern, sondern im Gegentheile denselben zurückzudämmen, damit sich vor allem die Aechtheit und Beständigkeit desselben erprobe. Er hatte deßhalb die eben erzählte Unterredung mit der entschiedenen Erklärung abgebrochen, daß Williburg sich erst noch viel ernstlicher prüfen müsse und vor Ablauf von zwei bis drei Jahren von einer Einwilligung seinerseits keine Rede sein könne.

Aber auch diese lange Probezeit hatte ihr Ende erreicht, und Gräfin Williburg war trotz mancher bestechenden Verlockung zu andern Entschließungen ihrem Vorsatze unerschütterlich treu geblieben. Die Eltern hatten darum nachgegeben, um dem Glücke ihres Kindes, wie sie nun glaubten, nicht im Wege zu sein; die Muhme Aebtissin in Kirchberg war längst in's Einvernehmen gezogen worden und hatte unter vollständiger Billigung des von dem Grafen eingeschlagenen Verfahrens die Bereitwilligkeit zur Aufnahme ihrer lieben Nichte zugesagt, jedoch unumwunden erklärt, daß sie bei der Strenge ihres Ordens ihrer Anverwandten nichts von den vorgeschriebenen Anforderungen erlassen könne, daß darum dieselbe zunächst sich als Postulantin anzumelden und eine kleine Vorprüfung zu bestehen, daß sie dann nach etwa einem halben Jahre in das eigentliche Noviziat einzutreten habe und erst je nach dem Grade und den Fortschritten ihrer Bewährung, nach ein- bis zweijährigem Noviziate zur Gelübdeablegung (Profeß) und definitiven Aufnahme in den Orden zugelassen werden könne.

So war unsere Williburg nach rührendem Abschiede von der väterlichen Burg, den Geschwistern und all' den lieben Hausgenossen, begleitet von ihren theuren Eltern im Herbste des Jahres 1289 in das Kloster Kirchberg eingetreten. Da war sie denn, allererst noch in weltlicher Gewandung, in den sogenannten Kapitelssaal geführt worden, wo sämmtliche Schwestern versammelt waren, und hatte sich der Vorschrift gemäß in dessen Mitte zur Erde geworfen, die Aebtissin aber sich von ihrem Sitze erhoben und sie mit der üblichen Frage angeredet: „Was

ist euer Begehr?" worauf sie mit demüthiger Bescheidenheit geantwortet: „Gottes Erbarmen und das Eurige." Darnach hieß sie die Aebtissin aufstehen, führte ihr in kurzem Ueberblick die Pflichten des Ordens vor und schloß mit der üblichen Frage: Seid ihr bereit, das alles zu halten? Williburg beantwortete die Frage mit einem freudigen Ja. Darauf sprach die Aebtissin den Segenswunsch: Möge der Herr, der dies Werk angefangen, diese guten Entschlüsse zum Ziele führen! Der Convent stimmte mit Amen ein. Darauf nahm man Williburg die weltlichen Obergewänder ab, legte ihr dem Ordensgewande ähnliche an und übergab sie der Priorin, welche ihren Namen in die bereitliegende Liste eintrug. Nun war sie Postulantin und hatte in dieser Eigenschaft zunächst mehr als Gast des Hauses denn Mitglied des Ordens das religiöse, berufliche und ascetische Leben des Hauses kennen zu lernen. Auch sollte unter ernster Selbstprüfung der Candidatin, wie unter strenger Beobachtung der Vorgesetzten in dem Zeitraume von etwa sechs Monaten die Frage zum Austrage kommen, ob einerseits die Postulantin sich mit dem Geiste und den Gepflogenheiten des Ordenslebens ernstlich befreunden werde, andererseits ob der Orden mit ihrer körperlichen und geistigen Qualification sich beruhigen und ein würdiges Glied zu erhalten hoffen dürfe.

Ueber dieser gegenseitigen Prüfung war das Frühjahr 1290 herangekommen, Williburg war in ihrem Entschlusse nicht nur nicht wankend, sondern von Tag zu Tag mehr bestärkt worden; die Klostergemeinde (Convent) hatte in allgemeiner Sitzung im Kapitelssaale unter dem Vorsitz der Aebtissin in freudiger Anerkennung der musterhaften Führung und Haltung der gräflichen Postulantin einstimmig ihre Zulassung und Aufnahme in's Noviziat beschlossen und der Bischof von Constanz — vorschriftmäßig benachrichtigt — hatte nach vorausgegangener Prüfung derselben durch den von ihm hergesandten Beichtvater (Superior) der Nonnen in Absicht auf die Freiheit ihres Entschlusses und ihre körperliche, geistige und sittliche Qualification seine Zustimmung dazu ertheilt.

Nachdem so die einleitenden Schritte geschehen und die Postulantin sich zur näheren Vorbereitung auf zehn Tage in ihre Zelle zurückgezogen und da in der Einsamkeit mit geistlichen Uebungen (Beten, Selbstbetrachtungen und Lesen heiliger Schriften) beschäftigt hatte, war der Akt der Aufnahme in's Noviziat oder der sogenannten Einkleidung am Tage der Heimsuchung Mariä in feierlicher Weise vor sich gegangen, wie die nach den Grundzügen des heiligen Augustin von Sanct Dominicus gegebene Regel es bestimmte.

Um die achte Stunde des festgesetzten Tages war der Superior, mit Chorrock und weißer Stola angethan, in Begleitung des Sacristans

und zweier Ministranten an der von den innern Klosterräumen zur Kirche führenden Klosterpforte erschienen; dieselbe war weit geöffnet und die Klostergemeinde — die Postulantin voran — auf den Knieen in dem weiten Gange versammelt. Nach kurzem Segensspruche und Besprengung mit geweihtem Wasser hatte sich hierauf der Zug unter dem Geläute der Glocken zur Kirche in Bewegung gesetzt — voraus der functionirende Priester, unmittelbar hinter ihm ein sogenannter „Engel“ mit brennender Kerze und hinter diesem die Postulantin mit aufgehobenen Händen, begleitet von zwei Zeugen (Pathen), den älteren Schwestern Elisabet und Adelheid, und war in's Presbyterium der Kirche eingetreten; die Ordensfrauen mit der Aebtissin hatten in ihrem unmittelbar daran stoßenden Gebetschor, der durch ein Gitter mit einer Oeffnung davon getrennt war, ihre Plätze eingenommen, unsere Postulantin aber hatte sich im Kirchenchor auf den bereit stehenden Betschemel niedergeworfen, der Superior die Meßgewänder angelegt und ein feierliches Hochamt zum heiligen Geiste begonnen. So bald dieses bis zum Agnus Dei vorgeschritten, war die Patene mit dem Gotteslamme in getriebener Arbeit zuerst ihr, dann durch die Gitteröffnung sämmtlichen Nonnen zum Friedenskusse (Pax) herumgeboten und nach der Communion des Priesters ersterer an den Stufen des Altares der Leib des Herrn sammt dem Kelche gereicht worden.

Nach Beendigung des Hochamts und Ablegung der Meßgewänder hatte der Superior oben auf der Evangelienseite des Altares auf einem Sitze sich niedergelassen, auf einen Wink von ihm war die Postulantin mit Engel und Pathen vorgetreten und hatte sich an den Stufen des Altares niedergeworfen. Wie bei der Aufnahme in's Postulat hatte der Superior auch hier nach ausdrücklicher Vorschrift der Constitutionen auf's Neue die Frage an sie gerichtet: „Was ist Euer Begehr?“ sie aber mit dem üblichen: „Gottes Erbarmen und das Eurige“ geantwortet; hierauf zum Aufstehen aufgefordert, hatte sie stehend die Verlesung der Regeln und Constitutionen des Ordens der Dominicanerinnen angehört und nach Bejahung der Frage, ob sie dieselben alle zu befolgen bereit sei, den Segensspruch vernommen: Dominus, qui incepit, ipse perficiet. * Sofort hatte der Superior das: Veni creator spiritus angestimmt und, während dieser Hymnus unter Orgelbegleitung von der ganzen Klostergemeinde gesungen wurde, die Weihe der Ordensgewänder vollzogen; die Postulantin war von der Aebtissin und Novizenmeisterin abgeholt, in den Betchor der Frauen geführt, ihr dort das bisherige Obergewand (Postulantinkleid) abgenommen, eine Haarflechte (Locke) abge-

* Möge der Herr, der das Werk begonnen, es selbst auch zu Ende führen.

schnitten, das neu geweihte Gewand — schwarzer Mantel und weißer Schleier — angelegt und sie sodann wieder in das Presbyterium zurückgeführt worden. Nachdem Gesang und Orgel verstummt, hatte der Superior das Gebet: Deus, qui corda fidelium und Praetende Domine angestimmt, nach dessen Beendigung der knieenden Postulantin zuerst mit einigen Mahnworten ein Crucifix, welches diese in die Brustfalten ihres Gewandes steckte, hierauf einen Rosenkranz mit großen elfenbeinernen Perlen, welchen sie an ihrem Gürtel befestigte, überreicht, endlich auf einem großen silbernen Teller ihr zwei Kränze — einen aus rothen Rosen, den andern aus Dornen geflochten — dargeboten, worauf die jugendliche Gottesbraut den Dornenkranz mit den versichernden Worten gewählt, daß sie in Nachahmung ihres himmlischen Erlösers im irdischen Leben die Dornenkrone erküre, um in der Ewigkeit der Strahlenkrone der Verherrlichung gewürdigt zu werden. Nachdem ihr dieser Dornenkranz auf dem Schleier befestigt worden, war sie, während die gewaltigen Töne des Te Deum das Heiligthum durchwogten, von dem Superior und ihren Begleiterinnen in den Frauenchor geführt worden, hatte dort von sämmtlichen Schwestern, von der Aebtissin angefangen, den Friedenskuß auf die rechte Wange empfangen, hierauf war ihr von der Aebtissin der Klostername Hildegard ertheilt, sie mit diesem Namen in's Novizenbuch eingetragen und mit einigen wohlwollenden Worten der Novizenmeisterin übergeben worden,* womit diese Ceremonie ihren Abschluß erhalten hatte.

Indeß war auf's Neue ein Jahr über die Erde und auch über das Kloster Kirchberg mit seinen frommen Frauen hingegangen: die junge Novizin hatte ihr neues klösterliches Heim, ihr einfaches Gewand, ihre Schwestern und ihren Beruf, vor allem ihren hohen Bräutigam von Tag zu Tag mehr lieben gelernt. Sie hatte im Noviziate mit nimmer müdem Eifer und bewunderungswürdigem Heroismus sich all' den vorgeschriebenen Uebungen, den Werken der Abtödtung und der Verdemüthigung in Besorgung der niedrigsten Verrichtungen unterzogen, sich die gründlichste Kenntniß sämmtlicher Regeln und Satzungen des Ordens, Kenntniß und Uebung in Verrichtung des officium divinum, der Tagzeiten und im Psalmengesange angeeignet, hatte bei ihrem glühenden Eifer das Schwerste leicht gefunden und die schönsten Proben von wirklichem Beruf — von Herzensdemuth, Gehorsam, engelsgleicher Seelenreinheit, himmlischer Geduld, Sanftmuth und Friedfertigkeit, seraphischer Frömmigkeit — gegeben, und hegte keinen sehnlicheren Wunsch, als von ihren Obern würdig erachtet zu werden, ganz und

* Die Aufnahme-Ceremonien sind nach Orden und Ländern sehr verschieden.

endgiltig in die Gemeinschaft der Frauen aufgenommen und für immer ihrem himmlischen Bräutigam angetraut zu werden.

Dieser heißgehegte Wunsch sollte an dem Tage, da der stattliche Reiterzug in aller Morgenfrühe von der Rotenburg gen Kirchberg aufgebrochen, es war im Monat Juli 1291, nachdem die eifrige Novizin nochmals durch den bischöflichen Abgesandten über die Freiheit ihres Vorhabens mit Ausschluß jeder Gewalt und Verführung befragt und ihr die ganze Bedeutung und Tragweite ihres Schrittes zu erkennen gegeben war, und die Klostergemeinde in geheimer Abstimmung sich für ihre Aufnahme ausgesprochen hatte, seine Erfüllung finden. Es sollte in feierlichster Weise die Profeß- oder Gelübde-Ablegung und damit die geistige Vermählung der jungen Himmelsbraut mit ihrem himmlischen Bräutigam sich vollziehen.

Um die neunte Morgenstunde war der ritterliche Zug in Kirchberg eingetroffen und außerhalb der Klostermauern im nahen Maierhofe abgestiegen. Ihm hatten sich inzwischen angeschlossen die Pfarrer Diepold von Weildorf, ein Anverwandter des Vaters der Himmelsbraut, Ulrich von Haigerloch und Dietrich von Empfingen. Nachdem die hohen Gäste dort im Namen der Aebtissin von dem Kapellan bewillkommt und mit einigen Erfrischungen bedacht worden waren, verkündete feierliches Geläute sämmtlicher Glocken vom Thurme der Klosterkirche her gegen die zehnte Stunde, daß der heilige Akt nun seinen Anfang nehmen sollte. In gehobenster Stimmung verfügten sich sofort die hohen Gäste — die gräflichen Eltern voran — in die festlich geschmückte Klosterkirche und nahmen in deren Kreuzgang unmittelbar vor dem Presbyterium an den für sie zurecht gestellten Betschemeln Platz.

Noch war das Presbyterium der Kirche leer; in majestätischer Ruhe schimmerte der Altar in einem Lichtmeere von brennenden Kerzen; sämmtliche Klosterfrauen mit der Aebtissin sammt der Novizin hatten sich stille in ihrem abgeschlossenen Betchore versammelt. Auf ein mit dem Sacristanglöckchen gegebenes Zeichen hebt die Orgel an mit den feierlichsten Tönen das Gotteshaus zu erfüllen; der Provincial des Ordens,[6] der in eigener Person heute gekommen war, erscheint in festlichen Gewändern mit seinen Diaconen und Ministranten, gefolgt von einigen Predigermönchen vom Eßlinger Convent, einer Schar von Klerikern aus Nah und Fern, darunter die obgenannten Pfarrer, am Altare, und das Hochamt ad Sanct. Trinitatem beginnt. Jetzt, nachdem man bei der Opferung (Offertorium) angekommen, öffnet sich die zum Frauenchore führende Thüre — alle Blicke wenden sich nach dieser Seite — und es erscheint, begleitet von zwei brennende Kerzen tragenden Schwestern, die Novizin, die strahlende Braut des Himmels, in weißem

wallendem Gewande mit blendend weißem Schleier, heute einen Kranz von weißen Rosen auf dem Haupte. Thränen der Rührung und der Freude erfüllen die Augen der tief ergriffenen Eltern und ihrer Begleitung; die Braut hat sich indeß in langsamem Schritte und gesenkten Hauptes dem Altare genähert, auf denselben ihre Opfergabe, eine mit bunten Bändern geschmückte herrliche Kerze, niedergelegt und sich, wie sie gekommen, mit niedergeschlagenen Augen wieder in den Betchor der Frauen zurückgezogen. Als hierauf der Provincial den Akt der heiligen Communion vollzogen, verstummt Orgel und Gesang, die Braut erscheint auf's Neue an den Stufen des Altars, betet dort knieend mit ihren Gefährtinnen laut und vernehmlich das Sündenbekenntniß (Confiteor), die sogenannte offene Schuld, empfängt aus der Hand des Provincials den Leib des Herrn und verschwindet sofort abermals im Frauenchor.

Nachdem jetzt das Hochamt beendigt ist, die Priesterschaft den Altar verlassen und in der Sakristei die Meßgewänder abgelegt hat, betreten sämmtliche Ordensfrauen, die Aebtissin mit ihrem Kreuze voran, den Chor der Kirche, jede Schwester nimmt ihren Platz ein, die Aebtissin verfügt sich auf ihren abgesonderten, etwas erhöhten Betstuhl; zuletzt erscheint die Novizin in Mitte ihrer Begleiterinnen und läßt sich am Gitter des Chores, da wo Schiff und Presbyterium an einander stoßen, auf die Kniee nieder. Nicht lange hat sie knieend verharrt, da tritt der Provincial, umgeben von zahlreichen Klerikern, im Chorhemd an den Altar und intonirt den Hymnus: Veni sancte Spiritus! * Knieend wird derselbe von der ganzen Versammlung gesungen; nachdem er beendigt, besteigt der Provincial die Stufen des Altars, wendet sich um und begrüßt die Braut mit dem ergreifenden Rufe: Veni, sponsa Christi! ** Sie erhebt und verneigt sich stumm und sittsam mit ihren Begleiterinnen; wiederum erfolgt der Ruf: Veni, sponsa Christi! da tritt die Braut einige Schritte vor und verneigt sich auf's Neue; zum dritten Male ruft ihr der Provincial die Worte zu: Veni, sponsa Christi! Jetzt tritt sie an die Stufen des Altars und knieet nieder. Kaum hat sie sich auf die Kniee niedergelassen, da erfüllen die Weisen des Psalms 44 (Eructavit) die Räume des Gotteshauses und nachdem er zu Ende gesungen, wendet sich der Provincial mit den feierlich gesungenen Worten des Antiphon an die Braut: accipe coronam, quam tibi Dominus praeparavit in aeternum! ***

* Komm o heiliger Geist hernieder 2c.

** Komm', du Braut Christi.

*** Empfange die Krone (den Kranz), welche (welchen) der Herr dir bereitet hat für ewige Zeiten.

Jetzt läßt die Aebtissin sich auf ihrem Stuhle nieder, schlägt das Buch der Constitutionen ihres Ordens auf und legt es auf ihren Schoß; die Novizin mit ihren Begleiterinnen tritt vor sie, läßt sich auf die Kniee nieder, legt beide Hände auf das aufgeschlagene Buch und redet mit demüthiger Bescheidenheit die Aebtissin mit den Worten an:

„Ehrwürdige Frau und Muoter, würdige Frauen, als ich das Jahr gestanden bin in der Bewährung der Regel, hab' ich mich nit gehalten als ich solt, doch mit Gnade des allmächtigen Gottes hab' ich Hoffnung, mein Leben und Sitten zu bessern und bitt ich Euch demüthiglich durch Gottes Willen, daß Ihr mich wellet aufnehmen zu der Verbindnuß der heiligen Regel und in die Gemeinschaft Eurer löblichen Samblung.“

Nach diesen Worten steckte die ehrwürdige Mutter der bräutlichen Novizin ein Ringlein an den Finger [7] mit der Erwiederung: „In Christo geliebte Tochter, dir soll durch Gottes Willen Gewährung deiner Bitte werden, wenn du erst das letzte Mahnwort des hochehrwürdigen Herrn Provincials vernommen haben wirst!“ Darauf küßte die Braut die aufgeschlagene Regel und dann die Hand der Aebtissin, erhob sich und wandte sich gegen den Altar, von wo aus der Provincial in wenigen eindringlichen Worten ihr den Ernst und die Wichtigkeit, sowie die Schönheit und hohe Verdienstlichkeit des Ordenslebens vor Augen stellte, sie an ihre einstige Verantwortung erinnerte, zur Treue und Standhaftigkeit ermahnte und mit dem Segenswunsche schloß: „So möge nun fortan der Herr Euer Erbe und der Antheil Eures Kelches sein, ihm gehöre Euer Herz an, und Er wird Euch die Süßigkeit seiner Liebe kosten lassen und einst im Himmel selbst Euer eigener großer Lohn sein!“

Nach dieser Ansprache wendet sich die Braut auf's Neue zur Aebtissin, zieht ein von ihrer eigenen Hand geschriebenes Formular des Gelübdes hervor und legt nun lesend in die Hände der ehrwürdigen Frau Mutter den Profeß ab in den Worten:

Ich Gräfin Williburg von Hohenberg, genannt Schwester Hildegard, gelobe und verspreche zu Ehr und Preis des allmächtigen Gottes, der Gottes-Mutter Maria, unseres heiligen Vaters Dominicus und aller Heiligen, deren Reliquien in dieser Kirche ruhen, im Angesichte Gottes und in Gegenwart unserer ehrwürdigen Frau Mutter, des ganzen Conventes und unseres hochwürdigen Provincials Gehorsam gegen Gott, die seligste Jungfrau Maria, den heiligen Dominicus und gegen Euch, ehrwürdige Mutter, nach der Regel des heiligen Augustin und den Satzungen der Schwestern des Predigerordens. Ich verpflichte mich zu gehorchen Euch und Euren Nachfolgerinnen bis zum Tode. Zur Be-

kräftigung dessen habe ich mit eigener Hand diese Urkunde geschrieben und mit meinem Namen unterzeichnet.

Sofort erhob sie sich mit ihren Begleiterinnen, trat zum Altare und legte die Urkunde auf demselben nieder; hierauf kniete sie auf die oberste Stufe: der weiße Schleier wird ihr von zwei Schwestern abgenommen, der Provincial ergreift die Scheere — ein kräftiger Schnitt — und die Pracht ihrer blonden Haare fällt zur Erde, während sie mit ihren Begleiterinnen die Psalmworte singt: „Suscipe me, Domine, secundum eloquium tuum et vivam: et non confundas me ab exspectatione mea.“ * Während dieses Gesanges hat der Provincial das Scapulir geweiht, jenes dem Dominicaner-Orden eigene geheimnißvolle Gewandstück, das nach der Legende die Jungfrau Maria dem heiligen Dominicus in einer Vision vorgezeigt haben soll; nach beendigtem Gesang und Weihegebete wird ihr die schwarze Tunika mit dem eben geweihten weißen Scapulir umgeworfen und sofort an die Stelle des weißen der schwarze Ordensschleier vom Provincial mit den Worten aufgesetzt: „Empfange diesen Schleier, du Braut des Herrn, und bringe ihn unbefleckt vor den Richterstuhl unseres Herrn Jesu Christi, vor dem alle Kniee sich beugen im Himmel, auf Erden und unter der Erde!“ Auf dem Schleier wird ihr sodann ein Kranz von rothen Rosen befestigt, während der Chor der Frauen den Antiphon anstimmt: Posuit signum in faciem meam, ut nullum praeter eum amatorem admittam. **

Indeß hat die Braut nunmehr in ihrem vollen Ordensgewande sich mitten im Chore auf die Erde geworfen, um in glühenden Gebeten dem Himmel ihren Dank für die ihr gewordene Gnade auszusprechen; über sie hin aber rauschen, von allen Anwesenden gesungen, wiederum die Jubeltöne des Hymnus: Großer Gott, wir loben dich, unter Orgelklang und feierlichem Geläute aller Glocken zum Herrn empor. Nachdem er verhallt, spricht der Provincial das Schlußgebet, überreicht der Himmelsbraut eine brennende Kerze als Symbol der klugen Jungfrauen, welche, Oel in der Lampe, den Bräutigam erwarten;[8] die ganze Versammlung erhebt sich und zieht, während die letzten Klänge der Orgel austönen, sich schweigend und in feierlichem Zuge in den Conventsaal des Klosters zurück.

Hier umringt alles wetteifernd die von den seligsten Gefühlen der Freude und des Glückes tief bewegte Himmelsbraut; der Provincial

* „Nimm mich auf, o Herr, nach deiner Verheißung und ich werde leben: und laß mich nicht zu Schanden werden in meiner Hoffnung.“

** Er (Christus) hat gesetzt dies Zeichen auf mein Haupt, auf daß keines andern Liebe mein Herz berühre.

mit seinen Klerikern, die Aebtissin, sämmtliche Schwestern von der ältesten bis zur jüngsten bringen ihr ihre Glückwünsche dar, und empfangen von ihren bescheidenen Lippen Worte des wärmsten Dankes und der Bitte um Empfehlung in ihr Gebet und ihre Liebe.

Aber auch für die gräflichen Gäste von der Rotenburg haben sich heute, nachdem die übrigen Nonnen sich in ihre Zellen zurückgezogen, die innern Räume des Klosters aufgethan; von der ehrwürdigen Aebtissin und der glücklichen Himmelsbraut empfangen waren sie in den Conventsaal eingetreten; mit einem Strome von Freudenthränen stürmte die gräfliche Mutter auf ihr geliebtes Kind zu und schloß es tiefgerührt lange in ihre Arme; auch Graf Albert, dem ritterlichen Manne und Helden, perlte eine Thräne im Auge, als er jetzt die Hand seiner theuren Tochter ergriff und sie warm in die seinige drückte. Und wie war es da ein gerührtes, freudiges Grüßen, Wünschen und Danken, als erst die lieben Schwestern, die Brüder alle und Schwäger, die vielen alten treuen Freunde vom väterlichen Schlosse an die Reihe kamen, den alten Kämmerer nicht zu vergessen, der seiner braven, guten Williburg immer ein zweiter Vater gewesen. Eine volle Stunde wurde nun der traulichsten Unterhaltung gewidmet. Doch Graf Albert hatte nicht nur herzliche Worte und Glückwünsche für seine Tochter mitgebracht, sondern er legte zum Gedächtniß dieses Tages und zum Besten des Gotteshauses eine Schenkungsurkunde in die Hände seiner ehrwürdigen Muhme Aebtissin nieder, in welcher er mit seinem Ehegemahl als eine kleine Mitgift für seine Tochter dem Kloster den Weiler und die Mühle von Anhausen mit allen Rechten und Einkünften vermachte. [9]

So war dieser schöne Tag zur Freude und Befriedigung für Alle vorübergegangen: die junge Nonne fühlte sich froh und selig in ihrem selbst und aus innerstem Herzensantriebe gewählten Stande; die heimgekehrten Eltern aber gedachten mit vollster Beruhigung ihres wohl und glücklich versorgten Kindes.

Doch legte sich, als am 18. des Christmonats von demselben Jahr (1291) das Vermählungsfest ihrer noch im Kindesalter stehenden Tochter Irmengard mit dem ebenso jungen Grafen Ulrich von Wirtenberg * gefeiert wurde, und die Blicke des Vaters über die zahlreichen, im Grafensaal versammelten hochangesehenen Gäste und Familien-Glieder, darunter mehrere verheirathete Söhne und Töchter des Hauses, hinflogen, eine trübe Wolke über dessen Stirne. Er dachte an seine Williburg in der einsamen Klosterzelle und sprach in wehmüthiger Stimmung bei sich selbst: „sie allein fehlt in diesem frohen, trauten Kreise."

* Siehe den nächsten Abschnitt.

Die also plötzlich über ihren lieben Gemahl gekommene, nicht festfreudige Stimmung war Margaretha nicht entgangen. Theilnehmend ergriff sie ihres theuren Albert Rechte und sprach: „Tröste dich, mein lieber Eheherr! Unserer Williburg Sinn steht zu anderen Dingen und sie fühlt sich dabei sicherlich wahrhaft glücklich. Und wenn uns der junge Ulrich viel theuer und liebwerth ist, muß es uns nicht in viel höherem Grade der sein, dem sich unsere Williburg angetraut hat? Den wird sie unablässig und flehentlich bitten, daß er das junge neuvermählte Paar, uns und unser ganzes Haus mit seinem mächtigen Schirm und reichen Segen begleite bis zu den fernsten Geschlechtern!"

Sechzehnter Abschnitt.

Das Turnier bei Rotenburg am Neckar 1291.

Was sich zuvor verlaufen.

„Seit jr dez wissenhaft (wisset ihr das)?
Wenn man todleich (tödtliche) Feindschaft
In Suen (durch Versöhnung) vertilgt,
Die bestetigt man und versigelt
Zu jungist (zuletzt) mit dem Chuz (Kuß)!“ *

Von 1287 ruhten die Feindseligkeiten zwischen unserem Helden und Graf Eberhard von Wirtenberg bis nach König Rudolfs am 15. Juli 1291 zu Speier erfolgten Tode. Allem nach war dieser, als Eberhard sich zum zweiten Mal erhoben, gegen denselben wirklich viel strenger denn zuvor eingeschritten. Aber kaum waren vier Wochen hingegangen, so eröffnete Eberhard, Alberts Landesabwesenheit benützend, den Kampf auf's Neue, wobei nicht blos des letztern alte Gegner, sondern sogar Graf Eberhard von Tübingen sich Wirtenberg anschlossen. Der nahe bevorstehende Anfall von Horb und Zugehör, einer alten Besitzung seines Hauses, an Alberts Bruder hatte solche Wandlung bewirkt. Denn um die Mitte des August rückte Eberhard von Wirtenberg mit vielen Grafen an der Spitze einer sehr ansehnlichen Streitmacht, bestehend aus Rittern, reisigen Knechten und Fußvolk herauf in Alberts Grafschaft, bezog auf dem linken Ufer des Neckars, im weiten Wiesenthale zwischen Kiebingen und Wurmlingen, bei der altdenkwürdigen Stätte des Birhtinlé ein Lager, um die Aufgebote der Tübinger Grafen Götz und Eberhard an sich zu ziehen. Die letzteren hatten ihre halb verfallene Burg, darum Odin-

* Also sprach König Rudolf zu des böhmischen Königs Wittwe bei der Doppelhochzeit ihrer Kinder zu Iglau (siehe S. 453 dieses Bandes).

burg (öde, verlassene Burg) genannt, welche auf einem Vorsprung des die Thäler des Neckars und der Ammer scheidenden Bergrückens * stand, eiligst in besseren Vertheidigungszustand gesetzt. Nach der Vereinigung mit den Tübinger Grafen wandte sich das feindliche Heer gegen Rotenburg und Haigerloch, die Hauptstädte von Alberts Grafschaft. Vor Kurzem aber hatte Albert ersteren Ort nicht blos neu befestigt und zur Stadt erhoben, sondern unmittelbar über derselben eine ausgedehnte Burg, Neu-Rotenburg genannt, erbauen lassen. Haigerloch aber lag im Schutze eines schon durch seine Lage sehr festen Schlosses. Daher kam es wohl, daß nicht blos die beiden Burgen sondern auch die gleichnamigen Städte nicht erobert wurden. Dabei darf man annehmen, daß Alberts damals bereits im Mannesalter gestandener gleichnamiger kriegerischer Sohn und die von ihm aufgebotene Streitmacht sich tapfer gehalten haben. So hat denn nach damaliger Weise Krieg zu führen das feindliche Heer nur seine Zerstörungswuth an den offenen Dörfern, an Feldern und Weinbergen ausüben können. Zudem wurde dasselbe bald zum Abzug genöthigt. Unser Held kehrte nämlich auf die Kunde von dem feindlichen Einfall schleunigst nach Schwaben zurück, fiel mit einer eiligst aufgebotenen Streitmacht in das Herz der Grafschaft Wirtenberg ein, eroberte und zerstörte in sehr kurzer Zeit (vor dem 1. September) die Burgen bei Berg, Waiblingen und Endersbach.[1]

Diese ebenso energische als siegreiche Abweisung beziehungsweise Wiedervergeltung des wirtenbergischen Angriffes, wohl auch die damals begründete Erwägung, des dahingegangenen Königs Erstgeborner, Herzog Albrecht von Oesterreich, Alberts Neffe, werde seinem Vater auf dem deutschen Throne folgen — beides mag bewirkt haben, daß dem Grafen Eberhard ein gutes Einvernehmen mit Albert erwünscht erschienen, und letzterer war im Interesse des Friedens solchem Wunsche nicht entgegen. Und man griff zu einem Mittel, welches insbesondere König Rudolf in solchen Fällen oft gebraucht und befürwortet hat, zu einer politischen Heirath zwischen den bis daher einander sehr feindselig gegenübergestandenen Häusern Hohenberg und Wirtenberg. Auch die Zollerischen und Hohenbergischen Stammesvetter waren vor wenigen Jahren unter des Königs Vermittlung eben durch eine Heirath mit einander ausgesöhnt worden. Und schon am 6. Dezember des Jahres 1291, also wenige Monate nach der letzten heftigen Befehdung ritt Graf Eberhard nach (Mark-) Gröningen, in die Stadt, welche schmerzliche Erinnerungen in ihm wach rufen mußte, um dort mit unserem Helden, in dessen Besitz sich dieselbe damals noch befand, die Verlobung ihrer Kinder Ulrich (hie und da auch

* Bekannt unter dem Namen „Spitzberg".

Eberhard genannt) und Irmengard zu besprechen. Und es wurde auch eine Einigung erzielt. Wohl standen beide noch im Kindesalter; das war aber im Mittelalter kein Hinderniß, der nöthigen Befestigung des Uebereinkommens wegen wenigstens vor der Hand das Hochzeitsfest zu feiern. Solches fand in Anwesenheit vieler hohen Gäste, welche keine Burg fassen konnte, mit großem Gepränge am 18. Dezember des obgenannten Jahres in der neuen Stadt Rotenburg statt.[2] Ein besonderer Glanzpunkt des Festes war

ein großartiges Turnier,[3]

welches, trotzdem daß man längst nicht mehr im wonnigen Maien stand, wie bei andern dergleichen Festlichkeiten so sicherlich auch bei unserer Hochzeit nicht gefehlt hat. Es mag damals wie noch in unseren Zeiten manchmal das schwäbische Sprichwort: grüne Weihnachten, weiße Ostern zur Wahrheit geworden sein und ein verhältnißmäßig milder Christmonat geherrscht haben, in dem das weite, herrliche Neckarthal noch sein grünes Gewand getragen.

Die Väter der jungen Brautleute verkündeten getroffener Abredung gemäß den Turnei auf den Tag nach erfolgter kirchlicher Weihe des vorläufig geschlossenen Ehebundes in die Stadt Rotenburg.

Links von dem Neckar in dem weiten, ebenen und fast baumlosen Wiesenthale sollte „der Turnei“ stattfinden. Da ließ der Marschall der Rotenburg auf Geheiß seines hohen Herrn den „Ring“ (Turnierplatz) durch starke Schranken aus Holz umfrieden. Derselbe hatte die Gestalt eines länglichen Vierecks, dessen Langseiten mit dem Laufe des Neckars parallel, während die kürzeren Seiten quer zu demselben liefen. Beide Maße waren aber entsprechend groß genommen worden. Außerhalb der dem Neckar abgekehrten Langseite des Turnierplatzes, auf dem dort sich erhebenden Hügel Birhtinlê errichtete man eine terrassenförmig aufsteigende Schaubühne für die Frauen und Edelfräulein wie auch die Grafen und Herren, welche sich an dem Waffenspiel nicht betheiligten, unter den „sieben Linden“ aber mehrere Bretterhütten, in welchen etwaige Verwundete vorläufig untergebracht werden sollten.

Auf den angesagten Termin strömten die Vasallen und ritterlichen Dienstmannen von Hohenberg und Wirtenberg, sowie die der geladenen Gäste der Herzoge von Teck und Urslingen, der Grafen Friedrich von Zollern, Alberts Tochtermannes, Egon von Fürstenberg, Otto von Nagold, Pfalzgraf Ludwig von Tübingen, und anderer zahlreich zu dem festlichen Waffenspiel, das aber, wie auch anderwärts geschehen, nicht ganz unblutig ablief. Da stellte sich einer aus Kampflust, dort ein

anderer, der noch nicht lange den Rittergurt getragen, um sich in der ritterlichen Kunst weiter auszubilden; da einer um ritterlichen Preis zu erjagen, dort ein anderer zur Ehre seiner Angebeteten und um deren Gunst zu gewinnen; dort endlich ein anderer aus Gewinn- und Beute-Sucht.[4]

Die Herzoge und Grafen waren Gäste auf den Burgen Alt- und Neu-Rotenburg, die übrigen Herren und Ritter nahmen Herberge in der neuen Stadt Rotenburg-Ehingen, dem nahen Sülichen oder auf benachbarten Burgen befreundeter Ritter. Einzelne, besonders kampflustige Ritter hielten am Tage vor dem Feste ein kleines Vorturnier („Vespereide").

Am Tage des Festes selbst hub sich schon bei Tagesgrauen in den Gassen von Rotenburg-Ehingen und Sülichen groß Gedräng. Ritter und Knechte strömten in die Gotteshäuser, um der heiligen Messe anzuwohnen. „Da Gott vil tiwer (sehr innig) maneger bat, daz er im lieze gelingen wol." Seit lange sahen die St. Remigienkirche in Ehingen, St. Martin und St. Moriz in Rotenburg und die alte Johanniskirche in Sülichen nicht solche Masse ritterlicher Andächtiger. Vergebens hatte die Kirche von jeher gegen die Turniere geeifert und Turnierhelden auf gleiche Stufe mit leichtfertigen Tänzern und anderen, „die Gottes Gebote nicht halten", gestellt.[5]

Nachdem die Grafen, Herren und Ritter, welche an dem Turnei Antheil nehmen wollten, von der Messe in ihre Herbergen zurückgekehrt waren, sandten sie durch die Knappen ihre Schilde dem zum Turnierrichter erwählten Grafen Albert auf das Schloß Neu-Rotenburg, welcher mit Beirath der Marschalken und anderer turnierkundigen und mit dem schwäbischen Adel wohlbekannten Herren, die Ritter, welche sich angemeldet, — es mögen im Ganzen zwei hundert gewesen sein — in zwei gleichstarke Scharen, welche gegen einander zu kämpfen hatten, jede derselben aber in drei kleine Haufen („Rotten") theilte.[6] Zugleich wurden die „Hauptleute", Führer der Scharen, sowie die der Rotten, „die Rottmaister", gewählt. Bei der ganzen Turniergesellschaft waren neben Grafen und freien Herren deren Dienstmannen besonders stark vertreten; wer aber von diesen einmal den Rittergurt besaß, gehörte mit seinem Herrn, trug der auch eine Fürsten- oder gar Königskrone, einer und derselben Kaste an.

Nachdem solches alles geordnet war, ritten die Herolde („Grogirer") in den Gassen umher und riefen laut:

„Nu zieht aus Ritter edelguot,
Zieht aus und seid hochgemuot;
Zieht mit Freuden auf das Feld,
Dá liegt der Minneseligen Gelt (Lohn)."

Da wappneten und schmückten sich alle nach Kräften und zogen mit Knappen und Knechten vor die Herbergen der „Rottmaister", und als sich die Rotten beider Scharen gesammelt hatten und von den Marschalken geordnet worden waren, vor die der „Hauptleute".

Wir sehen nun im Geiste die lange Reihe der zum Turnei ziehenden Ritter sich in Bewegung setzen und gesellen uns zu einem der fahrenden Sänger, welcher mit anderen seines Standes zu dem hohen Feste des sangeskundigen schwäbischen Grafen gekommen war und sich auf einem geeigneten Punkte aufgestellt hatte, um den vorbeikommenden Zug näher mustern und später da und dort von demselben erzählen zu können. Er war auch ein Schwabe, kannte, wie er sich gegen uns rühmte, fast alle Grafen-, Herren- und Ritter-Geschlechter des Landes und erklärte sich auf unsere Bitte gerne bereit, uns über Namen und Heimat von diesem oder jenem der vorbeireitenden Turnierhelden Bescheid zu geben. In Haufen stand das gaffluftige Volk, welches aus der ganzen Umgegend herbeigeströmt war, in den Gassen der neuen Stadt. Aus Fenstern und Erkern sah Kopf an Kopf, darunter manch' schmucke Maid; Dächer waren theilweise abgedeckt und von Neugierigen besetzt. Plötzlich kam Bewegung in die gedrängten Haufen, man sah sie zur Seite weichen und Stille folgte auf das vorher wirre Durcheinander-Summen. Warum — zeigte sich bald. Man hörte eine lärmende, kriegerische Musik von Posaunen, Hörnern und Pauken; man sah auch einen Haufen reisiger Knechte der Rotenburg um die Ecke der Gasse biegen, durch welche der Zug kommen mußte. Es waren vierschrötige Schwabengestalten in buntem Aufputz, denn Wams und eng anliegende Beinkleider, wie solche auch Knappen und Ritter zu tragen pflegten, waren halb weiß, halb feurig roth; von den Hüten aber wehten kühne Reiherfedern und schwertartige Waffen hiengen an ihrer Seite. Stolz auf ihr Herrengewand und trotzig sahen sie auf das gemeine Volk, dem sie doch selbst entstammt waren. Sie mußten dem Festzuge durch die engen, mit Neugierigen angefüllten Gassen Bahn brechen und sparten bei Erfüllung ihrer Aufgabe weder Scheltworte noch Rippenstöße. Auf sie folgte ein Haufen Spielleute, deren lärmende Musik zuerst das Anrücken des Zuges verkündet hatte. Darnach kam ein Ritter in voller Rüstung mit einem großen Banner. Zunächst der geringelt bemalten Stange mit vergoldetem Spieße war auf himmelblauem Seidenstoff (Zendal) ein weiß und roth quer getheilter Wappenschild genäht, im Uebrigen das Banner in zwei lange, spitz auslaufende Lappen getheilt, welche lustig in die Morgenluft hinausflatterten. Nach dem Bannerträger ritt ein Ritter mit gezücktem Schwert vor einem auf edlem Rosse sitzenden Herrn in weitem wallendem Mantel aus rothem Scharlach mit

Hermelin verbrämt und hohem Pfauenfedernhut; er trug aber keine Rüstung, sondern hatte nur ein großes Ritterschwert an seiner Seite. „Der Herr,“ belehrte uns der Cicerone, „ist Graf Albert von der Rotenburg, der hohe Wirth des Festes und erwählte Turnierrichter. Ihn preisen vor allen Edlen Schwabens wir Sänger als milden freigebigen Herrn. In seinem Gefolge reiten ritterliche Beamte und Knappen seines Hofes; der vor ihm her reitende Ritter ist sein Marschalk und das vorangetragene Banner das seines Hauses. Das gelbe fliegende Banner mit den drei schwarzen liegenden Hirschhörnern,“ fuhr der Fahrende zu erklären fort, „das ihr nun von einem Ritter dahertragen sehet, ist das des ‚Hauptmanns‘ der ganzen ersten Schar; der Ritter aber, dem es vorgetragen wird, eben dieser selbst. Rüstung und Streitgewand lassen in ihm einen hohen Herrn erkennen. Der starke funkelnde Stahlhelm mit vergoldeten Spangen, überragt von dem rothen Hifthorn, [7] der gelb und schwarz in die Quere getheilte, nur bis an die Kniee reichende ärmellose Wappenrock aus kostbaren Seidenstoffen über der stählernen Brustplatte und dem wie Silber glänzenden Ringpanzer her, der fliegende Mantel aus rothem Sammt mit Zobel verbrämt, die fast bis auf den Huf hinabfallende Covertiure (Decke) des gewaltigen, reich aufgezäumten Streitrosses aus gelbem Zendal mit den an verschiedenen Stellen aufgenähten schwarzen Hirschhörnern — all' das entspricht der hohen Stellung, die derselbe in Schwaben einnimmt, und seiner Führer-Ehre. Es ist Eberhard, der tapfere und kriegslustige Graf von Wirtenberg, der Vater des noch allzu jugendlichen Bräutigams.“

„Der Ritter, welcher,“ fuhr der fahrende Sänger zu erklären fort, „nach dem Grafen von Wirtenberg vor einem Haufen von Rittern reitet, die zu zwei und zwei daher ziehen, und der drei rothe Schildchen auf silbernem Felde in seinem Wappen führt, ist Heinrich von Urslingen, der Führer der ersten Rotte der Schar, vor welcher der Graf von Wirtenberg reitet. Er sitzt auf einer Burg nicht weit von der Reichsstadt Rotweil; einen seiner Ahnen hat der große Kaiser Friedrich, genannt Rothbart, zum Herzog eines ansehnlichen Fürstenthums in Welschland drinnen erhoben; mit der Herrlichkeit hatte es aber bald ein Ende, doch führen dessen Nachkommen, so dieser Heinrich noch den Herzogstitel. Der Ritter dort in des Urslingers Rotte mit dem Schilde, darauf sich in rothem Felde ein spitz zulaufender silberglänzender Fels erhebt, ist Swigger von Blankenstein, ein angesehener freier Herre, dessen Burg im wilden Lauterthal droben auf der Schwabenalb hoch in die Lüfte ragt. Er kam nebst anderen mit dem Grafen von Wirtenberg, dessen Vasall er ist, nach Rotenburg geritten. Sein Geselle neben ihm mit dem in Schwarz und Gold quergetheilten Schilde und

dem silbernen Stern im Schwarzen ist Rudolf von Hewen, auch ein reicher, freier Herr, dabei Vetter des Turnierrichters, darum er bei dessen Familienfeste nicht fehlen wollte. Die Stammburg seines Geschlechts steht nicht weit vom schwäbischen Meere auf hohem gewaltigem Berge, von dem aus man die Schneeberge des helvetischen Landes sieht. Der Führer der nun folgenden zweiten Rotte mit dem großen faßartigen Helm ohne Kleinod und der rothen dreilappigen Fahne auf goldenem Schildgrunde ist Pfalzgraf Ludwig von Tübingen, der Schwager von des Grafen Albert Bruder Burkard. Er hat seinen Burgsitz in der Stadt Horb am Neckar, welche mit vielen Dörfern und Weilern ihm zugehört. Der Ritter seiner Rotte, welcher ihm zunächst reitet und dessen Hintermann haben ihre Burgen nicht weit von Horb und sind einander versippte freie Herren, aber Vasallen von seinem und dem Hohenberger Grafenhause. Der eine mit dem silbernen Anker auf schwarzem Schildgrunde ist Hiltipolt von Werstein, der andere mit den drei schwarzen Hufeisen auf silbernem Grunde Hugo von Isenburg. Die zwei hinter einander reitenden Ritter dort, welche beide auf blauem Schildgrunde fast gleich ausgezackte silberne Querbalken führen, kenne ich auch; es sind die Ritter Heinrich von Wildenstein und Albert von Werenwag, welche beide auf hohen Felsburgen droben im Donauthale sitzen. Der Vater des letzteren hat von Minne und Maienlust liebliche Lieder gedichtet, die mir nicht unbekannt sind, aber in unserer Zeit selten jemand singen hören will. Der an der Spitze des nun herankommenden kleinen Haufens der dritten Rotte der ersten Schar ziehende Ritter gehört, wie sein Wappenschild ausweist, zum Hohenberger Grafenhause. Es ist der junge Graf Otto, der Neffe des hohen Festgebers, welcher mit seinem Vater Burkard auf der großen Burg Hohen-Nagold im Schwarzwalde seinen Sitz hat. In seinem Haufen sehe ich zwei mir wohlbekannte Ritter: der dort mit den drei im Triangel gestellten schwarzen Adlern auf silbernem Schildgrunde ist Baldewin von Giltlingen; der nicht weit von Nagold gelegene Ort und die Burg, wonach er sich schreibt, gehört zur Grafschaft seines „Rottmaisters“. Der andere hinter ihm reitende Ritter mit rothem Fisch auf goldenem Schildgrunde ist Diemo, genannt der Kecheller; der Burgstall (die kleine Burg), in dem er sitzt, steht in dem Dörflein Schwandorf, welches auch zur Grafschaft Nagold gehört.“

Während unser Cicerone von dem Kecheller sprach, vernahm man von der Spitze des ganzen Zuges her hohe, schrille Klänge von Posaunen. „Die blasen,“ sagte er, „eine ‚Reisenote‘ [8] (Marschweise).“ Mit lautem Jubel wurde sie von den Rittern begrüßt, die Rosse aber hoben stolz die Köpfe und liefen munter nach dem Takt. [9] Der Fahrende brach nun seine Erklärungen ab, ohnedies kam nach der Rotte

des Grafen Otto ein langer Zug von Knappen und Knechten. Die führten den Rittern der nun vorbeigezogenen ersten Schar weitere Rosse, Schilde, Helme und vornehmlich Speere in großer Zahl nach. Bald vernahm man auch Gesang von rauhen Männerstimmen, [10] verstand aber kein Wort. „Die vorausziehenden Ritter singen," erklärte unser Cicerone, „das zu der Marschweise gehörige Lied, welches von einem Dichter und Turnierhelden aus Steier herkommt, der vor Jahren viele abenteuerliche Ritterfahrten gemacht hat, und das manchem Ritter auch in Schwabenland bekannt ist. Ich habe es auch schon da und dort und immer mit großem Beifall meiner ritterlichen Zuhörer gesungen, bin auch gerne bereit, euch solches vorzusprechen, indeß die Knappen und Knechte vorbeiziehen." Es lautet also:

Will Jemand mit Ehren die Zeit wohl vertreiben,
Dem Glücke nachjagen, in Freude verbleiben,
Der strebe mit Treuen, mit Ehre und Fleiß
Nach der Minne Preis. —
Der ist süße, reine,
Viel gut, und alleine
Den Guten gemeine.

Wer folget dem Schilde, der dien' ihm ohne Schanden
Mit Leibe, mit Gute, mit Herzen und Handen,
Das lohnet viel theuer mit hohem Gewinne
Die liebwerthe Minne.
Die gibt Freude und Ehre,
Dank ihrer süßen Lehre!
Die kann trösten sehre.

Den Schild führet mit Züchten, mit Muth und mit Stärke,
Er hasset, er fliehet die Schand' und ihr' Werke.
Gott gnädig wende, daß man bei ihm finde
So schwächlich Gesinde,
Er (der Schild) will, daß die Seinen
Auf Ehre sich peinen,*
Stets tapfer erscheinen.

Kargheit und Unzucht, die schamlose, wilde,
Geziemt nicht dem Helme und taugt nicht dem Schilde.
Der Schild ist kein Dach, das Schande kann decken,
Sein Glanz muß erschrecken
An Ehren die Weichen,**
Vor Furcht sie erbleichen,
Die Farb' ist ihr (der Ehrlosen) Zeichen. [11]

* Um der Ehre willen jedes Opfer bringen.
** Die Schwachen, Armen.

Kaum hatte der fahrende Sänger vier Strophen des alten ritterlichen Marschliedes nicht ohne einen gewissen Pathos gesprochen, so erschienen wieder ein Marschalk mit bloßem Schwert und ein Bannerträger. „Nun kommt,“ sprach der Cicerone, „die zweite Turnierschar,“ und fuhr also zu erklären fort: „der vornehme Ritter, welcher an der Spitze reitet, mit dem glänzenden Helme und den zwei daraufgesetzten gegeneinander gekehrten halbweiß, halbschwarz bemalten Hörnern,[12] dem aus kostbarer Seide in denselben Farben gefertigten Wappenrock, dem wallenden Mantel aus schwarzem Sammt mit Hermelin besetzt, der Covertiure aus rothem Scharlach und darauf genähten schwarz und weiß gevierten Wappenschilden ist Graf Friedrich von Zollern, der junge Eidam (hier Schwiegersohn) und Stammesvetter des hohen Turnierrichters, und „Hauptmann“ der zweiten Schar. Und das ihm vorangetragene weithin flatternde Banner aus rothem Scharlach mit darauf genähtem schwarzweißem Schilde führt sein Geschlecht, welches auf einer hohen, der Schwabenalb vorgelagerten Warte, nur einige Stunden von Rotenburg, seinen ausnehmend festen Burgsitz hat. Der Ritter aber,“ fuhr der Fahrende uns zu erklären fort, „mit dem Wappenschilde darauf die schwarz-goldenen Wecken oder Rauten, der die erste Rotte der zweiten Schar führt, ist Herzog Konrad von Teck, vom Stamme der längst ausgestorbenen Herzoge von Zähringen und jetzigen Markgrafen von Baden. Seine sehr ansehnliche Burg steht auch auf einem steilabfallenden Vorberg der Schwabenalb. Wie der Urslinger, so ist er auch bloß dem Titel nach Herzog; seine Ahnen aber sollen, wie ich mir einmal habe sagen lassen, einst den Herzogshut von Schwaben und anderen Ländern des Reichs getragen haben. Der Ritter, welchen ich dort in des Herzogs Schar daherreiten sehe, mit dem schachbrettartig in viele schwarze und weiße Felder getheilten Schilde ist Bertold von Sperberseck, ein Dienstmann des Herzogs. Und nicht umsonst heißt seine Burg also, denn sie steht nicht weit von der Teck auf der Spitze eines mächtigen Felsen, in dessen Spalten Sperber und andere Raubvögel nisten. Der Ritter aber, welcher nun daherzieht, und in dessen Schilde man auf grünem Grunde das Bild eines Thiers (einer Hirschkuh) gemalt sieht, während der übrige größere Theil des Schildfeldes blau ist, was wohl den Himmel vorstellen mag, ist Konrad von Thierberg, ein Lehensmann des Scharenführers Graf Friedrich von Zollern. Auf hohem Albvorsprung steht dessen Felsburg; wild und verrufen durch allerlei Hexenspuk ist die Gegend umher. Auch der dort reitende Ritter mit dem Schilde, der einen rothen Kelch („Stauf“) zeigt, welcher in silbernem Felde auf einem aus drei Kuppen bestehenden blauen Berge steht, gehört zu den Rittern des Zollergrafen. Es ist sein Schenke, der auf dem Staufen-

berg, nicht weit von der Stammburg seines Herrn sitzt. In dem „Rottmaister“ des zweiten Haufens, der nun naht, und dessen Schildgrund weiß und roth in die Quere getheilt ist, erkennt man leicht ein Glied des Hohenberger Grafenhauses. So sind denn auch die zwei gegen einander gekehrten Hörner, sein Helmkleinod, abwechselnd weiß und roth bemalt. Es ist der älteste Sohn des hohen Festgebers und heißt wie dieser Albert oder Albrecht. Wie man sagt, ein junger Herr von heißblütiger Gemüthsart, daher man ihm auch den Beinamen „Röschmann“ gegeben. Die Ritter seiner Rotte sitzen meist in der Umgebung von Rotenburg und Tübingen und gehören zu der Dienstmannschaft seines Hauses. So gleich die ersten zwei hintereinander reitenden, von denen der mit dem weißen Hirschkopf nebst Geweih auf grünem Grunde [13] seinen Burgstall in dem Dorfe Lustenau bei Tübingen, der andere mit dem silbernen Halbmonde auf rothem Schildfelde den Seinigen in dem Dörflein Kilchberg zwischen Tübingen und Rotenburg hat. Des letzteren Geschlecht nennt man nur die Lescher. Dort reitet einer, auf dessen schwarzem Schildgrunde ein sogenannter goldener Dachsparren zu sehen ist. Sein Geschlecht heißt man die Ehinger; sie stehen in Hof- und Kriegsdiensten der Grafen von Rotenburg und haben ihren Burgstall auf bewaldeter Höhe nahe bei der Rotenburg. Der hinter ihm reitende Ritter mit dem halb blau, halb goldenen Schildfelde und dem rothen Löwen in letzterem sitzt auf dem in dem Städtchen Obernau gelegenen Schlosse und schreibt sich, soviel ich weiß, Volkard von Owe. Ein Ahn seines Geschlechts soll, wie manche meinen, der längst gestorbene edle schwäbische Dichter und Sänger Hartmann von Owe gewesen sein. Wiederum kommen da zwei, die bei Rotenburg ihre Burgsitze haben und auch zu den ritterlichen Dienstmannen der Hohenberger gehören. Von denselben hat der eine uns zunächst reitende ein schrecklich anzusehendes Wappenbild auf seinem Schilde. Da erhebt sich, wie ihr sehet, in silbernem Schildfelde auf einem grünen, aus drei Kuppen bestehenden Berge der Oberkörper eines schwarzen Drachen mit fürchterlichen Krallen, langem Schwanenhals; der Kopf sieht aus, wie der eines Adlers, die Augen sind feuersprühend; blutdürstig hängt aus dem weitgeöffneten Rachen die rothe Zunge. Auf einem Vorsprung des kegelförmigen Berges bei dem nahen Dorfe Wurmlingen sehet ihr den Burgsitz des Geschlechtes ragen, von dem ein Ahn einen Drachen oder Lindwurm, der in einer Höhle des Berges sein Lager gehabt, erlegt und darum den Ehrennamen „Maerehelt“, d. h. großer Held, den seine Nachkommen noch führen, erhalten haben soll. Das Schildfeld des nach dem Drachenritter reitenden Herren ist, wie man sieht, in Silber und Roth quer getheilt; in letzterem liegt ausgestreckt ein

nackter Arm. Der Träger dieses Schildes hat seinen Burgsitz nicht weit von Rotenburg bei einem Dorf Weitingen, von dem er auch seinen Namen hat. Nun aber kommt bald die dritte Rotte der zweiten Schar; ich sehe schon das Banner des Führers derselben flattern. Da ist der nun selbst. Ausnehmend schön ist sein Schild mit dem rothen Adler in goldenem Felde, um das ein zierlich geringelter Rand aus Hermelin geschnitten läuft. Sein Helmkleinod ist ein Ball aus eben diesem kostbaren Pelzwerk. Grell sticht die gelbe mit rothen Adlern geschmückte Covertiure von dem rabenschwarzen Streitrosse ab. Dieser „Rottmaister“ ist Graf Egon von Fürstenberg, der Schwager des hohen Festgebers. Auf hohem majestätischem Berge, nicht weit von den Quellen der Donau hat sich sein Geschlecht vor nicht langer Zeit einen neuen Stammsitz gegründet; zuvor saß es im Herzen des Schwabenlandes, auf der Burg Urach, die nun dem Grafen von Wirtenberg gehört, den ihr vor Kurzem habt vorbeireiten sehen. Da, den nach dem Fürstenberger zunächst kommenden Ritter mit dem Schilde, darauf drei Querstreifen in Roth abwechselnd mit zwei zierlich geringelt aus Hermelin geschnittenen, kenne ich auch: es ist der reiche Ritter Heinrich von Blumeneck, des von Fürstenberg Lehensmann. Droben im wilden Wutachthale (Schwarzwald) steht auf gewaltigem Fels seine Burg.* Auch der Hintermann des Blumeneckers ist mir nicht fremd; ich meine den Ritter mit dem vergoldeten Schildgrunde, darüber, wie ihr sehet, zwei rothe bogenförmige Streifen hinlaufen, auf deren unterstem ein blauer Falke, ein „Blaufuß“, mit ausgebreiteten Flügeln steht. Der Ritter ist Werner von Falkenstein, ein Vasall des Grafen Albert von Rotenburg.[14] Seine Burg steht auf jähem Felskegel am Eingang des Höllenthals im tiefen Schwarzwald. Er traf auf seiner Fahrt nach Rotenburg mit dem Fürstenberger zusammen und ist mit diesem hier eingeritten. Unter den Rittern der Fürstenbergischen Rotte kenne ich auch den dort mit dem buntfarbigen, gar lieblich anzusehenden Schilde, der weiß und roth über's Kreuz geviert ist, und in dessen rechtem oberem, weißem Felde eine fünfblätterige rothe Blume, — wird eine Rose vorstellen sollen — mit grünem Stengel und ebensolchen Blättern steht. Dieser Ritter hat fast am Fuße des Fürstenbergs und ganz nahe dem Donauquell, in dem reizend gelegenen Dorfe Almishofen, seinen Burgsitz, wo ich erst vor Kurzem gastfreundliche Aufnahme gefunden, deßhalb halte ich mich auch zu der Rotte desselben und folge ihr nun zu dem Turnier-Ring. Gehabt euch darum wohl.“ Mit diesen Worten schied der fahrende Sänger so eilig von uns, daß wir ihm kaum unseren

* Siehe im ersten Bande S. 319 f.

Dank sagen konnten. An die dritte Rotte schloß sich wieder ein langer Zug von Knappen und Knechten mit Rossen, Schilden, Helmen und Speeren der Ritter der zweiten Schar an; darnach kam eine unabsehbare Menge von Leuten, die den Turnei sehen wollten, und denen wir uns auch anschlossen.

Als die Spitze der Turnier-Gesellschaft bei dem „Ring", den ein Edelknecht, unterstützt von einigen Reisigen, von Eindringlingen freigehalten hatte, angelangt war, sah sie die für Frauen und Edelfräulein wie auch die hohen Herren, welche nicht am Turnei Theil nahmen, errichtete Schaubühne bereits besetzt; an der Seite der Gräfin Margaretha von der Rotenburg saß das junge Brautpaar. Das ganze Thal aber war in weitem Umkreis des Turnierplatzes mit Neugierigen und Zuschauern angefüllt. Unser Held, der Turnierrichter, und der Graf von Wirtenberg, diesem nach die ganze erste Schar, ritten durch den gegen Abend gelegenen Eingang in den Ring ein; jener begab sich zu seinem Ehrenplatz auf der Schaubühne, von welchem er alles leicht übersehen konnte. Bei ihm fanden sich auf Weisung seines Marschalken bald einige „Pusunäre" (Posaunenbläser) ein. Graf Eberhard aber stellte sich mit seiner Schar zwei Mann hoch in einer Linie so auf, daß solche die westliche Seite des Vierecks im Rücken hatte und er in kleiner Entfernung von der südwestlichen Ecke, zur Rechten des Herzogs von Urslingen, des Führers seiner ersten Rotte, stand. Die zweite Schar ritt durch den Eingang auf der Morgenseite in den Turnierplatz ein und nahm in derselben Weise wie die erste so Stellung, daß sie die östliche Seite des Vierecks hinter sich hatte, ihr Führer aber, Graf Friedrich von Zollern, nahe der nordöstlichen Ecke zur Rechten des Herzogs von Teck, des Führers der ersten Rotte, zu stehen kam. Es waren hienach beide Scharen so aufgestellt, daß Rotte 1 der ersten Schar Rotte 3 der zweiten, Rotte 2 der ersten — Rotte 2 der zweiten, und Rotte 3 der ersten — Rotte 1 der zweiten so ziemlich gegenüberstand. In dem freigelassenen Raume zwischen den Schranken und jeder Schar nahmen die Knappen und reisigen Knechte, je hinter den Haufen, bei denen ihre Herren standen, mit den Reserve-Pferden, Speeren &c. Platz. Zu ihnen hatten sich auch die „Grogirer" (Ausrufer) und die mit den Grafen, Herren und Rittern zum Feste gekommenen fahrenden Sänger, sowie ein Theil der Spielleute gesellt.

Einen herrlichen, überaus bunten Anblick gewährte der Ring, als beide Scharen also geordnet einander gegenüberstanden: von mäßigem Westwind angefacht flatterten die großen Banner in der manigfaltigsten Farbenpracht lustig in die Lüfte, dazwischen die zahlreichen Speerfähnlein in allen Farben; die funkelnden Helme, überragt von glänzenden

Kleinoden der verschiedensten Gestalten, die reichen, kostbaren Wappenkleider der Ritter und die Decken der Rosse in den feurigsten Farben; dazu die riesenmäßigen oder gedrungenen breitschulterigen Ritter, die wie aus Erz gegossen auf ihren Rossen saßen; diese selbst meist starke, prächtige Thiere der edelsten Racen. So sah man Kriegerscharen vor sich, schmucker, imponirender als das schönste Küraffier-Regiment unserer Zeit. Denn selbst die ritterlichen Dienstmannen, welche zum Turnei ausgezogen, hatten sich, jeder nach Vermögen bestmöglichst herausgeputzt. War auch Helm und Rüstung bei ihnen weder mit Gold noch Silber plattirt, so glänzten doch Spangen und Ringe des Harnischs, wie wenn sie erst aus den Händen des kunstreichen Waffenschmieds gekommen wären. Sah man bei ihnen an Wappenröcken, Roßdecken und Speerfähnlein weder Pfelle noch Sammt oder kostbare Seide, so gewährten dieselben, welche u. a. aus Stoffen von Ziegenhaar oder Wolle (Buckeram oder Fritschal) [15] in weiß, gelb, grün u. s. w. gefertigt waren, doch einen sehr bunten, freundlichen Anblick.

Noch aber begann der Kampf nicht; dies und jenes war zuvor noch zu ordnen und zu thun. So ließen die Marschalken der beiden Scharen durch Knappen jedem Ritter eine seidene Binde an den rechten Oberarm befestigen; die war bei der ersten schwarz-gelb, bei der zweiten schwarz-weiß und sollte als Erkennungszeichen dienen. Die dadurch entstandene Pause benützten die „Rottmaister“, ihre Ritter dringend zu ermahnen, wohl Acht auf sich zu haben, sich nicht durchbrechen zu lassen, ihre Rosse nicht zu bald zum Rennen anzuspornen, sondern ihr Zeichen dazu abzuwarten u. dergl. m., denn nur alsdann werde die Rotte den Preis erringen.

Doch stand es nicht mehr lange an, so ließ der hohe Turnierrichter durch die Posaunenbläser das Zeichen zum Anfang des festlichen Ritterspiels geben. Todtenstille trat darauf rings um den Ring ein; alles war nur Aug'. Da eröffnete, wie durch's Loos bestimmt worden, die zweite Schar und zwar die erste Rotte, die des Herzogs von Teck, den Kampf. Eng geschlossen ritt sie, der „Rottmaister“ voran, erst im Schritt, dann im Galopp gegen die dritte Rotte der ersten Schar, die des Grafen Otto von Hohenberg. Zu gleicher Zeit und auf dieselbe Weise rückte dieser gegen seinen Widerpart. Als beide Rotten aber noch eines „Roßlaufes Weite“ von einander entfernt waren, da wurden die Speere zum Stoß gesenkt, unter den rechten Arm geschlagen und mit der Scheibe, hinter welcher die Hand den Speer am Riemen erfaßt hatte, fest an die Brust gesetzt und die Rosse so scharf angetrieben, daß beide Rotten mit der Geschwindigkeit einer fliegenden Schwalbe gegen einander jagten. Da gab's einen gewaltigen Zusam-

menstoß. Krachend brachen da Speere, Schilde wurden zertrümmert, Helme herabgestochen; Ritter der vordern Glieder prallten mit solcher Wucht auf einander, daß hier ein Roß buglahm wurde, dort das leichtere auf die Hinterbeine geschleudert und der Hintermann sammt Roß verletzt, da ein Ritter aus dem Sattel gehoben und geworfen, dort durch einen wohlgezielten gewaltigen Speer-Stoß auf die Schildbuckel die dahinter befindliche linke Hand des Gegners so schwer verletzt wurde, daß sie den Schild nicht mehr zu halten vermochte und fallen ließ. Wo auf die eine oder andere Art also Ritter des vorderen Gliedes kampfunfähig geworden, da rückte der Hintermann an deren Stelle, jene aber suchten sich aus dem Kampfe eiligst zurückzuziehen, um nicht gefangen zu werden. Da sah man einen Ritter ohne Helm, dort einen ohne Schild oder Speer, da einen schwerverwundeten zurückreiten; dort schleppte sich ein buglahmes Roß, von seinem Ritter geführt, mühsam fort. Aber die Knappen, welche auf den munteren Rößlein ihren Herren gefolgt waren und sie scharf im Auge behalten hatten, eilten zur Hilfe heran, reichten, wenn Ritter und Roß unversehrt geblieben, neue Speere, Helme und Schilde, worauf die also wieder neugerüsteten in den Kampf zurückkehrten; verwundete Ritter oder Rosse aber führten sie aus dem Ring zu den für solche Fälle außerhalb desselben aufgeschlagenen Bretterhütten. Nachdem die unversehrt gebliebenen oder nur leicht verwundeten Ritter beider Rotten ihre Speere verstochen hatten, griffen sie zu den Schwertern. Da galten nun nach edlem Ritterbrauch die wuchtigen Hiebe vornehmlich den Helmen.

Wohl hatten die Ritter beider Rotten, vor allen ihre Führer und zwar ohne erheblichen Schaden gelitten zu haben, mannlich gefochten, doch hatte die des Grafen Otto von Hohenberg am meisten gelitten und sah sich genöthigt, allmählig zu weichen. Nicht wenige waren kampfunfähig, einige auch gefangen genommen worden. Als es der dritten Rotte der unter Graf Eberhard von Wirtenberg stehenden Schar also ergangen war und sich der Kampf der beiden Rotten zu derselben herangewälzt hatte, hieß ihr Führer, welcher dem Verlauf des Streits mit größter Aufmerksamkeit gefolgt war, seine zweite Rotte unter Pfalzgraf Ludwig von Tübingen seiner dritten zu Hilfe eilen. Der heißt seine Ritter sich fest schließen, reitet unverweilt im Galopp ab, schlägt sich bald links, zur Stelle, wo die stark zusammengeschmolzene Rotte des Grafen Otto sich immer noch ihres siegreichen Gegners zu erwehren sucht; dieselbe weicht, als sie ihre helfenden Waffenbrüder nahe gekommen sieht, zur Linken, um diesen Raum zu machen, schließt sich aber, so weit sie noch kampffähig war, darnach ihren Helfern links an. Und in Kurzem wird der Gegner, die Rotte des Herzogs von

Teck, welche doch auch Noth gelitten hatte, zurückgeworfen. Ihre mit neuen Rossen, Speeren ꝛc. herbei eilenden Knappen werden von Rittern des sie auf ihrer Linken überflügelnden pfalzgräflichen Haufens zurückgetrieben und es wiederholen sich nun die Kampfscenen, wie wir sie bei dem ersten Zusammenstoß geschildert haben; da und dort muß sich auch einer der Teckischen Ritter gefangen geben, wird entwaffnet und von den Knappen des Siegers abgeführt.

Nachdem die vordem siegreich gewesene Rotte des Herzogs von Teck, verfolgt von den Gegnern, genöthigt worden war, gegen ihre Schar zurückzuweichen, [16] hieß deren Führer, Graf Friedrich von Zollern, seine zweite Rotte unter Graf Albert dem Jungen von Hohenberg, seiner ersten zu Hilfe eilen. In herrlichem „Puneiz“ (schnellstem Anrennen) rannte er mit zum Stoß gesenktem Speere, ihm nach seine Ritter, links an seinen zurückgewichenen Waffenbrüdern vorüber mit solcher Wucht auf des Pfalzgrafen Rotte ein, daß diese gespalten und zurückgeworfen wurde. Bald folgte und schloß sich ihm rechts an, was von der ersten Rotte seiner Schar noch kampffähig war. Da hub sich ein hitziges Fechten zwischen je zwei Rotten der beiden Scharen; nach hartnäckigem Widerstande sahen sich aber der Pfalzgraf und Otto von Hohenberg, verfolgt von den Gegnern, genöthigt gegen ihre Schar zurückzuweichen. Manchen verwundeten und gefangen weggeführten Ritter hatte der Kampf vornehmlich auch den Pfalzgrafen gekostet. Nun befahl Graf Eberhard von Wirtenberg dem Herzog von Urslingen mit der ersten Rotte seiner Schar den andern zwei zurückgeworfenen zu Hilfe zu eilen. In „ritterlichem Hurt“ (stoßweißem Anrennen) rannte er zur Rechten an dem pfalzgräflichen Haufen vorüber mit eingelegten Speeren so gewaltig von links her auf die zweite Rotte der Gegner-Schar ein, daß diese in größter Unordnung auf die ihr rechtsstehende erste geworfen wurde [17] und so beide feindliche Rotten für einige Zeit widerstandsunfähig wurden. Inzwischen waren die allerdings geschwächten beiden andern Rotten von der Schar des Grafen von Wirtenberg ihren Helfern nachgerückt, hatten sich ihnen zur Linken angeschlossen und halfen den Gegner vollends gegen seine Schar zu werfen. Nun war es die höchste Zeit, daß auch die dritte unter Graf Egon von Fürstenberg stehende Rotte der Schar des Zollergrafen ihren Waffenbrüdern zu Hilfe kam. Sie warf sich vollzählig wie sie noch war mit Speeren bewaffnet, ihr Führer voran, den immer weiter vordringenden drei gegnerischen Rotten kühn und tapfer entgegen, brachte diese auch zum Stehen. Inzwischen hatten sich die noch Kampffähigen der ersten und zweiten Rotte ihrer Schar auf ihrer Rechten gesammelt. So standen sich nun die beiden allerdings decimirten Scharen, in der

alten Ordnung in Rotten getheilt, ihre Führer, die Grafen von Wirtenberg und Zollern, an ihrer Spitze einander gegenüber und glühten vor Begierde, in einem großen „Buhurt“ sich zu messen. Da ließ aber der gräfliche Turnierrichter das Zeichen zu einer kurzen Waffenruhe geben, welche Ritter und Roß auch sehr von Nöthen hatten, und die Scharen ritten, um für weiteres Rennen größeren Anlauf zu haben, an ihre Plätze vor dem Beginne des Turnei und stellten sich dort in der alten Ordnung auf. Die Knappen liefen herzu, um ihren Herren die Helme abzubinden, damit sie die heiße Stirne kühlen und frei aufathmen konnten. Darauf wurde, so weit dies nach dem Rennen der einzelnen Rotten noch nicht ganz geschehen war, der Boden des Rennplatzes von zerbrochenen Speeren, Schildtrümmern, Helmstücken u. a. m. gereinigt. Es liefen eiligst reisige Knechte und fahrende Leute herbei, welche sich dieses Geschäftes zu unterziehen pflegten.

Kaum mochte aber eine halbe Stunde verflossen sein, so erklangen wieder die Posaunen zum Rennen von Schar gegen Schar. Bei dem sollte aber laut Verabredung zwischen dem Turnier-Richter, den Führern der Scharen und Rotten jeder Ritter nur einen Speer verstechen, im Uebrigen zum Schwert greifen. Als das Zeichen gegeben war, wieherten kampflustig die Rosse und waren kaum zu halten. Doch wurde ihre Ungeduld, in der sie den Wiesengrund aufscharrten, auf keine harte Probe gesetzt, denn schon werden die Helme „verstürzt“ (aufgesetzt), die Knappen reichen ihren Herren frische Speere; Eberhard von Wirtenberg reitet vor die Mitte der ersten Rotte seiner Schar, ein Gleiches thut Friedrich von Zollern bei der Seinigen. Nochmals erschallen die Posaunen. Da beginnt der große „Buhurt“. Erst reiten beide Scharen wie zuvor in zwei Gliedern eng geschlossen im Schritt gegen einander; bald aber geben die Führer mit ihrem Speer das verabredete Zeichen und man setzt die Rosse in Galopp; die Speere werden zum Stoß eingelegt; auf ein weiteres Zeichen geht man vom Galopp in die „Rabine“ über, d. h. die Rosse werden mit den Sporen zum schnellsten Rennlauf angetrieben, wie eine „Windsbraut“ jagt man gerade aus gegen einander; es war ein „Puneiz“, an dem, wie die Ritter meinten, „Gott selber eine Freude haben mußte;“ die Banner und Speerfähnlein „snurren“, der Erdboden erbebt unter den Hufen der schweren Reiterscharen; wilder Schlachtruf („Wuof“), „Kracha Krach“ der gebrochenen Speere fährt durch die Lüfte; es ist ein fürchterlicher Zusammenstoß der beiden Scharen erfolgt. In gewaltigem Schock („Hurt“) wirft der Graf von Wirtenberg Vorder- und Hintermann von der Rotte des Fürstenbergers, auf die er stößt, sammt Roß seitwärts zu Boden und ihm nach jagen viele von den Rittern des Urslingers.

Egons Rotte ist durchbrochen. Nicht minder kühn und tapfer fährt der Zollergraf an der Spitze des Teckischen Haufens gegen den des Grafen Otto von Hohenberg; auch der wird geworfen. Da fallen in beiden Rotten Ritter, wie im Herbste das dürre Laub „von den Bäumen riselt“, dort werden in gewaltigem Anprall Ritter und Roß überrannt; sie liegen am Boden; unbarmherzig geht es über sie hin; glücklich wer noch Zeit gefunden und Fassung genug gehabt, den starken Schild schützend über sich zu halten, oder von einem treuen ritterlichen Gesellen gerettet wird; da windet sich ein treuer Knappe mit Lebensgefahr durch den wirren Durcheinander von Menschen und Rossen, um seinem schwerbedrängten Herrn einen Helfer zu suchen. Von den mittleren Rotten wird beim Zusammenstoß keine geworfen oder durchbrochen; doch giengen die meisten Speere der vorderen Glieder in Trümmer und mancher Schild barst; das Gefecht kam hier auf kurze Zeit zum Stehen; bald aber zogen sie sich auseinander und rannten, nachdem das hintere Glied an die Stelle des vordern getreten, noch einmal gegen einander. Da wurden nun fast alle Speere verstochen, viele Schilde giengen in Stücke, die Rotten drangen hüben wie drüben in einander ein und waren wie „eingeklemmt“, keine aber wurde Sieger. Es kämpfte Mann gegen Mann. Die Ritter der durchbrochenen und geworfenen Rotten sammelten sich, wie ihnen Treue und Ehre gebot, schnell um ihre Führer, eine lebendige Mauer um sie aufzurichten; ein Gleiches thaten die der siegreich gewesenen Rotten; so focht hier und dort Ritterknäul gegen Ritterknäul. Es hub sich ein Kampfgewühl,[18] in dem man Feind und Freund bloß an den schwarz-gelben und schwarz-weißen Binden am rechten Oberarm erkennen und nur zum Schwert greifen konnte. Da folgte Hieb auf Hieb, weithin erklangen die Schwertschläge, es ward „gedengelt und gehämmert“ auf die festen Stahlhelme, daß manch' seltsam und herrlich' Kleinod in Stücke gieng,[19] „Funken daraus fuhren“[20] und helles „Klinga-Kling“ durch den Ring schallte. Manch' ein Helm rollte auf den aufgewühlten Wiesengrund, da und dort wurden Schilde in Stücke zerhauen. Wem also geschah, der mußte sich gefangen geben und wurde von den Knappen des Siegers weggeführt. Da sieht man aber einen Ritter aus seiner Rotte in den freien Plan hinausfahren; plötzlich wendet er sich und jagt mit hochgeschwungenem Schwert wie ein Rasender auf einen dichten Ritterknäul zu, in dem er einen Gegner aus früheren Tagen weiß; Rachegedanken waren in ihm aufgestiegen und hatten ihn zu solch' unritterlichem Gebahren angefeuert; „hurtâ hurtâ“ rennt er in den Haufen, ihm däucht, er habe einen Schwarm Staaren vor sich, in den ein „Smirel“ (kleiner Falken) fährt; er findet auch seinen alten Feind und will den gefangen nehmen.

Aber er muß seine Tollkühnheit schwer büßen; man fällt über ihn her, reißt ihm den Helm vom Haupt, entwindet ihm das Schwert und läßt ihn mit auf den Rücken gebundenen Händen gefangen wegführen.

Nicht entgangen war es dem hohen Turnier-Richter, daß der Kampf der beiden Scharen hüben wie drüben nachgerade mit einer Bitterkeit geführt wurde, welche nahe daran war, den Turnei zu einem ernsten Streit ausarten zu lassen. Schon hörte man aus beiden Scharen da und dort den Schlachtruf: Hie Wirtenberg, hie Hohenberg.[21] Allerdings standen einander mitunter Ritter gegenüber, welche sich noch vor wenigen Jahren auf Leben und Tod bekämpft hatten. Auch war die Zahl der gefangenen und verwundeten Ritter, wie die der gefallenen Rosse nicht klein und schon gieng man der Dämmerung entgegen. Darum ließ er das Zeichen zum Schluß des Turnei blasen.

Nun athmeten Frauen und Edelfräulein wieder leichter auf. Wohl hatte die Großartigkeit und Pracht des ritterlichen Aufzugs bei ihnen Erstaunen und Entzücken geweckt; wohl hatte man manch' Auge, das in einem schmucken und tapferen Ritter sein höchstes Mannes-Ideal sah, als die Scharen zum Turnei bereit standen, vor Freude strahlen sehen. Die gemessene Ordnung, welche im ersten Verlauf bei dem Hin- und Herwogen der einzelnen Rotten geherrscht, schuf nicht jene schreckliche Aufregung, die später sich der Gemüther bemächtigte. Als aber die Unfälle sich sichtlich mehrten, da Ritter, weil verwundet oder gefangen, den Ring verlassen mußten, hier ein Roß, das geworfen worden, von den Knappen mit Mühe zum Aufstehen gebracht worden und dann hinkend weggeführt wurde, dort ein anderes von den Knechten gar weggeschleift werden mußte, um den Plan frei zu machen; als beide Scharen wie Gewitterstürme gegen einander rasten und ein furchtbarer Zusammenstoß erfolgte, von dem der Erdboden erbebte und die Bänke der Schaubühne in Schwanken geriethen; als das Kampfgewühl so groß ward, daß beide Scharen Bienenschwärmen glichen und fast keine Armbinde der Ritter mehr sichtbar war; als wilder Schlachtruf der Ritter und wüstes Geschrei der Knappen, Knechte und des umstehenden Volkes die Lüfte erfüllte, Speertrümmer wie Hagel zum Boden und gegen die Schaubühne flogen, da erfaßte große Angst auch sonst starke Frauenherzen, die unter den Kämpfern den Vater oder Bruder, den Ehegemahl oder Verlobten wußten; da verschloß man sich die Ohren vor dem betäubenden Lärm, dort bedeckte eine hermelinblanke Hand das Gesicht, weil man das Kampfgewühl nicht länger ansehen konnte; manch' rosige Wange erbleichte und manch' rother Mund erblaßte. In die größte Noth kam vor allen das kindliche Brautpaar. Wohl hatte der kleine Utz, als die schönen Ritter — er hatte noch nie so viel beisammen

gesehen — in den Ring eingezogen, fröhlich gejauchzt und seiner lieben Irmi in's Ohr gesagt, „so wirst du mich auch einmal einher reiten sehen;" als aber der Kampf der Scharen anhub und er seinen Vater mit eingelegter Lanze daher jagen sah, da kam ihn namenlose Angst an; sein Bräutlein aber war nahe daran ohnmächtig zu werden und beide schmiegten sich an Gräfin Margaretha, wie zwei Küchlein an die schützende Henne. Der Mutter selbst pochte aber gewaltig das Herz, denn sie wußte ihren Sohn Albert und Bruder Egon im Kampfgewühl. Da ließ, als sie eben nahe daran war, sich nicht mehr fassen zu können, ihr Gemahl, wie wenn sie in magnetischem Rapport mit einander gestanden wären, das Zeichen zum Ende des Turnei geben.

Auf das gegebene Zeichen, daß nun der Turnei ein Ende haben soll, lösten und lichteten sich die wirren Haufen des Kampfgewühls; man ritt an seinen alten Platz vor Beginn des Buhurts und band die Helme ab. Da erschienen beide Scharen um ein Namhaftes gemindert und um vieles nicht mehr so schmuck als sie vordem aufgeritten waren. Da und dort waren die Rüstungen, das Zaum- und Sattelwerk der Rosse schadhaft geworden, die zuvor glänzenden Stahlringe, Helme und Wappenröcke mit Staub bedeckt, denn der grüne Wiesenplan war zur staubigen Heerstraße geworden. Bald ritt man zu den Herbergen. Da wurde mit Hilfe eines Knappen das Eisengewand abgelegt; man ließ sich ein warmes Bad bereiten und den Körper von dem „Harnaschram", dem Staub und Ruß reinigen, sich verbinden und salben. Es stellten sich nun mancherhand Wunden und Schäden heraus und man durfte wohl zufrieden sein, wenn es nur verwundete Arme, gequetschte Kniee, verstauchte Glieder und dergleichen waren, denn nicht selten gab es noch im dreizehnten Jahrhundert bei Turnieren tödtlich Verwundete, ja Todte. Todmüde warf sich mancher auf sein Lager. Für die aber, welche gefangen worden waren, brachte der folgende Tag schwere Sorge:

„dô muosten dan ze den juden vârn
si al di dâ gevangen wârn.
man sach si setzen al zehant (sogleich)
vil mancher hand kostlichez pfant.
die (aber) dâ gewunnen heten guot,
die wâren vrô und hôch gemuot." 22

Als bei dem hohen Fest besonders betheiligt, untersagte aber unser Ho wie auch Graf Eberhard von Wirtenberg ihren ritterlichen Dienstmannen, welche an dem Turnier Antheil genommen, von den etwa von ihnen Gefangenen ein Lösegeld zu nehmen. Manche hohe Herren, welche Rosse und anderes erbeutet hatten, schenkten solche ihren

Knappen.[23] Gegentheils wurden alle Hofbeamten und Knappen der gräflichen Gäste auf Alt- und Neu-Rotenburg, wie auch die zu dem Feste gekommenen fahrenden Sänger von Albert und seinem Ehegemahl Margaretha mit Rossen, Kleinodien oder Gewändern reich beschenkt.[24] Und letztere, durch ihre Mildthätigkeit längst rundum bekannt und gepriesen, hatte schon vor dem hohen Familienfeste ihrem Kämmerer, Truchseßen und Küchenmeister befohlen, sie sollten dafür Sorge tragen, daß kein Armer oder sonst Bedürftiger, welcher in den Tagen komme, um ihre Unterstützung und Hilfe anzuflehen, ohne Speise und Trank, Gewand oder andere ihm dienliche Gabe von dannen gehe. Und dazu gab es reichliche Gelegenheit, denn zu dem Turnier vornehmlich war bei der milden Witterung, welche der Christmonat gebracht, eine solche Menschenmenge, darunter auch viele Arme aus der nächsten Umgegend herbeigeströmt, daß das Treiben in der Stadt und um den Turnierplatz dem auf einem Jahrmarkt jener Zeit nicht unähnlich war.

Da waren auf dem weiten Wiesenplan abseits des Rennplatzes Kram- und Wirthsbuden aufgeschlagen, andere, in denen süße Pfefferkuchen und dergleichen, wie man solche auf Weihnachten zu backen pflegte, feil geboten wurden; Metzger der neuen Stadt Rotenburg hatten aus wenigen Steinen Herde gebaut, auf denen unter mit Würsten gefüllten Kesseln lustige Feuer brannten. Da that sich denn die bunte Volksmenge von Städtebürgern und Bauern beider Geschlechter und jeden Alters, welche auf dem Platze hin und herwogte, recht gütlich, und manchen zog das, was in den Buden zu sehen war und angeboten wurde, mehr an als der Turnei. Wenn aber von den Turnierschranken her Beifalls-Jubel ertönte, da stimmte man unbewußt um was und wen es sich handelte, doch da und dort echomäßig ein. Noch mancherhand anderes aber gab es, welches das zahlreich versammelte gemeine Volk besonders anzog. Wo nämlich im Mittelalter ein Fürst oder Graf ein Fest gegeben, da strömten, zumal wenn derselbe als sängerfreundlicher, freigebiger Herr bekannt war, von Nah und Fern dabei zusammen neben den ritterlichen Sängern das arme begehrliche Volk der Fahrenden, der Spielleute und deren zahlreiche Genossenschaft. So auch bei dem Hochzeitsfest und Turnei, welches unser Held und Sänger an seinem Grafensitz gegeben. Da ragte weithin sichtbar über den Häuptern anderer gemeinen Menschenkinder ein fahrender Sänger in grellem Anzug von schreiendem Gelb und Grün, mit rothen wallenden Federn auf der barettartigen Mütze, welche sein Lockenhaupt bedeckte, denn er stand auf einem Tische. Bei ihm war sein Geselle, ein Pakenschläger, welcher gewaltigen Lärm machte. Er selbst aber hielt mit seiner Rechten eine Harfe. Der unterhielt nach einem kurzen Vorspiel

seine zahlreiche Zuhörerschaft mit mancherhand alten Heldensagen: wie Hadubrand, ohne es zu ahnen, mit seinem eigenen Vater auf Leben und Tod gekämpft; der starke Siegfried einen grausigen Drachen erschlagen, sich darnach in seinem Blut gebadet und dadurch „hürnen" geworden u. a. m. Dabei declamirte er bald mit weithin schallender Stimme, bald sang er unter Begleitung der Harfe eine Strophe oder deren Schlußreim. Bei dem Drachen dachten die aus dem nahen Dorfe Wurmlingen an den Ritter Dietrich, den Maerehelt, der vor unfürdenklichen Zeiten den Lindwurm getödtet, welcher von einer Höhle am Fuße ihres Berges aus seinen „Wandel" gehabt. Als nach einer Pause, in welcher der Paukenschläger tüchtig gearbeitet, ein neues Publikum sich um den Fahrenden gesammelt hatte, rief er laut über seine Zuhörer hin: Höret die Mär' von dem König Salomo und seinem listigen Bruder Morolt[25] und hub also zu singen an:

„Zu Jerusalem ward ein Kind gebor'n,
Das dann zum Vogte ward erkor'n
Ueber die ganze Christenschar:
Das war der König Salomo,
Der vieler Weisheit kundig war."

Darauf fuhr er also zu erzählen fort:

„Der hatte eines Heidenkönigs aus India Tochter zum Eheweib. Die war so wunderschön, daß die Ritter, wenn sie mit ihr zu Tische saßen, über ihrem Anblick Essen und Trinken vergaßen, der König selbst aber nicht wußte, wie er sich vor Freuden, ein solch' Ehegemahl zu haben, gebärden sollte, denn ihr Hals war weiß wie Schnee, ihr Mund brannte wie ein Rubin, königlichen Glanz hatten ihre Augen, ihr Haar war gelber Seide gleich. Wohlgestaltet war ihr ganzer Leib. Und Salome hieß das wonnigliche schöne Weib." Das sang er mit süßschmachtender Stimme. Darauf fuhr er zu erzählen fort: „Salomo ließ sie taufen, unterrichtete sie im Psalter und im Schachspiel. Als so dem minneseligen Könige ein Jahr so schnell wie ein Tag hingegangen, wurde ihm seine Salome auf listige Weise durch einen üblen Heiden, den König Pharo, welcher auf der starken Burg in der Wendelsee * saß, bezaubert und entführt. Darüber ward Salomo über die Maßen traurig und klagte seinem Bruder Morolt, der noch listiger war denn Pharo, sein schweres Herzeleid. Da beschloß derselbe, er wolle von dem Lande fahren und der schönen Salome Aufenthalt auskundschaften. Aber er sollte unerkannt bleiben. Darum stach er einen alten Juden Namens

* Das mittelländische Meer.

Berman todt, zog ihm vom Kopf bis zum Gürtel die Haut ab, balsamirte sie ein und steckte sich in dieselbe. Dazu legte er Pilgergewand an. Im langen Linnenkleide, darauf Meermuscheln genäht, in dergleichen Hosen eng an's Bein geschnürt, Fuß und Knöchel bloß, die heil'ge Zier der Palmen auf dem Rücken, den Muschelhut auf dem Haupte, den Pilgerstab in der Rechten, zog er aus und kam gen Wendelsee. Da traf er Salome, seines Bruders Eheweib. Sie aber erkannte ihn nicht und nahm den frommen Pilger gastfreundlich auf und that ihm viele Liebe an. Da sang er ihr eines Tages zum Saitenspiel eine wonnesame Weise. Solche war ihr von Salomo's Hofe her wohl bekannt, denn König David hatte sie ersonnen. Darum frug sie den Pilgrim, woher er solche habe.

„Er sprach: viel edle Königin,
Ich war vordem ein Spielemann, hieß Stolzelin,
Gut ich um Ehre nahm,
Um des mächt'gen Gottes willen
Hab' ich mich des abgethan."

Das sang wieder der Fahrende. Darauf fuhr er also zu erzählen fort: „Trotz seiner Vermummung und großen Meisterschaft in der Verstellung wurde Morolt endlich doch von Salome erkannt, entgieng aber durch mancherlei Listen ihren Nachstellungen. Ja er spielte dem König Pharo und seinen Hofleuten noch allerlei lose Streiche: als sie eines Abends im Saale beim Becher fröhlich beisammen saßen, machte er sie all' völlig betrunken, so daß sie fest einschliefen, schor ihnen Platten wie Mönchen, machte sich alsdann mit den höhnenden Worten: nun singet Messe allesammt, aus dem Staube, kam zu seinem Bruder und berichtete ihm, wo er das treulose Weib gefunden. Da machten sich Salomo und sein Bruder mit einem gewaltigen Heere auf, eroberten des Weiber-Räubers Burg und führten die Salome zurück. Bald aber hat sich diese durch einen Heiden nochmals entführen lassen, wurde aber auch diesem mit Waffengewalt entrissen und an Salomo's Hof zurückgebracht. Da mußte sie nun ihre wiederholte Untreue mit dem Tode büßen, aber Morolt machte ihr es sehr süße: als sie im Bade saß, öffnete er ihr eine Ader. So schied sie, ohne es zu merken aus dem Leben und lachend fuhr ihr die Seele aus dem Munde." Während der Vorträge des Fahrenden lief sein Knabe beständig unter den Zuhörern herum, hielt ihnen seinen schmutzigen Filzhut vor, in den auch mancher Heller fiel.

Von einer anderen Seite der Festwiese her hörte man die hellen Klänge einer Schalmei, es waren höchst einförmige Tanzweisen; da-

zwischen hinein das Rasseln einer kleinen Handtrommel und die näselichen Töne des Dudelsacks. Inmitten eines dichten Ringes von Zuschauern ließ ein ärmlich in Schafpelz gekleideter Mann aus dem fernen Polenlande einen großen gezähmten Bären seine Kunststücke machen. Nachdem der plumpe Geselle in aufrechter Haltung eine Zeit lang ziemlich taktfest im Kreise herum getanzt hatte, blieb er plötzlich stehen und ließ seine Stange fallen. Es war in der Nähe einer schmucken Maid aus einem nahen Dorfe, die in der innersten Zuschauer-Reihe stand. Auf die schritt er gravitätisch zu, machte eine für Herrn Betz graziöse Verbeugung und bot ihr seinen Arm [26] an. Solche Galanterie hatte ihn sein Gebieter gelehrt, und mit einem Stück Honigbrod wurde er jedesmal belohnt, wenn er seine Sache gut gemacht hatte. Auch dieses Mal ließ er es nicht daran fehlen, aber die von ihm zum Tanze aufgeforderte Schöne erhob einen Aufschrei des Schreckens und bahnte sich durch die dichten Zuschauer-Reihen Bahn hinaus in's Freie. Hinter ihr war eine alte vierschrötige Bäurin gestanden; die rückte unerschrocken an der Spröden Stelle und sah dem zottigen Tänzer keck in seine kleinen schwarzen Augen. Da drehte sich der brummend um, ergriff seine lange Stange und begann wieder seinen alten Tanz. Und schallendes Gelächter hub sich von den Zuschauern.]

Großen Zuspruch von Besuchern hatte auch ein anderer Genosse der Spielleute. Es war ein „Tockenspieler“. [27] Der befand sich in einer Art Bude; man sah ihn indeß nicht, dagegen auf einem horizontal gelegenen Brette zwei Tocken in Rüstung und Waffen von Rittern. Die wußte der unsichtbare Künstler täuschend gegen einander in Kampf zu führen; da rannten die Ritterzwerglein mit ihren Lanzen wildschreiend auf einander; einer fällt und verschwindet vom Kampfplatz; bald aber erscheint er wieder, nun aber mit einem Schwert, auch sein Gegner ist jetzt mit einem solchen ausgerüstet. Unter Kampfgeschrei hauen sie mit den Schwertern wüthend auf einander ein; bald fliegen Helm und Schild zu Boden, gleichwohl lassen sie nicht ab, bis beide fallen und verschwinden. Da hört man eine andere jugendlichere Stimme: ein Knappe beklagt den Tod seines Herrn. Und solches Turnei sagte mancher empfindsamen Dorfschönen mehr zu, als das, welches die Grafen veranstaltet hatten, bei dem edles Ritterblut floß. Und die Belustigungen, welche die Fahrenden und Spielleute auf der Festwiese geboten, lieferten auch für die langen Winterabende bei der Kunkel manchen Stoff zur Unterhaltung.

Siebzehnter Abschnitt.

Graf Alberts Heldentod am 17. April 1298.

„Der herre wol geborn,
milt vnd kuene, wart verlorn
von hochenberg graf Albrecht,
der was an alle schande slecht
(von makellosem, ehrenhaftem Charakter)
vnd zuo der welt gar ein helt“
(Im Leben ein vollkommner Held).
Konrad von Ammenhausen.

Erstes Kapitel.

Was zu der tragischen Katastrophe geführt.[1]

Am 15. Juli 1291 hat König Rudolf, der erste Habsburger auf dem deutschen Throne, Alberts Schwager, zu Speier das Zeitliche gesegnet. Darauf blieb das Reich zehn Monate verwaist; aber nicht etwa deshalb, weil die Kurherren[2] sich erst lange nach einem deutschen Fürsten umzusehen hatten, welchen man der Krone für würdig und gewachsen halten konnte und von dem man auch wußte, daß er dieselbe annehmen werde. Hat doch König Rudolf noch bis kurz vor seinem Tode alles, aber vergeblich aufgeboten, um die Kurfürsten zur vorläufigen Wahl seines ältesten Sohnes Albrecht, Herzogs von Oesterreich und Steiermark, zu bestimmen, wie denn auch dieser nach seines Vaters Abscheiden mit allem Nachdruck als Bewerber um den erledigten Thron aufgetreten ist.

Albrecht war nächst dem Böhmenkönig der mächtigste deutsche Fürst, ein entschiedener, thatkräftiger Charakter, und hatte sich als tüchtiger Regent bereits hinlänglich erprobt. Diese Vorzüge hätten ihn sehr empfehlen müssen in den Augen von Wählern, denen es um Ver-

mehrung der Macht, Ehre und Wohlfahrt des Reiches, um nachhaltige Befestigung der von Rudolf mühsam und nothdürftig hergestellten Ruhe und Ordnung in demselben zu thun gewesen wäre. Sie bewirkten aber gerade das Gegentheil. Weitaus die Mehrzahl der Großen des Reichs, vorab der Kurfürsten, wünschte ein Reichsoberhaupt, unter dem, wie sie hofften, es ihnen gelingen würde, ihre Stellung demselben gegenüber noch selbständiger zu machen und der Verfolgung ihrer auf Vermehrung der Hausmacht gerichteten Sonder-Interessen mit noch größerem Erfolg nachzugehen. Dabei hatten die Kurherren mehr oder weniger im Auge, ihre Stimmen möglichst theuer zu verkaufen, mit ihrem Wahlrecht ein gutes Geschäft zu machen, eine recht fette „Handsalbe" zu bekommen. So war denn in der langen Zeit, da der Thron unbesetzt gewesen, unter denselben viel hin und her ge- und verhandelt worden und die Diplomaten der damaligen Zeit hatten vollauf zu thun. Unter diesen finden wir auch unsern Helden thätig. Wiederholt trifft man ihn während dieser Zeit bei seinem Neffen Albrecht, dem erklärten Thronkandidaten, so mit anderen entschiedenen Anhängern des dahingegangenen Königs im März 1292 zu Friesach in Kärnthen, wo sicherlich über die Wahl verhandelt wurde. Insbesondere aber betraute der Herzog seinen Oheim Albert mit der Mission, den König Wenzel von Böhmen (Ottokars Sohn) für seine Wahl zum „römischen" König zu gewinnen. Wohl war Wenzel Gemahl von Albrechts Schwester Guta,* also des letzteren Schwager. König Rudolf hatte aber bei seinem Abscheiden sehr wichtige Fragen zwischen seinem und dem böhmischen Königshause zunächst seinem ältesten Sohne, eben Albrecht, unerledigt zurückgelassen, insbesondere war Wenzel in Betreff der Mitgift seiner Gemahlin damals noch nicht zufrieden gestellt. Dabei waren die Charaktere der beiden Fürsten so grundverschieden, daß das Bestehen guter persönlicher Beziehungen dadurch sehr erschwert oder leicht wieder gestört werden konnte. Und mit dem stolzen, ebenso mißtrauischen und launigen als reizbaren Wenzel war schwer zu verkehren und zu unterhandeln. So war denn der Auftrag, welchen unser Held in Prag auszurichten hatte, an sich schon sehr schwierig, wurde es aber um so mehr, als der Böhmenkönig für seine Stimme zu Gunsten seines Schwagers nichts Geringeres verlangte, als den Wiederanfall der Herzogthümer Oesterreich, Steiermark und Kärnthen an sein Haus.[3] Solche Forderung, durch deren Erfüllung der Herzog als Thronbewerber seine Hausmacht hätte zum Opfer bringen müssen, mußte aber Graf Albert entschieden von der Hand weisen. Wir dürfen ihm, dessen Weisheit die Zeit-

* Siehe S. 451 ff. dieses Bandes — die Kinderhochzeit zu Iglau.

genossen so sehr rühmen, indeß so viel diplomatischen Takt und Klugheit zutrauen, daß er auch Angesichts der Unmöglichkeit, auf des Böhmenkönigs hochgespannte Forderungen eingehen zu können, gegen denselben sicherlich nicht die drohende Sprache geführt haben wird, welche ihm ein gleichzeitiger Berichterstatter [4] in den Mund legt. Nach demselben soll er nämlich bei seinem Abgang von Prag zu Wenzel gesagt haben: „Wenn ihr auch meinem Neffen, dem Herzog von Oesterreich, eure Stimme nicht gebt, so macht euch doch darauf gefaßt, daß, es sei euch lieb oder leid, derselbe der königlichen Würde sicher und gewiß ist und erkoren werden wird, ob Gott will."

König Wenzel von Böhmen ist aber weder selbst als Thronkandidat aufgetreten noch hat er einen solchen aufgestellt, dagegen war er bei Zeit darauf bedacht gewesen, Brandenburg und Sachsen an seine Stimme zu binden. Wie schon früher so gieng auch dieses Mal die Königswahl von den drei rheinischen geistlichen Kurfürsten aus. Ihr zunächst von dem Kölner aufgestellter Kandidat war Graf Adolf von Nassau. Diese Königswahl ward aber für unsern Helden schließlich so verhängnißvoll, daß wir auf dieselbe und des neuen Königs Regierung hier, wenn auch nur ganz kurz, um so mehr eingehen müssen, als die Leser so auch in Stand gesetzt werden, die Motive zu würdigen, welche Albert bei der Stellung leiteten, die er in späteren Jahren dem Nassauer gegenüber eingenommen.

Adolf von Nassau galt zwar für einen der ersten Ritter seiner Zeit, besaß auch eine damals ungewöhnliche Bildung, indem er die lateinische und französische Sprache verstand, war aber als Besitzer der halben, an sich nicht ansehnlichen Grafschaft Nassau einer der mindermächtigsten deutschen Grafen, dabei ein Mann von sehr heißblütigem Temperament und wenig staatsmännischer Weisheit. Ihn hatte, wie bereits bemerkt, der Erzbischof Sifrid von Köln vom Geschlechte der Freien von Westerburg zu seinem Kandidaten für den deutschen Thron ausersehen, für denselben auch seine Kollegen auf dem Mainzer und Trierer Stuhl, sowie den König von Böhmen gewonnen, nachdem Adolf auf die ihm von seinem Protektor vorgelegte Wahlkapitulation ohne allen Vorbehalt eingegangen war. Mit dieser hatte Graf Adolf gegen den Erzbischof Verpflichtungen eingegangen, durch welche er, um zur Krone zu gelangen, sich nicht scheute, eine Reihe von Besitzungen, ja ganze Lande des Reichs seinen und des Erzbischofs selbstsüchtigen Zwecken zum Opfer zu bringen, und den Bruch von in aller Form Rechtens abgeschlossenen Verträgen von Seiten Sifrids gutzuheißen und nöthigenfalls mit Gewalt durchzusetzen. Er hatte mit Beschwörung der ihm vorgelegten Wahlkapitulation Verbindlichkeiten übernommen, durch welche, wenn er

sie hätte halten können, das Reich in einen Bürgerkrieg gestürzt und der Landfriede gewaltig erschüttert worden wäre. Und zu all' dem verbriefte er nicht nur dem Erzbischof von Köln sondern auch den übrigen Kurfürsten die Zusage, daß, wenn er sein Wort brechen, sich weigern würde, seinen Versprechungen nachzukommen oder genügende Sicherheit dafür zu stellen, er des durch die Wahl der Kurfürsten auf die Krone erlangten Rechtes verlustig gehe und keinen Widerspruch erheben wolle, wenn dieselben an seiner Stelle einen andern Fürsten auf den deutschen Thron setzen werden. Und auch gegen den Erzbischof von Mainz sowie König Wenzel von Böhmen gieng Adolf durch Sifrids Vermittlung eine Reihe von solch' wichtigen Verpflichtungen ein, daß auch diese entschieden für ihn gestimmt wurden und sodann die übrigen Kurfürsten für ihn gewannen. Dem Mainzer insbesondere machte er unter anderem in der bündigsten Weise Zusagen, durch welche er, wenn sie gehalten worden wären, sich in der Führung der Reichsregierung schmählich die Hände gebunden hätte; dem Böhmenkönig dagegen versprach er nebst anderem wirklich, ihm wieder zum Besitz der Herzogthümer Oesterreich, Steiermark und Kärnthen zu verhelfen. Die Wahlverhandlungen, den Grafen von Nassau betreffend, unter den rheinischen Erzbischöfen und dem König von Böhmen einer-, die zwischen dem letzteren, Sachsen und Brandenburg andererseits wurden aber so geheim geführt, daß Herzog Albrecht noch kurz vor dem angesetzten Wahltage (2. Mai 1292) hoffte, er werde wenigstens die Stimmen von Baiern, Sachsen und Brandenburg erhalten. Darum zog er, um für alle Fälle gerüstet zu sein und imponirend aufzutreten, an der Spitze einer ansehnlichen Streitmacht — allein 600 Rittern ohne Speerknappen und Reisige — durch Schwaben an den Rhein. Ende Aprils 1292 trifft man ihn zu (Mark-) Gröningen bei unserem Helden, seinem Oheim und treuen Verfechter seiner Sache.[5]

Am 5. Mai 1292 wurde aber Adolf, „das Gräflein“, zu Frankfurt am Main und zwar einstimmig gewählt, da auch Herzog Ludwig von Baiern, nachdem er sich von der Erfolglosigkeit seiner Bemühungen, seinem Schwager Albrecht die Krone zu verschaffen, überzeugt, für den Nassauer, seinen „Burgmann“ auf Kaub am Rhein, gestimmt hatte.

Eine der ersten Regierungshandlungen des Königs Adolf war es nun, daß er unserem Helden, dem mächtigen und treuen Anhänger des Habsburgischen Hauses, die Reichslandvogtei in Niederschwaben abnahm und Heinrich von Isenburg, einem Verwandten seiner Gemahlin, übertrug, dessenungeachtet unterwarf sich Albert klugerweise dem neuen, einstimmig gewählten Reichsoberhaupte, welches bald auch Schwaben besuchte, und konnte dies unbeschadet seiner Ehre um so

mehr thun, als auch sein Neffe, der mächtige Herzog von Oesterreich, solches gethan.

Schon nach vierjähriger Regierung hatten aber Adolfs von Nassau frühere gute Beziehungen zu den zwei mächtigsten und einflußreichsten Kurfürsten, dem Erzbischof Gerhard von Mainz und König Wenzel von Böhmen, so sehr in das Gegentheil umgeschlagen, daß beide sich mit dem Herzog Albrecht von Oesterreich, gegen dessen Wahl sie vordem entschieden gewesen, in's Einvernehmen setzten und mit dem Plane umgiengen, Adolf des Thrones für verlustig zu erklären und Albrecht darauf zu erheben.

König Adolf hatte nämlich noch im Jahr 1296 die meisten Gerhard und Wenzel gemachten Zusagen nicht nur nicht erfüllt, sondern denselben zum Theil und just den wichtigsten geradezu entgegengehandelt. Der Erzbischof von Köln aber hatte sich eine Reihe von wesentlichen Veränderungen und Abschwächungen der ihm von Adolf in bündigster Weise verbrieften Versprechungen gefallen lassen müssen, um wenigstens noch etwas zu erlangen. Wenn derselbe aber auf rechtzeitiger Erfüllung der ihm gegebenen Zusagen und Einhaltung der anderen Falls beidseitig festgesetzten Stipulationen bestanden wäre, so hätte das „heilige römische Reich deutscher Nation“ die Schmach erlebt, seinen König, den Gesalbten des Herrn, schon wenige Tage nach seiner Krönung zu Bonn oder Neuß am Rhein in Schuldhaft zu sehen.

Wenn also schmählich getäuscht König Wenzel von Böhmen und Erzbischof Gerhard von Mainz Adolfs Gegner geworden, so machte sich dieser dadurch, daß er den im Jahr 1295 ausgebrochenen Aufstand des österreichischen Adels gegen seinen Herzog im Geheimen unterstützte, auch letzteren zu seinem erbittertsten Feinde.

Solch' der Majestät des Reichsoberhaupts höchst unwürdiges Gebahren des Königs Adolf mußte demselben nothwendig die Achtung der höheren und höchsten Kreise des Reiches rauben, denn diesen ist die überaus schmähliche Art und Weise, wie er sich auf den Thron geschwungen, und sein Intriguenspiel gegen den Herzog von Oesterreich sicherlich nicht unbekannt geblieben. Dazu kam noch anderes, was dem Ansehen desselben auch in den Augen der größeren Menge sehr geschadet hat: Wir meinen die Gräuelthaten und Schändlichkeiten, welche Adolfs Söldnerheer, mit dem er Thüringen eroberte, begieng; insbesondere aber brandmarkte er sich selbst durch die von ihm befohlene Hinrichtung von sechzig Mann der Besatzung der Burg Freiberg in Sachsen, welche diese äußerst tapfer vertheidigt hatten. Sodann vermerkte man es ihm übel, daß er von dem englischen Könige Eduard I., welcher mit Frankreich im Kriege lag, Subsidiengelder nahm und dafür

seine Hilfe gegen letzteres zusagte, und, wie eine Straßburger Chronik aus dem 14. Jahrhundert sagt, dadurch das „Rich und sich selben gelestet“ (geläſtert) hat, wie denn auch Pabst Bonifazius VIII. ihn dringend davon abmahnte und ihm vorstellte, daß er sich andernfalls dadurch zum gemeinen Reitersmann, welcher um Sold in den Krieg ziehe, herabwürdigen würde.

Nach diesen Vorgängen kam es im Juni 1297 bei der pompösen Krönungsfeier Wenzels in Prag zwischen diesem und den anwesenden Kurfürsten von Mainz, Sachsen und Brandenburg zu einer förmlichen Coalition, welche sich die Aufgabe stellte, König Adolf abzusetzen und an dessen Statt Herzog Albrecht von Oesterreich auf den deutschen Thron zu erheben. Dieser wohnte dem großen Feste auch an und that sich durch Entfaltung einer außerordentlichen Pracht und glänzende Gastfreundschaft hervor. Auch unser Held fehlte nicht und ihm ward von der hohen Versammlung der wichtige Auftrag, die Reichsstädte und den Adel in Schwaben, Franken und am Rhein für seinen zur Krone auserſehenen Neffen Albrecht zu gewinnen, denn man mußte darauf gefaßt sein, König Adolf werde, seinem schmählichen Zugeständniß in der Kölner Wahlkapitulation allerdings entgegen, sich mit Waffengewalt im Besitz der Krone zu behaupten suchen. Albert übernahm auch die Mission, da sich nach seiner Ueberzeugung Adolf von Nassau des Thrones unwürdig gemacht und das Reich ein Oberhaupt nöthig hatte, welchem eine ansehnliche Hausmacht zu Gebote stand und das sich bereits als tüchtiger Regent erprobt. Seinem Ansehen und seiner Unterhandlungskunst gelang es auch, unterstützt von den reichen Gaben, welche er aus der Kasse seines mächtigen Neffen spenden, und den glänzenden Versprechungen, die er in dessen Namen machen konnte, demselben unter dem schwäbischen, fränkischen und rheinischen Adel manchen Anhänger zu gewinnen. Hartnäckig aber weigerten sich ihm gegenüber die Reichsstädte Schwabens, sich für den habsburgischen Thronkandidaten zu erklären. Sie mochten, gewarnt durch das Verfahren des Herzogs Albrecht gegen Wien, befürchtet haben, derselbe, welcher darauf bedacht war, seine Hausmacht in Schwaben immer mehr zu vergrößern, möchte auch *ihre* reichsunmittelbare Stellung gefährden. Als nun Albert sie schließlich selbst mit Waffengewalt zum Anschluß an seinen Neffen zwingen wollte, unterlag er ihrer vereinten Kriegsmacht, welche ihm fünf Burgen zerstörte und ihn am Ende sogar aus seiner Grafschaft vertrieb.

Auch von Seiten der vier obgenannten Kurfürsten sowie dem von ihnen aufgestellten Kandidaten selbst geschahen nun entschiedene Schritte, um den beschlossenen Plan durchzuführen. Jene setzten den Pabst in

Kenntniß von dem Vorhaben und baten um dessen Zustimmung; Herzog Albrecht aber sandte seinen Oheim, unseren Grafen Albert, nach Rom. Da sollte er, unterstützt von namhaften Spenden in Gold und Silber, welche ihm sein reicher Neffe eingehändigt, den heiligen Vater und die Kardinäle für denselben günstig stimmen.

Von dieser Mission im Februar 1298 nach Wien zurückgekehrt, half Albert seinem Neffen die Vorbereitungen treffen zu der Heerfahrt gegen König Adolf, welcher die Absicht kundgegeben hatte, seinen Rivalen in Oesterreich anzugreifen. Da mußte nun vor allem Albrechts Heer der Weg durch die Lande der Herzoge Otto und Rudolf von Nieder- und Oberbaiern geöffnet werden, denn beide standen auf Adolfs Seite, wiewohl ersterer Albrechts Schwager, letzterer aber durch seine Mutter Mechtilde dessen Neffe war.[6] Auf inständige Bitte der letzteren gestattete Herzog Rudolf seinem Oheim auch den Durchzug durch sein Land, und Albert brachte bei einer Zusammenkunft der Herzoge Albrecht und Otto zu Passau, Ende Februar 1298, zwischen beiden einen Vertrag zu Stande, der seinem Neffen den Marsch seines Heeres durch Niederbaiern sicherte.

Zweites Kapitel.

Graf Albert fällt am 17. April 1298 in einem Treffen mit dem Herzog Otto von Niederbaiern bei Leinstetten (O.A. Sulz).[7]

Um den 20. April 1298 standen König Adolf und Herzog Albrecht von Oesterreich bei Kenzingen im Breisgau einander gegenüber.[8] Mittlerweile hatte sich Herzog Otto von Niederbaiern mit einer ansehnlichen Streitmacht — allein 300 Rittern, zu welchen wie gewöhnlich noch Speerknappen, reisige Knechte und Armbrustschützen kamen — aus seinem Lande aufgemacht, um zu dem Könige zu ziehen. Sein Marsch an den Rhein erfolgte auf der alten (Römer-) Straße, welche von Ulm zunächst im Donauthale, dann über die Alb (Ebingen, Balingen, Rosenfeld) nach Oberndorf am Neckar, von da nach Schiltach und durch das Kinzigthal über Wolfach und Haßlach in die Rheinebene führte.[9]

Auf dem Zug von Oberndorf nach Schiltach kam der Baiernherzog bei Fluorn in die Nähe von Alberts Grafschaft und Besitzungen, zu welchen u. a. Burg und Dorf Leinstetten im engen Glattthale gehörte, über welches zwischen genanntem Dorf und Bettenhausen die zwischen

Fluorn und Hochmössingen hinziehende, von der Altstadt bei Rotweil herkommende römische Consularstraße Iffingen zuführte. Er bezog, wie es scheint, keine Feindseligkeiten von Graf Albert fürchtend,[10] höchst wahrscheinlich auf der Hochebene zwischen Oberndorf[11] und Fluorn in der Nähe der Straße nach Schiltach ein Zeltlager, und das Gerücht lief um, er und seine Ritter führten „reiche Habe" mit sich.

Als Graf Albert die Kunde erhalten hatte, daß die Baiern den Neckar überschritten, beschloß er sie anzugreifen und ihnen den Zug an den Rhein zu wehren. Eiligst bot er die Vasallen und Dienstmannen sowie gegen sechshundert mit Spießen u. dergl. bewaffnete Bauern seiner Grafschaft auf. Diejenigen seiner Dienstleute, welche keine Rosse besaßen, versah er, wie ausdrücklich berichtet wird, mit solchen. Wie groß die Zahl seiner ritterlichen Streiter war, ist uns nicht überliefert; nach unserem Dafürhalten können es nicht viel über fünfzig gewesen sein.[12] Da diese seine Streitmacht quantitativ und qualitativ weit geringer war als die des Herzogs von Baiern, so konnte er als erfahrener Kriegsmann sich nur von einem Ueberfall des bayerischen Lagers einen Erfolg versprechen. Darum wurde allererst ein „Spähe" (Spion) ausgesandt, um die Stärke der Baiern und ihre Kampfbereitschaft auszukundschaften. Der kehrte mit der Botschaft zurück, sie stünden ganz sorglos in ihrem Lager. Darauf zog Albert, von manchen seiner Ritter, „welche an die reiche Habe der Feinde und an Beute dachten," in seinem Vorhaben noch bestärkt, mit seinen Mannschaften Nachts gegen dieselben aus in der Meinung, er werde sie noch in ihren Zelten liegend überfallen können. Als er aber mit Tagesgrauen dem feindlichen Lager näher gekommen war, sah er zu seiner größten Ueberraschung die Baiern kampffertig auf ihn und die Seinigen zurennen. „Sin Spähe het (hatte) gelogen, er vand sie wol bereit," denn der Baiernherzog war bei Zeit gewarnt worden. Dem war ohne Zweifel auch nicht unbekannt geblieben, daß Albert seine Grafschaft noch nicht verlassen hatte.

Bald entspann sich von beiden Seiten ein beispiellos hitziger Kampf, der auch eine Zeit lang unentschieden blieb. Doch hielt der tapfere Widerstand bei den meisten hohenbergischen Rittern nicht in die Länge an. Ein Theil derselben verließ sogar schon nach kurzem Kampf die Walstatt, um das baierische Lager zu plündern; andere jagten, als die Baiern immer ungestümer auf Alberts mehr und mehr abnehmende Ritterschar eindrangen, in panischem Schrecken, „wie Hunde, denen man mit Bohnen gefüllte Blasen an die Schwänze gebunden," davon. Und solcher, die also „wider ir aller eren sich von irem rechten herren kerten", waren es nach den Angaben eines unparteiischen, zuverlässigen

Berichterstatters, welcher selbst dem schwäbischen Adel angehörte, [13] mehr als vierzig, darunter namentlich die Ritter von **Weitingen** (O.A. Horb). [14] Da half kein Befehlswort, die Pflichtvergessenen und Feiglinge zum Stehen zu bringen, keine flehentliche Bitte, ihn aus der großen Lebensgefahr zu retten oder ruhmvoll mit ihm zu fallen. [15] Die Baiern dagegen stürmten unablässig vornehmlich auf ihn ein, denn sie hatten die Weisung erhalten, vor allen ihn niederzuwerfen. [16] So kam Albert mit den wenigen Getreuen, die bei ihm Stand gehalten und mit ihm wie Löwen gefochten, [17] am Ende in die größte Noth.

Als die Kunde hievon zu den hohenbergischen Bauern, welche sich bis daher mit dem Fußvolk und den Reisigen des Baiernherzogs herumgeschlagen hatten, gedrungen war, eilte ein starker Haufen derselben zum Kampfplatze ihres gräflichen Herrn, umringte den Knäuel der feindlichen Ritter und suchte deren Rosse niederzustechen, um ihrem Herrn zu Hilfe zu kommen. Da wandte sich ein Theil der feindlichen Ritter gegen die Bauern und es entspann sich zwischen beiden ein so heftiger Kampf, daß mehrere hundert der letzteren, welche sich tapfer gehalten, getödtet wurden. [18]

Albert aber gewann insoweit Luft, daß er mit den wenigen, darunter sein Bannerträger, welche bei ihm ausgehalten, sich durch die baierischen Ritter, welche ihn umzingelt hatten, durchschlug und auf der alten an vielen Stellen noch erhaltenen, gepflasterten Straße, welche nordwärts zum Glattthal führte, seine Burg Leinstetten zu erreichen suchte.

Wiewohl von zahlreichen Feinden verfolgt, gelang es Albert nach manch' hitzigem Scharmützel mit den Verfolgern das genannte tief eingeschnittene enge Thal zwischen Bettenhausen und Leinstetten zu gewinnen. Dort standen damals ganz nahe beisammen die Burgen Lichtenfels (rechts hoch über dem Thale) und Leinstetten, links davon, thalaufwärts, auf mäßiger Anhöhe. Da kam es nun just im Angesicht des Schlosses Leinstetten zum **letzten** verzweifelten Kampfe zwischen dem Grafen und seinen wenigen Getreuen einer- und den Verfolgern andererseits. [19]

Den Tag zuvor war das Bruderpaar der Ritter, welches dort seinen Sitz hatte, mit wenigen Knechten dem Grafen Albert, ihrem Lehens- und Dienstherrn, zugezogen. Das Waffengeklirre, Wiehern der kampfesmuthigen Rosse und das Geschrei der Streiter drang zur nahen Burg hinauf. Da bestiegen die beiden Edelfrauen mit einer ihrer erwachsenen Töchter im Hauskleide, wie sie giengen und standen, in ängstlicher Eile den Lugin'sland der Burg, Umschau zu halten. Dort angelangt bot sich ihnen, als sie zu den hohen rundbogigen Fenster-

öffnungen des Gemachs, welches sich auf der Plattform des Thurmes erhob, thalabwärts hinauslugten, ein für sie doppelt entsetzlicher Anblick dar: Es war ein Schwertkampf von etwa acht Rittern auf Leben und Tod. Eine unaussprechliche Angst erfaßt sie; sagt ihnen doch das noch hochwehende weißrothe Banner, daß ihr hochverehrter gräflicher Landesherr sich unter den Kämpfern befindet. Vergebens aber suchen ihre Augen den Ehegemahl, den Vater. Sie fragen sich, warum sind unsere Eheherren nicht da, wo sie nach Ritterpflicht sein sollen — an der Seite ihres Herren — oder haben sie ihre Mannentreue schon mit dem Leben bezahlt? Sie sehen bei all' den Rittern weder Speere noch Schilde. Das däucht ihnen höchst bedenklich. Die Speere sind verstochen, die Schilde zerhauen, man sieht die Ritter nur die Schwerter schwingen: es ist das Ende eines verzweifelten Kampfes, sagen sich die erschreckten Frauen. Da fragt Edellint, die Jungfrau in dem hochrothen Leibrock mit dem goldgelben, von einem rothen Stirnbande festgehaltenen und auf den Nacken herabwallenden Lockenhaare ihre Mutter Hiltgunt, wer ist denn der Ritter, welcher mit dem silberglänzenden Helme, den aufgesetzten weißrothen Hifthörnern und dem wallenden rothen Helmtuch aus dem Haufen emporragt und eben sein ungewöhnlich starkes Schwert schwingt? Es ist Graf Albert, deines Vaters gnädiger Herr, antwortete Hiltgunt. Siehst du, sprach darauf die andere der Rittersfrauen zu ihrer Schwägerin, wie der Ritter dort mit der niedrigen breitkrempigen Stahlhaube und dem rothen Wappenrock einen andern mit über den Kopf hereingestürztem topfartigem Helm am Halse packt und gerade auf ihn einhauen will? Ja, versetzte die Gefragte, ich sehe auch, daß der unglückliche Ritter, welcher, wie es mir vorkommt, ganz wehrlos ist und dessen Roß am Boden zu liegen scheint, mit der Rechten abwehrt und um Schonung seines Lebens bittet. Kann, frug, von Schluchzen unterbrochen, Edellint, ein edler Rittersmann so grausam sein, zu thun was meine Augen sehen müssen? Dort stößt einer einem andern, der nur eine Ringkapuze, keinen Helm trägt und dessen Roß zusammengestürzt ist, sein Schwert in die Brust. Mit zunehmender Angst gewahren die Frauen und das Edelfräulein wie der Graf immer mehr in Noth kommt. Wohl geben sie noch nicht alle Hoffnung auf den schließlichen Sieg ihres Herrn auf, da das hohenbergische Banner immer noch hoch flattert und sie gewahren, wie dessen Träger eben mit wuchtigem Schwerthieb einen Ritter, welcher dem Grafen stark zusetzte, niederstreckte. Aber das Schrecklichste mit anzusehen, blieb den guten Frauen nicht erspart. Bald sehen sie das Banner sinken, den Träger vom Rosse stürzen und alle noch kampffähigen Feinde auf den Grafen eindringen. Als kühner, starker Held erwehrt er sich,

wie die Frauen mit hoher Bewunderung und zu ihrer großen Freude gewahren, mit Glück eine Zeit lang aller Feinde. Nun aber sehen sie, wie einer derselben mit einer Ringkapuze gegen edlen Ritterbrauch des Grafen Roß das Schwert in die Brust stößt, dieser den Feind am Hals ergreift und auf ihn das Schwert schwingt. Sie wollen sich schon darüber freuen, daß nun dem unritterlichen Manne der gebührende Lohn werde, da gewahren sie mit Schrecken, daß ein Ritter in demselben Augenblicke wie ein Rasender auf den Grafen einhaut und dieser von dem auf die Vorderbeine gesunkenen Rosse stürzt.[20] Da thut Richlint, die Rittersfrau im grünen Hauskleide, einen schrillen Aufschrei des Schreckens und ringt jammernd die Hände; die andere, Hiltgunt mit dem weißen auf Nacken und Schultern fallenden Kopftuche, bricht in lautes Weinen aus; Edellint, das Ritterfrölin, faltet in brünstigem Gebet zu der Gebenedeieten für das Seelenheil des Grafen die zarten Hände. S. die erste Illustration am Schlusse dieses Bandes und Anm. 19.

Als die baierischen Ritter auch ihren Hauptgegner zum Tode verwundet am Boden liegen sahen, jagten sie von der blutigen Walstatt davon, um ihren Herzog aufzusuchen und ihm des Grafen Fall zu melden. Die Frauen aber stiegen auf's Tiefste ergriffen von dem Thurme hernieder, um unverweilt mit dem Pfarrer des Orts zu berathen, was nun zu thun sei. Kurz darnach kam Marquards von Ehingen Sohn, Reinhard, welchen Graf Albert den Tag vor der kleinen Heerfahrt mit anderen zum Ritter geschlagen, auf die Walstatt gerannt. Er hatte sich durchgeschlagen und seinen Herrn gesucht, um ihm auch beizustehen. Wer beschreibt aber den Jammer des jungen Ritters, als er denselben, der ihm und seinem Hause ein so gnädiger Herr gewesen,[21] inmitten von getödteten Rittern und gefallenen Rossen mit dem Tode ringend am Boden liegen fand. Er steigt vom Rosse, bindet es an den Stamm einer der Erlen, die des Wiesenbaches Ufer umsäumen, und macht sich sofort daran, dem halb unter seinem Rosse bewußtlos liegenden Grafen möglichst Erleichterung zu verschaffen. Allererst befreit er ihn aus seiner schlimmen Lage, dann bindet er den Helm ab, zieht ihm den Wappenrock aus, sucht ihm in dem Harnisch einigermaßen Luft zu verschaffen, forscht nach seinen Wunden und verbindet sie so gut er eben kann; dann schnallt er die Decke seines eigenen Rosses ab und hüllt den Todwunden darein. Darauf holt er in seiner Helmkappe Wasser aus dem nahen klaren Bache, setzt sich zu seinem sterbenden Herrn nieder, umfaßt ihn mit seinen Armen und sucht ihn mit einem Trunke frischen Wassers zu laben. Während also der treue Ehinger um seinen Herrn beschäftigt war wie eine zärtliche Mutter um

ihr krankes Kind, schlug derselbe die Augen auf, erkannte seinen Reinhard, blickte ihn dankesfreudig an und fühlte sich in dessen Armen bald wunderbar gestärkt. Und sich abmühend, die Hände zu falten, betete mit verklärtem, zum Himmel gerichtetem Blicke der fromme Held:

„Altissimus, der hoechste, einvaltec und drisaltec,
du bist mines libes unde miner sêle gewaltec:
hab ich iender (irgend einmal) riters reht zerbrochen
ode sus manliche triuwe, daz lâ durch din' erbärmde ungerochen"
(oder sonst Mannestreue, das laß um deiner Barmherzigkeit willen ungerochen).[22]

Darauf sprach er zu dem jungen Ritter: „nimm, wenn ich abgeschieden, das blutig' Hemde, bring's Ursula, dem lieben Ehegemahl min,[23] sag' ir, daß sie min dâ bi gedenke; behalte din Triuwe gegen sie und min Hûs." Darauf ließ der Graf das Haupt auf die Brust sinken und fuhr mit kaum hörbarer Stimme also fort:

„Vergangen sint min ougen, ich sihe din nit mere.
Min herz' mit tôde ringet: Jêsus Crist, durch diner marter ere (so wahr du für mich gestorben)
Lâ dich erbarmen alle mine weisen (Hinterbliebenen),
Und bevogte (beschirme) mine sêle mit dinem kriuze vor des tievels freisen (des Teufels Grimme)."

Kaum hatten sich die todbleichen Lippen des Grafen wieder geschlossen, so erschien der Pfarrer von Leinstetten — mit ihm kamen die Rittersfrauen in Trauerkleidern, der Maier des dortigen Herrenhofes und viel weinend' Volk — auf der blutigen Walstatt, um dem sterbenden Grafen und den andern Rittern, die noch nicht abgeschieden, Freund und Feind, von diesen einem Grafen von Landau, die letzte Wegzehrung zu geben.[24] Darnach traf der Maier Anstalt, die verwundeten und todten Ritter durch seine Knechte wegtragen zu lassen, zumal es schon gegen Abend gieng. Graf Albert sollte der erste sein und auf die Burg getragen werden, wo die Rittersfrauen sein' pflegen wollten. Während man aber beschäftigt war, ihn auf die Tragbahre zu legen, gab er seinen starken Geist auf. So trug man ihn unter Glockengeläute in die Kirche des Dorfes, und stellte den hohen Todten auf einem eiligst zur Stelle geschafften kleinen Gerüste im Chor der Kirche auf. Es ward auf Fürsorge der Rittersfrauen mit schwarzen Tüchern behangen und einer dichten Reihe von brennenden Kerzen umstellt. Der Pfarrer hielt eine Todtenmesse,[25] Reinhard von Ehingen aber mit dem Maier die Nacht über Todtenwache. Da mögen in der Seele des jungen Ritters, welcher seinen gräflichen Herrn noch vor Kurzem als stolzen Helden hatte ausziehen sehen, nun aber denselben

entseelt vor sich liegen sah, ernste Gedanken über die Wandelbarkeit der menschlichen Geschicke und die Hinfälligkeit aller Größen hienieden aufgestiegen sein. Er mag sich im Geiste in jene Zeiten zurück versetzt haben, da er Edelknabe und Knappe auf der Rotenburg gewesen und manch' herrliches Fest mit einem Kranze von edlen Frauen und tapferen Rittern gesehen. Und lebhaft stand vor ihm, wie sein gnädiger Herre im Leben ein leuchtend' Vorbild von hoher Verehrung der Frauen und allen ritterlichen Tugenden, seinen Freunden eine „süße Rosenblüte", den Feinden aber ein „scharfer Dorn" gewesen. Da mag er klagend ausgerufen haben:

„Owe, es wird nimmer mehr seines Gleichen geboren,
Das Ritterthum hat an ihm seine Krone verloren!"

Und wir glauben dem jungen Schwabenritter in den Mund legen zu sollen, wie der edle ritterliche Sänger Wolfram von Eschenbach den jungen Schionatulander des Helden Gahmuret, seines Pflegevaters, Fall beklagen läßt.

„An dir ist diu minne von prîse gescheiben
(An dir hat die Minne ihren edelsten Verehrer verloren).
ôwe wer sol an dîner stat den luft nu mit sperdrumen kleiden (mit Speertrümmern erfüllen)?
wer sleht ûz helmen alsô starkiu fiure (Feuer)
als dîn hant in strîte? dîn gelich' der werlde ist iemer tiure" (deines Gleichen wird nie mehr geboren).[26]

So ist denn Graf Albert für seine Ueberzeugung, nur ein deutscher Fürst von ansehnlicher Hausmacht und erprobten Regenten-Tugenden sei fähig und würdig, die deutsche Krone zu tragen, beziehungsweise für die Sicherung der Nachfolge des habsburgischen Hauses auf dem deutschen Thron den Heldentod gestorben. Noch jetzt aber weiß man die Stätte, wo, auf dem eben in frischem Grün aufsprossenden Wiesengrunde, unser gräflicher Held und Sänger seinen starken Geist ausgehaucht. Sie war noch am Ende des sechzehnten Jahrhunderts durch viele steinerne Kreuze bezeichnet, welche auf in dem Wiesengrunde ruhenden Steinen eingelassen und meist mit Wappen und Namen der Gefallenen wie auch der Jahreszahl (1298) versehen waren,[27] und unter denen eines Namen und Wappen unseres Helden getragen. Und noch heute heißen die dortigen Wiesen im Volksmunde und auf der Flurkarte von Leinstetten die „Kreuzwiesen"; von den daselbst ehedem gestandenen Steindenkmalen aber weiß man nichts mehr. Dagegen stand nach der Aussage des ältesten Mannes von Leinstetten auf den Wiesen zwischen diesem Ort und Neuneck — nahe dem ersteren — welche den Namen „Kriegswiesen" führen, vor etwa fünfzig Jahren

noch ein kreuzförmiger Stein mit einem Wappen und es hat sich in Leinstetten die Sage erhalten, es sei in uralten Zeiten in der Nähe davon eine Schlacht gewesen, in welcher die Rosse tief im Blute gestanden. [28]

Schluß.

Nun aber möge uns der Leser zur

letzten Ruhestätte unseres Helden

folgen, und zu diesem Behufe mit uns die Eisenbahn besteigen, welche von Stuttgart über Tübingen nach Rotweil und von da einerseits an den Bodensee, andererseits über Villingen in den Schwarzwald (nach Triberg 2c.) führt. Auf der einsam gelegenen Station Eyach (zwischen Rotenburg und Horb) verlassen wir die Bahn, pilgern von da in dem wildromantischen Eyachthale hin zunächst zu dem auch in weiteren Kreisen bekannten Badeort Imnau und von da in das nahe höchst seltsam gelegene Städtchen Haigerloch (Sitz eines K.-Pr. Oberamts), so befinden wir uns im uralten Stammlande der Hohenzollern und ihrer hohenbergischen Stammesvetter (s. Bd. I. S. 2. 4). Auf dem dortigen noch bestehenden Schlosse, welches auf einer hohen, von der Eyach umschäumten felsigen Landzunge liegt, hielt einst der berühmte Graf, welchen wir soeben im Geiste den Heldentod haben sterben sehen, nicht selten Hof, beherbergte u. a. im Jahr 1258 als Gast seinen Schwager, den Grafen und nachmaligen „Kaiser" Rudolf von Habsburg. Nach diesem seinem Burgsitze Haigerloch wird Albert namentlich als Minnesänger und von alten, nicht schwäbischen Geschichtsschreibern häufig genannt.

Von Haigerloch aus lassen wir uns den Fußpfad zeigen nach der anderthalb Stunden entfernten K.-Württ. Domäne und Ackerbauschule Kirchberg,* welche die Stelle des in unserem Jahrhundert aufgehobenen Dominikaner-Frauenklosters einnimmt, das in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts unter dem Vater unseres Helden auf hohenbergischem Grund und Boden gestiftet, von letzterem vielfach begünstigt worden, und in dem, wie unsere Leser aus dem 15. Abschnitt bereits wissen, eine von Alberts Töchtern den Schleier genommen hat.

* Wir benützen mit Vergnügen diese Gelegenheit, dem Herrn Direktor Schoffer verbindlichst zu danken für die freundliche Aufnahme, deren wir uns bei unserem Besuche dort zu erfreuen hatten.

Am Ziele unserer Fahrt angelangt, treten wir durch das im Rococo-Styl ausgeführte, mit einem Wappen und mehreren Statuen von Heiligen, darunter die des heiligen Dominicus, gezierte Portal in den ehemaligen geräumigen Klosterhof ein, welcher heute noch von ansehnlichen Gebäuden umgeben ist.

Unter diesen interessirt uns vornehmlich die ehemalige Klosterkirche, wiewohl sie in ihrer jetzigen Gestalt erst aus dem vorigen Jahrhundert stammt, denn unter dem kleinen Chor derselben wurde die entseelte sterbliche Hülle unseres Helden zu ihrer ewigen Ruhe niedergelegt. Betreten wir denselben, so gewahren wir auf dem Plattenboden mehrere Grabsteine; zur Linken solche mit den Wappen der Grafen von Eberstein (darauf die Rose) und Tübingen (mit der Fahne). Zur Rechten aber, hart an der Wand, fällt in unser Auge ein weiterer, großer Grabstein mit zwei Wappenschilden. Und die um den ganzen Stein wie auch die beiden Schilde noch besonders angebrachten Inschriften[29] in Schriftzeichen des dreizehnten Jahrhunderts belehren uns, daß in dem unter dem Chor befindlichen Gruftgewölbe u. a. die Gebeine unseres Helden Albert, seines Ehegemahls Margaretha von Fürstenberg († März 1296), sowie seines Vaters Burkard († Juli 1253) (s. S. 8 dieses Bandes) ruhen. Die äußere Umschrift sagt insbesondere, daß Graf Albert die Fertigung des Grabsteines für seine Gemahlin angeordnet hat; derselbe scheint aber zur Zeit seines Todes (17. April 1298) in der Hauptsache noch nicht, wohl nur mit der äußern Umschrift, vollendet gewesen zu sein. So wurde denn derselbe in weiterer Ausführung auch für Albert bestimmt, welcher ohne Zweifel schon bei Lebzeiten den Wunsch ausgesprochen hatte, einst an der Seite seines geliebten Ehegemahls Margaretha ruhen zu wollen. Endlich ist auf der Umschrift von Alberts Wappenschild zugleich bemerkt, daß auch sein Vater an derselben Stelle beigesetzt worden. Siehe die zweite Illustration am Schlusse dieses Bandes und Anm. 29.

Das Bild von Alberts Schild zeigt auf der Mitte der hohenbergischen Quertheilung den erhabenen, mit Nägeln befestigten Stahlbeschlag („die Buckel"), auf welchen der Gegner vornehmlich seine Lanzenstöße zu richten pflegte, sowie sechs stählerne Spangen, welche zum Schildrande laufen und in lilienartigen Verzierungen endigen. Buckel, Spangen und Stahlrand waren ohne Zweifel versilbert oder mit Silber plattirt. Wir haben hier unzweifelhaft das Bild von Alberts Kampfschild vor uns, woraus man denn wohl schließen darf, die Leiche des Helden sei von der Walstatt bei Leinstetten weg in das Kloster Kirchberg gebracht worden.

Der auf dem Grabstein weiter unten angebrachte zweite Schild

zeigt den Fürstenbergischen Adler mit der eigenthümlichen, zierlichen Umrahmung. Siehe S. 577 dieses Bandes.

Ueber dem Grabstein befindet sich an der nahen Wand des Chores eine Vorrichtung zu einem ewigen Lichte. Und in der That belehren uns Urkunden, daß dem niederen Adel- und Bauernstande Angehörige von Alberts Grafschaft im ersten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts ein ewiges Licht an dessen Grab gestiftet haben. [30] Wir haben aber bei unseren wiederholten Besuchen der höchst denkwürdigen Stätte ein solches nie brennen sehen. Wo sind, glauben wir hier fragen zu sollen, die nach alter praktischer Weise auf Grund und Boden fondirt gewesenen Heller-Gilten, welche die Stifter in dankbarer Pietät gegen ihren hohen Herrn dazu angewiesen, hingekommen?

Wenn nun auch die geweihte Stätte, an welcher der hochedle, ritterliche Held und Sänger, dessen Leben und Wirken wir unsern Lesern vorgeführt, zu seiner ewigen Ruhe niedergelegt worden, in der großen Welt, selbst in näheren Kreisen unbekannt oder doch unbeachtet, wenn das Licht, welches über seinem Grabe leuchten sollte, längst erloschen ist; wenn man an dem Denkmale, welches auf dem Schloßberg bei dem Dorfe Weiler errichtet worden, da er einst als Herr und Graf aus- und eingeritten, seinem gefeierten Namen kein Plätzchen vergönnt hat, so steht derselbe dafür mit unverlöschbaren Zügen in den Jahrbüchern der deutschen Geschichte aufgezeichnet. Und wir schließen unseren Cyklus der kultur-historischen Bilder, deren persönlicher Mittelpunkt er ist, mit dem ehrenvollen Nachruf, welcher ihm bald nach seinem Heldentode von Nah und Fern gewidmet worden. [31] Der steirische Reimdichter Ottokar, welcher in dem letzten Viertel des dreizehnten und im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts gelebt und in Diensten des reichen Herrn Otto von Lichtenstein, welcher Graf Albert jedenfalls persönlich gekannt, gestanden, besingt unseres Helden Tod also:

„Dô der klagebaere schal (die Trauerkunde)
in dem lande erhal
(im deutschen Reich sich verbreitete)
umbe (von) grâven Albrechtes tôt,
diu triuwe (Treue) dô gebôt
allen getriuwen herzen
daz sie den jâmer und smerzen
muosten beweinen
und leit umb in bescheinen (bezeugen).
alle getriuwen vrouwen,
lât (laßt) iuch in klage schouwen
umb iuweren gesellen (Freund).
— — — — — — — — —

ir ritter, durch ritters reht
klaget den gräven Albreht,
sit (da) ez ritterlicher triuwe zimt,
sô ein ritter vernimt
des andern ritters smerzen,
daz im der gê ze herzen.
klage ellende diet
(armes Volk der fahrenden Sänger),
die von kumber dicke (oft) schiet
gräve Albrehtes miltiu hant.
ez enwirt (wird nicht) in Swabe lant
nimer mêre geborn,
dâ sô vil an werde verlorn
als an im, der dâ ist tôt,
nû si (sei) er empfolhen got."

Konrad von Ammenhausen aber, welcher zu Stein am Rhein Pfarrer und Mönch in dem dortigen Benediktiner-Kloster war, seiner Geburt nach einem thurgauischen Rittergeschlechte angehörte, läßt sich in seinem „Schachzabelbuch", * worin er u. a. den Kampf zwischen Albert und Otto von Niederbaiern schildert, am Schlusse also vernehmen:

„Alsus (also) begingen si (die feigen Ritter) groß moert (großen Mord)
an irem rehten herren.
gelükke soel in vērren
(das Glück soll sie fliehen)
vnd alles vngelüke nahen, **
daz si in noeten sahen
irn herren vnd im huelfen nicht.
Ez was ein chleglich (klägliche) geschicht,
daz si in vechten hiessen (ihm zuredeten zu fechten)
vnd in an (in) den noeten liessen.
Daz verriuwet mich nimmer
(Das hört nie auf mich zu betrüben),
man sol ez klagen immer
daz also chleglich verdarb (zu Grunde gieng)
vnd durch frömde gitikeit (Habgier anderer) erstarb
ein herr der so milte (freigebig gegen die fahrenden Sänger) was."

* Siehe Anm. 7 zu diesem Abschnitt.

** Matthias, der bischöfliche Prokurator in Straßburg (siehe Anm. 7), sagt: wären doch blutgierige Wölfe gekommen und hätten die Feiglinge gefressen!

Anmerkungen zur Einleitung.

[1] Zu S. 1. Ein derartiges Verfahren in einer ähnlichen Angelegenheit siehe in des Verfassers Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen. Urkundenbuch Nr. 140. 141.

[2] Zu S. 1. Nach urkundlichen Ermittlungen umfaßte dieselbe beinahe das ganze Viereck, dessen südliche Seite jenseits der Donau über Emmingen (Badisches Bez.-Amt Engen), Buchheim, Rohrdorf (Bad. Amt Mößkirch) und von da zur Donau nicht weit oberhalb Sigmaringen läuft; von da bildete eine zur Lauchart bei Illikofen gehende und derselben, beziehungsweise der Vehla (Nebenflüßchen der Lauchart) folgende und darauf in das Killerthal bei Hausen übergehende Linie die Ostseite; die Nordseite läuft von Hausen an dem südlichen Fuße des Zollern (der „Zolrstaig") hin über Engstlatt, Balingen, Dautmergen (W. O.A. Rottweil) bei der Mündung der Schlichem in den Neckar; die Linie endlich, welche an dem rechten Ufer des Neckars diesem bis zu dessen Quellen folgend, hinzieht und von da über Troffingen, Durchhausen und den Lupfenberg wieder an die Donau bei Immendingen läuft, bildete die Westseite des fraglichen Vierecks. In diesem lagen die Hauptburgen Hohenberg und Schalksburg, welch' letztere der auf dem Zollerberge seßhaften alten Hauptlinie gehörte, aber auch längst abgegangen ist. An die Nordseite desselben schloß sich der Landstrich an, welcher zwischen der Steinlach und Eyach liegt, sich bis zum Neckar und über diesen hin bis zu den Höhen zieht, welche das Ammerthal auf der rechten Seite begrenzen. In diesem Strich lagen die alten Burgen Zollern und Haigerloch, Rotenburg und der uralte alemannische Ort Sülichin, welch' letzterer dem Theil des Bezirks um den Neckar den Namen Sülichgau gegeben, während der südlich davon gelegene mit der Zollerburg die „Hattinhuntare" hieß. Vergl. die unserer Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg angehängte Karte und Stälins württ. Gesch. I, 296. 310.

[3] Zu S. 3. Herzog Ludwig von Teck stellte im Jahr 1251 (also zur Zeit des Königs Konrad IV. vom Hause der Staufer und seines Gegenkönigs Wilhelm von Holland) eine Urkunde aus „regnante domino nostro Jesu Christo." Wirt. Urkd.-Buch. Und der zur Sippschaft des Grafenhauses Hohenberg gehörige freie Herr Bertold von Mülhausen ignorirte, als er 1269 (zur Zeit des deutschen Königs Richard) über Reichsgut und Recht in der Reichsstadt Eßlingen verfügte diesen ganz, denn er sagt in der diesfallsigen Urkunde: „quod quando-

cunque Rex romanus a principibus electus et confirmatus in partibus Sueuie siue alibi in regno suo morari contigerit." Mon. Hohenb. Nr. 55.

[4] Zu S. 3. K. Rudolf I. erneuerte unter dem 18. Januar 1283 zu Heilbronn den zu Ehnheim (im Elsaß) in Gegenwart vieler Grafen, Edlen und Rittern gefällten Rechtsspruch „quod nullus comitatus sub Romano imperio sine nostro consensu possit uel debeat diuidi, uel uendi aut distrahi pars aliqua, per quam esset comitatus huiusmodi diminutus." Fürstenbergisches Urkundenbuch I, Nr. 582.

[5] Zu S. 8. Die urkundlichen Nachrichten über das vormalige „Beguinen-Klösterlein", welches gemeinhin „die Klause" genannt wurde, reichen indeß nur bis in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts, darum aber kann dasselbe doch wohl schon früher bestanden haben. Nach einem „Protocollum der Schwestern des dritten Ordens des heiligen Seraphischen Vatters Francisci von der Bueß genannt in der Obern Klause zu Rottenburg am Neckar bey dem Gottshauß S. Remigij" vom Jahr 1676 (in der Stadtpfarr-Registratur zu Ehingen-Rotenburg) waren es ursprünglich nur zwei Schwestern, welche aber bald auch andere fromme Gott dienende Jungfrauen an sich gezogen und ein „einsambes leben, sich mit wöben und anderer handarbeit ernährend" geführt.

[6] Zu S. 8. Siehe unsere Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg S. 107, Note 1 und am Schlusse des letzten Abschnitts von diesem Bande über Graf Alberts Grabstätte, sowie das angehängte Grabstein-Bild.

[7] Zu S. 8. Müßte der Zeit nach Eitel-Friedrich II. gewesen sein, welcher unter Kaiser Maximilian I. „Hauptmann" der vorderöstreichischen Grafschaft Hohenberg war.

[8] Zu S. 8. Haupt, Zeitschrift für deutsches Alterthum Bd. I, S. 221. Vergl. auch Anm. 13 zu Abschn. 7 des 1. Bds.

Anmerkungen zum ersten Abschnitt.

[1] Zu S. 11. Alles dies laut Urkunden vom 27. Dezbr. 1372, 26. und 30. Oktbr. 1381, 20. Juli 1384. Mon. Hoh. Nr. 616. 672. 674. 701. Vergleiche auch Beleg 26 zu unserer Schrift über den Minnesänger Hartmann von Aue.

[2] Zu S. 11. Auch in den Ländern der geistlichen Fürsten konnte die hohe Gerichtsbarkeit nur durch Verleihung des Königs und in dessen Namen ausgeübt werden. Schwäbisches Landrecht im Schwabenspiegel, Ausgabe von Frhr. von Laßberg §. 115.

[3] Zu S. 11. In der Urkunde, mit welcher König Rudolf (von Habsburg) 1283 dem Grafen Heinrich von Fürstenberg die Grafschaft in der Baar (im Quellgebiet der Donau) zu Lehen gegeben, sagt er: „mandantes vniuersis et singulis in eodem comitatu residentibus, quod ipsi Henrico comiti de Vurstenberg tamquam suo domino reuerenter obediant et intendant. Si

quis vero in hoc nostro mandato rebellis extiterit, de ipso iudicabimus, iuxta quod curie nostre sententia dictauerit iudicandum." Fürstenbergisches Urkundenbuch Nr. 582.

[4] Zu S. 11. Es widerspricht urkundlichen Zeugnissen, wenn in einem älteren Aktenstück, welches wir eingesehen und einen Streit zwischen dem Erzhause Oesterreich, als späteren Inhaber der Grafschaft Hohenberg im engeren Sinne, und den Freiherren von Enzberg (Besitzern von Mühlheim an der Donau) über die hohe Gerichtsbarkeit betrifft, letztere behaupten, eben die Herrschaft Hohenberg im engeren Sinne sei nie eine Grafschaft des Reichs gewesen und die Grafen von H. hätten nie den Titel „von Gottes Gnaden" geführt. In Betreff des zur Grafschaft Hohenberg im engeren Sinne gehörigen großen „Forsts" siehe unsere Karte der Grafschaft Hohenberg zu unserer Gesch. der Gr. v. Zollern-Hohenberg.

[5] Zu S. 11. Siehe Anm. 4 der Einleitung.

[6] Zu S. 11. Es war also die Bestimmung des Schwäbischen Landrechts §. 364 I, noch in Kraft.

[7] Zu S. 12. Neugart, cod. dipl. Alem. I. zum Jahr 774.

[8] Zu S. 12. Manegoldus, miles de Otolfeswanc, unus de nobilioribus liberis Sueuie, dedit ecclesie Augensi predium — possederat enim hoc predium iure proprietatis et libere poterat conferre, quia homo liber fuit, cui uolebat. — Volricus, miles Spageli de Oberosteten, dedit ecclesie Augensi agrum — cum consensu domini sui Alberti de Berolfeshein, qui tunc temporis habuit dominium super eum et uniuersam familiam (Dienstmannschaft) de Hohenstein. — Heinricus, miles de Andoluingen (Oberamts Riedlingen), ministerialis domini de Habespurc (Habsburg, Ruine bei Emerfeld O.A. Riedlingen), curtem unam uendidit ecclesie Augensi, et hoc factum est de consensu eiusdem domini de Habespurc, ad cuius dominium ipse et sua pertinebant (um 1219.) — Irmingardis, uxor Rvdegeri militis, — uendidit unam scvpozam, que sua propria erat ex antiqua hereditate — ecclesie Augensi — fuit enim predicta Irmingardis de ministerialibus comitis de Nellenburc — cum cuius consensu et in cuius presentia. — Henricus, miles, quoddam predium (duas curtes) placuit uendere ecclesie Augensi, sed quia sine consensu domini sui, cuius ipse erat, minus caute et licite id fieri potuit, annuente domino suo Eberhardo, dapifero de Walpurch, res tandem peracta est. S. die „Acta S. Petri in Augia" (Kloster Weißenau im württembergischen Oberschwaben) S. 32. 45. 49. 61. 77. Eine bessere und vollständigere Ausgabe des „Codex traditionum Weissenaugensium" von Dr. Franz Ludwig Baumann 1877.

[9] Zu S. 12. „Quidam nobilis miles, Ortolfus de Bisinberc, ministerialis ducis Welfonis, quendam Gebezonem militem, qui habebat ab eo in feodo predium in Meisuntale et ibi cum uxore sua et familia habebat residentiam, precibus et muneribus ab ipso predio amouit" etc. Acta S. Petri in Augia a. a. O. S. 16. Vergleiche dort auch S. 30. 33. 43. 46. 47. 82.

[10] Zu S. 13. In einer Urkunde, welche unseres Helden Bruder Burkard

am 12. Juli 1308 zu Horb ausgestellt hat (siehe unsere Mon. Hohenb. Nr. 213), werden sämmtliche Zeugen, welche die Ritterwürde erlangt hatten, wiewohl sie unzweifelhaft dem Dienstmann-Stande angehört haben, vor den Zeugen aus dem der freien Herren aufgeführt.

[11] Zu S. 13. S. unsere Mon. Hohenb. Nr. 243.

[12] Zu S. 13. Der Berthold von Appenweiler (Gemeinde Ettenkirch O.A. Tettnang), welcher in den „Acta S. Petri" a. a. O. S. 54 aufgeführt wird als „homo liber, nulli nisi de conmuni iure (Landrecht, keinem Hofrecht) subiectus" und auf den wir unten noch einmal zurückkommen müssen, war ein solcher Gemeinfreier.

[13] Zu S. 14. Conradus et Hermannus de Bibrugge (O.A. Tettnang), filius suus, qui fuit faber, homines liberi. Hunine quidam, liber de Anegestingen. Bertoldus Rokke, homo liber de Anegestingen. Groß- und Klein-Engstingen O.A. Reutlingen. Kl.-E. hieß noch im 16. Jahrh. auch Frei-Engstingen. — Hermannus, liber de Sigebrechteshusen (Siebratshaus, O.A. Tettnang), quidam faber dum cruce signatus esset (unter K. Friedrich II.), schenkte einen halben Morgen Acker an St. Peter, auf daß Gott bei ihm und den andern Pilgern seie. „Acta S. Petri in Augia a. a. O. S. 37. 45 f. 60. — Offitium ûffem Walde und ze Waltzhuot." Habsburg-Oesterreichisches Urbarbuch aus dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts. 19. Publikation des liter. Vereins in Stuttgart S. 48 ff.

[14] Zu S. 14. Bertholdus de Appenwilare (Appenweiler, Gemeinde Ettenkirch, O.A. Tettnang), homo liber, nulli nisi de conmuni iure subiectus, predium in Appenwilare, quod hereditario iure libere possederat, tradidit ecclesie sancti Petri in Augia pro remedio anime sue et parentum suorum sub tali conditione, ut ipse et omnes heredes sui de cetero nomine feodi illud possiderent et singulis annis ex eo duas libras cere persoluerent. — Facta sunt autem hec legitime et canonice in publica strata regis et coram consimilibus suis, scilicet liberis, et in omnibus locis, quibus debebant fieri, anno ab incarnatione domini millesimo CC°XVIII.

[15] Zu S. 14. „Dar zuo er (der freie Herre) in (ihn, den als Maier gesetzten freien Baumann) übertruoc, daz er dehein arbeit von fremdem gewalt leit" (schützte ihn, daß er von fremder Gewalt keine Noth litt). Die Legende vom „Armen Heinrich."

[16] Zu S. 14. Acta fundationis Murensis monasterii bei Herrgott Genealogia diplomatica augustae gentis Habsburgicae T. I, S. 299 f.

[17] Zu S. 14. Mon. Hoh. Nr. 44.

[18] Zu S. 14. Nr. 26 unseres Hohenberger Urkundenbuchs zum Jahr 1225 macht uns mit einem zu Wurmlingen seßhaft gewesenen Zinsmanne („Konrad genannt der Stolze") des vormaligen Klosters Kreuzlingen bei Constanz bekannt.

[19] Zu S. 15. Vertrag zwischen der Herrschaft Hohenberg und dem Kloster Alpirsbach als Besitzer der Dörfer Gosheim und Wehingen (O.A. Spaichingen), die „armen Leute" (Leibeigenen) desselben betreffend vom 25. Januar 1463. Mon. Hoh. Nr. 864. Wir werden unten (beim Gerichtswesen) auf denselben zurückkommen.

[20] Zu S. 15. Die Maier, welche die zu dem Herrenhof Rotenburg gehörigen drei Höfe als Erblehen besaßen, hatten das Recht, solche zu verkaufen an einen andern, welcher des Herrenhofs Genosse (ein Grundhöriger desselben) und ein „rechter Buwman“ (Landmann, Oekonom) war. Mon. Hoh. Nr. 882.

[21] Zu S. 17. „Swaz ein eigen man gewinnet, daz ist des herren des er eigen ist, ob der herre wil.“ Schwäb. Landrecht vom Jahr 1287 a. a. O. §. 374. I.

[22] Zu S. 17. Walthers Leben des h. Fridolin nach einer deutschen Uebersetzung aus dem 13. Jahrh. Mone, Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, Band I, S. 99 f.

[23] Zu S. 18. Reyscher, Sammlung alt-württembergischer Statutar-Rechte 1834. S. 39. Unsere Gesch. der Gr. v. Hohenberg S. 569 f.

[24] Zu S. 18. Reyscher a. a. O. S. 68 ff. Vergl. auch unsere Gesch. der Grafen v. Hohenberg S. 569 f.

[25] Zu S. 19. So fanden wir für das 13. und 14. Jahrh. u. a. auch Marschalke, Truchseßen und Schenken der Grafen von Fürstenberg, Tübingen, Wirtemberg und Zollern.

[26] Zu S. 19. Der oberste Truchsaeze des Königs Artus war übrigens ein „edeler barûn, des küneges lantsaeze.“ Tristan 13467. Nach dem Schwäb. Landrecht §. 69 waren die Hofämter der geistlichen und weltlichen Fürsten ehedem in den Händen von Freien, wie es bei Reichshofämtern auch noch später der Fall war.

[27] Zu S. 19. Dieselben führt auch das Nibelungenlied (Strophe 10, S. 2 der Holzmann'schen Ausgabe) als die obersten Hofbeamten des Burgundenkönigs Günther zu Worms auf. Indessen hatten auch Dynasten und freie Herren mitunter ihren Marschalk zc.

[28] Zu S. 19. Die Chronik von Colmar a. a. O. S. 130.

[29] Zu S. 20. Das Schwäbische Lehenrecht sagt §. 111 auch ausdrücklich: „wenn der herre hof oder hohgezit hat so soln die vier amptman (Truchseße zc.) iriu ampt verdienen (versehen).“ Also nicht beständig und gewöhnlich.

[30] Zu S. 20. Kudrun, Ausgabe von K. Bartsch. Str. 180 f., Str. 392 ff.

[31] Zu S. 21. Nibelungenlied a. a. O., Str. 807. 1776.

[32] Zu S. 21. „Da (des Königs Günther Besuch an des Hunnenkönigs Etzel Hof) Dancwart (Günthers Marschalk) mit den knehten (Edelknechten) ob den tischen saz.“ Nibelungenlied Str. 1973.

[33] Zu S. 21. „min herre mich vür gesendet hât, deſ marschalc bin ich alhie, wâ ich geherberge oder wie.“ Mai und Beaflor S. 210.

[34] Zu S. 21. Nibelungenlied a. a. O., Str. 1508. 1915 f. — Wolframs von Eschenbach Parzival, Str. 670, 1300. — Ulrichs von Lichtenstein Frauendienst. Lachmanns Ausgabe 252.

[35] Zu S. 21. Nibelungenlied, Str. 179. 1639 ff. — Gottfried von Ensmingen (Böhmer, Fontes II, S. 145. 146). — Ottokars (von Horneck) Reimkronik (Pez, scriptor. rer. Austriac. III), Kap. 61. 89. 271 ff.

[36] Zu S. 21. „Swelich dheinstman enen borgher sculdigh is, he sal ene verclagen to deme marscalke.“ Leges civit. Brunsvic. von 1233 bei Leibnitz III, 434.

[37] Zu S. 21. Gottfrieds von Straßburg Tristan, V. 8888: „er ist hie marschalc über diz lant.“ Noch im 15. und 16. Jahrh. führten die österreichischen Landvögte der Grafschaft Hohenberg den Titel Marschall. Wenn aber Konradin, der letzte Sprosse des Hohenstaufischen Hauses, beziehungsweise dessen Vormund der Herzog Ludwig von Bayern dem Grafen Ulrich von Wirtemberg 1259 das Marschalken-Recht (Amt) über ganz Schwaben verliehen (Böhmers Regesten 1849, S. 283.), so muß es damit eine andere Bewandtniß gehabt haben; es mögen damit gewisse Einkünfte, welche die Marschalken am herzoglich-Staufischen Hofe bezogen, gemeint sein.

[38] Zu S. 21. Nibelungenlied, Str. 569.

[39] Zu S. 22. Wolframs von Eschenbach Parzival 651, V. 739 f.

[40] Zu S. 22. Unter anderen in des reichen steirischen Herrn und Dichters Ulrich von Lichtenstein Frauendienst a. a. O. S. 178. 188. 227. 229 u. a. O.

[41] Zu S. 22. „Die richen kameraere, die sach man vor in (ihnen, der Krimhilde und ihrer Mutter) gan.“ Nibelungenlied, Str. 286.

[42] Zu S. 22. Nibelungenlied Str. 29 f. 165. „lützel deheinen (keinen) varnden armen man dâ vant: roz unde kleider daz stoup in von der hant“ (erhielten sie in Menge). Nr. 40. 569 f.

[43] Zu S. 22. Nachdem der alte strenge Recke Wate in einer eroberten Burg die junge Herzogin „Hergart“, welche mit der Kudrun entführt worden war und in fremdem Lande mit dem Schenken ein Liebesverhältniß angeknüpft hatte, versteckt gefunden, sprach er im Grimme: „ich bin kameraere, sus (also) kan ich frouwen ziehen (erziehen).“ was aber hier strafen bedeutete, denn er schlug ihr das Haupt ab. Kudrun, Str. 1528.

[44] Zu S. 23. Kudrun, Str. 411 ff.

[45] Zu S. 23. Beim festlichen Mahl der großen Tafelrunde des Königs Artus waren beschäftigt: „kameraer, truchsaezen und schenken.“ Wolframs von Eschenbach Parzival a. a. O. 777, V. 1317.

[46] Zu S. 23. „truchsetze unt schenke rihten manigen banc; des hulfen ir undertânen.“ Nibelungenlied, Str. 782.

[47] Zu S. 23. „Ir ander ingesinde (welches nicht mit den Herren im „Sal“ saß) zen herbergen âzen: den waren truhsaezen zu dienste lâzen, die muosen ir spîse wol zu vlîze pflegen.“ Nibelungenlied, Str. 1962.

[48] Zu S. 24. Nibelungenlied a. a. O., Str. 9 f.

[49] Zu S. 24. Rûmolt der küchenmeister vil wol
berihte (unterwies darnach wohl) sît
die sînen undertânen, vil manigen kezzel wît,
hävene unde pfannen; hei, waz man dâ vant!
da bereite man den spîse, die dâ kâmen in daz lant.
Nibelungenlied, Str. 783.

Mîn kunst mir des niht halbes giht (sagt, lehrt),
i'ne bin solch' küchenmeister niht,
daz ich die spîse küne sagen,
die dâ mit zuht wart für getragen.
Wolframs von Eschenbach Parzival 637, V. 301 ff.

[50] Zu S. 24. Die Chronik von Colmar. Deutsch von H. Pabst, S. 122, Note 2.

[51] Zu S. 24. Wir denken u. A. dabei zunächst an die Ehinger, da wir von einem derselben, allerdings aus späterer Zeit, ein auf Holz gemaltes Original-Porträt (Brustbild) besitzen, der allem nach eine herkulische Gestalt war, wie auch der durch seine abenteuerlichen Ritterfahrten in weitesten Kreisen bekannt gewordene Ritter Georg von Ehingen († 1506) ein Mann von großer Körperstärke gewesen sein muß.

[52] Zu S. 24. Diese, so weit sie auf uns gekommen, sind: „der Minne Lehre“, welcher wahrscheinlich eine wirkliche Liebesgeschichte zu Grunde liegt, die aber allegorische Vor- oder Zwischenspiele hat, und in der er die „jungen“ (Männer) unterweist, „wie man näch liebe werben sol“. Wiewohl er nach der unverhüllten Schreibweise seiner Zeit darin mitunter „bedenkliche“ Situationen vorführt, so tadelt er im Sinne seines gräflichen Herrn und Dichters scharf die herrschende Galanterie seiner Zeit, Ehefrauen zu verführen. Das Gedicht von dem Ritter und dem Pfaffen, ein Streit zwischen zwei Frauen, von denen die eine einen Ritter, die andere einen vom Klerus liebt, über die Vorzüge zwischen beiden. Endlich das Gedicht von den zwein St. Johansen, ein Streit zweier Nonnen, ob Sanct Johannes der Täufer oder der Evangelist der heiligere sei. Vergl. die Ausgaben von Fr. Pfeiffer.

[53] Zu S. 25. Gelehrte Küchenmeister findet man noch in späterer Zeit auch an Königshöfen. Und wenn König Wenzel im Jahr 1409 seinen Küchenmeister zum Rektor der Universität Prag gemacht hat, so muß derselbe ein solcher gewesen sein, es müßte denn hierin ein Hohn auf die Universität erblickt werden, wozu man indeß nicht berechtigt ist.

[54] Zu S. 25. Nibelungenlied, Str. 1853.

[55] Zu S. 25. Graf Hugo von Hohenberg, der Enkel unseres Helden, spricht zwar von seinem („unserem“) Kapellan Heinz, dieser könnte aber auch zu dem Schlosse Neu-Rotenburg, welches damals längst bestand, gehört haben.

[56] Zu S. 25. Laut Urkunde vom 16. März 1335. Mon. Hohenb. Nr. 367.

[57] Zu S. 26. Mon. Hohenb. Nr. 327. 563. 618.

[58] Zu S. 26. Laut Urkunde vom 7. Sept. 1334 war des Gr. Rudolf „lieber“ Kämmerer „für seine getreuen Dienste“ mit dem Fischwasser der Schlichem bei Schömberg und in dem Wellendinger Bach wie auch mit der Vogelweide um Hohenberg belehnt. Dem Falkner von des genannten Grafen Enkel war für seinen „truwen Dienst“ auf Lebtag eine Gilt von 10 Malter Roggen zugewiesen. Mon. Hoh. Nr. 361. 618. — Der Marschalk der Rotenburg bezog seit alten Zeiten von den Wiesen der nahen herrschaftlichen Maierhöfe ein Quantum Heu, auch Dinkel- und Haber-Gilten. Mon. Hohenb. Nr. 882. — Mancherhand seltsame Einkommenstheile führt J. Grimm in s. Rechtsalterthümern S. 276 f. auf.

[59] Zu S. 27. Engelfried, ein angesehener, um das Grafenhaus auf der Rotenburg verdienter Bürger der Stadt Rotenburg, zu dessen Geschlecht die Ammanne derselben und die „Stahelaere“ (Waffenschmiede) gehörten, war ein Grundhöriger von unseres Helden gleichnamigem Sohne. Mon. Hoh. Nr. 190 zu 1301.

60 Zu S. 27. Nachdem aus den Hauptfronhöfen der Könige, Fürsten und Grafen, Reichs- und landesherrliche Städte entstanden waren, wurden die Dienste der zu denselben gehörigen Handwerker in Geldabgaben (Gewerbssteuer und Concessionsgelder) umgewandelt, doch sind manche Handwerker bis auf unsere Zeit in gewissen näheren Beziehungen zu den Höfen geblieben. Es sind dies unsere Hof-Juweliere, Hof-Bäcker u. a. m.

61 Zu S. 27. Auf Bergen gelegene Grafenburgen gewährten nämlich in der Regel nicht so viel Raum, daß der dazu gehörige Hauptherrenhof auf gleichem Plan liegen konnte. Eine Ausnahme hievon machte die Stammburg des Fürstlichen Hauses Fürstenberg auf dem Fürstenberg, jener majestätischen Hochwarte der Baar, denn der Herrenhof derselben lag auf der etwa 20 Morgen großen Kuppe des Berges, nur etwas tiefer als diese, und war von der äußeren Ringmauer umschlossen. Aus demselben entstand wie bei den Herrenhöfen der Burgen Hohenberg, Rotenburg u. a. das Städtchen Fürstenberg, welches, nachdem es in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts durch einen großen Brand zerstört worden, an den Abhang des Berges verlegt wurde.

62 Zu S. 28. „harnaschaere", Harnischmacher, „Schiltaere", Schildmacher. Das Material, woraus die Waffen (im weiteren Sinne, d. h. Schutz- und Angriffswaffen), Eisen und Stahl, gefertigt wurden, wird häufig für solche selbst gebraucht. „Tristande wart zehant besant sin ors und auch sin isen." Gottfrieds von Straßburg Tristan, V. 15,962 f. „man hörte klingen diu swert ûf hertem stâle (hier Helm). Der Aventiûre Krone von Heinrich von Türlin 92 b. „daz herte stâlwere" Hartmanns von Aue Erec, V. 9235.

63 Zu S. 28. Das Buch der Natur von Konrad von Megenberg (14tes Jahrhundert). Herausgeg. von Fr. Pfeiffer S. 338.

64 Zu S. 28. „Ir hiez die marcgrâvine (von Bechelaren) eine Lade tragen; dar ûz si nam sehs bouge (Armringe von Gold) unt spiens (steckte sie) im (dem Reckenspielmann Volker) an die hant." Nibelungenlied a. a. O., Str. 1745.

65 Zu S. 28. „Der starke eschine schaft". Gottfrieds von Straßburg Tristan und Isolde, V. 9173 und das Buch der Natur von Konrad von Megenberg a. a. O. S. 324. Von dem Slintpaum (Fraxinus).

66 Zu S. 28. Hartmanns von Aue Erec, V. 7501. „er (der Sattel) was guot hagenbüechin."

67 Zu S. 29. Jeder Inhaber der drei großen Maierhöfe bei Rotenburg hatte jährlich „ainen wagen mit Raysstangen zu füren wo der gehawen wird." Urkunde v. 8. Nov. 1485. Rotenburg. Mon. Hohenb. Nr. 882.

68 Zu S. 30. Hartmann von Aue in seinem Ritter-Roman Iwein, V. 6187 ff.

„nû sach er inrehalp dem tor (einer Burg)
ein witez wercgadem stân:
daz was gestalt unde getan
als armer liute gemach;
dise spunnen, dise nâten."

69 Zu S. 30. „des wart dâ (Nachts in den Herbergen der Ritter) guotes vil verswandt
und ouch wahses vil verbrant:

man sach dâ vil manic grôzes lieht." —
„zwei grôziu lieht ûf zwei kerzstal wârn gestôzn." —
— — vnd an die wend wol hundert lieht."
Ulrichs von Lichtenstein Frauendienst, herausgeg. von K. Lachmann. S. 299. V. 5 ff. 348. V. 26 ff.

[70] Zu S. 31. „Duobus militibus, qui in eadem curte diu habuerunt residentiam cum domo et familia (Gesinde) sua." Acta S. Petri in Augia (Weissenau in Schwaben). S. 26. Ausgabe von Fr. L. Baumann.

[71] Zu S. 32. Der hohenstaufische Amman (minister) von Ravensburg hieß in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts auch Schultheiß (scultetus.) Vgl. Acta S. Petri in Augia a. a. O. S. 57. 72. Sonst findet man auch villicus und scultetus für einander gesetzt. — Das Schachzabelbuch des Konrad von Ammenhausen (Beiträge zur Geschichte und Literatur des Kantons Aargau. Herausg. v. Dr. H. Kurz u. Pl. Weissenbach. Aarau 1846 hat Bd. I Heft 2 S. 187)

„Ein schultzeisse ist in ettlicher stat,
Ein ander gegin einen amman hat."

Ganz analog findet man auch anderwärts die Verhältnisse zwischen Herrenhöfen und Städten. So gehörte in den Hof Luzern ehedem die gleichnamige Stadt, welche auf dem zu jenem gehörigen Grund und Boden stand, und der Maier desselben hatte einen größeren Wirkungskreis als sonst, auch den höheren Titel Amman (minister), wie denn in den Jahren 1252 und 1293 urkundlich genannt werden: „Her Walther der Amman, der Rat vnd du menigi (vniuersitas) der Burger von Lucerren." J. E. Kopp, Urkunden der eidgenössischen Bünde. Lucern 1835. S. 4. 150.

[72] Zu S. 33. Wir haben aus unserem Hohenberger Urkundenbuch ausgehoben, daß z. B. für eine Schuld von 3000 Pfd. Heller 300 Pfd.; ein andermal für eine von 2000 Gulden 200 Gulden jährlicher Einkünfte angewiesen wurden.

[73] Zu S. 33. Nach einer Berechnung in Mone's Ztschr. für d. Gesch. des Oberrheins Bd. II. S. 400 betrug im Jahr 1282 ein Schilling Reichsgeld nach Kölner Währung in jetzigem Gelde etwas mehr als 3 Mark. Und wirklich war die Kölnische Mark schon in dem angegebenen Jahrhundert auch in Schwaben in Handel und Wandel im Gebrauch, denn wir lesen in Sattlers ältester Geschichte von Wirtenberg, daß Graf Hartmann von Grüningen-Landau vom Stamme der Grafen von Wirtenberg 1242 die Grafschaft Albegau um 3200 M. S. kölnisch Gewicht verkauft hat.

[74] Zu S. 33. Wer sich aber hiefür weiter interessirt den verweisen wir auf unsere historisch-topographische Zusammenstellung der Grafschaft und Besitzungen des Hauses Zollern-Hohenberg in unserer Gesch. des letzteren. Stuttgart 1862. S. 367—602.

[75] Zu S. 35. Ueber diese hat auch das Schwäbische Landrecht einige Angaben in §. 217.

[76] Zu S. 36. Das Urbar der Grafschaft Hohenberg im engeren Sinne vom Jahr 1582 hat bei dem dazu gehörigen Dorfe Egisheim (O.A. Spaichingen)

diese Angabe, und bei den meisten andern Orten heißt es: „conformirt sich im Uebrigen mit Egisheim.“ Unsere Gesch. d. Grafen v. Zollern-Hohenberg 1862. S. 393.

77 Zu S. 36. Erinnert an die uralte bei den März- und Mai-Versammlungen zu entrichtende Ostersteuer. Von Maurer a. a. O. III. S. 357. Die von ganzen Ortschaften zu entrichtende Frühlingssteuer wurde sonst gewöhnlich an S. Walpurgistag erhoben (s. sogleich).

78 Zu S. 37. Zwölf solcher Heller machten einen Schilling (eine damals aber noch nicht geprägte Münze), zwanzig Schillinge ein (Rechnungs-) Pfund; war nun nach Mone's Berechnung (Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins Bd. II. S. 400) nach Kölner Währung von 1282, welche schon um die Mitte des 13. Jahrh. in Schwaben Geltung hatte und durch einen im obgenannten Jahre zwischen K. Rudolf I. und dem Erzbischof von Köln abgeschlossenen Vertrag als Maßstab des deutschen Münzwesens angenommen wurde, ein Schilling etwa 3 Mark nach jetzigem Gelde werth, so hätte einer jener Heller den Werth von jetzigen 25 Pfennigen gehabt. Vergl. dagegen Binder württemb. Münzkunde S. 16.

79 Zu S. 37. „swer über reht arme liute twinget und sie ze grôzem schaden bringet mit bete, mit ungelte, mit stiur.“ Der Renner 2266. Ein Gedicht aus dem 13. Jahrhundert, verfaßt durch Hugo von Trimberg, herausgeg. v. d. histor. Verein zu Bamberg 1833.

80 Zu S. 38. In der Urkunde, mit welcher die Pfalzgrafen von Tübingen im Jahr 1270 die Freiheiten der ihnen damals noch gehörigen Stadt Horb festsetzten, heißt es S. 48: — — „Nos fideidatione nomine juramenti prestita — — — Et heredes siue posteros nostros firmissime perpetuo obligantes, quod nunquam ab ipsis jncolis, siue hominibus singulis, aut uniuersis, nisi quod a prima fundatione ipsius municipii ab ipsis exigendum jnstitutum fuit, videlicet octoginta libras Twingensis monete, ita quod quadraginta jn vere, reliquas autem quadraginta libras in autvmpno. — — — De cetero umquam esse debeant praefati homines, vel ipsorum posteri, nobis vel nostris posteris, ad plus vel ad aliud obligati, nisi forte sine qualibet coactione ex karitate ad plus se offerant et spontanea voluntate.“ So versprach Herzog Leopold von Oesterreich beim Kauf der Grafschaft Hohenberg 1381: „ouch sullen wir sie (die Städte ꝛc.) nit zwingen daz si uns daran (an dem Kaufschilling) ze stür (Beisteuer) geben denn waz sie mit willen gern gebent. Mon. Hoh. Nr. 673 zum 29. Oktober 1381. Das Habsburgische Urbar (19. Publikation des lit. Vereins in Stuttgart) führt aber viele Beispiele davon auf, daß die von Alter gesetzte Steuer später sogar zwangsweise um ein sehr namhaftes erhöht wurde.

81 Zu S. 38. Aus der Zeit unseres Helden findet sich keine Aufzeichnung des Betrags der jährlichen Steuer des Städtchens Rotenburg; die der Stadt Horb betrug (s. Anm. 80) 1270 jährlich 80 Pfd. Heller, die des hohenbergischen Städtchens Schömberg 60 Pfund, so darf man denn muthmaßlich für Rotenburg auch 60 setzen. Die Maien- und Herbststeuer der unbedeutenden hohenbergischen Dörfer Egisheim (O.A. Spaichingen) und Schwenningen (bad.

A. Meßkirch) betrug nach einem Urbar von 1582 bei ersterem an Geld „uf Walpurgis und Martini je 5 Pfund, bei letzterem 4 und 6 Pfund und Egisheim mußte an Martini noch eine Kernen-Steuer" von 2 Malter Veesen (Dinkel) und ebensoviel Haber geben.

82 Zu S. 38. „Die kilchen ze Baden (Kanton Aargau) lihet diu hêrschaft, diu giltet (erträgt) über den pfaffen (die Pfarrpfründe) üffen (gegen) 4 „Marc silbers." Das habsburg-östreichische Urbarbuch aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts 19. Publikation des liter. Vereins in Stuttgart S. 151 und so noch an vielen andern Stellen.

83 Zu S. 38. Das Einkommen der Kirche des Dorfes Ihlingen, in welche ehedem die Stadt Horb eingepfarrt war, warf für den Patronatsherrn jährlich 140 Pfund Heller ab.

84 Zu S. 39. Unser Graf Albert trat solchen im Jahr 1284 gegen eine Entschädigung von 100 Mark Silber an das nahe Kloster Bebenhausen ab; derselbe ertrug also in Geld angeschlagen jährlich mindestens 10 M. S., was nach obiger Berechnung 1200 unserer Mark ausmacht.

85 Zu S. 40. Dazu kamen noch 2000 Stücke Gangfische (kleine Maraene, salmo maroenula und alba). Als diese nebst dem „Schirmwein" im Jahre 1518 drei Jahre hintereinander nicht gegeben worden waren, forderte Kaiser Maximilian I. als Haupt des Hauses Habsburg-Oestreich, in dessen Besitz die Grafschaft Hohenberg 1381 gekommen, den Abt Peter I. von Kreuzlingen auf, das Versäumte nachzuholen. „Archivium Wurmlinganum", Manuscript (starker Foliant) in der Pfarr-Registratur zu W. S. 167 f., enthaltend vidimirte Urkunden-Abschriften v. Jahr 1185 an, dem Verfasser freundlichst mitgetheilt von Sr. Hochw. dem dortigen Herrn Pfarrer Seb. Bauer.

86 Zu S. 41. Das Vogtrecht des zur Grafschaft unseres Helden gehörigen unbedeutenden Dorfes Nusplingen (O.A. Spaichingen) ertrug jährlich 18 Malter Kernen.

87 Zu S. 41. Dort war ein Fron- (Herren-) Hof („curia dominicalis") unseres Grafenhauses.

88 Zu S. 42. Das „Dingrodel" des unserem Helden ehedem gehörigen ansehnlichen Guts Attenthal (Ebnat) bei Freiburg im Breisgau, Mon. Hoh. Nr. 48. — Das Urbar des zur Grafschaft Hohenberg im engeren Sinne gehörigen Dorfes Egisheim (O.A. Spaichingen) nach der Erneurung vom Jahr 1582.

89 Zu S. 42. Von letzteren waren nur ausgenommen die zu den Fronhöfen der geistlichen und weltlichen Grundherrschaften wie auch der Dienstmannen unmittelbar gehörigen Güter und Leute. Interessant ist in dieser Beziehung der Vertrag, welcher, gestützt auf altes Herkommen, unter dem 25. Jan. 1463 zwischen der Herrschaft Hohenberg und dem Kloster Alpirsbach, die Dörfer Gosheim und Wehingen (O.A. Spaichingen), welche letzteres von Reichenau gekauft hatte, abgeschlossen worden. S. unsere Mon. Hoh. Nr. 864. In Bezug auf die Vogtsteuer, Gilten u. a., welche die Grafen von Habsburg als Herren zu Waldshut (am Rhein) von den in der dortigen Gegend noch im Anfang des 14. Jahrh. gesessenen „vrien liuten" bezogen, s. das Habsburg-Oestreichische Urbarbuch S. 48 ff. 19. Publikation des lit. Vereins in Stuttgart.

[90] Zu S. 43. Die Natural-Lieferungen an die fürstl. u. gräfl. Hofhaltungen bestanden noch im 15. Jahrh. So bezog Gräfin Henriette von Wirtenberg, Wittwe des Grafen Eberhard IV. und Großmutter des ersten Herzogs von Wirtenberg, laut Vertrag mit ihren Söhnen von 1423 neben jährlichen 700 fl. 572 Hühner, 57 Gänse, 250 Käse und 560 Eier.

[91] Zu S. 43. Notum sit omnibus tam presentibus, quam futuris, quod dominus de Hohinstein (abgegangene Burg bei Oberstetten, OA. Münsingen), dum semel in Pentecosten multos tam dominos, quam amicos suos connocasset et apud Hohinstein teneret magnam curiam, interessent etiam illo festo marchiones de Baden. Contulit cum consensu eorundem marchionum quosdam agros in Distelriche, quos ab eisdem habuit in feodo, sancto Petro in Avgia, presentibus Rvthardo et Marqvardo fratribus, qui tunc preerant grangie in Bernlo. Acta S. Petri in Augia a. a. O. S. 73. Die von Hohenstein waren freie Herren; die Burg Hohenstein kommt in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. indeß im Besitz der Grafen von Zollern vor. Acta etc. S. 44. 45.

[92] Zu S. 44. Die Martinshörner, ein Gebäck in Schwaben, gewöhnlich einfach Hörnle genannt, in Gestalt eines Halbmondes, welche ehedem (in den heidnischen Zeiten) geopfert wurden; Bretzel (mittellat. pretizella). Dr. H. Pfannenschmid germanische Erndtefeste S. 215 f.

[93] Zu S. 44. In Wolframs von Eschenbach Parzival heißt es 238, 445 bei Beschreibung eines königlichen Festmahles: „In kleiniu goltvaz man nam, als (wie) ieslicher spîse zam (paßte), salssen, pfeffer, agraz."

[94] Zu S. 45. Wolfram von Eschenbach läßt in seinem Parzival u. a. auftischen: „schultern unde hammen drî (Hinterschenkel)." 190. 329. — Die „Schulter" wird in dem habsburg-östreichischen Urbar neben ganzen Schweinen sehr häufig unter den Gilten ꝛc. genannt, welche Höfe zu entrichten hatten. S. 49. 21.

[95] Zu S. 45. „Ein gebraten, gefültes ferherlin." Ein Buch von guter Speise a. a. O. S. 3. Nr. 8.

[96] Zu S. 45. Stadtrecht von Meran in Haupts Zeitschrift Bd. VI. S. 418.

[97] Zu S. 45. Neithart von Neuenthal a. a. O. in v. d. Hagen Minnesängern a. a. O. III. S. 309 gibt eine sehr reiche Speiskarte für eine feine Tafel im Herbst; dabei unter andern mancherlei Fische „uz einem pfeffer heiz, vühse, kappunen, veizte schaf in einem pfeffer, guot wiltpraete', hirze, hinden, swein und huener. klar sulz von ohsen vuezen, reiger, rebhuener, fasan, groze braten lank glichsam die ellen, würst noch lenker denn ein sper, hundert eier in smalz gebachen." — Eine Bauern-Mahlzeit tischt der „Ring" des Heinrich von Wittenweiler a. a. O. S. 148 ff. auf.

[98] Zu S. 46. „Diz heizzent hünre von kryechen. Man sol hünre braten und ein fleisch eines swines, weich gesoten und gehacket under einander, und nim einen vierdung rosen (Rosinen) dor zu und nim yngber (Ingwer) und pfeffer und win oder ezzig und zucker oder honic und siede daz zu samene und gibs hin und versaltzez niht." Ein Buch von guter Spîse (aus dem 14. Jahrhundert) a. a. O. S. 2 f.

99 Zu S. 47. In einer aus dem 14. Jahrhundert stammenden Aufzeichnung des Schaffners von dem Kloster Kremsmünster (in Oestreich) über den Bedarf des Konvents an Speisen, Lebensmitteln die Fastenzeit über ist zu lesen: „Item aber (über) vastn bedorff man uf (für) minen herrn u. Convent 1700 haring." A. Schlossar, a. a. O. S. 32.

100 Zu S. 48. Ein Buch von „guter Speise" a. a. O. S. 7.

101 Zu S. 48. Daß schon im Mittelalter auch beim Baurenvolk der allgemeine Brauch herrschte auf Weihnachten mancherlei zu backen, beweist folgende Stelle in einem Gedichte des Minnesängers Neithart von Reuenthal (erste Hälfte des 13. Jahrhunderts):

„Sich, kinder, ich wil iuch wizzen lan,
Daz ich gen disen wihnahten lüzzel (wenig) gebachen hân."
v. d. Hagen Minnesänger III. S. 311. —

Und auch der Weihnachtsbaum fehlte am heiligen Abend nicht in der Hütte der „armen Leute", denn wir haben in dem alten Urbarbuch einer ritterlichen Grundherrschaft gelesen, daß die leibeigenen und hörigen Grundholden derselben auf jene Festzeit aus dem grundherrlichen Walde Tannenbäumchen erhielten.

102 Zu S. 49. Und dies war in Schwaben allgemein der Fall. So bezog laut einer Urkunde v. 11. Nov. 1264 Pfalzgraf Hugo von Tübingen von einigen Gütern jährlich 300 Stück Käse. Orig. im fürstlichen Domänen-Archiv in Sigmaringen, gefällige Mittheilung des fürstlichen Archivars E. Schnell.

103 Zu S. 49. Dem Helden Parzival und seinen Genossen wurden auf einer Königsburg, wo es allerdings in Lebensmitteln sehr knapp hergieng, vorgesetzt: neben brot, „Schultern und hammen (Bug und Schinken), kaese und Wein." Wolfram von Eschenbach 190, 328 ff.

104 Zu S. 49. Die Lehensinhaber der drei hohenbergischen Maierhöfe bei Rotenburg hatten nach altem Herkommen das Recht, jährlich zwei Morgen Feld mit „wyken, bonen, rieben oder erbsen" zu bebauen, ohne der Herrschaft etwas davon geben zu müssen. Mon. Hoh. Nr. 882 zu 8. Nov. 1485. — Vergleiche Heinrichs von Wittenweiler Gedicht aus d. 15. Jahrhundert genannt „der Ring" (23. Publikation des lit. Vereins in Stuttgart) S. 148 ff., was die Bauern in Schwaben gegessen haben.

105 Zu S. 49. Konrads von Weinsberg Einnahmen- und Ausgaben-Register 1437. 1438. S. VI. 18. Publikation des lit. Vereins zu Stuttgart.

106 Zu S. 50. Unser bekanntes altes Kochbuch u. a. enthält S. 5 f. ein ausführliches Recept, wie guter Met zu machen.

107 Zu S. 50. Doch läßt Heinrich Wittenweiler in seinen dem 15. Jahrhundert angehörigen Gedicht „der Ring" a. a. O. bei der schwäbischen Bauernhochzeit in „Lappenhausen" Wein, „mett und pier" auftischen.

108 Zu S. 51. Ausgabe von Fedor Bech, Bd. III. S. 32.

109 Zu S. 51. Bei einem festlichen Mahle an des Königs Hof wurden geboten: „môraz, win, sinopel rot." Wolframs von Eschenbach Parzival. 239, 451.

110 Zu S. 52. Vergleiche auch S. 279 des 1. Bandes und Anmerkung 7 zu Abschnitt 10.

111 Zu S. 53. „Der Ring" von Heinrich Wittenweiler a. a. O. S. 160.

[112] Zu S. 54. J. Grimms Weisthümer Bd. III. S. 607 f. „Aussage über Oringen" anno 1253. Wie viel bei solchen hohen Besuchen, welche Könige, Fürsten und Grafen ihren Höfen abstatteten, aufgieng, mag aus folgenden Angaben ersehen werden: Unter K. Heinrich VI. (1190—1197) hatten die Königshöfe in Franken und Baiern auf eine solche Zeit zu liefern: 40 Schweine, 7 Milchschweine, 5 Kühe, 50 Hühner, 10 Gänse, 50 Eier, 90 Käse, 5 Pfd. Pfeffer, 10 Pfd. Wachs und 4 große Faß Wein. Maurer, a. a. O. Bd. III. S. 279.

[113] Zu S. 56. J. Grimms Rechtsalterthümer u. v. Arx, Geschichten des Klosters St. Gallen Bd. I. S. 444.

[114] Zu S. 56. „Der Statt zu horuw Herkommen." Pergament-Handschrift aus dem 14. Jahrhundert, abgedruckt im Anhang unserer Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen S. 253.

[115] Zu S. 57. „Es soll unde mag ein kastvogt (des Klosters Seckingen am Rhein) wenden allen den breften und allen den schaden, den das gotshûs ze Seckingen hête oder hân möhte von den eptissen oder von dem capitel mit verkoufen oder mit deheiner slachte andere sachen, diu dem gotshûse mag schedelig gesin." Habsburg-östreichisches Urbarbuch aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts 19. Pulikation des lit. Vereins in Stuttgart. Mon. Hoh. Nr. 74. 75. 90. 99.

[116] Zu S. 57. „daß gotzhuß (Alpirsbach) git 1488 järlich minem gnedigen hern zu Wirtenberg (damals Graf Eberhard im Bart) kernenstür ze schirmgelt iiij malter, vj fiertel Kernen, iiij malter vj fiertel habern vnd ij lib. ij ß. hl. von der nider tobel wegen." (Niederdobel Weiler, zum Pfarrdorf Hopfau, O.A. Sulz gehörig.) Reyscher altwürt. Statutar-Rechte. S. 43. —

[117] Zu S. 57. Der Abt von Alpirsbach hatte als Grundherr von Hopfau u. Niederdobel das Recht, jedes Jahr selb dritt mit zwain winden vnd ainem vogelhund in den dortigen Maierhöfen herberge zu nehmen und einen biderman dem er vf dem veld begegnet, mit im dahin zu laden, aber er soll im nit in den zam (Zaum) griffen, daß er in mit ihm ziehen well." Reyscher a. a. O. S. 43.

[118] Zu S. 58. Im Jahr 1240 verkaufte solche Graf Wilhelm von Tübingen um 200 Mark S. an den Bischof Heinrich von Constanz. In demselben Jahr gab dieser eine Münzordnung, nach welcher 20 Mark Silber den Werth hatten von etwa 850 Mark unserer jetzigen Münze.

[119] Zu S. 58. König Albrecht I., K. Rudolfs Sohn und Graf Alberts Neffe, verspricht dem Ritter Burkard von Ellerbach (bei Burgau in Baiern) für seine Dienste 200 M. Silber und versetzt ihm dafür seinen und des Reiches Hof Colberg." Böhmers regesta imperii. Stuttgart 1844. S. 249.

[120] Zu S. 59. Böhmers regesta imperii 1844. S. 224. — Stälin, wirt. Gesch. III. S. 98.

[121] Zu S. 59. K. hatte „von alters ain Hochgericht, auch über das bluot zu richten." Urkde. von 1562. Reyscher altwirt. Statutar-Rechte S. 544. In Betreff von Kl. E. und Epfendorf s. oben. Altdorf gehörte indeß zur Landvogtei über Oberschwaben, welche zu Alberts Zeiten ein Graf von Werdenberg-Montfort bekleidete.

[122] Zu S. 59. Der König hatte nämlich von unserem Grafen die Neuen-

burg (Neuenbürg im K. Württemberg) und die halbe Burg Kirchberg bei Ulm um 910 Mark Silber gekauft, blieb aber den ganzen Kaufschilling schuldig. Und noch 1331 war diese Pfandschaft von dem Reiche nicht eingelöst, im Gegentheil erhöhte Kaiser Ludwig die Pfandschaft um 1000 Pfd. Münchner Pfennig und bald darnach erwarb solche die Reichsstadt selbst. Mon. Hoh. Nr. 103. Unsere Gesch. d. Gr. v. Hohenberg. S. 420 f.

123 Zu S. 60. 1336 verkauften die Grafen von Hohenberg Köngen mit Boihingen um 4500 Pfd. Heller. 1354 waren Burg und Stadt Haigerloch nebst der Stadt Ebingen verpfändet zu 4250 M. S. Constanzer Gewicht und 200 Heller, ein Theil der oberen Stadt Haigerloch allein zu 900 Mark Silber. 1293 verkaufte Graf Albert seine Herrschaft Wieseneck um 1020 Mark Silber Freiburger Gewichts. Mon. Hoh. Nr. 135. 375. 513. Ueber die Herrschaft Hewen das habsburg-östreichische Urbarbuch a. a. O. f. S. 288.

124 Zu S. 60. Laut einer Urkde. vom Jahr 1312 (Mon. Hoh. Nr. 227) betrug dagegen das Heirathsgut einer Tochter des Ritters Albrecht von Owe 80 Mark Silber Rotweiler Währung. Dieses war, da die 80 Mark Silber damals gleich 240 Pfd. Heller waren und der damalige Schilling etwa den Werth von einer jetzigen halben Mark hatte, 2400 Mark.

125 Zu S. 61. „Ez sol ein dienstman ze reht haben sin vnd witze, daz er mit êren sitze an des lantfürsten rat." Seifried Helbling, 8, 121. Lütold der Schenk von Landegg (im Thurgau, Schweiz) verschreibt sich 1383 dem Grafen Rudolf von Hohenberg zum Lehensman, und der Lehenbrief läßt ihn sagen: „ich han öch — gesworn des vorgenanten mines herren reht ze sagen vnd ze ertailen an allen den stetten da ich dez gefraget wird." Mon. Hoh. Nr. 685.

126 Zu S. 61. 1183. „Ego Diethelmus Augensis abbas (bestätigt) consensu fratrum meorum et ministerialium communicato consilio" die Stiftung eines Armen- und Fremdenhospiz auf dem St. Michaelsberg bei Ulm durch den Dynasten Witegow von Alpeck. Ulmer Urkundenbuch Nr. 15. 1191. „Ego Otacher dei gratia dux Stirie — notum facio, qualiter consilio meorum ministerialium scilicet Herrandi dapiferi mei de Wildonia — — marscalci — — camerarii — die Marktordnung (seines Vaters) für Enns — renovavi et firmavi." Ulmer Urkundenbuch Nr. 18.

127 Zu S. 61. Acta S. Petri in Augia a. a. O. S. 67 f. 72.

128 Zu S. 62. Acta S. Petri in Augia a. a. O. S. 57.

129 Zu S. 62. 1283. „Nos Otto et Ludewicus fratres comites palatini de Tvwingen — quod nos proprietatem duarum curiarum que site sunt in villa Halphingen (Hailfingen O.A. Rotenburg) — quas Eberwinus Scultetus de Dornstetten (O.A. Freudenstadt) et Hugo filius suus a nobis iure feodali possiderunt et adhuc possident — Luigardi relicte quondam Marquardi iunioris de Buttelbrunne (Bittelbronn O.A. Horb), Sophie et Gertrudi filiabus suis rite — de consensu ac plena voluntate avvunculj nostri — H. illustris comitis de Furstenberg ac ministerialium nostrorum duximus conferendas." Es folgt nun eine lange Reihe von Zeugen aus der Dienstmannschaft der Grafen von Tübingen. Urkundenbuch unserer Gesch. der Pfalzgrafen von Tübingen. Nr. 47.

Erntkorn. Urbar des Dorfes Egisheim von 1582. Vergl. auch die Bestallung des Hans Lienhard von Reischach zum Vogt zu Asperg 1516. Reyscher, altwürttemb. Statutar-Rechte S. 115.

150 Zu S. 69. Errichtung und Einsetzung eines Gerichts zu Altdorf im Schönbuch vom Jahr 1300. — Kundschaft in Betreff der gutsherrlichen Rechte des Klosters Bebenhausen zu Neuweiler vom Jahr 1313. Reyscher, alt-württ. Statutar-Rechte S. 186 f.

151 Zu S. 69. Urbar der hohenbergischen Dörfer Egisheim, Werenwag &c. a. a. O.

152 Zu S. 70. Urkunde vom 17. August 1226. Mon. Hoh. Nr. 27.

153 Zu S. 70. Urkunde vom 4. April 1289. Mon. Hoh. Nr. 119.

154 Zu S. 70. „Ban" (Bann) bezeichnet Gebot und Verbot unter Strafandrohung, insbesondere das Gebot, vor Gericht zu erscheinen, ferner die richterliche Gewalt und die von dieser zuerkannte Strafe, endlich die jemand (ausschließlich) in einem gewissen Bezirk zustehende Gerichtsbarkeit. Davon die Zusammensetzungen: Blutbann, Heerbann, Wildbann, Mühlbann u. A. — Twing bedeutet Gebiet, Bezirk, Markung eines Orts. In Betreff der gräflichen Gerichtsbarkeit der gemeinfreien Leute s. Habsb. östr. Urbarbuch S. 50 f. „Item allú geriht inrent twing vnd ban des gotzhus (St. Blasien im Waldamt) ane tube (Diebstahl) vnd totwunden." J. Grimms Weisthümer, Band IV, S. 487. Bd. V. S. 103. Nach dem schwäbischen Landrecht u. a. O. §. 174 und anderen Weisthümern waren indeß blutende Wunden überhaupt der niederen Gerichtsbarkeit entzogen.

155 Zu S. 71. Das habsburg-östreichische Urbarbuch führt S. 47 zwei „Dinghöfe" (Fronhöfe, in welchen Gericht gehalten worden) auf, in welche je drei Dörfer gehörten.

156 Zu S. 71. „Ze Nidern-Swerzstat hât der truchsesse von Rinvel den twing unde ban ze lêhen von der hêrschaft (Habsburg). Ze Obren-Swerzstat hât der von Wielandingen twing unde ban ze lêhen von der hêrschaft." Habsburg-östreich. Urbarbuch a. a. O. S. 44. Ober- und Niederschwörstädt im badischen Bezirksamt Seckingen.

157 Zu S. 71. Mit der Vogtei des hohenbergischen Dorfes Gruol bei Haigerloch war 1311 Konrad von Weitingen belehnt. — Gericht und Vogtei des Dorfes Rexingen (O.A. Horb), „Manlehen" des Dietrich Böcklin, Schultheißen in Horb. Urkunde vom 3. April 1290. Mon. Hoh. Nr. 122.

158 Zu S. 71. Siehe unten bei dem gräflichen Landgericht.

159 Zu S. 71. Das habsburg-östreichische Urbarbuch a. a. O. sagt von den zur Grafschaft Habsburg im Aargau gehörigen Dörfern: „diu hêrschaft rihtet von der grafschaft wegen diub unde vrevel." S. 143 ff.

160 Zu S. 71. Schwabenspiegel, schwäbisches Landrecht a. a. O. §. 92. 103. 115. 119.

161 Zu S. 71. So im Jahr 1504 das Kloster Alpirsbach; Konrad Thumb von Neuburg 1511 mit dem Blutbann zu Stettenfels (O.A. Besigheim). Reyscher, alt-württ. Statutar-Rechte S. 48. 223. Die ritterschaftlichen Adelsgeschlechter von Ehingen und Owe.

[162] Zu S. 72. Schwäbisches Landrecht des Schwabenspiegels a. a. O. §. 174. 176. 254. 301. 313. 367. I.

[163] Zu S. 72. Schwäbisches Landrecht §. 174. 176. 201.

[164] Zu S. 73. Urkundlich ist wenigstens überliefert, daß Graf Albert Walther von Falkenstein im Höllenthale mit dem Gericht über „dübi und frevel" in Attenthal (Dorf und Dinghof, jetzt Ebnet bei Freiburg) belehnt hat. Unten werden wir wenn auch aus späterer Zeit den Vogt der Burg Hohenberg als Stellvertreter des Landesherren auftreten lassen. Mon. Hoh. Nr. 48. Gleiches hat unseres Helden Schwager als Graf gethan. „1273, mense Junio; ind. I. Hermannus Nobilis de Bonstetten, Vicem Lantgrafii gerens in Ruistal. — Quod cum ego, auctoritate illustris viri Domini mei Rudolfi Comitis de Habsburg et de Kiburg, Lantgravii Alsatie et Argovie, super homines liberos in Ruistal dinoscar ius Advocatie habere ac iudiciariam potestatem. — — Acta sunt hec apud Nordinchon." Kopp, Urkunden zur Gesch. der eidgenössischen Bünde. Luzern 1835. S. 10.

[165] Zu S. 73. Sulger sagt auch in seinen „Annales Monasterii Zwifaltensis" S. 233. Die Vogtei von Zwiefalten seie Graf Albert abgenommen worden, weil er, mit verschiedenen Kriegen beschäftigt, das Kloster sehr mangelhaft geschützt habe.

[166] Zu S. 73. S. den auf Verhältnisse „von Alter her" gegründeten Vertrag zwischen der Herrschaft Hohenberg und dem Kloster Alpirsbach, die Dörfer Gosheim und Wehingen (O.A. Spaichingen) betreffend vom 25. Januar 1463. Mon. Hoh. Nr. 864. Auch sonst wurde es so gehalten. Als Werner, der Keller des dem Frauenstift zu Zürich gehörigen Dinghofes, zu Bosiwile zu Gericht saß, und die Hubner und wer sonst auf des Hofes Gütern gesessen, vor ihm standen, waren u. a. auch anwesend Herr Walther von Hünenberg, welcher die Vogtei des genannten Dorfes vom Hause Oesterreich zu Lehen getragen, und dessen Bruder, ein Edelknecht. — Was alles zu dem Hofe, insbesondere zu dem Amt und Recht des Kellers gehörte, s. Kopp, Urkunden zur Gesch. der eidgenössischen Bünde. Luzern 1835. S. 95.

[167] Zu S. 73. Abt Walafried von Reichenau bestimmte 843 gewisse Jahreseinkünfte von W. zur Bestreitung des klösterlichen Haushalts. Am 4. April 1355 verkauften Abt und Convent von Reichenau an das Kloster Alpirsbach „Wähingen das Dorf und Gosheim das Dorf und mit Namen den Kelnhof zu W. und den Hof zu G. und darnach alle die Leute, Güter, Gelder ꝛc., die zu denselben zweien Dörfern und Kelnhöfen hörent." S. Wirt. Urkundenbuch I. 44. 59. 124. 125. Mon. Hoh. Nr. 532. Oberamtsbeschreib. v. Spaichingen.

[168] Zu S. 74. Vor den Keller gehörte nur: „was spenne güterhalb in die kelhöf gehörig zwuschent den armen lüten herwuchsen das nit die ere (Verbal- und Real-Injurien) antreffent were, vnd was freueln sich in den gerihten (Zwing und Bann) oder sust mit worten oder wercken machten, dieselben freuel vnd buhsen gehörent einem vogtherren zu vnd der hat darüber ze richtent." Der Vertrag vom 25. Januar 1463. s. a. a. O. — „Ze Mellingen (in der Grafschaft Habsburg) in dem dorfe vor dem tore dâ sol diu hêrschaft rihten diub und vrevel." Habsburg-östreichisches Urbarbuch S. 144. — „Dis sint die recht und alten ge-

wonheiten des gotzhuß ze S. Blasien in sinem dinghof ze Riehen (im Wiesenthal zwischen Basel und Lörrach). des ersten sol ein amptman — järlich in dem vorgenannten dinghof drü geding (gericht) han — — und solches des marggrafen (von Hachberg) vogt verkunden. der sol ouch dar komen uf den tag als im verkunt ist und nebent dem amptman sitzen das gericht uß und sol im da gewalts vor sin. — Komet ouch uf den gedingen ein frevel ze richten und erkent wird, daz ez ein frevel ist, nach umfrag des amptmans, so sol der amptman den stab von im geben einem vogt der neben im sitzt, der sol den umb die frevel richten." J. Grimms Weisthümer Bd. V, S. 57 f.

169 Zu S. 74. „Dâ ist auch ein dinghof ze Murc (Pfarrdorf im badisch. Bezirksamt Seckingen am Rhein), der rüeret von Seckingen (gehört dem Kloster Seckingen, dessen Kastvogtei das Grafenhaus Habsburg hatte); über den ist der von Wielandingen meiger (Maier), der hat da twing unde ban: diu hêrschaft ist aber darüber vogt und rihtet dâ diub unde vrevel." Habsburg-östreich. Urbarbuch S. 46. „Der kastvogt von Seckingen ist vogt über des hoves liute unde guot ze Horneschon (Hornussen, früher Hornesheim, Pfarrdorf im Aarg. Bezirk Laufenburg) und hât diub unde vrevel ze rihten und alle sachen, von den diu mêre buos gefallen mag unde sol der meiger bi im sitzen. der meiger nimet der buosse zwêne teil unde der kastvogt den dritten." — „Ein brobst (von Münster) hât in dem dorfe ze M. alliu gericht ane diube vnde tötslage, die sol ein vogt rihten uswendig etters desselben dorfes." Habsburg-östreichisches Urbarbuch, S. 41. 99.

170 Zu S. 75. Wenn die Grafen von Habsburg (Kyburg) als Kastvögte über das Collegiatstift Münster (Flecken und Kreisort im Luzerner Amt Sursee) „ze Meien und herbeste" in M. Gericht gehalten, so erhielten sie „je das Mâl mit XL. Rossen." Oestr. Urbarbuch S. 200. Ein anderes Kloster hatte seinem Schirmvogt vorgeschrieben, er dürfe nur mit zwölf Rossen zum Vogtgericht kommen.

171 Zu S. 75. Grimms Rechtsalterthümer S. 213 u. 795 f. Und unser Fall ist ein von Grimm nicht gekannter Beleg.

172 Zu S. 77. Urkunde zum 1. Febr. 1264. Dat. Rotenburg. Mon. Hoh. Nr. 45.

173 Zu S. 78. Urkunde vom Jahr 1267. Mon. Hoh. Nr. 50.

174 Zu S. 79. Daß bei dergleichen Regierungs-Geschäften unser Held eine sorgfältige Berathung mit seiner Umgebung anzustellen pflegte, beweisen bei einem Fall vom Jahr 1258 die Worte der darüber ausgestellten Urkunde: „Notum facimus quod nos inuestigata diligencius ueritate a quampluribus nobilibus militibus et alijs fide dignis inuenimus". — In Betreff der Entscheidung des Streits über der Wiese in Steina sagt die betreffende Urkunde: „habito consilio discretoque."

175 Zu S. 79. Urkunden Nr. 37 und 39 der Mon. Hoh.

176 Zu S. 79. Mon. Zoll. I, Nr. 198.

177 Zu S. 79. Bei sonstigen Verkäufen von Lehen, zu denen der Lehensherr seine Zustimmung gegeben, wurde der Käufer damit belehnt. Vgl. Mon. Hoh. Nr. 680. Schwäbisches Lehenrecht a. a. O. §. 21. Hie und da gab der

Lehensherr seine Zustimmung nicht, außer wenn der Verkäufer ihm ein Eigen zu Lehen verschrieb. Schwäb. Lehenrecht §. 21 und Mon. Hoh. Nr. 31.

[178] Zu S. 80. Mon. Hoh. zu 1269. Nr. 54. 56. 57.

[179] Zu S. 80. Mon. Hoh. Nr. 114.

[180] Zu S. 81. Bodmann, codex epistolaris Rudolfi I. rom. regis. S. 166.

[181] Zu S. 81. Hauptquellen und Hilfsmittel. „Der Schwabenspiegel" (Schwäbisches Land- und Lehenrecht). Nach einer Handschrift vom Jahr 1287, gefertigt im Breisgau von einem Diakon. Mit Zusätzen anderer Handschriften herausg. von Dr. F. L. A. Freiherrn v. Laßberg, durch ein Vorwort von Dr. A. L. Reyscher eingeleitet. Tübingen, L. F. Fues 1840. — Deutsche Rechts-Alterthümer von J. Grimm. Göttingen 1828. Ed. Osenbrüggen, das alemannische Strafrecht im Mittelalter. Schaffhausen 1860. — G. L. Maurer, Geschichte des altgermanischen öffentlich-mündlichen Gerichtsverfahrens. Heidelberg 1824. — M. Freiherr von Freyberg über das altdeutsche öffentliche Gerichtsverfahren u. A. m.

[182] Zu S. 81. Daher u. A. auch „placitum", nicht bloß der dabei gefaßte Beschluß (id quod placuit) der Versammlung, sondern auch diese selbst so genannt.

[183] Zu S. 81. Das alte schwäbische Landrecht hat darüber diese verschiedenen Angaben.

[184] Zu S. 81. Schwäbisches Landrecht a. a. O. §. 369.

[185] Zu S. 82. Die älteste bekannte Gaugerichtsstätte der Pfalzgrafen von Tübingen (schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts) war „in campo" an des „richs u. kuniges stras" bei dem Dorfe Reusten im Ammerthal. Es ist dies die noch deutlich zu verfolgende römische Heerstraße, welche nach Solicinium (Sumlocenne), das heutige Rotenburg, führte. Und noch in unserem Jahrhundert waren die steinernen Bänke des Landgerichts vorhanden. — So hielt Graf Hartmann von Dillingen (baierisch Schwaben) als Reichsvogt über Ulm und Gebiet bald beim „Stein" in Langenau (O.A. Ulm), bald „unter der Linde" bei Bermaringen (O.A. Blaubeuren), bald endlich „beim Stein" von Ringingen (eben dort) sein Landgericht. Urkunde vom Jahr 1255. Jäger, Geschichte von Ulm im Mittelalter S. 726. — „Ich Conrat von Gundelfingen, der lantrichter mins herrin gravin Ebirhartis von Wirtinberc, saz zi girihti an dem lantdagi zi Kannistat zi staini" 1300. Reyscher altwürt. Statutar-Rechte S. 4.

[186] Zu S. 83. In einer Urkunde des Bischofs Konrad von Constanz vom Jahr 1213 in Sachen der Wurmlinger, ehedem dem Kloster Kreuzlingen (eben bei C.) gehörigen Kirche heißt der Ort zweimal „Sulikin" und ebenso oft „Sulkin", sonst auch „Sulichin" u. „Sulchen". „Archivium Würmlinganum" a. a. O. fol. 4 f. u. Mon. Hoh. Nr. 45 zu 1264. — Temporibus Caroli M., Imperatoris Francorum praedictus vir (Meginradus, der h. Meinrad) in alemannia natus est in pago quem ex uilla Sulichi Sulichkewe uocavit antiquitas". So die „vita antiquissima S. Meinradi" nach der in der Stiftsbibliothek zu Einsiedeln aufbewahrten Pergament-Handschrift aus dem 11. Jahrh., von der Graf Stillfried ein Facsimile gibt in den von ihm herausgegebenen

„Alterthümern und Kunstdenkmalen“ des erlauchten Hauses Hohenzollern. Neue Folge. Erster Band. I. St. Meinrad. — Der Name der villa Sulichin oder Sulikin ist unzweifelhaft aber aus „Solicinium“ entstanden, wie die namhafte römische Colonial-Stadt hieß, welche in den ersten zwei bis drei Jahrhunderten auf der Stelle von der heutigen Oberamtsstadt Rotenburg-Ehingen und auf den Feldern um die jetzige Sülchen-Kapelle gestanden. Vergl. Anm. 21, Abschn. 6, Bd. I.

187 Zu S. 83. Althochdeutsch: Hlaio, hlêo, lêo; mittelhochdeutsch: lê — hochliegender, freier Platz, Hügel, Grabhügel, Grabstein, Grabdenkmal! Pirhto (Birhto) und Birhtilo sind nahe verwandt mit Perahtolt, woraus später Berchthold (Bertold) geworden. Diese Namen waren heimisch bei einem mächtigen, weit verzweigten Grafengeschlecht, dessen Amtsbezirk den Landstrich von Tuttlingen (die Bertoldsbaar) umfaßte, und auf das die Grafen von Tübingen zurückzuführen sind (s. B. I. S. 22 f.). Jener Birhto, dessen Name im Birhtinlê verewigt ist, kann daher wohl ein Ahnherr des Pfalzgrafen Rudolf gewesen sein, und die Stätte eine besondere, vielleicht damals noch gekannte Bedeutung für dessen Haus gehabt haben.

188 Zu S. 84. S. J. Grimms Rechtsalterthümer S. 433 f. und Ludwig Uhlands Schriften der Dichtung und Sage. Bd. 8. S. 600 ff.

189 Zu S. 84. Die betreffende Urkunde sagt ausdrücklich: „placitum quod dominus R. de Tuvvingen pallatinus cum filiastro suo B. comite pro dote filie sue in Birhtinle conuenientibus ibidem multis nobilioribus habuit.“ Urkundenbuch unserer Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen S. 11.

190 Zu S. 84. Eine Urkunde vom Jahr 1312 hat die Notiz: „ein wingarten, der da lit ze Winolfzhain vnder dem lantag“, und eine andere von 1328 berichtet, ein Einwohner von „Winolfeshain und dessen eliche wirtinne haben verkouft eine ewige Weingilt vf unsere berge der dâ haisset, du ebni an dem lant tage.“ Mon. Hoh. Nr. 230 u. 311.

191 Zu S. 85. Wenn der Dynast Gotfried von Hohenlohe um die Mitte des 13. Jahrh. nach Oehringen zum Landgericht kam, so hatte er ein Gefolge von 32 Rittern bei sich, aus welchen er seine Schöffen nahm. S. Grimms Weisthümer Bd. 3. S. 607 f. — So sieht man auch auf zwei „Landgerichten“, welche Pfalzgrafen von Tübingen im 14. Jahrh. in Sachen freiwilliger Gerichtsbarkeit ihrer Lehensleute abgehalten, sieben solcher als Schöffen auftreten. Und bei „dem 1378 in die Stadt Rotenburg verlegten Landgericht hatten Schultheißen und Richter derselben in allen Sachen mit Rittern vnd edeln leuten recht vnd vrteil zu sprechen.“ Mon. Hoh. Nr. 648.

192 Zu S. 85. Von dem althochdeutschen biotan und mittelhochdeutschen bieten. Unsere Zeit kennt noch den Bütel als Amtsdiener des Dorfschultheißen.

193 Zu S. 86. Schwäbisches Landrecht a. a. O. §. 175.

194 Zu S. 88. Ottokars (von Horneck) Reim-Kronik. Kap. 201, S. 184. So zeigt auch ein Siegel des Grafen Egino von Urach an einer Urkunde vom Jahr 1228 denselben als Richter auf einem sonderbar geformten Stuhle sitzend. Fürstenbergisches Urkundenbuch I. Nr. 354, herausgeg. von Archivrath Dr. S. Riezler in Donaueschingen. Dr. L. Freiherr von Ledebur meint aber in seinen

„Bemerkungen zum sphragistischen Album des Fürsten von Hohenlohe-Waldenburg“ (s. das von ersterem herausgegebene „Archiv für Deutsche Adelsgeschichte“ Bd. I, S. 362), der Riß in dem mangelhaft erhaltenen Siegel da, wo die rechte Hand auf dem Knie ruhe, solle andeuten, der gräfliche Richter habe den Griff des horizontal über die Kniee hin gelegenen Schwertes gehalten. — Auf einem Siegel von unseres Helden Vater vom Jahr 1251, welches denselben in richterlicher Tracht und Haltung vorstellt (s. unsere Mon. Hoh. Nr. 35) hat derselbe die Beine nicht übereinander geschlagen, dagegen in der Rechten einen Stab, während ein freier Herr von Roßwag auf einem im St.-Archiv in Stuttgart befindlichen Siegel, das ihn in richterlicher Funktion darstellt, in der Rechten ein bloßes Schwert, die Beine aber auch nicht übereinandergeschlagen hat. Vgl. auch den „Anzeiger für deutsche Vorzeit“ 1876 S. 137. Archivrath Dr. Stälin in Stuttgart hatte die Freundlichkeit, uns das hohenbergische Siegel von 1251 sowie das Roßwag'sche vorzulegen.

195 Zu S. 90. Das corpus delicti, im schwäbischen Landrecht „der Schub“, mit dem man einen Verbrecher der That überwiesen.

196 Zu S. 90. Pfalzgraf Hugo von Tübingen ließ bald nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts Dienstmannen, welche in Möhringen auf den Fildern saßen und Straßenraub trieben, aufhängen. S. unsere Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen 1853. S. 92.

197 Zu S. 90. Daß es im 13. Jahrhundert Raubritter gegeben, dafür haben wir für die Unglaubigen, die es für ein „Ammenmährchen“ erklären, an andern Orten Zeugnisse (s. S. 391 f. Bd. I.) von Zeitgenossen aus dem Stande des ritterschaftlichen Adels selbst beigebracht.

198 Zu S. 90. Anregung zu dem vorstehenden Fall haben uns die §§. 42. 43. 144. 234 des Schwäbischen Landrechts a. a. O. gegeben. Und die Notiz der gleichzeitigen Sindelfinger Kronik zum Jahr 1283: „castrum in Boltringen circa Jacobi destructum est“, könnte mit einem Vorfall der Art in Zusammenhang gebracht werden.

199 Zu S. 90. Anregung und Anhaltspunkte zu dieser unserer freien Ausführung haben uns die §§. 79. 104. 233. 299 des Schwäbischen Landrechts a. a. O. geboten.

200 Zu S. 93. 94. So nach dem schwäbischen Landrecht. Einem auf K. Rudolfs Reichstag zu Erfurt am 10. Sept. 1290 gefällten Rechtsspruch zufolge sollte indeß ein mit Kampfrecht Angesprochener seine Unschuld durch einen Reinigungseid beweisen können, außer bei Hochverrath. Böhmers Regesten.

201 Zu S. 96. Auch die peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. vom Jahr 1532 (herausg. v. Dr. H. Zoepfl, Heidelberg 1842) schreibt im Punkt XX ausdrücklich vor: „Item wo nit zuuor redlich anzeygung (mindestens durch einen Zeugen) der missthat, darnach man fragen wolt, vorhanden, vnd beweist wurde, soll niemants peinlich gefragt (verhört) werden.“ In grellstem Widerspruche hiemit standen aber die noch bis in's achtzehnte Jahrhundert hereinreichenden Hexenprocesse.

202 Zu S. 96. Das Geschenk, welches der Ehemann seiner jungen Frau am Morgen nach der Hochzeit, „des morgens an dem bete oder so er ze tische

gat für ire höhste er" (als munus virginitatis) gegeben und stets ihr Eigenthum blieb. So erhielt Kriemhilt von ihrem Gemahl Sigfrit den Nibelungenhort (den unermeßlichen Goldschatz) zur „morgengäbe." Nibelungenlied V. 1129 ff. J. Grimm, Rechtsalterthümer S. 441 f. — Graf Rudolf I. von Hohenberg, ein Sohn unseres Helden, verschrieb seiner dritten Gemahlin zur Morgengabe 300 Mark Silber auf seine Burg Werstein. — Graf Otto von Hohenberg (Nagold) versicherte seiner Gemahlin Kunigunde, einer geb. Gräfin von Werthheim, Morgengabe im Betrag von 2000 Gulden auf seine Stadt Haiterbach. Mon. Hoh. Nr. 333. 470. Das schwäbische Landrecht a. a. O. hat in §. 18 in Betreff des Betrags der Morgengabe folgende Angaben: „So git der vrie herre daz hvndert marche giltet ze morgen gabe siner frowen. ich mein fursten vnd ander hohe vrie herren. Die miteln herren vrien mugen geben daz zehen marche giltet. Die dienstman der fursten daz fünf marc giltet. swaz anderre liute ist die mugen niht geben wan daz beste phaert, oder ros oder ein vihe. ist ein eigen man ritter er mac niht mere geben wan ein ros oder ein vihe. Der gebure der vri ist, und ander vrie liute, die niht ritter sint, die mugen geben ze morgengabe ir wiben ros, rinder und ie niuwan eins. und zehen marc. Der eigen man mac nit geben wan ein schaf. oder eine geiz. oder fiunf schillinge siner lantpfennige."

203 Zu S. 97. Anregung und Stoff hat uns hiezu gegeben eine Urkunde vom Jahr 1328 über eine derartige mit allem Ceremoniel geführte Verhandlung auf einem Landgericht des Grafen Burkard von Hohenberg, Enkels von unseres Helden Bruder. Mon. Hoh. Nr. 310.

204 Zu S. 97. Schwabenspiegels Lehenrecht §. 55.

205 Zu S. 97. Schwäbisches Landrecht §. 304. Maurer a. a. O. S. 247.

206 Zu S. 98. Schwäbisches Landrecht §. 181. 182. 221.

207 Zu S. 98. Schwäbisches Landrecht §. 193.

208 Zu S. 98. Schwäbisches Landrecht §. 193 f.

209 Zu S. 98. Schwäbisches Landrecht a. a. O. §. 192. 363. II. 370.

210 Zu S. 99. §. 215 des Schwäbischen Landrechts bezeichnet eine derartige Angelegenheit ausdrücklich als eine solche, welche vor den „lantrichter" gehöre.

211 Zu S. 99. Schwäbisches Landrecht §. 143. 364. I.

212 Zu S. 100. Des „Bahr- oder Totengerichts" erwähnt zwar das schwäbische Landrecht und die meisten andern derartigen Quellen des früheren Mittelalters nicht, doch wird dessen in Ruperts Rechtsbuch ausführlich gedacht. (Vergl. M. Frhr. v. Freyberg über das altdeutsche Gerichtsverfahren S. 115.) Und noch im 16. Jahrhundert galt es in Gerichten verschiedener Länder, z. B. der Schweiz, Steiermarks, Englands und Schottlands. Vgl. J. Grimms Rechtsalterthümer S. 930 f. Daß dasselbe aber auf sehr altem deutschem Volksglauben namentlich auch in Schwaben beruhte, geht aus folgenden Stellen des Nibelungenlieds und des schwäbischen Minnesängers „Hartmann von Au" Ritter-Roman „Iwein" klar hervor. Als der starke Sigfrit, Kriemhildens Gemahl, von dem grimmen „Hagen", des Burgunden Königs Günther von Worms „Mann", ermordet worden war, man den Todten in einem Sarge in das Münster zu Worms gebracht hatte, König Günther mit seinen Mannen auch dahinkam, um seine

Theilnahme zu bezeugen und zu seiner Schwester K. sagte, von seinen Leuten sei Sigfrit nicht getödtet worden, sprach Kriemhilde:

„die wellen sîn unschuldic, die heizet nâher gên zuo der bâre, daz wir die wârheit verstên (erkennen)."

Und das Nibelungenlied berichtet darauf:

Daz ist ein michel (großes) wunder; vil dicke (oft) ez noch geschiht;
swâ man den mortmeilen (des Mordes Schuldigen) bi dem tôten siht,
sô bluotent in die wunden, als ouch dâ geschach.
Dâ von man die schulde dâ ze Hagenen gesach
Die wunden vluzzen sêre, alsô si tâten ê

(als Günther mit seinen Mannen, darunter Hagen zur Bahre kam)." V. 1055 ff. Holtzmanns Ausgabe. —

„Nû ist uns ein dinc geseit
vil dicke vür die wârheit,
swer den andern habe erslagen,
und wurder (wird er) zuo im getragen,
swie lange er dâ vor waere wunt (verwundet),
er begunde bluoten anderstunt (noch einmal).
nû seht, alsô begunden
im bluoten sîne wunden,
dô man in (den Todten) in das palas truoc:
wand' (da) er (der Mörder) was bî im (in s. Nähe) der in sluoc."

Zweites Abenteuer: Iwein hat den König Askalon erschlagen. V. 1355 ff. F. Bech's Ausgaben.

213 Zu S. 102. Des Altensteiger Kirchspiels „Weitreichin" (s. oben S. 18) wie solche in dem Stadtbuech zu Altensteig von 1490 beschrieben, sagt, die der Herrschaft Hohenberg zustehende peinliche Gerichtsbarkeit habe ihren Sitz in der Stadt Altensteig, und fährt mit offenbarer Geringschätzung also fort: „vnd nit an denen Enden da die zue laufent Samblung vom Pflug, die man nennt huebgericht u. die da nit anderst zu nement noch zu achten als ein zue laufent Versamblung eines Huebgerichts." Reyscher, altwürt. Statutar-Rechte S. 79.

214 Zu S. 102. Siehe Anmerkung 14 dieses Abschnitts und oben beim Landgericht.

215 Zu S. 102. „Dis geding (Gericht) sol man haben in dem fronhof oder inwendig etters." Weisthum des Dinghofs Bielbenken bei Basel. — „Ein dinghofherre (von Egisheim im Elsaß) oder sin meyger sol yeden jars vff dem nächsten zinstag vor Sankt Martin uff dem dinghof in Snewelins garten geding halten. — „Es sol ouch ein yeder hubner zum selben geding seinen zinß von husgütern bei straf sambtlich bringen." S. Grimms Weisthümer Bd. V, S. 50. Bd. IV, S. 165.

216 Zu S. 102. 1268 Albert, Vogt von Wöllhausen, mit seinem Sohn Heinrich bei Graf Albert von Hohenberg, unter dem damals die Herrschaft Nagold stand, zu Haigerloch. 1274 bei dessen Bruder Burkard, Graf von Nagold, zu Herrenberg. Mon. Hoh. Nr. 52. 68.

217 Zu S. 103. „Ez ist etwa gewonheit daz man zwelf manne nimet die

suln gerihtes helfen. ez sol ir ieglicher vf einen banke sitzen" u. s. w. Landrecht des Schwabenspiegels v. Laßberg'sche Ausgabe §. 172, S. 82.

218 Zu S. 103. „Komet ouch uf den gedingen (des St. Blasier dinghofs zu Riehen) ein frevel (hier schweres Vergehen) ze rihten, so sol der amptmann (der Vorsitzende des Gerichts) den stab von im geben einem vogt, der neben im sitzt und der sol den umb die frevel rihten." J. Grimms Weisthümer Bd. V, S. 58.

219 Zu S. 104. J. Grimm, Weisthümer I, S. 775, Z. 39 ff.

220 Zu S. 104. „Item wirt ein vrtheil stoeßig, so sol mans fur ein vogt ziehen. mag ers vssprechen, so sol ers tun. Ist des nüt, so mag ers fur sin obren ziehen vnd sol man die vrteil bringen hin wider für daz recht in vierzehen tagen." Fronhofgericht zu Adelgeschile (Landvogtei Habsburg). J. Grimm, Weisthümer Bd. I, S. 163.

221 Zu S. 106. „Were es sach, das wo einer oder mer auf berurtem dinkhof (in dem dazu gehörigen „zwing und bann") mit dem andern zerfallen, mit ungeburlichen worten einander schmahen, schelten und mit schlegen und streichen einander verletzen, der soll vom meier gestroft werden." J. Grimm, Weisthümer I, S. 684.

222 Zu S. 106. Vogtgerichts-Buechle des ehedem zur Grafschaft Hohenberg gehörig gewesenen Dorfes Kilchberg zwischen Tübingen und Rotenburg vom Jahr 1504. Ordnungen und Statuten der Stadt Oberndorf am Neckar aus dem 14. Jahrhundert. Beide gedruckt in unserem Hohenberger Urkundenbuch.

223 Zu S. 107. Jeder freie Mann, welcher 4 Mansen (Hofgüter von 30 bis 40 Jauchert) als Eigen oder Lehen besaß, war für seine Person heerpflichtig; solche, welche weniger hatten, mußten zusammentreten und einer von ihnen mußte mit Unterstützung der andern ausziehen. Wer 12 Mansen besaß, mußte zu Roß und im Harnisch in's Feld ziehen.

224 Zu S. 108. So saßen in der Umgegend von Rotenburg die Ritter von Ehingen, die Züttelmanne von Dettingen, die von Owe (Obernau), die zahlreichen Rittergeschlechter der Merhelte von Wurmlingen und der „Lämmer" von Weitingen, die Ammane von Bühl, die Lescher von Kilchberg u. A. m. Um die Burg Hohenberg lagen sechs Burgen, auf denen zu ihr gehörige Dienstmannen u. a. die von Wehingen ihren Sitz hatten. Im Donauthal zwischen Tuttlingen und Sigmaringen saßen auf den Felsburgen Kallenberg, Wildenstein, Werenwag und Falkenstein hohenbergische Vasallen und Dienstmannen. Im Schwarzwald, in den Revieren um die Nagold, hatten die weitverzweigten Dienstmannen-Geschlechter der Ritter von Haiterbach und Schwandorf (der Kecheler), der Vögte von Altensteig und Wöllhausen, der Herren von Berneck, Hornberg und Waldeck (s. unten) ihre Burgsitze, und um die letztere ansehnliche Burg lagen noch vier andere kleinere Schlösser (Burgställe).

225 Zu S. 108. Bei dem Umstand, daß es schon am Ende des 12. und in dem ersten Viertel des 13. Jahrhunderts Ritter gegeben, welche von unfreier und nicht adeliger Geburt waren, fanden es die von Hause aus edelfreien Ritter und ritterlichen Dienstmannen mitunter für nöthig, dies besonders zu betonen, wovon hier einige Belege aus der oben angegebenen Zeit Platz finden mögen:

Quidam nobilis miles, Ortolfus de Bisinberc, ministerialis ducis Welfonis. — Item Conradus, miles liber de Bafendorf. — Manegoldus, miles de Otolfeswanc, unus de nobilioribus liberis Sueuie. — Wernherus, miles de Heidegge, homo libere conditionis. — Alberto, milite libero de Hohenstein. — Henricus, miles nobilis, dictus Gniftinc de Radirae. — Dagegen Wernherus Guse, miles de Obrosteten, dedit ecclesie Augensi cum consensu domini sui Alberti de Hohenstein u. a. a. O. mehr. — In einer von Graf Burkard von Hohenberg, dem Bruder unseres Helden, ausgestellten Urkunde vom Jahr 1308 werden unter den namentlich aufgeführten Bürgen alle (sieben) ritterliche Dienstmannen vor den freien Herren, welche die Ritterwürde nicht besaßen, aufgeführt. Mon. Hoh. Nr. 213.

[226] Zu S. 109. Die Grafen Ulrich und Heinrich von Berg versprachen 1314 Friedrich mit 40 Helmen inner Landes zu dienen, Graf Heinrich von Werdenberg machte sich verbindlich, demselben innerhalb Landes mit aller seiner Macht, außer Landes mit 24 Helmen „da zehen Rosse vnder sin suln.“ Heinrich von Fürstenberg mit 20 Helmen beizustehn. Siehe unsern „Kampf um das Reich“ zwischen Adolf von Nassau und Albrecht von Oestreich. S. 50, Note 2 und des fürstenbergischen Urkundenbuchs Bd. II, Nr. 79.

[227] Zu S. 109. Urkunde des Grafen Friedrich von Zollern vom Jahr 1235. Mon. Zoll. I, Nr. 161.

[228] Zu S. 109. Das Burglehen eines Burggrafen galt nach dem schwäbischen Lehenrecht (§. 141) nicht als ein „rechtlehen“ und derselbe konnte nur Mitglied eines Burglehengerichts sein. Man unterschied Burg- und Mannlehen. Schwäbisches Landrecht §. 137. 142.

[229] Zu S. 109. Urkunde der Gräfin Adelheid von Freiburg vom Jahr 1239 ausgestellt, in der Burg „Sindelstain“ (jetzt Ruine Zindelstein im Schwarzwald, Bregthal s. Bd. I, S. 313 f.). Presentibus: — Cvonrado de Balgingen (Balingen) olim burgravio in Sindelstain, Rvodolfus de Bondorf (bad. A.B.) qui tunc in custodia habuit castrum de Sindelstain.“ Fürstenbergisches Urkundenbuch I, Nr. 400. —

In der Urkunde, mit welcher Graf Rudolf von Hohenberg 1377 die Hälfte der Burg und Stadt Wildberg nebst Zugehör an den Pfalzgrafen Ruprecht bei Rhein verkaufte, werden u. a. besonders aufgeführt: „Mannen, mannschaften (Lehensmannen), Burgmannen, Burgmannschaften.“ Mon. Hoh. Nr. 643. —

1333. „Konrad der vogt von Rotenburg, Burggraue (der Grafen von Hohenberg) zu dem Bussen, Rüdelingen (Riedlingen) vnd ze Haigerloch.“ — 1333. „Peter von Rüti (abgeg. bei Oberndorf), Ritter, Burggraue der Grafen von Hohenberg ze Brülingen“ (Bräunlingen in Baden). Mon. Hoh. Nr. 348 f. — Bussen, Riedlingen und Bräunlingen waren damals als östreichische Pfandschaft in den Händen der Grafen von Hohenberg. — Johann der Pfuser (von Nordstetten) wurde 1393 von dem Erzhause Oestreich zum Burgmann des damals noch bestehenden Schlosses Hohenberg bestellt und erhielt zu „Burghut“ (d. i. Belohnung für dieselbe) 100 Pfd. Heller, 60 Malter Vesen (Dinkel), 40 Malter Haber und 2 Fuder Wein. Die „Burghut“ von Kallenberg im Donau-

thal trug 20 Pfd. Heller und 20 Malter Korn. Unsere Geschichte der Grafschaft Hohenberg S. 383, Note 1, S. 395, Note 2.

230 Zu S. 110. Von den zahlreichen urkundlichen Belegen, welche uns zu Dienste stehen, mögen hier wenigstens einige Platz finden. Das ritterbürtige Dienstmannengeschlecht von Owe besaß Burg und Städtchen Obernau (bei Rotenburg) theilweise als Eigen, theilweise als Lehen vom Hause Hohenberg-Rotenburg und ihr nachweisbar ältester Ahnherr des Namens Hermann (12. Jahrhundert) die gräfliche Vogtei über den Ort. — Das auf der Burg Leinstetten (O.A. Sulz) seßhafte Rittergeschlecht trug solche und zwei Theile des Dorfes als hohenbergisches Lehen. Das Dorf Bühl (bei Rotenburg) trugen Eberhard von Ringingen (in Hohenzollern), später die Ammane von Hohenberg zu Lehen. Die Burgen in Gültlingen, Dießen (preuß. O.A. Haigerloch), eine andere in Wurmlingen (O.A. Rotenburg), die Neckarburg (bei Rotweil), das Dorf Ebhausen (O.A. Sulz), die Vogteien der Dörfer Gruol (preuß. O.A. Haigerloch) und Mühlen am Neckar (O.A. Horb) waren hohenbergische Lehen, welche die von Gültlingen, Weitingen (O.A. Horb) und Neuneck (O.A. Freudenstadt) trugen. — Mit der hohen Gerichtsbarkeit über Attenthal (Ebnet bei Freiburg i. Br.) als hohenbergisches Lehen waren die Herren von Falkenstein (im Höllenthal), mit dem Patronat und dem Kirchensatz von Weilheim (Bez.-Amt Waldshut in Baden) war von unserem Helden der freie Herr Ulrich von Gutenburg (Dorf bei W.), mit demselben in Kilchberg bei Tübingen Albrecht von Blankenstein (gleichfalls ein Freiherr) belehnt; ein in Wurmlingen (O.A. Rotenburg) seßhafter Ritter und Albert von Werenwag (Donauthal) trugen, ersterer einen Weinberg mit Obstgarten in W., letzterer ein Weingut mit Zugehör bei Endingen im Breisgau zu Lehen; die Ritter von Wildenstein (Wildenfels) waren mit dem hohenbergischen Zehenten zu Buchheim (bad. A. Meßkirch) und Wellendingen (O.A. Rottweil) belehnt; den Laienzehenten von Rangendingen und ein halbes Gut daselbst trug Hermann von Owe von Hohenberg zu Lehen. Das Fischwasser des Flüßchens Starzel von Bietenhausen bis zur Einmündung in den Neckar besaßen die Herren von Owe als hohenbergisches Lehen.

231 Zu S. 110. „Berngerus liber dictus de Enthringen et Albertus frater suus adhuc seruus" — Zeugen in einer 1245 von Graf Burkard von Hohenberg, dem Vater unseres Helden, ausgestellten Urkunde. Mon. Hoh. Nr. 31. — 1383. Heinrich der Stahler von Rotenburg, Edelknecht zu Wurmlingen gesessen. — Der Streiterhaufen, welchen Pfalzgraf Rudolf bei Rhein dem König Adolf von Nassau 1298 zugeführt, zählte neben 100 „verdachten" Rossen, 60 „Sperknappen."

232 Zu S. 112. Das vorstehende Belehnungsbild nach dem schwäbischen Lehenrecht §. 42. 117. und einer Belehnungs-Urkunde von 1383 in den Mon. Hoh. Nr. 685, J. Grimms Rechtsalterthümern S. 139, endlich einer Stelle in Gottfrieds von Straßburg Tristan, Ausgabe von B. Bechstein. S. 189, V. 5435 ff.

„Ich weiz wol, sô manc edele man,
des ich hie niht genennen kan,
sîne hende mir gevalden hât;

und haeten s' dise untât
der ir dâ jehet, an mir erkant,
ir deheiner haete sîne hant
zwischen die mîne nie geleit."

[233] Zu S. 112. Die deutsche Treue in Sage und Poesie. Vortrag, gehalten von Dr. K. Bartsch am Geburtstage des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin. Leipzig, Vogel 1867.

[234] Zu S. 112. Das angesehene, mit den Amman stammverwandte Rotenburger Bürgergeschlecht der Herter, welches sich im 14. Jahrhundert zu dem „niederen" Adel aufschwang, führte in seinem Siegel eine männliche Gestalt mit spitzem Hut und auf der Schulter einen hellebardenähnlichen Spieß.

[235] Zu S. 112. Bei der totalen Verwüstung des Dorfes Weil im Schönbuch in der Fehde zwischen den Grafen von Tübingen und Hohenberg einer- und denen von Wirtenberg und Helfenstein andererseits im Jahr 1286 stellten die Armbrustschützen („balistarii") und Knechte des letzteren besonders großen Schaden an. Die gleichzeitige Sindelfinger Kronik herausg. von Haug S. 19.

[236] Zu S. 112. „Paris spin sînen bogen und schoz
durch man, durch schilt, durch nôz (statt ors, Streitroß),
dâ der man ûfe saz."

Herborts von Fritzlar liet von Troye. Ausgabe von Frommann. V. 11699 ff.

[237] Zu S. 113. „Den ritern diende manec sarjant" — Wolframs von Eschenbach Parzival, Lachmanns Ausgabe 6378.

„Fünf tûsent sarjant.
die truogen lanzen in der hant,
buckeler, swert und bogen.
gabilôt und atigêr (Wurfspieß) truogen die sarjande."

Wigalois von Wirnt von Grafenberg. Ausgabe von Benecke 10502. 10675. —

[238] Zu S. 113. Die Colmarer Kronik a. a. O. S. 192.

[239] Zu S. 113. Closener, die Straßburger Kronik. Abgedruckt in der ersten Publikation des liter. Vereins in Stuttgart S. 66. Ueber das Gefecht bei Husbergen 262.

[240] Zu S. 113. Ottokars (von Horneck) Reimkronik Kap. 284.

[241] Zu S. 114. Schwäbisches Landrecht a. a. O. §. 253.

[242] Zu S. 115. S. unten in Abschn. 9. König Rudolfs dringende Aufforderung unseres Grafen zur Theilnahme an seiner zweiten Heerfahrt gegen König Ottokar von Böhmen. — Volkard von Owe, Vasall und Dienstmann unseres Helden, zog 1289 mit diesem zu König Rudolfs Heerfahrt gegen Burgund aus (s. unten Abschn. 11). — „Swer lehen von dem kunige oder dem riche habe. Dem sol der kunig heizzen gebieten eine hervart mit im ze varenne. — vnde hat ein man dez riches gut ze lehen von dem kunige vnde hat er daz verlihen anderen luten. die noetet er wol mit im ze varn in dez riches dieneste mit rehte. — Vnd hat ein man gvt ze lehen von einem herrn daz sin eigen ist. vnd wirt im dez riches dienst geboten. der man sol dem herren da von dienen

als ob er daz gvt von dem riche hete. — Ein ieglich man sol dem riche dienen mit sin selbes koste sechs wochen." Schwäb. Lehenrecht §. 8. 83. 129.

243 Zu S. 116. Wir dürften dadurch zugleich einen nicht unerheblichen Beitrag zur Kunde des mittelalterlichen Burgenwesens liefern.

244 Zu S. 116. Er möge womöglich Nr. 23 des großen topographischen Atlas von Württemberg in 64 Blättern, darauf Calw und Nagold zu finden, oder das über die württ. Schwarzwaldbahn erschienene Schriftchen von Pfarrer Hochstetter zur Hand nehmen.

245 Zu S. 117. Man nannte ein solches ringförmiges Außenwerk im Mittelalter „Barbakane".

246 Zu S. 121. „Circa Alexii (17. Juli 1279) obsessum fuit a comite Alberto (de Hohenberg) castrum Waldeche et labores ibidem apparuerunt. Chronicon Sindelfingense." Ausgabe von Haug S. 14.

247 Zu S. 121. Auf dieses Amt des herrschaftlichen Gutsverwalters hat ohne Zweifel das Wappenbild der Dienstmannen von Waldeck Bezug, denn sie führten in ihrem Schilde zwei sich kreuzende Heurechen, welche man heute noch auf dem Grabsteine eines ritterlichen Nachkommen der Stadelaere an der Kirche in Entringen (O.A. Herrenberg) sehen kann. Und man erinnert sich hiebei unwillkürlich an den ritterlichen Dienstmann Hugbald des Klosters Hersfeld (siehe Freitags Ahnen Bd. II, S. 35), welcher im Schuppenhemd und mit der Blechkappe in der Hand zu Rosse neben den Heuwagen hielt, welche die Klosterknechte abluden. — Die freien Herren dagegen hatten ganz deutlich ein Malteserkreuz in ihrem Siegel, wie man an einer Urkunde vom 13. Dezember 1272 in der Pfarr-Registratur zu Eutingen (O.A. Horb) sieht. Vergl. unsere Mon. Hoh. Nr. 63.

248 Zu S. 122. „Rex Rudolfus circa festum Sancti Martini (11. Nov. 1284) quinque castra scilicet Waldeche predonum Suevie cum magna potentia dicitur obsedisse, ea subito cepisse et per violentiam destruxisse." Colmarer Annalen in Böhmers fontes Band II, S. 20. 1284. „Deinde cum alia expeditione festinans versus partes Suevie obsedit quinque castra firmissima dicta Waldecke. Et ea expugnavit et radicitus evulsit pro eo, quia domini castrorum predis insistebant contra pacem generalem." Gottfried von Ensmingen, Böhmers fontes II, S. 117.

249 Zu S. 123. „Rex postridie exaltationis S. Crucis (15. Septbr. 1284) fuit Wilae civitate et castro Waldeche, et circumdedit id exercitu suo. Ibidem in monte castrum novum Comes Albertus fecit." — „Circa festum Martini (11. Novbr. 1284) castra omnia Waldeche destruebantur." „Comes Albertus et Comes Fridericus de Collere et filius iunior de villa nostra Sindelphingen in vigil. Nicolai (5. Dezember) a nobis recesserunt." Chronic. Sindelf. a. a. O. S. 18.

250 Zu S. 123. Siehe die vorige Anmerkung.

251 Zu S. 123. Bei dem Haufen, mit welchem Graf Eberhard von Wirtenberg 1286 in den pfalzgräflich-tübingischen Schönbuch einfiel und unter Anderem den Ort Weil zerstörte, befanden sich auch Armbrustschützen („ballistarii") des mit ihm verbündeten Grafen von Helfenstein. Chron. Sindelf. a. a. O. S. 19.

[252] Zu S. 123. Saengeli der „Antwergmeister" des Grafen Rudolf I. von Hohenberg 1325.

[253] Zu S. 123. Siehe die Anmerkung 248.

[254] Zu S. 125. Als die Zollerburg sich im Jahre 1423 nach fast einjähriger Belagerung an die schwäbischen Reichsstädte hatte ergeben müssen, bestand die Besatzung derselben noch aus 32 Mann; nimmt man nun an, sie seie anfangs dreimal so stark gewesen, so kommen nur etwa 100 Mann heraus.

[255] Zu S. 125. Die „Katze" spielte bei Eroberung der Stadt Bingen am Rheine durch König Albrecht I. im Jahr 1301, sowie bei der Belagerung der Burg Hohenzollern 1422—1423 eine große Rolle. Ottokars Reimkronik, Kap. 116. Colmarer Kronik. Böhmer fontes II, a. a. O. S. 94. Siehe auch unsere Geschichte der Belagerung der Burg Hohenzollern S. 57. Bei der Belagerung von Bingen wurde die „Katze" indeß zur Ueberbrückung des Grabens benützt, hatte darum eine andere Einrichtung. Der Dichter Wolfram von Eschenbach führt in Parzival 206, V. 799 f. bei Erzählung der Belagerung einer festen Stadt auch „katzen", „ebenhoehe" als „antwerke" des Feindes, welche verbrannt worden, auf.

[256] Zu S. 126. „Ibi (bei dem Feldzug des Kaisers Otto IV. von dem Hause der Welfen gegen den Landgrafen Hermann von Thüringen im Jahr 1212) tunc primum coepit haberi usus instrumenti bellici quod vulgo trybock appellari solet." . . . Annales Argentinenses bei Böhmer fontes II, S. 103. Unsere Beschreibung des Tribocks ist entnommen der Schrift des Generals Dufour, mémoire sur l'artillerie des anciens et du moyen-âge. Paris et Genève 1840.

[257] Zu S. 129. Das dort ehedem befindliche auf Silber und Kupfer betriebene Bergwerk war im Mittelalter ein von den Grafen von Hohenberg getragenes Reichslehen. Urkunde vom 24. November 1322.

[258] Zu S. 132. Wir erinnern an die schließlich glimpfliche Bestrafung des jungen Grafen Eberhard von Wirtenberg, welcher sich wiederholt gegen den König aufgelehnt hat. (S. Abschnitt 14.)

[259] Zu S. 133. Siehe unsere Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg S. 584. In ganz ähnlichem Verhältniß stand das Haus Zollern schon im 13. Jahrhundert zu der Burg Hohen-Entringen.

[260] Zu S. 134. Siehe 1. Band, S. 19.

[261] Zu S. 135. K. Rudolf rühmte besonders die „grata seruicia, que idem comes (Albertus) nobis et imperio impendit." Urkunde zu 22. Sept. 1285. Mon. Hoh. Nr. 103. Und in der höchst kritischen Lage, in welche die zweite Erhebung des Böhmenkönigs Rudolf versetzt hat, rechnete dieser in erster Reihe unsern Helden zu denen, auf deren Rath und Hilfe er sich vornehmlich verließ. Vergl. in Abschn. 9 Rudolfs zweite Heerfahrt gegen Ottokar von Böhmen.

Anmerkungen zum zweiten Abschnitt.

[1] Zu S. 140. L. Uhlands Schriften zur Geschichte d. Dichtung u. Sage. 3. Bd. I. Sommer u. Winter. S. 17 ff.

[2] Zu S. 142. Margaretha, die Gemahlin unseres Helden Albert, kennen wir bereits als die Tochter des Grafen Heinrich von Fürstenberg, welcher um das Jahr 1284 gestorben ist. Vergl. unsere Gesch. der Gr. v. Zollern-Hohenberg S. 111, indeß auch die 1. Anm. zum 11. Abschn. des 1. Bds. und die Einleitung dieses Bandes.

[3] Zu S. 143. Eine Urkunde vom Jahr 1337 (s. Hohenberger Urkundenbuch Nr. 379) führt unter anderen Weinberghalden um die Rotenburg den „Spilbühel“ auf.

[4] Zu S. 144. Gedichte Neidharts von Reuenthal, Ausgabe v. M. Haupt. I. S. 5.

[5] Zu S. 144. In dem Treffen bei Oberndorf bez. Leinstetten, wo Graf Albert als Held gefallen, gieng der mit ihm ausgezogene Bauernhaufen für ihn in den Tod, während seine meisten Ritter ihn schmählich im Stiche ließen. Vgl. unsere Geschichte d. Gr. v. Zollern-Hohenberg S. 100 ff. und unten den letzten Abschnitt des 2. Bandes. Und Leute seiner Grafschaft vermachten an das Kl. Kirchberg (bei Sulz), wo er beigesetzt wurde, die Mittel, um über seinem Grab ein ewiges Licht zu brennen. S. Hohenb. Urkundenbuch Nr. 273. 295.

[6] Zu S. 147. L. Uhland's altdeutsche Volkslieder.

[7] Zu S. 148. Den 1. Mai vornehmlich pflegte im Mittelalter Hoch und Nieder als den Tag zu feiern, da der personifizirte Frühling oder Sommer seinen Einzug gehalten, und das Maifest, welches, allerdings in ganz anderer Weise, noch jetzt da und dort in Schwaben gefeiert wird, ist noch ein Ueberbleibsel davon. Vgl. in Gottfried's von Straßburg Tristan König Markes von Engeland Maienfest in Tintajoel. Ausg. von K. Bechstein, Bd. I. S. 27 ff. Beglaubigt durch viele Minnesänger-Lieder ist u. a. die Sitte, nach welcher das Bauernvolk in Süddeutschland die Ankunft des Maien durch Tänze im Freien gefeiert hat. So dürfte denn ein solches Bauernfest in unserm Bilder-Cyklus füglich auch eine Stelle finden. Das Hauptmaterial zur Bearbeitung unseres Bauernfestes lieferten die Gedichte und Lieder des Minnesängers Neithart von Reuenthal, welcher in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erst an dem herzoglich-baierischen dann östreichischen Hofe gelebt, sich's aber zur besonderen Aufgabe gemacht hat, die Sitten und Gebräuche des Landvolkes kennen zu lernen und hernach, nicht ohne viel Spott, zu besingen. Neitharts Gedichte, darunter namentlich auch viele höchst originelle Tanzlieder („Reien“) sind abgedruckt in von der Hagen's Minnesängern Bd. II, S. 98—124 u. III, S. 187—313. Denselben ist das von uns benützte Lied mit dem Refrain: „Mezzel, wie gefalle ich dir“ entnommen. Hiezu ist zu vergleichen und wurde von uns benützt: Ueber Neidharts höfische Dorfpoesie von R. v. Liliencron in Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum Bd. VI, S. 69—117. Ferner konnten wir dem „Ring von Heinrich Wittenweiler“ (23. Publikation des lit. Vereins in Stuttgart) insbesondere der darin geschilderten

Bauernhochzeit in „Lappenhausen“, welche in Schwaben (auf dem Heuberg) spielt, manche treffliche Notiz entnehmen, da der süddeutsche Verfasser, welcher in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. schrieb, mit Schwaben näher bekannt war. Von Hilfsmitteln nennen wir Weinhold deutsche Frauen. A. Czerwinski, Geschichte der Tanzkunst, Leipzig 1862, S. 162 ff. Die Tänze in Deutschland. — Dr. K. E. Schneider, das musikalische Lied in geschichtlicher Entwicklung. Leipzig 1863, Bd. I, S. 202 ff., die französischen Troubadours u. die deutschen Minnesänger 1100—1300. Fresken-Cyklus des Schlosses Runkelstein bei Botzen. Gezeichnet und lithographirt von Ign. Seelos, erklärt von Dr. Ign. V. Zingerle, Meran 1857. Die Gemälde stammen aus dem Anfang des 15. Jahrh. Taf. XX stellt einen höfischen Tanz im Freien, einen Umgang in einem Baumgarten vor; den Reien führt eine Vortänzerin mit einer Krone, und wird von einem Tänzer geschlossen; sonst ein Tänzer immer zwischen zwei Frauen; man führt sich züchtig an den Händen und hält einen schleifenden Umgang.

8 Zu S. 149. Deutscher Volksglaube von Moritz Busch. Leipzig 1847, S. 72.

9 Zu S. 151. Selbst das gemeine Bauernvolk weiblichen Geschlechts trug bei Festlichkeiten Handschuhe. S. im Ring a. a. O. S. 148.

10 Zu S. 151. „Kittel“ hatte im Mittelhochdeutschen nicht die Bedeutung von Jacke wie jetzt, sondern von Rock. S. im „Ring“ S. 143, V. 45 ff. und S. 171.

11 Zu S. 152. Besonders bekannt in Schwaben ist das Maienfest der Oberamtsstadt Vaihingen an der Enz, wo im Mittelalter ein angesehenes zum Calwer Stamme gehöriges Grafengeschlecht saß. Längst aber ist wie an anderen Orten dasselbe zunächst nur für die Kinderwelt bestimmt. Noch aber hat sich dort die Tradition erhalten, daß in alten Zeiten der Graf auf hohem Rosse dem Zug der Tänzer und Tänzerinnen auf den „Egelsee“, einen an der Enz anmuthig gelegenen Anger, vorangeritten sei. Von unserem bauern- und sängerfreundlichen Grafen Albert ist eine, wenn auch nur passive Theilnahme mit Recht anzunehmen.

12 Zu S. 153. Konrad von Megenberg „Buch der Natur“ aus dem 14. Jahrh., herausg. von Fr. Pfeiffer S. 425. — Das Pfund davon kostete noch 1393 — 60 Schillinge, was, wenn man den Schilling im 13. Jahrh. nach unserem Geld zu 1 bis 2 Mark annimmt, einen sehr hohen Preis ausmacht. — Speise und Trank vergangener Zeiten in Deutschland. Culturgeschichtl. Vortrag von Dr. Anton Schlossar S. 19. 31. Wien 1877.

13 Zu S. 153. Die Bekleidung des Körpers von der Hüfte bis zum Knie, dieses ausgenommen, wie sie das gemeine Volk und Knechte im Mittelalter in Süddeutschland meist trugen, hieß Bruch (Bruoch). Hose hieß die Bekleidung der Beine und Füße an einem Stück, wie sie die höheren Stände, auch Spielleute trugen, auch die Bekleidung des unteren Beins vom Knie bis Knöchel oder Zehen, was wir also Strümpfe nennen.

14 Zu S. 153. „Ein' altiu vor den reien trat
Diu mer dann tusent runzen hat.“
Neidhart von Reuenthal a. a. O.

15 Zu S. 154. R. v. R. v. d. Hagen Minnesänger III, S. 298.

16 Zu S. 157. Also sangen die Burschen auf der Bauernhochzeit zu Lappenhausen, als die Spielleute zu pfeiffen aufgehört hatten. Der „Ring" a. a. O. S. 167.

17 Zu S. 158. Ein „Reie" von R. v. R. v. d. Hagen Minnesänger III, S. 231.

18 Zu S. 158. So sagte Ritter Neidhart, als er die „Getelinge" nach Hofsitte tanzen sah. M. S. III, S. 287. Der „Reie" ist der nach alter Sitte der Frühlingsfeier ganz besonders zugekommener Tanz. Das Maifest und der Reie gehörten zusammen. Als Tanz war dieser auch bei den höfischen (vornehmen) Kreisen beliebt und im Schwung; der „Hoppaldei", der ausgelassene Reie, aber bei dem Bauernvolk.

19 Zu S. 160. Oberrheinische Volksliedchen im Elsäßischen Volksbüchlein v. Aug. Stöber. Straßburg 1842. S. 74.

20 Zu S. 161. L. Uhland, alte, hoch- u. niederdeutsche Volkslieder. I. 1, S. 14, ein oberdeutsches Volkslied. Vergl. hiezu L. Uhlands Schriften Bd. III, S. 213 ff.

Anmerkungen zum dritten Abschnitt.

1 Zu S. 162. In einem Cyklus kulturhistorischer Bilder aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrh., deren Persönlichkeiten meist Schwaben angehören, gebührt Konradin, dem letzten Sprossen des hohenstaufischen Kaiserhauses, dessen hochtragisches Schicksal auch bei seinen Zeitgenossen so innige Theilnahme gefunden, unstreitig eine hervorragende Stelle. Daher die Berechtigung zu diesem und dem fünften Abschnitt. — August 1262. Constanz. Conradus II. Jerusalem et Siciliae Rex, dux Sueviae, Ruperto abbati Campidonensi comedit advocatiam monasterii sui. Testes: Eberhardus episc. Constantiensis, Hartmannus August. Episc., nobilis dominus Ludewicus comes palatinus Reni, dux Bavariae, Palatinus Rudolfus de Tuwingen, Otto de Eberstein, Comes Ulricus de Wirtenberch, Comes Fridericus de Zolr, Comes Henricus de Furstenberch, Comes Albertus de Hochenberg, Comes Eberhardus de Kirchberg, Comes Bertoldus de Marstetten, Hermannus et filius suus de Hurenheim, Henricus Imperialis aulae Marscalcus de Bappenheim, Volkmarus et Marquardus de Kemnaten, — Heinricus de Ravensburch, B. de Vronhofen —, Albertus de Liobenowe et alii. Mon boic. T. XXXI. I. Nr. 316.

2 Zu S. 166. Vergl. Monumenta Zollerana I. Nr. 184. 185. 197 und 202.

3 Zu S. 167. Nota historica de Cunradino e codice San Gallensi. 1262. Anno domini MCCLXII in pentecoste (mai 28). Conradus secundus Jerusalem et Sicilie rex, dux Suevie, undecimum etatis agens annum, primum curiam in Ulma celebravit. Eodem etiam anno in Kalendis

augusti secundam curiam habuit apud Rotwil. Idem etiam rex anno V Kal. oct. primo venit ad sanctum Gallum et honorifice susceptus per tres dies stetit ibidem. Quo tempore in festo sancti Michaelis domnus Eberhardus Const. episc. ad peticionem Bertholdi abbatis in capella sancti Johannis duo altaria consecravit. Böhmer, fontes rerum germ. IV, S. 126.

4 Zu S. 167. S. unten Anm. 11.

5 Zu S. 167. Beide trifft man auch noch in späteren Jahren (z. B. 1264, 1266, 1267) als Berather Konradins. Böhmers Regesten Konradins bei diesen Jahren.

6 Zu S. 167. Graf Friedrich von Zollern, den Erlauchten, trifft man häufiger als irgend einen andern schwäbischen Grafen in Konradins Umgebung. Insbesondere war er nebst dem Constanzer Bischof, St. Galler Abt und Burggrafen Friedrich von Nürnberg einer der sechs Herren, welche neben Konradin die im Oktober 1266 zu Augsburg ausgestellten Urkunden siegelten, durch welche der junge Prinz für den Fall seines Todes seine Oheime, die Herzoge von Baiern, zu seinen Universal-Erben einsetzte. Andere Konradin sonst nahe stehende Persönlichkeiten wie Herzog Friedrich von Oesterreich (Baden) werden nur unter den 36 Zeugen aufgeführt. Hinwiederum benützte Graf Friedrich die zufällige Anwesenheit Konradins und dessen zweiten Vormünders, des Bischofs Eberhard von Constanz, zu Rotweil im Januar 1267, um die Bestätigungs-Urkunde des von ihm gestifteten Frauenklosters Stetten am Fuße des Zollerberges dort ausstellen und von dem Prinzen siegeln zu lassen. Monumenta boica Vol. XXX S. 354 ff. und XXXI, S. 592 ff. Mon. Zoll. I. Nr. 208.

7 Zu S. 169. Vgl. das Nibelungenlied, 27. Abenteuer: „Wie der Markgraf Rüdeger von Bechelaren die Burgunden-Könige mit ihren Recken in sin hus enpfie."

8 Zu S. 169. Dieser wie die unten aufgeführten Zollerischen Ritter- und Lehensmannen sind den Mon. Zoll. I. aus der Mitte und zweiten Hälfte des 13. Jahrh. entnommen.

9 Zu S. 169. Vergl. Beschreibung und Geschichte der Burg Hohenzollern von Graf Stillfried 1870, S. 39 und unsere Belagerung, Zerstörung und Wiederaufbau der Burg Zollern im fünfzehnten Jahrh. Tübingen 1867, S. 61. Die Burgkapelle wurde auf Fürsprache deutscher Fürsten bei der Schleifung theilweise verschont, weil sie dem Erzengel Michael, „dem Fahnträger Christi" geweiht war. Auch soll der Berg in den ältesten Zeiten Michelsberg geheißen haben.

10 Zu S. 169. Stillfried a. a. O. S. 39, wo auch ein Grundriß des ältesten Burgbaues gegeben.

11 Zu S. 170. Der von dem Pabste Gregor IX. als Legat aufgestellte Dekan Albert von Passau, welcher der über Kaiser Friedrich II. verhängten Exkommunikation „mit dem Nachdruck eines Todfeindes der Staufer" Geltung zu verschaffen gesucht, prädizirt in seinem Missiv- und Notizenbuch (abgedruckt in der Bibliothek des liter. Vereins in Stuttgart 1846) die meisten schwäbischen Grafenhäuser je nach dem Standpunkt ihrer Parteistellung gegen oder für die Staufer rühmend oder tadelnd. So sagt er z. B. von den stammverwandten Häusern Zollern und Hohenberg: „domus nobilium de Ze

berg in castris et munitionibus contra imperium et ejus insultus habent resistere quantum placet." Die Pfalzgrafen von Tübingen, deren einen (Hugo) Pabst Innocenz IV. 1247 seinen „filius dilectus et ecclesie Romane devotus" nennt, führt der Legat also auf: „Palatini Tuingorum vassallis exquisitis et ministerialibus potentibus abundantes Suevos alios praecesserunt." Gleich lobspendend spricht er sich über den Grafen (Hartman) von Wirtenberg aus, welcher noch 1256 von sich rühmt: „daß im Kriege der heiligen Kirche sein Schild nie ausgewichen und seine Lanze sich nie abgewendet habe," indem er sagt: „ille de Wirtenberch fulget consanguineis militibus et potentia militari, consanguineorum adjutorio Suevie imperando." — Ueber das Grafenhaus Urach, von welchem mit unserem Grafen Heinrich die Fürstenberger und mit dessen Bruder Konrad die Freiburger Linie ausgegangen, sagt er offenbar verächtlich: „domus de Urach venationibus delectatur." In den Kämpfen des K. Friedrich II. mit Pabst Gregor IX. standen nämlich die Grafen Rudolf und Berthold von Urach entschieden auf der Seite des ersteren und wurden deßhalb mit dem Banne belegt. In der späteren Zeit aber findet man dieselben wie namentlich auch den eben genannten Grafen Konrad als entschiedenen Gegner der Staufer. — Gleich schlecht kommen die Dynasten von Neifen weg, welche zur Zeit Gregors IX. auf der Seite der Staufer standen. Der Legat gibt ihnen das nicht rühmliche Prädikat: „Nympharii rapiunt aliena."

12 Zu S. 170. Als Herzog Albert von Oesterreich 1354 mit einem Heere vor Zürich lag, bei dem auch die schwäbischen Grafen von Fürstenberg, Hohenberg, Helfenstein, Zollern u. a. mit ihren Mannen standen, zogen diese ab, weil man ihnen bei dem beschlossenen Sturm auf die Stadt die Ehre des Vorstreits streitig machte. Vgl. unsere Gesch. d. Gr. v. Zollern-Hohenberg S. 216.

13 Zu S. 171. Was wir in Anm. 6 gegeben, berechtigt uns dazu, den Grafen Friedrich von Zollern diese warme Sprache für Konradin führen zu lassen.

14 Zu S. 172. Ueber diesen und die Gr. v. W. überhaupt s. d. 14. Abschn.

15 Zu S. 174. Wie die Könige und Kaiser auf ihren Fahrten durch das Reich und auf Reichstagen ein mehr oder weniger großes Gefolge von geistlichen und weltlichen Fürsten, Grafen und Freien nebst ihren Hofbeamten hatten, so trifft man, wie Hunderte von Urkunden ausweisen, auch um Grafen in der Regel einige ihrer Vasallen und Dienstmannen. Begegnet man bei einem Grafen wiederholt und zumal entfernt von den Burgsitzen beider, an einem dritten Ort, einem Ritter, als Zeugen irgend eines Geschäfts, einer Schenkung ɔc., so ist das doch gewiß nicht als zufälliges Zusammentreffen von Persönlichkeiten, welche in gar keiner Beziehung zu einander standen, anzusehen, sondern man ist in den meisten Fällen berechtigt, in dem Ritter einen Vasallen oder Dienstmannen des fraglichen Grafen zu erkennen.

16 Zu S. 174. Das „Birhtinlè" diente auch in späterer Zeit als Sammelplatz. S. über dasselbe Bd. I, S. 150 ff., 170 ff. u. Bd. II, S. 567 ff.

17 Zu S. 174. Boll, Staufenberg und Bisingen in der Nähe vom Zollern, Gomaringen, W. O.A. Reutlingen, Dettlingen in den Hohenzollern'schen Landen, (vormaligem Hohenzollern-Sigmaringischen Oberamt Glatt), Schalksburg, altes abgegangenes Schloß bei Balingen, Burg Thierberg bei dem Dorf Lautlingen,

W. O.A. Balingen, Lustnau bei Tübingen, Menek, längst abgegangene Burg bei Breitenholz, W. O.A. Herrenberg, Nufringen eben da, Hailfingen, W. O.A. Rotenburg.

[18] Zu S. 174. Als Graf Rudolf von Hohenberg, Hauptmann der vormals östreichischen Grafschaft Hohenberg, und seine ritterlichen „gesellen sich 1402 samlaten", um in die Schweiz zu rücken und an dem Kriege gegen Appenzell Theil zu nehmen, giengen, bevor sie von dannen ritten, vier Eimer Wein auf, und sie verzehrten sonst an Lebensmitteln für eine sehr ansehnliche Summe. Siehe in unsern Mon. Hohenb. unter d. 14. Nov. 1402.

[19] Zu S. 177. In Betreff Rotweils benützten wir urkundliche Angaben unseres Hohenberger Urkunden-Buchs, welche weder „von Langen, Beiträge zur Gesch. d. Stadt Rotweil 1821", noch „Ruckgabers Gesch. d. Reichsstadt Rotweil", die wir beide eingesehen, enthalten. Auch die Zimmerische Chronik, deren Verfasser in der Nähe von Rotweil gelebt, lieferte einige interessante Notizen. Zimmerische Chronik Bd. I S., 317. „Hiebei ist zu wissen, das die „Böck" von Rotweil vor vil jaren ein wolhebigs und reichs alts burgergeschlecht zu Rotweil gewesen", welches mit Conradten Bocken (um 1457) abgestorben und von den Freien von Zimmern ain haus, ain weir, ain garten in der nidern ow zu Lehen gehabt. — — — Der schönest und wolgelegenest Hof zu Rotweil hat ainest den Bocken zugehört, ligt an aim ort der statt ganz herrlichen, wurt noch Bockshof genannt. Es haben gemainlich die von adel dissen Hof ingehabt, als die von Buebenhofen und andere; aber bei wenig jaren haben die von Rotweil solchen hof gemainer statt gekauft und ain Zeughaus darauß gemacht."

[20] Zu S. 177. Ulrich von Allmenshofen insbesondere war 1273 mit Graf Heinrich von Fürstenberg bei Graf Albert von Hohenberg zu Haigerloch. (Mon. Hohenb. Nr. 66.) Die übrigen sind entnommen Mone's Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins IX, S. 332. 335. 475. Gerbert hist. nigr. silv. II. 17, endlich insbesondere dem Fürstenbergischen Urkundenbuch, herausg. von Archivrath Dr. Riezler Bd. I, Nr. 439. 447. 448. 461. 463. 551. Allmenshofen im bad. Amt Hüfingen, Dürrheim in der Baar (Amt Villingen), Keppenbach bei Thennenbach bad. A. Emmendingen.

[21] Zu S. 178. Für Constanz benützten wir namentlich: J. Marmor, geschichtliche Topographie der Stadt Constanz 1860. — Manches aus der Kultur-Geschichte, welches wir eingereiht, ist allerdings späteren Quellen (14., 15. Jahrh.) entnommen; man darf aber bei der Stabilität der alten Zeiten annehmen, daß es auch schon früher also gewesen.

[22] Zu S. 178. 17. Aug. 1226. Ulm. K. Heinrich bestätigt einen Vergleich zwischen dem Kloster Kreuzlingen und Graf Albert von Rotenburg. S. auch S. 69 f.

[23] Zu S. 181. Der Biograph des h. Columban, der Schotte Jonas, führt unter den Ländern, wo das Bier das gewöhnliche Getränke war, auch das alte Deutschland auf. — In einer großen Bierkufe opferten die alten Sueven dem Wuotan und ein jeder deutscher Krieger hoffte, bei seiner Ankunft in Walhalla dieses Getränk an Odins Tafel, gereicht von reizenden Mädchen, wieder zu finden. Schon 1079 kommt der Hopfen als nothwendig zur Fabrikation des Bieres

vor; er soll vom 8. Jahrh. an in Schwaben gebaut worden sein. Am meisten ward die Brauerei in den Klöstern getrieben; auch ließen sie sich Malz zum Bierbrauen und fertiges Bier als Zins liefern. Zum Malz nahmen die alten Deutschen Gerste, später Weizen, Hafer und gar Dinkel. Im Kloster St. Gallen fand sich eine Malzdörre für 100 Malter Hafer. Eine solche für dieselbe Quantität zeigte Bischof Salomo von Constanz im Jahr 915 dem kaiserlichen Kammerboten. 1155 erschien bereits in Augsburg eine Ordnung für die Bier-Fabrikation. Im Jahr 1220 war das Bier in Constanz schon ein sehr verbreitetes Getränke. 1255 kommt in Ulm eine Getränkesteuer auf Bier vor. Im Mittelalter hat es übrigens auch Leute gegeben, welche das Bier verdammten und sagten, es bringe Aussatz rc. Die deutschen Dichter des Mittelalters wollten nicht viel von Bier wissen, Konrad von Würzburg stellt es geradezu mit dem Essig in eine Kategorie und ein gleichzeitiger Dichter, der das Treiben in einer gemeinen Schenke schildern will, bedient sich dazu einer Bierschenke. Baiern war im früheren Mittelalter noch nicht das Bierland; damals trank man dort schlechten Wein und Birnenmost. Haupt, Zeitschr. VI, S. 263 ff. Dr. Gräße, Bierstudien, Ernst und Scherz. Dresden 1872. In Betreff der früheren Fabrikation von gutem Bier in Norddeutschland s. Anm. 110, Abschn. 1.

[24] Zu S. 183. Nach Brehms illustrirtem Thierleben VII, S. 307 ff. und Mündlichem von Fischern des Bodensees.

[25] Zu S. 185. 1. Febr. 1264. Rotenburg. Graf Albert von Rotenburg entscheidet einen Streit zwischen dem Kloster Kreuzlingen und seinen Unterthanen von Sülchen und Kiebingen in Betreff einer Wiese bei dem Burtenle zu Gunsten des ersteren. Mon. Hohenb. Nr. 27. 45. S. oben S. 75 f.

[26] Zu S. 186. In dem Codex des Klosters Weißenau (Oberschwaben) unter dem Titel „Acta S. Petri in Augia" neu und vollständig herausgegeben von Dr. Fr. L. Baumann wird S. 15 f. ein „ioculator" (Hofnarr) des Herzogs Welf VI. aufgeführt.

[27] Zu S. 187. „Scolaris quidam filius fabri oriundus de Ohsenfurt — gab sich nach der Hinrichtung Konradins, welchem er sehr ähnlich sah, für diesen aus — veniens Constanciam omne vulgus incredibili favore salvum eum recepit et affari se ipsum episcopus secreto promittit." Aus einem Weingarter codex. Böhmer, Fontes rerum germ. IV, S. 126.

[28] Zu S. 190. Nach dem neunten Jahresbericht des hist. Vereins in Mittelfranken für 1838 (S. 24 ff.) soll Herzog Ernst von Schwaben, der Stiefsohn des K. Konrad II., in der Kirche zu Roßstall bei Heilsbronn in Franken beigesetzt worden sein. Sein Grabdenkmal sei noch 1617 dort zu sehen gewesen, und man beruft sich dabei auch auf eine Schrift von diesem Jahr. Die darin angegebene Todesart des Herzogs stimmt aber gar nicht mit dem geschichtlich festgestellten Ende desselben. Die Angabe, Ernst sei in der Münsterkirche zu Constanz beigesetzt worden, wie die von der Beisetzung des Grafen Manegold von Nellenburg in der Kirche des Klosters Reichenau hat die Chronik von Hermann dem Lahmen. Dieser war aber in der ersten Hälfte des 11. Jahrh. Mönch in dem genannten Kloster, welches besonderes Interesse für den Herzog haben mußte. Hermann ist somit ein vollgiltiger lokal- und zeitkundiger Berichterstatter. Eine ver-

mittelnde Annahme wäre, die sterblichen Ueberreste Ernsts seien erst später nach Roßstall in Franken, der Heimat seines Geschlechts, gebracht worden.

29 Zu S. 191. Siehe Urkunden-Regest unserer „Monumenta Hohenbergica“ Nr. 4 zu 20. Juni 1183. Constanz.

30 Zu S. 192. S. unsere Gesch. d. Pfalzgr. von Tübingen S. 64.

31 Zu S. 194. Wippo, K. Konrads Leben. Neugart, hist. Episc. Const. 338. Stälin, wirt. Gesch. I, 480. L. Uhland „Herzog Ernst“. Wir haben in unserer Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen 1853 S. 25 schon darauf hingewiesen, daß Anshelm höchst wahrscheinlich dem Tübinger, Friedrich aber dem Zoller'schen Hause angehört.

32 Zu S. 196. L. Uhlands Trauerspiel „Herzog Ernst von Schwaben.“

33 Zu S. 197. Stenzel, fränkische Kaiser I, S. 34, meint, man habe hiebei an die Burg F. am Eingang zum „Höllenthal“ zu denken. Die im 13. Jahrh. dort gesessenen Ritter gehörten zu den Lehensleuten unseres Grafen Albert von Hohenberg. S. unsere Geschichte desselben, S. 39. — Stälin, wirt. Geschichte I, S. 482 nimmt die Burg F. bei Schramberg an, welcher Ansicht wir beitreten.

34 Zu S. 201. Gallus Oheim führt in seiner Chronik a. a. O. S. 19 die lange Reihe der von Graf Gerold dem Kloster Reichenau geschenkten Orte auf, darunter Tuttlingen, Stetten am kalten Markt, Mühlheim, Irindorf, Trossingen, Nordstetten, Buch, Dettensee, Zillhausen, Burladingen, Mahlstetten, Ringingen, Fischingen, Ahldorf. Diese gehörten zu Gr. Alberts Zeit fast alle zur Grafschaft Hohenberg.

35 Zu S. 202. Von den Reliquien und Alterthümern des Kl. Reichenau haben sich folgende erhalten: das goldene Kreuz mit dem hl. Blut, der Sarg mit den angeblichen Reliquien St. Marci, der Zahn desselben, noch mehrere andere silberne Reliquien-Särge, der „Krug von Kana“ — eine Urne von vergoldetem Kupfer und weißem Marmor — ein Meßgewand mit einer sehr alten Stickerei (11. Jahrh.), ein Evangelienbuch auf Pergament, dessen Band silbernes und vergoldetes Beschläg mit schönen Figuren in getriebener Arbeit hat aus dem Ende des 10. Jahrh.; ein Ciborium von Elfenbein mit schönen geschnitzten Figuren; ein angeblich großer (?) Smaragd, 28 Pf. schwer, natürlich ein Glasfluß. Das Kloster soll indeß einen ächten großen Smaragd besessen haben, welchen aber die Schweden im Jahr 1632 mitgenommen. Der Abtsstab und die Monstranz mit vielen falschen Edelsteinen sind aus späterer Zeit.

36 Zu S. 204. Gallus Oheim fügt seinem Bericht über das Bild des Abgotts Alman, der zu seiner Zeit (Ende des 15. Jahrh.) noch vorhanden war, die Bemerkung an: „disem Bild wirt von treffenlichen lütten vil nachgefragt und von landfarern (die Touristen der Neuzeit) gesucht.“ Da soll eines Tages ein hoher Landfahrer und Freund von Alterthümern, Kaiser Maximilian, auf die Reichenau gekommen sein und den Abgott mitgenommen haben, der vielleicht in der Ambraser Sammlung zu Wien wieder zu finden ist. K. Maximilian I., welcher großes Interesse für Reichenau hatte, war u. a. 1507 in dem benachbarten Constanz auf einem Reichstag.

37 Zu S. 204. 17. Jan. 1263 urkundet erstmals Graf Mangold von

Nellenburg vom Geschlechte der Gr. v. Veringen. Regesten dieser Grafen von Locher in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Hohenzollern. III. Jahrg. S. 53. — Die Aebtissin M. haben wir etwas verfrüht eingeführt; 1261 hieß dieselbe Bertha, s. d. vorige Quelle. Die Aebtissin M. resignirte 1283. S. unsere Gesch. d. Gr. v. Zollern-Hohenberg S. 48.

Anmerkungen zum vierten Abschnitt.

1 Zu S. 205. Die Anregung zu diesem Abschnitte gaben uns neben der Persönlichkeit unseres Helden vornehmlich folgende historische und kulturhistorische Verhältnisse Schwabens, insbesondere des in der Nähe der Rotenburg gelegenen Dorfes Wurmlingen. In (bei) diesem saß ein unseren Lesern bereits bekanntes Rittergeschlecht, welches zu den Lehensleuten des Grafenhauses Hohenberg gehörte, von dem letzten Viertel des 12. bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts in Urkunden und zwar allermeist mit dem Namen Dietrich (d. i. Theodorich) und dem Bei-(Ehren)-Namen der Maerehelt, der „maere helt" d. h. der berühmte Held vorkommt. (S. unsere Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg S. 532 ff.) Und noch im 16. Jahrhundert kommt bei einem zu W. ansäßigen und ohne Zweifel zum alten Stamme der Maerhelte gehörigen Adelsgeschlecht der Name Wolfdietrich vor (Crusius, schwäbische Annalen III, 115), welcher nach L. Uhlands Ansicht (Bd. VIII seiner Schriften S. 341) nur aus der Heldensage stammen kann. Der Beiname Merhelt, sowie die Namen Dietrich und Amelung, welch' letzteren ein dem Dorfe W. angehöriger Zeuge einer Urkunde vom Jahr 1301 führt (s. unser Hohenberger Urkundenbuch Nr. 192), der Name des Orts selbst, das Wappen der Dietriche (s. Bd. I, S. 193), die Drachensagen, die um Wurmlingen spielen — all' das erinnert lebhaft an den in der alten Heldensage auch als gewaltigen Drachentödter hoch gepriesenen Dietrich von Bern, d. i. den berühmten Ostgothenkönig Amalung Theodorich, dessen Residenz Verona, zu deutsch Bern genannt, gewesen, und hat L. Uhland veranlaßt, diesen Beziehungen näher nachzugehen. S. im 8. Bande seiner hinterlassenen Schriften S. 334 ff. die Abhandlung „Dietrich von Bern". Inzwischen, leider erst nach dem Tode L. Uhlands, haben wir zwei Funde gemacht, welche dessen Folgerungen weiter stützen und den edlen Sangesmeister, welcher auch dem Verfasser der gegenwärtigen Schrift stets ein wohlwollender Berather gewesen, sicherlich hoch erfreut haben würden. Wir haben nämlich in einem Urbar vom Jahr 1470, welches in der Registratur des Kameral-Amts Rotenburg liegt, die uns der dortige Beamte freundlich geöffnet, unter der Rubrik Wurmlingen den Flurnamen „der Bernbühl", d. i. der Hügel des Bern, des von Bern, gefunden, und eine Urkunde vom Jahr 1515 spricht von dem „wingarten in der tüfelshalden bis in den bernbühel." („Archivium Wurmlinganum in der Pfarr-Registratur zu W.) Noch heute sprechen aber die Leute des Orts deutlich Bernbühl, nicht etwa Bärenbühl. Daß die Teufelshalde die Nachbarin des Bern-

bühls ist, erscheint sehr erklärlich, da in den Sagen von dem wilden Heer, welche besonders auch bei W. spielen (s. Bd. I, S. 197 f.), mitunter Dietrich von Bern zum Anführer des Zugs gemacht wird. Offenbar eine Einwirkung des Christenthums. — Ferner führt eine Urkunde vom Jahr 1267 (s. unser Hohenberger Urkundenbuch Nr. 50) in Sachen von Angehörigen des Dorfes Wurmlingen neben andern Zeugen, worunter auch Dietriche Maerhelte, einen **Asprian**, eine andere (Nr. 211) von 1308 einen Wurmlinger Bauern des Namens **Egge**, welcher von einem Merhelt einen dortigen Weinberg zu Lehen getragen, auf. Asprian hieß nun aber einer der zwölf Recken, welche den Rosengarten der Königstochter Kriemhilde bei Worms hüteten, und mit welchen Dietrich von Bern und seine Helden kämpften. **Egge** ist der Name des riesenhaften Helden der deutschen Sage, welcher Dietrich von Berne zum Kampf herausgefordert hat und von diesem erschlagen worden ist, und erinnert lebhaft an den in der Umgegend von Rotenburg gelegenen Hof oder Weiler „Ekkenweiler", d. i. der Weiler des Ecke, des von Ecke (wie „Eggenliet"), welcher in dem Codex Hirsaugiensis (S. 37) schon zum Jahr 1120 vorkommt, wonach der Name Egge also viel weiter zurückreicht. — Nach dem Siege des Frankenkönigs Chlodwig über die Alemannen im Jahr 496, kam der größte Theil Alemanniens unter fränkische Oberherrschaft. Ueber den südlichen Theil desselben, von dem oberen Neckar an, dehnte Chlodwig aber seine Herrschaft nicht aus, weil er, wie man annimmt, das Einschreiten seines Schwagers, des mächtigen Ostgothenkönigs Theodorich, fürchtete, zu dessen Reich bereits ein ansehnlicher alemannischer Landstrich (Rhätien u. a.) gehörte und unter dessen Schutzherrlichkeit sich die Süd-Alemannen begaben, wie sich denn das Schreiben noch erhalten hat, in welchem Dietrich bei Chlodwig Fürsprache für die Süd-Alemannen einlegte. So kam auch die Gegend von Rotenburg unter Theodorichs Schutz.* — Erst nach Theodorichs Tode, nach Ablauf von etwa dreißig Jahren, wurde auch das südliche Alemannien der fränkischen Oberherrlichkeit unterworfen. Aber nicht vergessen haben die Alemannen den Freundschaftsdienst, welchen ihnen der König Theodorich erwiesen, die glücklichen Zeiten, welche sie unter dessen Scepter verlebt und den Segen, welchen dessen Regierung auch in ihrem Lande gestiftet. Als die Ostgothen von einem Heere des griechischen Kaisers unter Narses in Italien bedrängt wurden, kamen ihnen die alemannischen Herzoge Leutharis und Butilinus mit einem ansehnlichen Heere von Alemannen und Franken zu Hilfe, wiewohl der Frankenkönig Theudebald (548—555), unter dem sie standen, sehr ungerne seine Zustimmung hiezu gegeben. (Stälin, wirt. Gesch. I, 148. 171.)

Und der Wohlstand, die Sicherheit, deren sich selbst der geringste Unterthan und Schutzbefohlene des großen Gothenkönigs auch in Süd-Alemannien zu erfreuen hatte, blieb in dem Bauernvolk noch lange in dankbarem Andenken. In recht anschaulicher Weise hat dies eine Sage überliefert. Der Heldenkönig Dietrich von Bern, so meldet dieselbe nämlich, sei nach seinem siegreichen Kampfe mit den Riesenbrüdern Ecke und Fasold zu einem Bauern gekommen, welcher auf

* L. Uhland hat sich auch viel mit der Frage beschäftigt, welche Bewandniß es mit der Theodorich-Kapelle (s. Band I, S. 166) ganz in der Nähe von Rotenburg habe?

einem königlichen Gereute im Walde saß. Der habe, als er seinen liebsten Herrn, dessen Verlust ihm und seinen Kindern herber als der Tod gewesen wäre, wohlbehalten gesehen, denselben vor Freude geküßt, sich ihm zu Füßen geworfen und ihn mit dem Besten, was er auftreiben konnte, bewirthet. Darauf sei ihm der Hof von dem König zu eigen gegeben worden. — Nicht minder bauernfreundlich schildert das Rosengartenlied den Berner. Als derselbe, so erzählt es, mit seinen Recken und sechzigtausend Mannen nach dem Rhein gezogen sei, um mit den riesenhaften Hütern des Rosengartens, welchen die Königstochter Kriemhilde bei Worms hatte, zu kämpfen, da hätten seine Recken und Streiter manchen Bauern furchtlos neben sich zu Acker fahren sehen und keinem armen Manne etwas von dem Seinen genommen. (Vergleiche L. Uhlands Schriften 8. Band, S. 382 f.).

Hat der Mund der Sage solche und ähnliche Züge von der Fürsorge des großen Helden von Bern für das gemeine Volk und dessen Wohlfahrt auch in Schwaben und speziell in der Gegend von Rotenburg überliefert, so mußte bei der gedrückten, trostlosen, ja menschenunwürdigen Lage, in welcher sich gegenüber von dem Adel und Ritterstande das Bauernvolk im Mittelalter im Allgemeinen befand, diesem die Zeiten ihrer Voreltern unter dem Berner Heldenkönig als ein goldenes Zeitalter erscheinen. Man darf sich deßhalb auch nicht darüber wundern, daß, wie uns überliefert ist, noch im 13. Jahrhundert und selbst später die Bauern von Dietrich von Bern sagten und sangen, die alten Lieder, in welchen dessen Heldenthaten und wunderbare Kämpfe gepriesen werden, bei ihnen besonders beliebt waren auch bei fröhlichen Anlässen gesungen oder von fahrenden Sängern verlangt wurden, wie einer derselben, der Marner, ausdrücklich bezeugte (s. Anm. 5). Es war dies namentlich in Schwaben der Fall. Und wir sind nach dem, was wir eben von Wurmlingen und in Anm. 2 weiter gesagt, berechtigt, anzunehmen, daß in Schwaben und speziell in der Umgegend von Rotenburg die Dietrichssagen sich besonders in lebhaftem Andenken werden erhalten haben, und deren Lieder auch beim Landvolk bekannt und beliebt gewesen sein werden. So erscheint unser vierter Abschnitt als ein Zeitbild ganz gerechtfertigt, nicht minder aber glauben wir berechtigt zu sein, wenn wir unseren Grafen Albert zu dem Pfingstfeste der Bauern in Wurmlingen reiten lassen. War doch derselbe selbst Sänger und Held, wurde als solcher besungen und in einer Aufzeichnung von der Mitte des 14. Jahrhunderts sogar als einer der zwölf Recken (Kämpen) gepriesen,* was offenbar eine Anspielung ist „auf die zwölf siegreichen Einzelkämpfe des Dietrich von Bern und seiner Recken im Rosengarten zu Worms." (L. Uhland a. a. O. S. 344.) Dabei rühmt die beglaubigte Geschichte dessen Menschenfreundlichkeit gegen das gemeine Volk (siehe den letzten Abschnitt dieses Bandes).

² Zu S. 205. Das schwäbische Gedicht „Bärschis (Bertholds) Hochzeit mit Metzen" (Mechtild) aus dem 14. Jahrhundert, läßt den Hochzeittanz unter der

* „De animoso et probo Alberto de Haigerloch et Hohenberg, qui dicebatur esse unus de duodecim pugilibus." — Matthiae Neoburgensis Chronica. Additamentum editionis Cuspianae, herausgeg. von Studer 1866. S. 183.

Dorflinde schließlich in eine kleine Schlacht der Bauern ausarten, bei der es viele Todte und Verwundete gegeben. Laßberg, von, Liedersaal, 3. Bd. 411 ff. Und der Dichter — Heinrich Wittenweiler — der solche schildert, läßt beide Parteien Boten nach bewaffnetem Zuzug aussenden; und zwar den einen nach den sieben Riesen, darunter Sigenot und Ecke, den andern nach dem Berner, Meister Hildebrand, Dietleib und Wolfdietrich. Siehe das aus dem 15. Jahrhundert stammende Gedicht: „der Ring“ benannt, herausg. vom lit. Verein in Stuttgart, 23. Publikation S. 1 ff. — Daraus geht wiederum hervor, welch' bekannte und beliebte Persönlichkeiten Dietrich von Bern und seine Helden bei dem schwäbischen Bauernvolke waren.

[3] Zu S. 206. E. Meier, deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben S. 409 ff.

[4] Zu S. 206. Es fehlt nicht an historischen Anhaltspunkten, welche stark vermuthen lassen, daß dem schwäbischen Sänger, genannt Marner, unser Held persönlich näher bekannt gewesen. Derselbe singt u. a. (s. K. Bartsch, deutsche Liederdichter S. 176, V. 64 ff.):

„Ich vorder ze geziuge
von heinburc den herren mîn,
dem sint rede wort und rime in sprüchen kunt,
daz ich mit sange nieman triuge.“

So darf man denn bei diesem sangeskundigen Herren von Heinburg an unsern gräflichen Sänger Albert denken. Im Bereich der Herrschaft und Burg Haigerloch, welch' erstere demselben, der oft auf letzterer Hof hielt, gehörte, lag nämlich ein Schloß Heinburg (auch Hainberg genannt), zu welchem einige umliegende Dörfer (Grosselfingen, Stetten, Unterowingen) gehörten, und welches mit diesen das Grafenhaus Zollern von Hohenberg zu Lehen getragen. Mon. Zoll. I. Nr. 340. Hohenb. Lehenverzeichniß a. d. 14. Jahrh. (Mon. Hoh. Nr. 889). Eine Urkunde von 1404, welche wir vormals im Stadtarchive zu Reutlingen gefunden, die sich nun aber im Staats-Archiv zu Stuttgart befindet. Auf der Hainburg, von der jetzt noch Reste vorhanden sind, kann Graf Albert, darf man füglich annehmen, hie und da auch gesessen sein und der Marner vor ihm gesungen haben, daher ihn dieser darnach benannte.

[5] Zu S. 207. Der volksthümliche schwäbische Sänger Marner aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts (vergl. Anm. 4 zu diesem Abschn.), also ein Zeitgenosse des Grafen Albert von der Rotenburg, läßt sich also vernehmen:

„Sing ich den liuten miniu liet.
sô wil der êrste daz
wie Dieterich von Berne schiet,
der ander, wâ küne Ruother saz:
der dritte wil der Riuzen (Reussen) sturm (Streit).
sô wil der vierde Ekhartes nôt,
Der fünfte wen Kriemhilt verriet,
dem sehsten taete baz (besser).
war (wohin) komen si der Wilzen diet (Volk).
der sibende wolde eteswaz (etwa)

Heimen ald (oder) hêrn Witchen sturm
Sigfrides ald hêrn Eggen tôt
sô wil der ahte dâ bî niht wan (nur) hübschen minnesanc,
dem niunden ist diu wîle bî den allen lanc,
der zehende enweiz (weiß nicht) wie.
nu sust nu sô, nu dan nu dar,
nu hin nu her, nu dort nu hie.
dâ bî haete manger gerne der Nibelunge Hort."
(Nibelunge Hort.)

Fr. von der Hagen, Minnesinger, 2. Theil S. 251. Vergl. auch L. Uhlands Schriften I, S. 403, VIII, 340. 364. 375 f. K. Bartsch, deutsche Liederdichter, S. 178.

6 Zu S. 208. Hildebrand, der Meister und treueste Gefährte Dietrichs von Bern in Kampf und Elend, Alebrands Vater und Haupt des Stammes der Wölflinge, zu dem auch Wolfhart, des Meisters Neffe, gehörte. Hildebrand war gesetzt: „zu reisen und zu fechten bis an seine Hinfahrt." L. Uhlands Schriften 1. Band, 55. 246 ff.

7 Zu S. 209. Wolfram von Eschenbach in seinem Parzival, Hartmann von Aue in seinem Iwein (dem Ritter mit dem Löwen), namentlich aber Konrad von Würzburg in seinem trojanischen Kriege erwähnen oft der „kühnen" Sarjante, dieser Landsknechte des früheren Mittelalters.

8 Zu S. 211. Vergleiche die Schilderung des Meisters Hildebrand in L. Uhlands Schriften 1. Band S. 246 ff.

9 Zu S. 211. Die von uns den Rollenträgern gegebenen Namen Asprian, Ecke, Amelung, Heinrich die Weisheit, Albrecht der Riese, Gelbfrat führen, wie in Anm. 1 theilweise bereits bemerkt worden, in unserem Hohenberger Urkundenbuch (13. Jahrh.) Zeugen, welche nicht dem Ritterstande angehört und theils, wie Asprian, Amelung und Ecke in Wurmlingen selbst, theils in der Gegend von Rotenburg und Nagold gelebt haben.

10 Zu S. 212. W. Grimms deutsche Heldensage. Zweite Ausgabe. S. 143. 253.

11 Zu S. 213. Deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrh. Eine Auswahl von K. Bartsch S. 248. Namenlose Lieder Nr. 1.

Anmerkungen zum fünften Abschnitt.

1 Zu S. 234. Quellen und Hilfsmittel: Böhmers regesta imperii 1844 und 1849. Schirrmacher, Gesch. der letzten Hohenstaufen 1871. Raumer, Gesch. der Hohenstaufen. Rau, Untergang der Hohenstaufen. W. Jäger, Gesch. Konrads II. Stälin, wirt. Gesch. II. Bd. Hormayr, die Chronik von Hohenschwangau.

2 Zu S. 235. Siehe den 3. Abschn. dieses Bandes und S. 185 ff.

[3] Zu S. 237. Sirventes von dem genuesischen Dichter Luquet Cataluze. (Schirrmacher a. a. O. S. 665 f.) „Wenn Konradin nicht wacker und tapfer ist, wird er seinem Geschlechte untreu. — Wenn er nicht gleich eilt, es (sein Königreich) zu erobern, wird er glauben machen, was der König (Karl) sagte, er sei todt und ein anderer an seiner Stelle; denn wäre er ein richtiger Mann, so würde er das Seine fordern."

[4] Zu S. 237. Nach der Chronik des Franziskanermönchs Johannes von Winterthur, welcher solche im Jahr 1340 begann und längere Zeit in Lindau am Bodensee lebte. (S. Anm. 8.) Johannis Vitodurani Chronicon herausg. von Georg von Wyß 1856. S. 10.

[5] Zu S. 237 f. F. H. von der Hagen, Minnesinger II. S. 249. 118. der Marner Nr. 11.

[6] Zu S. 239. Konradin verspricht am 11. Januar 1267 zu Engen im Hegau (es war auf einer Fahrt von Rotweil nach Constanz) dem Grafen Rudolf von Habsburg, seinem Getreuen und Hofgesinde („familiaris nostri"), in Betracht der Dienste, welche derselbe seinem Großvater (Friedrich II.), seinem Vater (Konrad IV.) und ihm selbst geleistet hat oder noch leisten wird, das Lehen Hartmanns, des jungen Grafen von Kiburg, zu leihen, sobald er zu einem römischen König erwählt und gemacht sein werde. Jäger, Gesch. Konrads II. S. 110. Vergl. auch Böhmers Regesta imperii 1844. S. 467 zu „Verone."

[7] Zu S. 239. Die von Eschenlohe waren Grafen des Oberinnthales; die aufgeführten Grafen und Herren aber mit Ausnahme des Rudolf von Habsburg, Wolferad von Veringen und Schenken Konrad von Limpurg alle aus Baiern oder Tyrol. Mit Ausnahme von R. v. H., W. v. V. und K. v. L. werden die aufgeführten, welche bei Konradin zu Verona waren, auch schon auf Hohenschwangau bei demselben aufgeführt. Der Graf W. v. V. wird erst in Pisa (14. Juni 1268) bei Konradin genannt. Vergl. in Betreff desselben die Regesten der Grafen von Veringen von Locher in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Hohenzollern. Jahrg. III. S. 59. Die Aufführung Rudolfs von Habsburg ist keine urkundliche, scheint aber doch zuverlässig zu sein.

[8] Zu S. 242. Johannis Vitodurani Chronicon a. a. O. S. 10. „Iste rex (Conradinus) per Breganciam Italiam devenit et in Ravenspurg, antequam iter arriperet, longam contraxit moram nec se ad prelia diposuit; quietem enim quesivit et de hoc a vulgo ignominiam multam suscepit; nam de eo carmina prava decantaverunt." — Da aber Konradin mit seiner Mutter, seinem Oheim und Stiefvater, wie auch den meisten der Grafen und Herren, welche man bei ihm später in Verona trifft, nach einer urkundlichen Aufzeichnung Ende Augusts auf der Burg Schwanegau gewesen, so erscheint es sehr unwahrscheinlich, daß er seine Heerfahrt von Bregenz aus angetreten hat. Immerhin aber kann der schwäbische Zuzug von dort aufgebrochen sein. Unter den in Schwanegau um Konradin versammelten Streitern wird weder Rudolf von Habsburg noch Wolferad von Veringen noch ein anderer aus den schwäbischen Landstrichen genannt.

[9] Zu S. 242. Das sind die alten Heer- und Handelsstraßen von dem Bodensee und Augsburg nach Italien (Verona).

[10] Zu S. 256. Am 6. Febr. 1266 verlor Konrads IV. nicht ebenbürtiger Halbbruder Manfred, welcher zuvor als Konradins Statthalter das Königreich Neapel und Sicilien verwaltet, später an sich gerissen hatte (s. oben S. 166), gegen Karl von Anjou die Entscheidungsschlacht bei Benevent und zugleich sein Leben.

[11] Zu S. 262. Ottokars von Horneck Reimchronik Kap. 30. 55.

[12] Zu S. 262. Welchem Hause diese angehört hat, wie sie geheißen, ist nicht bekannt. Friedrichs Schwester Agnes vermählte sich in erster Ehe mit Herzog Ulrich von Kärnthen, in zweiter mit Ulrich von Heunburg.

[13] Zu S. 263. Ob Konradin zur Zeit seines Todes vermählt oder doch verlobt war, darüber sind die Ansichten getheilt. Neuere Untersuchungen wollen ersteres dargethan haben (s. Schirrmacher a. a. O. S. 547, Note 12 u. S. 585, Note 30). Welchem Hause seine Gemahlin oder Verlobte aber angehört hat, scheint nicht endgiltig entschieden zu sein. Die Straßburger Chronik von Closener (14. Jahrh. Stuttg. Ausgabe S. 126) gibt eine Tochter des Markgrafen Dietrich von Meißen, eine andere Quelle (s. Schirrmacher a. a. O. S. 585, Note 30) eine (?) böhmische Prinzessin an. Auffallend bleibt es immerhin, daß Konradin in seinem letzten Testamente weder einer Braut noch Gemahlin gedenkt, während dies Friedrich von Baden gethan hat.

[14] Zu S. 263. Der Minderbruder, Johannes von Winterthur, welcher lange am Bodensee gelebt, wo das Andenken an Konradin wohl noch lange lebhaft geblieben, berichtet in seiner in den vierziger Jahren des 14. Jahrhunderts geschriebenen Chronik (herausg. durch Georg von Wyß, Zürich 1856) S. 11.

— — „Adjicitur quoque premissis, quod est stupendum nimis et ammirabile in oculis meis, scilicet quod una aquila, Cuonradini regis passionis impaciens, de alto in imum citissimo volatu descenderit et dexteram alam suam coram omni populo circumstante et ad spectaculum terribilissimum congregato per cruorem suum traxerit et taliter cruentatus effectus in aera unde se precipitaverat revolaverit."

Unter die sagenhaften Begebenheiten bei Konradins Hinrichtung gehört auch ohne Zweifel die Angabe: „Konradin habe seinen Handschuh vom Blutgerüste herabgeworfen, damit er dem Könige Peter von Aragonien als ein Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage. Ritter Heinrich Truchseß von Waldburg habe den Handschuh aufgehoben und Konradins letzten Willen erfüllt." v. Raumer führt in seiner Geschichte der Hohenstaufen Bd. 4, S. 578 solches als eine „Thatsache" auf. Dagegen ist einzuwenden, daß kein gleichzeitiger Schriftsteller es berichtet und die ganze Geschichte als sehr unglaublich erscheint. Denn für's Erste, wie ist es denkbar, daß ein deutscher Ritter und hohenstaufischer Dienstmann sich unangefochten unter den Zuschauern befunden habe, für's Andere, wer hätte es wagen können, im Angesicht der Schergen und Späher Karls und dieses selbst, den Handschuh aufzuheben? Eine symbolische Handlung, welche man wohl verstanden hätte.

[15] Zu S. 264. Siehe Anm. 10.

[16] Zu S. 264. Am 30. März 1282 trieb, nachdem die französische Herrschaft die Sicilianer eine Reihe von Jahren namenlos mißhandelt hatte, die Verzweiflung diese zur Ermannung, zur „sicilianischen Vesper“, in der alle Franzosen auf der Insel niedergestoßen wurden.

[17] Zu S. 264. Ottokar (von Horneck), Dienstmann des Otto von Lichtenstein, eines steirischen Herren, berichtet im 32. Kapitel („Wie Kunig Chunrad den Markgrafen Friedrich von Baden pat, daz er sich für (vor) jm enhawpten liess“) seiner Reimchronik, welche er im Jahr 1312 vollendet, also:

„Dieweil man sein (Friedrichs) Blut vererrt (vergießt),
Chunig Chunrat sich hin umb chert
Vnzt daz (bis daß) der slag geschach,
Herwider was ym halde gach
(Darauf kehrte er sich eiligst wieder um).
Er vnd ander Lewt (Leut)
Hörten all bedewt (deutlich)
Da daz haupt hin dan sprang
Von dem halss wol Ellen lang
Daz der Mund scheind leichen (augenscheinlich) da
Sprach Aue Maria.
Der frewden gar berawbt (aller Freuden beraubt)
Nam seinß gesellen haubt,
Der druechet ez schreyund an die prust,
An den Mund er ez chust
Vnd begie grossen jamer da mit.“

[18] Zu S. 265 ff. Abgedruckt in von der Hagen Minnesinger I, S. 4 f. und K. Bartsch, deutsche Liederdichter S. 215. In neuester Zeit sind Stimmen laut geworden, welche geneigt sind, die beiden Gedichte für unterschoben zu halten und sie dem Dichter Albrecht von Kemnat, oberhalb Kaufbeuren (s. auch S. 187), beizulegen. Die letzten vier Verse des zweiten Liedes sprechen übrigens ganz für Konradin.

[19] Zu S. 268. Graf Alberts Tochter Agnes war am 19. Mai 1281 bereits mit Albert, dem Sohne des Grafen Mainhart von Tyrol und Görz, verlobt. S. unsere Mon. Hohenb. zu obigem Datum.

[20] Zu S. 268. „Wer kann“ — ruft der ghibellinische Verfasser der Annalen von Piacenza nach der Hinrichtung Konradins aus — „solche Ruchlosigkeit und Ungerechtigkeit ertragen? Gott sei Rächer!“ Schirrmacher a. a. O. S. 389.

[21] Zu S. 268. 27. Jan. und 25. Oct. 1269 urkundet Walger „nobilis“ von Bisingen (bei Hechingen), daß er einen Hof sammt Mühle seinem Herrn, Albert von Gottes Gnaden Grafen von Hohenberg, aufgesagt und mit dessen Hand dem Kloster Kirchberg zu seinem Seelenheil übergeben habe. Zeugen: Graf Albert von Hohenberg, Walger von Bisingen (selbst), Diepold Ritter von Bernhausen u. A. m. Mon. Hohenb. Nr. 54—57. Diepold v. B. stand später auch in besonderer Gunst bei König Rudolf von Habsburg, der ihm 1284 die Schirmvogtei von Denkendorf übertragen hat. Als der König 1286 den Grafen

Eberhard von Wirtemberg mit Krieg überzog, fiel Diepold im Kampfe für jenen bei Hedelfingen, ganz in der Nähe von Stuttgart. Vergl. den 14. Abschnitt dieses Bandes.

22 Zu S. 269. Sirventes über die Hinrichtung Konradins und Friedrichs von dem venetianischen Dichter Bartolomäus Zorgi. Schirrmacher a. a. O. S. 669 f. Unwillkürlich wird hier der Leser an die manigfachen Demüthigungen erinnert, welche die Deutschen bis in die neueste Zeit von andern Nationen sich gefallen lassen mußten.

23 Zu S. 269. Nachdem (1273) Rudolf von Habsburg den deutschen Thron bestiegen und 1278 der Böhmenkönig in der Schlacht auf dem Marchfelde gegen ihn Krone und Leben verloren, meinten manche im Reich, er werde nun gegen Karl von Anjou ziehen, denn Meister Konrad von Würzburg sang auf Rudolf nach jener Zeit:

„daz mag in Pülle (Apulien) erschrecken
wol die raben und die gire (Geier)."
v. d. Hagen Minnesinger II. S. 335.

Und der Schulmeister von Eßlingen, Rudolfs Zeitgenosse (s. den 14. Abschnitt), spöttelt in einem seiner Gedichte (v. d. Hagen II. 138 f.) über denselben, er sei zu feig und unmächtig, Karl von Anjou anzugreifen. Allerdings hat Rudolf bald nach seiner Thronbesteigung dem Pabste gelobt, Karl nicht angreifen zu wollen, auch 1280 einem Enkel desselben eine seiner Töchter zur Ehe gegeben.

24 Zu S. 273. In einer Urkunde zum Jahr 1185 „VI solidi Tvvingensis monetae"; in einer andern zum Jahr 1216: „censum VIII solidorum Tuingensium." Im 13. Jahrh. kommt mehrere Male ein „monetarius" von Tübingen unter den Dienstleuten der Pfalzgrafen vor. Vergl. unsere Gesch. der Pfalzgrafen von Tübingen S. 129. — In einer Urkunde zum Jahr 1308 ist die Rede von 500 Mark „lothiges Silbers Rotwiler Geweges", welche bezahlt werden sollen in Silber, mit Tüwingern oder mit „Hallern". Mon. Hohenb. Nr. 213. Nach der Constanzer Münzordnung von 1242, welche den Münzpreis einer feinen gesetzlichen Mark auf zwei Pfund (Pfennige) bestimmte, war ein Constanzer Schilling (1 Pfund = 20 Schilling = 240 Pfennig) nach dem $24\frac{1}{2}$ Guldenfuß = 35 Kreuzer. Dem Münzvertrag zu Folge, welchen König Rudolf 1282 mit Köln geschlossen, war dagegen der Schilling Reichsgeld nach jetzigem Gelde 1 fl. 48 kr. werth. Mone, Zeitschr. für die Gesch. des Oberrheins II. S. 400 f. —

Anmerkungen zum sechsten Abschnitt.

1 Zu S. 276. Quellen und Hilfsmittel hiezu im Allgemeinen: Böhmers Regesta imperii von 1246—1313. Stuttgart 1844. — Annales Colmarienses (1211—1305) und Chronicon Colmariense (1218—1303). Gleichzeitige Quelle. Theilweise bei Böhmer Fontes II. 1—96. Vollständig herausgegeben nebst

französischer Uebersetzung von Gérard und Liblin. Colmar 1854. — Die Jahrbücher von Basel von 1266—1277. — Die Kaiserchronik, herausg. v. Maßmann, Bd. II. S. 579 ff. — J. E. Kopp, König Rudolf und seine Zeit. 4 Bde. — Erzbischof Werner von Mainz. Ein Beitrag zur deutschen Reichsgeschichte des 13. Jahrhunderts von Dr. Goswin von der Ropp. Göttingen 1872. — O. Lorenz, deutsche Geschichte im 13. u. 14. Jahrh. — Stälin, wirt. Gesch.

2 Zu S. 276. Ueber die Ritter von Baldegg (am gleichnamigen See im Kanton Luzern) vgl. J. E. Kopp: König Rudolf u. s. Zeit. II. 1. S. 410 ff. Von der Burg B., welche 1386 von den vier Waldstädten zerstört worden ist, steht noch ein Thurm.

3 Zu S. 277. Matthiae Neoburgensis Chronica, herausg. v. Studer, Bern 1866. S. 11. — Die Regesten des Gr. Rudolf von Habsburg bei Böhmer, 1844. S. 52.

4 Zu S. 278. Matthiae Neoburgensis Chronica a. a. O. S. 12. — Maßmann's Kaiserchronik II. S. 580. — Böhmer's Regesten v. 1844. S. 470.

5 Zu S. 278. Allermeist ist zu lesen, der Burggraf von Nürnberg habe Rudolf die Nachricht von seiner bereits erfolgten Wahl zum König in das Lager vor Basel überbracht und dieselbe sei schon am. 29. Sept. erfolgt. Beides ist aber ohne Zweifel unrichtig und wir setzen mit einem sonst auch gut unterrichteten Straßburger Berichterstatter (Gottfried von Ensmingen) als Wahltag den 1. Oktober an. Vergl. auch über beide Abweichungen v. d. Ropp a. a. O.

6 Zu S. 278. Maßmann's Kaiserchronik II. S. 581, V. 18378 ff.

7 Zu S. 278. Siehe im ersten Bande S. 159 f.

8 Zu S. 278 ff. Die Prophezeiung der Klausnerin hat das Chronicon Colmariense.

9 Zu S. 280. Die Klingenberger Chronik a. a. O. spricht S. 24 von einer „klossnerin, welche in ainem holen stain“ wohnte.

10 Zu S. 280. K. Rudolf ließ, nachdem eines seiner Kinder von einer Krankheit genesen, den Armen Kleider und einer Klausnerin einen Teppich schenken. Colmarer Chronik zu 1276.

11 Zu S. 281. Gehörte einem ritterlichen Geschlechte des Thurgau's an. Bei dem Tode seines Vaters (um 1250) erhielt er die Güter im Aargau und Schwarzwald mit der Burg Klingnau. Er stiftete das Kloster Klingenthal bei Basel. War einer der Vertrauten des Königs Rudolf I. (s. 8. Abschn., Bd. II. S. 352. Den Traum erzählt das Chronicon Colmariense zu 1273.

12 Zu S. 281. S. unsere Gesch. d. Gr. v. Zollern-Hohenberg. S. 596.

13 Zu S. 281 ff. Wir benützten hiebei J. E. Kopps kl. dramatische Arbeit: „das Lager vor Basel“ S. 161 ff. Luzern, erlaubten uns aber die uns zweckmäßig erschienenen Abänderungen, bez. Abkürzungen.

14 Zu S. 283. „Igitur Rudolphus cum regina et magnatibus illarum partium et cum Alberto strenuissimi comitis (Burcardi) de Hohenberg filio, cuius habuit sororem, que fuit regina, qui venerunt Aquisgranum pro ipsorum coronatione, egregie profecti sunt, rebus per omnia bene gestis.“ Matthiae Neoburgensis Chronica (nach Cuspinian's Text) a. a. O. S. 12. Not. C. 15.

„Auch pracht man ym (dem Könige) auf der Vart
Mit vil Frawen und Mannen
Sein Weib die Saeligen Annen,
Daz tet jr Bruder von Hairloch."
Ottokars von Horneck Reimchronik vollendet im Jahr 1312.
„Dô wurden boten sâ gesant
Nâch der küniginne
mit wolbedâhtem sinne
ir vriunde, die sie brâhten sâ
ze Megenz unde vunden dâ
den künic und der vürsten vil."
Kaiser-Chronik bei Maßmann II. S. 583.

Graf Albert von Rotenburg-Haigerloch wird zwar in keiner der von K. Rudolf zur Zeit seiner Krönung in Aachen gegebenen und auf uns gekommenen Urkunden als Zeuge genannt, was wohl ein zufälliger Umstand ist, dagegen in einer am 13. Dez. 1273 in Speier ausgestellten, welche Stadt Rudolf auf der Rückkehr von Aachen besucht hat.

15 Zu S. 284. Sämmtliche Aufgeführte kommen als Vasallen oder Dienstmannen des Grafen Albert von der Rotenburg urkundlich vor. S. unsere monumenta Hohenbergica.

16 Zu S. 284. Noch am 10. Oktober 1273 stellte Rudolfs Gemahlin Gertrud — sie nennt sich noch Gräfin von Habsburg und Kiburg, Landgräfin vom Elsaß, daneben aber „nutu dei in Reginam Romanorum electa" — der Benedictiner-Abtei in Engelberg zu Brugg eine Urkunde aus. Kopp a. a. O. II. 1. S. 729.

17 Zu S. 284. Aus den noch vorhandenen Ruinen der Habsburg d. h. Habichtsburg (im Kanton Aargau) ist ersichtlich, daß dieselbe mehr Wehr- als Wohnburg gewesen. Zwei hohe feste Thürme und ein dazwischen liegendes großes Gebäude waren die Hauptbestandtheile derselben. In letzterem — dem Palas — zeigen sich noch ein weiter Saal und einige Wohngemache. Vergl. auch Anm. 17 u. 18 des 11. Abschn. Bd. I. — Als Kaiser Franz II. im Jahr 1815 die Reste der Stammburg seines Hauses besichtigte, sagte er zu seinem Begleiter: „wie viel enger wohnten einst unsere Väter!"

18 Zu S. 284. In Betreff der Ritter von Baldegg s. Anm. 2. — Einen von Bruneck bei Mellingen (Kanton Aargau) führt der fahrende Sänger Friedrich von Sonnenburg als einen an, welcher der Krönung Rudolfs angewohnt hat. v. d. Hagen Minnesinger III. 1. S. 73.

19 Zu S. 285. Gebauer, Leben des Königs Richard. 1744. Urkunden-Beilage Nr. 33 zu 1269. — V. d. Hagen Minnesinger IV. S. 674, Note 7.

20 Zu S. 286 ff. Quellen und Hilfsmittel mit derjenigen Abkürzung und Vereinfachung, welche durch Zweck und Umfang unserer Schrift geboten schien: „Ordo coronationis" in Pertz monumenta Germaniae II. legum S. 384 ff., wo sie ausdrücklich zum Krönungstag des Königs Rudolf von Habsburg (24. Okt. 1273) gesetzt wird. — J. E. Kopp (König Rudolf und seine Zeit I. S. 26, Note 1) meint, die „ordo" rühre von der Krönung des K. Heinrich VII. her,

weil sämmtliche Meßgebete die des Dreikönigstages sind, an welchem (1309) derselbe gekrönt worden. Uns scheint dies nicht maßgebend zu sein, da auch bei Krönungen, welche nicht auf diesen Tag gefallen sind, wie die des K. Maximilian I. (9. April 1486) „das Amt der Messe von drei heiligen Königen" zu Grunde gelegt worden und solches auch noch bei der letzten (in Frankfurt), der des K. Franz II., der Fall gewesen ist. Diese Messe ist wohl wegen der für die Krönung gerade passenden Gebete überhaupt gewählt worden. Dies beweist auch der Umstand, daß die „Ordo coronationis" Pertz a. a. O. S. 386 am Schlusse des „Alleluya" verordnet: si tempus fuerit quadragesimale (die vierzigtägige Fastenzeit vor Ostern) dimissis Alleluya et prosa cantetur tractus iste: desiderium anime eius tribuisti ei etc. — Sonst benützten wir die „goldene Bulle" vom Jahr 1356, den „Bericht des Ritters Ludwig von Eyb* über des Römischen Königs Maximilian I. Krönung zu Aachen vom 9. April 1486" in den Annalen des hist. Vereins für den Niederrhein, 15. Heft, 1864, S. 1 ff., ferner die Wahl und Krönung der deutschen Kaiser in Frankfurt von B. J. Römer-Büchner 1858, wo S. 61 ff. die Krönung 2c. des Kaisers Franz II. beschrieben ist, welche indeß doch in mancher Hinsicht von der alten „ordo coronationis" abweicht, abgesehen davon, daß der Erzbischof von Mainz als Consecrator dabei funktionirte. — In Betreff des Krönungsornats, der Reichs-Insignien und Kleinodien benützten wir folgende Schriften: das große, höchst seltene Prachtwerk — „die Kleinodien des h. römischen Reichs deutscher Nation von Dr. Franz Bock, Stiftsherr an der ehemaligen Krönungskirche der deutschen Könige in Aachen. Wien 1864" auf der Fürstlich-Hohenzollern'schen Hofbibliothek zu Sigmaringen, wo solches uns freundlichst zur Verfügung gestellt worden, ferner die Description des ornemens impériaux et des Reliques du Saint empire romain par Ch. Th. de Murr, Nuremberg 1790, endlich die anonyme Broschüre „die deutschen Reichskleinodien zur Kaiserkrönung", Berlin 1870, endlich die 1872 von G. C. Kriegk erschienene Broschüre: die Kaiserkrönung.

Wir glauben hier eine Beschreibung der Kaiserkrone und einiges über das spätere Schicksal der Reichskleinode anfügen zu sollen. Die Kaiserkrone, auch, indeß mit Unrecht, Krone Karls des Großen genannt, ist aus gediegenem 21karätigem Golde, wiegt nahezu sieben Zollpfund und hat einen Geldwerth von etwa 5000 Gulden. Sie besteht aus acht durch Charniere mit einander verbundenen Feldern oder Platten von etwa $0{,}_{23}$ Meter Höhe, ist daher achteckig und kann jedem Kopf angepaßt werden. Die Platten sind nach unten schmäler, oben abgerundet und werden durch einen schmalen stählernen Ring zusammen gehalten; die vorderste und entsprechende hintere sind etwas höher als die übrigen; die Haupt-(Stirn-) Platte ist mit zwölf großen Edelsteinen (Rubinen, Saphiren, Smaragden) und dazwischen dicht mit Perlen besetzt; drei andere Platten sind gleichfalls mit Edelsteinen und Perlen geschmückt; die Edelsteine sind „en cabochon" (ohne Facettirung) und mit Goldfiligran gefaßt. Die übrigen vier Platten zeigen in bunter Gold-Emaille die Bildnisse von Christus, Salomo, David und Ezechias

* L. v. E. war Rath des Markgrafen Achilles von Brandenburg und wohnte als solcher der Krönung des K. Maximilian I. an.

mit Inschriften. Ueber dem Bildniß des von zwei Cherubinen umgebenen Weltheilandes stehen die Worte: „per me reges regnant“. Von der vordern Platte über der Stirn geht bis zur hinteren entsprechenden ein gevierter goldener Bogen, etwa zwei Finger breit, anderthalb dick aber inwendig hohl, durchweg mit Perlen besetzt. Dieser Bogen (Bügel) hat auf der unteren Seite die Inschrift „Chvonradus dei gratia Romanorum imperator augustus“. Ueber der vordern Hauptplatte, wo der Bügel abgeht, erhebt sich ein goldenes mit vielen Edelsteinen besetztes Kreuz, welches den gekreuzigten Heiland zeigt und die Inschrift hat: „Nazarenus rex Judeorum“. Mit dieser „werthvollsten aller Kronen aus der christlichen Vorzeit“, welche mit einer purpursammtnen Mütze gefüttert ist, wurden die meisten „römischen“ Kaiser zu Rom gekrönt, deßhalb dieselbe allemal dahin verbracht worden. Sie ist höchstwahrscheinlich um das Jahr 1100 von sarazenischen Meistern auf Sizilien gefertigt worden und nebst den meisten andern Krönungs- (Reichs-) Insignien durch die Heirath des K. Heinrich VI. mit der Erbtochter des normmannischen Königshauses von Neapel und Sizilien an das hohenstaufische Haus gekommen. —

Nachdem die Reichs-Insignien — die Aachener ausgenommen — unter den Königen Rudolf I. und dessen Sohne Albrecht auf dem Schlosse Kyburg (Schweiz) in einer zu diesem Zwecke erbauten Kapelle aufbewahrt, darnach aber an verschiedenen Orten verwahrt worden, kamen sie unter K. Sigismund (1424) nach Nürnberg, wo sie in einem Gewölbe über der Sakristei der h. Geist- oder Hospitalkirche verwahrt wurden. Hier verblieben sie ungefährdet bis zum Jahr 1796. Da geschah es, daß der französische General Jourdan in Nürnberg einrückte. Und sein erstes war, daß er sich in die Hospitalkirche begab, um die Reichs-Insignien wegzunehmen, fand aber nur leere Schränke. Der Nürnberger Patrizier von Haller hatte nämlich im Einverständniß mit mehreren Rathsherren noch in der Nacht zuvor den reichen Schatz in sein Haus bringen und am Morgen darauf unter Dünger versteckt in's Ansbachische führen lassen, von wo sie nach Prag gebracht wurden. Dort ließ sie später der Reichstags-Commissär v. Hügel in unscheinbaren Koffern auf seine Reisewagen laden und fuhr mit ihnen nach Regensburg, wo er sie gegen große und kleine Diebe dadurch schützte, daß er sie in dem Erkerthurm seines Quartiers verwahrte und die Thüre desselben durch einen Haufen Haber verschütten ließ. Als 1805 Oesterreich mit Frankreich zu Preßburg Frieden geschlossen hatte, lieferte er die Reichs-Insignien im Geheimen an den Kaiser nach Wien aus, und die östreichische Regierung bewahrte das Geheimniß so sorgsam und mit solchem Glück, daß die Welt erst 1818 (auf dem Congreß zu Aachen) offiziell den Hergang und Stand der Sache erfuhr. Und in der Schatzkammer der Kaiserburg zu Wien werden die Krönungs- und Reichs-Insignien des alten deutschen Reichs noch verwahrt, doch fehlen gegen zehn derselben, welche auf den Wanderungen abhanden gekommen sind. Zum Glück fehlen die werthvollsten, darunter die oben beschriebene goldene Kaiserkrone, nicht; die Königskrone dagegen aus vergoldetem Silber befindet sich noch im Schatze der Krönungskirche zu Aachen, wo sie ein lebensgroßes silbernes Brustbild Karls des Großen bedeckt, welches etwas jünger ist als sie und dessen Haupt den Schädel desselben birgt. Alle in Wien verwahrten Reichs-Kleinodien sind in dem

oben angeführten und von uns benützten Prachtwerke, welches der Aachener Chorherr Bock 1864 auf Kosten des Kaisers von Oestreich herausgegeben, beschrieben und abgebildet, und dessen Herstellung einen Aufwand von 30,000 Gulden verursacht haben soll.

21 Zu S. 298. So erzählt das Chronicon Colmariense zu 1271 und der fahrende Sänger „Meister" Friedrich von Sonnenburg (wohl ein Tyroler), indem er K. Rudolf's Wahl besingt. Fr. H. v. d. Hagen, Minnesinger, III. Theil, I. Band, S. 73.

22 Zu S. 298 ff. Material hiezu haben uns geliefert: Mone, Quellensammlung zur badischen Landesgeschichte I. S. 419. 452. 490. 510 ff. — Die Zimmerische Chronik II. 533. III. 238. 285. IV. 106. 127. 197. 281. — Die 9. Publikation des lit. Vereins in Stuttgart, darin „Ein Buch von guter Speise" aus dem 14. Jahrhundert. — Der in Anm. 1 erwähnte Bericht des Ritters von Eyb über die Krönung des K. Maximilian I. Peter Suchenwirt's Werke aus dem 14. Jahrh. Wien 1827, darin S. 9 ff. Das Schriftchen „Speise und Trank vergangener Zeiten in Deutschland" von Dr. A. Schlossar. Wien, Pest u. Leipzig 1877.

23 Zu S. 299. Rudolf von Gots Gnaden romischer Konig zu allen ziten merer des richs und Gertrud Konigin an siner siten — als wir in die stat Ache mit unsern lieben fursten zu empfahende die gabe unser kronunge gekommen sin und unser (?) selige kronunge mit billiger zirlichkeit gethan, was derselben fursten stule mit sampt unsern stulen hin und her in unserm kuniglichen hus daselbst, als das gewonlichen ist, zu der (?) herschaf unseres immetzes (imbisses, Gastmahls) gesatzt waren, ist zwischen den wirdigen unsern fursten ze Mentz und ze Kolne — als von des sitzens wegen ze der rechten hant uferstanden ein materie der zweiunge, doch am letzten der vorgenant von Mentz uf das solichs unsers festes (?) frolicher nit geirret sunder in allen dingen nach unserm begirde gethan wurde von unser und der andern fursten groser bete wegen, hat soliche zweitracht nit verfolgt rc. — Quix, Gesch. der Stadt Aachen. Cod. dipl. aq. Nr. 221. — Auch in dem Bericht des Ritters von Eyb über die Krönung des K. Maximilian I. heißt es: „item es war viel costlichs wesens da und mancherlei hoffirung" (Musik und Spiele).

24 Zu S. 304. Am vierundzwanzigsten Tag des Monats January (1417) (während des Constanzer Concils) luden der Erzbischof Salisburgensis, der Bischof von Lundurs (London) und fünf andere englische Bischöfe alle Räthe von Constanz und sonst viel erbar burger (Patrizier) zu einem „köstlichen Mal", während dessen solches Spiel vorgekommen. Marmor, geschichtl. Topographie von Constanz S. 248 f. Wir glauben nicht gegen den Geist der Zeit zu fehlen, wenn wir dasselbe auch bei unserem Mahle vorführen lassen.

25 Zu S. 305. Die Frage, wie K. Rudolf die Sänger belohnt, wird von diesen selbst verschieden beantwortet: Meister Rumslant a. a. O., ein Sachse, zu unterscheiden von Rumelant von Schwaben, v. d. Hagen IV, S. 716 — nennt ihn den „milten (d. h. freigebigen) Ruodolf". Der „Unverzagte", ein niederdeutscher Sänger, dagegen sagt, er höre zwar gern der Meister Singen, Geigen

und Sagen, gebe ihnen aber nichts dafür. V. d. Hagen, Minnesinger, III. Theil, 1. Band, S. 45. — Meister Stolle sagt auch, wie sehr er sonst K. Rudolf lobt:

„Der künik von Rome ne git ouch niht,
unt hat doch küniges guot."
„er git niht, swaz ieman von im singet oder geseit."

V. d. Hagen a. a. O. S. 5. — Der „Schuolmeister von Ezzelingen", ein Schwabe, schilt ebenfalls den König:

„wol ab, der künik der git iu niht" — — — —

und wirft ihm vor:

„ir sit kerger, danne der adel ar:
der schilt der wil iuch übel an stan."

V. d. Hagen II. S. 138. 139.

[26] Zu S. 305. S. v. d. Hagen, Minnesinger, 4. Th. S. 671 ff. und die vorige Anmerkung.

[27] Zu S. 306 ff. K. Bartsch sagt in seinem Vortrag: „die deutsche Treue in Sage und Poesie" Note 14: einen schönen Beleg zu dem Aufgeben alles Besitzes, um die Treue zu retten, bietet das Gedicht die „Rittertreue". V. d. Hagen sagt im ersten Bande XCVI seiner Gesammtabenteuer in Bezug auf das Abenteuer VI (Rittertreue): „Obgleich das Gedicht dieses Abenteuer einem französischen Ritter zuschreibt, so finde ich doch kein übereinstimmendes altfranzösisches Gedicht und das altdeutsche, allein in der Heidelberger Sammlung stehende, scheint eigentliche Darstellung zu sein. Zum deutschen Namen des Grafen „Willekin von Montaburg" ist vielleicht auch an Montabur (Mons Tabor) am altfränkischen Niederrhein gedacht." Wir haben dabei auch an das Städtchen Montabaur im Nassauischen auf einem Berge des Westerwaldes gedacht. Dasselbe hat noch ein Schloß. Und bei der Burg war nach dem Gedicht auch eine Stadt. Wir erlauben uns daher das Abenteuer einem deutschen Ritter zuzuschreiben und haben dasselbe in thunlicher Abkürzung frei, allermeist in Prosa, gegeben, nur von dem Eingang und Schluß mit sprachlichen Abweichungen einiges im Reim beibehalten.

[28] Zu S. 316. Ottokar von Horneck rühmt in seiner Reimchronik (Kap. 671) u. a. von Albert von Rotenburg, indem er dessen Tod tief beklagt:

„klage, ellende diet (das fahrende Sängervolk)
die von kumber (Kummer) dicke (oft) schiet (befreite)
gräve Albrehtes miltiu hant."

[29] Zu S. 316. In Betreff der Töchter, welche K. Rudolf von Habsburg mit seiner Gemahlin Gertrud von Hohenberg erzeugt, und der Ehebündnisse, welche dieselben eingegangen, vgl. unsere Gesch. d. Gr. v. Hohenberg S. 357 ff., wo auch die Beweisstellen angegeben sind. Hiezu auch Böhmer's Regesten von 1844, S. 58.

[30] Zu S. 316. Matthiae Nüwenburgensis Chronica a. a. O. S. 11. — S. auch oben S. 277.

[31] Zu S. 316 ff. Es schwebte uns hiebei die Schilderung anderer mittelalterlichen Hochzeitsfeste vor, wie solche unter anderen Ottokar von Horneck in seiner Reimchronik K. 174. 703 gibt.

[32] Zu S. 318. Ulrichs von Lichtenstein Frauenbuch. — Vgl. auch Wein-

hold, die deutschen Frauen im Mittelalter. Achter Abschnitt. — Falke, die ritterliche Gesellschaft im Zeitalter des Frauenkultus. 8. Kapitel. Der Verfall. Selbst Albrecht von Johansdorf, ein ritterlicher Sänger aus Baiern (um 1200), dessen Decenz man sonst rühmt, meinte, der Mann dürfe wohl zwei Geliebte haben.

33 Zu S. 319 f. Dieses Gedicht unseres Helden ist in v. d. Hagen's Minnesingern Bd. I, S. 63 abgedruckt. In der zu Paris bewahrten manessischen deutschen Liederhandschrift aus dem 14. Jahrh. findet sich dabei das Bild von des Helden letztem Kampfe bei Leinstetten mit der Namensbezeichnung „von Albrecht von Haigerlou", welches wir in einem verkleinerten Fac simile unserem zweiten Bande beigegeben haben. Leider ist sonst kein Lied von Albert auf uns gekommen. Der Spruch Eingangs desselben ist Freidanks Lehrgedicht, genannt die Bescheidenheit, d. i. die Fähigkeit, alles richtig zu scheiden, zu beurtheilen, einem Brevier der Weltklugheit, Lebensweisheit, entstanden zwischen 1225 und 1240, entlehnt, welcher lautet: (Ausgabe von W. Grimm 1834, S. 136)

Verstolniu wazzer süezer sint
denne offen win jehent diu kint."

Der schwäbische Minnesinger Marner rühmt unter dem Titel „Herr von Heinburc" unseren Sänger und Helden als sangeskundigen Herrn. S. Anm. 4 zu Abschn. 4. In v. d. Hagen Bd. IV, S. 83 f. werden nähere Nachweise über seine Persönlichkeit, indeß nicht erschöpfend, auch nicht durchweg richtig, gegeben.

34 Zu S. 320. Quellen und Hilfsmittel: Ulrich von Lichtenstein, der Turnei von Friesach (1224), dem eine Tjost vorhergieng; herausgeg. von Lachmann S. 62 ff. — Wolframs von Eschenbach Parcival 680, 10—21. 738. 739. 1101 ff. — Hartmanns von Owe Erec 2791—2824. 9068—9133. — Pfeiffer, das Roß im Altdeutschen. — Man beschränkte sich bei festlichen Anlässen nicht selten auf das Tjostiren, ohne ein eigentliches Turnier mit Buchurt, Anrennen und Kämpfen in Scharen, wobei man nach der Lanze zum Schwert griff, weil hiezu große Vorbereitungen und ausgedehnte Räume nöthig waren.

Anmerkungen zum siebenten Abschnitt.

1 Zu S. 325 ff. Wie wir in unserer Schrift: Des Minnesängers Hartmann von Aue Heimat, Stand und Geschlecht (Tübingen, Fues 1874) nachgewiesen, gehörte derselbe höchst wahrscheinlich einem schwäbischen ritterbürtigen Geschlechte an, auf welches die jetzigen Freiherren von Ow zurückzuführen sind und das in Diensten eines nach der Burg Owe (Obernau bei Rotenburg) benannten freien Geschlechtes, beziehungsweise der Grafen von Hohenberg-Rotenburg stand. Wir dürfen sonach auch annehmen, daß Hartmanns Schriften in der „Liberei" unseres sangeskundigen und freundlichen Grafen Albert von Rotenburg, zu dessen Dienstmannen die nach der Burg Owe (Obernau) benannten Ritter gehört haben, zu finden waren. Und es erscheint somit, wenn wir den Burgkapellan auf der

Rotenburg die liebliche, höchst ansprechende Legende Hartmanns von dem „Armen Heinrich“ im Familienkreise vortragen lassen, nichts weniger als gesucht. „Die Brüder Grimm haben den Grund dieser Dichtung Hartmanns, welcher sich bei seiner Bearbeitung desselben auf eine geschriebene Quelle beruft, als eine alte, hier in dem Geschlechte, dessen Dienstmann derselbe war, angeknüpfte Opfersage nachgewiesen, welche in manigfachen Gestaltungen vorkommt und deren ursprüngliche Bedeutung ist, daß das Unreine durch die Hingebung des Reinen geheilt werde. Die Reinigung vom Aussatze durch Blut insbesondere kommt schon im alten Testament vor. Der Gegenstand des Gedichtes kann herb und schwierig erscheinen; aber der mildeste und innigste unter den altdeutschen Dichtern hat durch seine Behandlung über das Schroffe der alten Sage ein so sanftes, gedämpftes Licht ausgegossen, daß dieses Gedicht als eines der gediegensten und anmuthigsten des deutschen Mittelalters dasteht.“ So L. Uhland im 2. Bande seiner Schriften zur Geschichte der „Dichtung und Sage“ S. 63. Wir haben die Legende nach der Ausgabe von Fedor Bech (deutsche Klassiker des Mittelalters, herausg. von Franz Pfeiffer 1867) in der Hauptsache vollständig aber allermeist in Prosa frei gegeben, nur einige leicht verständliche kleine Partieen absichtlich in der Ursprache eingereiht.

[2] Zu S. 327. Montpellier im südwestlichen Frankreich und Salerno in Unteritalien, berühmte hohe Schulen des Mittelalters, namentlich für Mediziner.

[3] Zu S. 340. Daraus darf man den Schluß ziehen, daß es zu Hartmanns von Aue Zeit (Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrh.) auch in Schwaben Bauern gab, welche vollkommen frei, so frei waren, wie die Freien unter dem Adel und freier als die der Klasse der Dienstmannen Angehörigen, aus deren Mitte sich, begünstigt durch mancherlei Verhältnisse und auf verschiedenen Wegen, namentlich durch Erlangung der Ritterwürde, in späteren Jahrhunderten mancher „Freiherr“ emporgeschwungen. Schon im 13. Jahrhundert erhielten dem Ministerialen-Stande Angehörige mitunter den Titel „dominus“, Herr, der früher nur den Edelfreien zugekommen, und im 14. Jahrhundert überwog die Ritterwürde bereits sogar die edelfreie Geburt. Vergl. den 1. Abschnitt unserer Schrift über Hartmann von Aue.

Anmerkungen zum achten Abschnitt.

[1] Zu S. 341. (Zugleich Anmerkung 1 zum 9. Abschnitt.)

Die Aufnahme und Bearbeitung des 8. und 9. Abschnittes betreffend, giengen wir von folgenden Motiven und Gesichtspunkten aus:

1) Wenn man unsern Helden Albert von den Krönungstagen seines königlichen Schwagers 1273 bis zu dessen Tode zu Speier am 15. Juli 1291 allermeist in der Umgebung desselben trifft (s. am Ende des 1. Abschn. dieses Bandes), insbesondere vom Februar bis April incl. und im August 1274 zu Hagenau, wo man laut Urkunde vom 4. dieses Monats den König bereits die ersten, wenigstens

vorderhand mittelbaren Gewaltsmaßregeln gegen Ottokar von Böhmen treffen sieht, sodann im Mai des nächsten Jahres zu Augsburg, wo letzterer durch seine Machtboten gegen Rudolfs Wahl hatte protestiren lassen, ferner im Januar 1276 zu Nürnberg, wo Rudolf und seine Räthe den Rechtsspruch thaten, daß alle Verträge, welche Ottokar von Böhmen dem Herzog Philipp von Kärnthen abgedrungen, ungiltig seien, endlich im Juli 1276 zu Ulm, von wo der Burggraf von Nürnberg mit Rudolfs Ultimatum an den Böhmenkönig abgesandt und darauf letzterer in die Reichsacht erklärt wurde — so darf man mit Recht annehmen, daß er zu den Hauptrathgebern Rudolfs in der böhmischen Frage gehörte, in dieselbe ganz eingeweiht und so ohne Zweifel auch im April 1276 bei Rudolf zu Mainz war. Alberts und seines Bruders Burkard Theilnahme an Rudolfs erster Heerfahrt ergibt sich urkundlich aus ihrer Anwesenheit in dessen Lager vor Passau am 26. Septbr. 1276, zu Enns den 15. Oktbr. 1276, zu Wien am 24. Novbr. und noch am 25. Dezbr. des angegebenen Jahres.

2) An der zweiten Heerfahrt im Jahr 1278 hat Albert zwar nicht Theil genommen, dagegen höchst wahrscheinlich sein Bruder Burkard (s. unten Anm. 19 zum 9. Abschnitt). Aus der schriftlichen, höchst dringenden Aufforderung Rudolfs an unsern Helden um schleunige Hilfe zu derselben ist aber klar ersichtlich, welch' hohen Werth der König auf dessen Theilnahme gelegt hat. Es liegt darin ein glänzendes Zeugniß für Alberts Tapferkeit und Feldherrntalent. Man lernt daraus aber auch die höchst gefahrvolle Lage des Königs und die damaligen schlimmen Zustände des Reiches kennen. Wir mußten daher schon von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet auch die zweite Heerfahrt, wiewohl unser Held nicht daran Theil genommen, in den Kreis unserer Bilder aufnehmen. Ueberdies gab uns des Königs Nothruf an unsern Helden Anlaß und Stoff zu der vertraulichen politischen Besprechung auf der Burg Fürstenberg und zur Beleuchtung der Stellung desselben als Reichslandvogt in Schwaben und der Zustände in diesem Lande.

3) Unsere Darstellung beider Heerfahrten, vornehmlich aber der zweiten, legt klar zu Tage, einerseits wie gering auch unter König Rudolf I. von Habsburg die Macht und Autorität des deutschen Reichsoberhaupts war, wenn demselben keine Hausmacht zur Seite stand, wie sehr dasselbe von dem guten Willen der Fürsten und Grafen abhängig war und auch offenbare Pflichtvergessenheit und Untreue derselben gegen sich ungestraft hinnehmen mußte, selbst wenn es sich darum handelte, es bei Wahrung der Interessen und Ehre des Reichs zu unterstützen. Und andererseits liegt in diesen zwei Abschnitten ein in grellen Farben leuchtendes Spiegelbild von dem gänzlichen Mangel an Gemeingeist und Opferbereitwilligkeit, dagegen von der Selbstsucht fast aller damaligen weltlichen und geistlichen Fürsten und der meisten Grafen und Herren, ja von der Treulosigkeit und dem offenen Verrath mancher derselben. Auch von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet haben die Abschnitte 8 und 9 in dem Kreis unserer zeitgeschichtlichen Bilder des 13. Jahrhunderts volle Berechtigung und um so mehr als in denselben auch die kulturhistorische Seite ihre Vertretung gefunden hat.

4) Nach den uns bei der Schilderung der Schlacht auf dem Marchfelde zu Gebot gestandenen Quellen waren wir insbesondere im Stande, ein großartiges Bild einer mittelalterlichen Schlacht mit all' der dabei zu Tage getretenen

Ritter-Romantik, welche mit dem Schlusse des 13. Jahrhunderts aber anhub an Glanz und Zauber zu verlieren, vor dem geistigen Auge unserer Leser zu entrollen. So dürften auch aus diesem Grunde die Abschnitte 8 und 9 ganz besonders sich für unseren zeit- und kulturgeschichtlichen Bilderkreis, dessen Hauptperson ja ein vielbesungener ritterlicher Held eben jener Zeit gewesen, eignen.

5) König Rudolfs Sieg bei Stillfried (Dürnkrut) hatte große weltgeschichtliche Folgen, welche die mitunter noch bestehende staatliche Ordnung der Dinge in Europa begründet haben. Denn derselbe belehnte, nachdem er, und zwar nicht mit Waffen, welche ihm als seinem Vogt und Oberhaupt das Reich in die Hand gegeben, und mit Wagniß seines eigenen Lebens, diesem Oesterreich, Steier, Kärnthen und Krain wie auch die oberlehensherrlichen Rechte auf Böhmen und Mähren wieder gewonnen, mit genannten Herzogthümern im Jahr 1282 seine beiden Söhne Albrecht und Rudolf, das Jahr darauf aber jenen allein, und zwar, wiewohl er sich einer gewissen besonderen Berechtigung hiezu bewußt gewesen sein mochte, nicht ohne ganz legal die Zustimmung der pflichtvergessenen Kurfürsten eingeholt zu haben. So wurde die ansehnliche habsburgische Hausmacht im Südosten des Reichs gegründet, welche im weiteren Verlauf der Dinge die Sicherung der deutschen Krone für das Haus Habsburg mit wenigen Unterbrechungen bis in unser Jahrhundert herab zur Folge hatte. Und es erscheinen auch in Erwägung dieses die beiden Heerfahrten des Habsburgers schließlich als hochwichtige Ereignisse, deren Darstellung in keinem zeitgeschichtlichen Bilderkreise aus dem 13. Jahrhundert fehlen darf.

[2] Zu S. 341. Quellen und Hilfsmittel zum 8. Abschnitt des 2. Bandes.

Böhmers regesta imperii von 1246 bis 1313. Stuttgart 1844. Monumenta Zollerana und Hohenbergica. I. II. Fürstenbergisches Urkundenbuch I.

Bodmann und Gerbert, codex epistolaris Rudolfi I. rom. regis.

Annales Colmarienses majores. Chronicon Colmar. Beide in Böhmers Fontes II. Ausgabe von M. M. Ch. Gérard et J. Liblin und deutsch von Dr. H. Pabst nach der Ausgabe der Mon. Germ. XVII.

Ottokars von Horneck Reimchronik. Ottokar Lorenz, deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert, 2. Band.

J. E. Kopp, Geschichte der eidgenössischen Bünde. Erster Band: König Rudolf I. und seine Zeit. Stälin, wirtemb. Gesch. 3. Band.

Lichnowsky, Fürst von, Geschichte des Hauses Habsburg, 1. Band. Unsere Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg 2c. 2c.

[3] Zu S. 342. Nach Böhmers Ansicht, regesta imperii zu 1246—1313. Stuttgart 1844. Verbesserungen und Zusätze S. XVI., wurde Ottokar von Böhmen von den deutschen Fürsten die Krone weder angeboten, noch hat er dieselbe abgelehnt, wohl aber darnach gestrebt.

[4] Zu S. 344. Rudolfs Brief an den Papst ist nämlich datirt vom 9. April 1274 und von Rotenburg an der Tauber. Nun aber war Graf Albert nicht nur um die angegebene Zeit dort bei seinem königlichen Schwager (siehe Mon. Hohenb. Nr. 61), sondern man trifft denselben nebst seinem Stammesvetter, dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, und dem Grafen Heinrich von Fürstenberg in der ganzen Zeit vom Februar bis April 1274 an verschiedenen

Orten — Hagenau, Oppenheim, Heilbronn, Würzburg, Rotenburg a. T. — in des Königs Umgebung, und schließlich folgte dieser unserem Grafen Albert in die Heimat, denn man trifft Rudolf um die Mitte des April von dem angegebenen Jahr auf der Reichsburg Achalm (bei ihm Albert und sein Bruder, die Grafen Heinrich von Fürstenberg u. A.), darnach auf der Rotenburg am Neckar.

[5] Zu S. 346. Des Steirers Ottokar (von Horneck) Reimchronik, Kap. 112.

[6] Zu S. 347. Reimchronik, Kap. 113—116.

[7] Zu S. 348. Es werden von weltlichen Fürsten und Grafen genannt: Pfalzgraf Ludwig bei Rhein, Herzog von Baiern, Burggraf Friedrich von Nürnberg, die schwäbischen Titular-Herzoge Ludwig und Konrad von Teck, Albert und Burkard von Hohenberg, zwei Grafen Ludwig von Oettingen, Heinrich von Fürstenberg und Hugo von Werdenberg. Mon. Zoll. II, Nr. 154.

[8] Zu S. 349. Burkard, der Vater unseres Helden, nennt sich in einer Urkunde vom Jahr 1245: „divina providente clementia“ comes de Hohenberg. Geschah freilich eben in dem Jahr, da Kaiser Friedrich II., der Staufer, vom Papst Innocenz IV. abgesetzt und noch kein Nachfolger erwählt, das Reich somit herrenlos war. 1249 führt sich derselbe ein als „dei gratia comes de Hohenberg.“ So auch „Gotfridus dei gratia comes in Kalwe“ zum Jahr 1253. Ferner „Albertus divina gratia comes de Rotinburg“ zu 1264 und 1274. „Rudolfus dei gratia comes de Hapsburch“ etc. zu 1271. Unser Hohenberger Urkundenbuch Nr. 31. 33. 37. 45. 60. 69. „Fridericus dei gratia comes de Zolre“ zu 1262. 1266. 1267. Monum. Zoll. I, Nr. 196. 206. 208.

[9] Zu S. 349. Graf Friedrich von Zollern, der Stifter der noch blühenden fürstlichen Linie des Hauses Hohenzollern, macht Kaiser Friedrich II. Mittheilung von den großen Verlusten, welche er bei der Belagerung der Burg Achalm an Mannschaft, Rossen und Waffen, letztere im Betrag von 100 M. S. erlitten und bittet um Entschädigung. Urkunde vom Juli 1235. Mon. Zoll. I, Nr. 161.

[10] Zu S. 350. Vergl. Böhmers Regesten zur Gesch. des Grafen Rudolf von Habsburg zum 6. Jan. 1270, 27. Febr. 1271, 13. Jan. 1273.

[11] Zu S. 350. Die Jahrbücher von Basel. Nach der Ausgabe der Mon. Germ. übersetzt von Dr. H. Pabst S. 19.

[12] Zu S. 351. „Meister“ Boppe (wahrscheinlich ein Basler) und Zeitgenosse Rudolfs von Habsburg, des Grafen und Königs, besingt scherzend seine eigene Armuth u. a. also:

„Ich weiz wol, wenne min armuot ein ende han sol,
— — — — — — — — — — —
wenne der künic Ruodolf deme Soldan angesiget
unde der Schwarzwalt wirt verbrant
unde daz mer gevüllet ist mit griene (Kies und Sand)“,

d. h. wenn unmögliche Dinge geschehen werden.

[13] Zu S. 351. Um die Geldmittel zu dem Kreuzzug aufzubringen, hatte Gregor X. die Einsammlung des geistlichen Zehnten in allen christlichen Ländern angeordnet und damit für Deutschland den Bischof Heinrich von Basel beauf-

tragt. Von diesen Zehentgeldern sollte letzterer dem Könige die angegebenen Baarsummen ausbezahlen und man wird nicht irre gehen, anzunehmen, der genannte Bischof, welcher zu den treuesten Anhängern Rudolfs gehörte, werde sich in der fraglichen Richtung für diesen verwendet haben.

14 Zu S. 354. Die vorstehenden Schilderungen der Boten aus Steier und Oesterreich sind Ottokars Reimchronik entnommen.

15 Zu S. 354 ff. Die Chronik von Colmar a. a. O. S. 156. f.

16 Zu S. 357. Das ehemalige Burggrafenschloß in Nürnberg, an der Stelle der jetzigen sogenannten „Kaiserstallung", wurde 1419 von Christof von Leiningen zerstört.

17 Zu S. 357. v. d. Hagens Minnesänger II, S. 241.

18 Zu S. 359. Vor dem Ausbruch des zweiten Kriegs zwischen Ottokar und Rudolf (Sommer 1278) schlossen jener und Herzog Heinrich von Niederbaiern einen Vertrag mit einander, nach welchem dieser gegen 3000 M. S. böhmischer Subsidiengelder Ottokar 200 schwere Pferde, 200 Leichtbewaffnete und 100 Bogenschützen zu stellen versprach. Voigts Formelbuch Nr. 62.

Herzog Rudolf von Oberbaiern und Pfalzgraf bei Rhein, Herzog Ludwigs Sohn, hat sich am 17. Juli 1297 verbindlich gemacht, seinem Schwiegervater, dem König Adolf (von Nassau), in dem Krieg gegen Frankreich 100 Ritter, 60 Speerknappen und ebensoviel Armbrustschützen zu stellen. Böhmer, Regesten 187.

19. Dez. 1314. Selße. Graf Rudolf von Hohenberg verheißt dem König Friedrich und Herzog Leupold gegen Jedermann, vorzüglich gegen Ludwig von Bayern, beizustehen, inner Landes mit 100 Helmen und seiner gesammten Macht zu Roß und Fuß, außer Landes mit 60 Helmen. —

24. Dez. 1314. Selße. Graf Heinrich von Werdenberg, Chorherr zu Konstanz, gelobt dem König Friedrich wider Jedermann zu dienen, besonders gegen Herzog Ludwig von Bayern, das Gotteshaus Constanz ausgenommen, inner Landes mit aller seiner Macht, außer Landes mit 24 Helmen, „da zehen rosse (Ritter) vnder sin suln; vber das Gebirg, gen Beheim vnd gen Oestreich sin wir niht gebunden." Lichnowsky a. a. O. —

24. März 1315. S . . . burg (Straßburg?) Graf Heinrich von Fürstenberg verheißt dem König Friedrich und dessen Bruder Herzog Lupolt mit 20 Helmen so lange zu dienen, als der Krieg mit Ludwig von Bayern währt. Lichnowsky a. a. O. Fürstenbergisches Urkundenbuch II. Nr. 79.

19 Zu S. 359. Wir haben in Anbetracht der maßgeblichen Verhältnisse die Schätzung im Einzelnen also gemacht: Die Mannschaft des Herzogs Ludwig von Baiern auf 300 Ritter, zusammengenommen ebensoviel „Speerknappen" (Edelknappen, nicht rittermäßige adelige Streiter) und gemeine berittene Knechte (Reisige) nebst 100 Bogen-(Armbrust-)Schützen; der mächtige, dem Könige besonders treu ergebene Burggraf von Nürnberg mag von seinem Burggrafenthum, seiner Grafschaft Abenberg und Herrschaft Baireut wohl 100 Ritter, zusammen ebensoviel Speerknappen und Reisige und 50 Bogen-(Armbrust-)Schützen aufgebracht haben; die Mannschaften der angenommenen übrigen 20 Grafen schätzen wir durchschnittlich je auf 50 Ritter und zusammen ebensoviel leicht bewaffnete Berittene und Fußknechte. Zu all' diesen Mannschaften zählen wir

endlich 400 Ritter aus dem Freiherrn- und Dienstmannenstande, welche dem König um Soldgelder zugezogen sind, und rechnen auf jeden dieser Ritter zwei Reisige oder Fußknechte. Daß die Reichsstädte dem König zu der weitgehenden böhmischen Heerfahrt Mannschaften gestellt haben, darüber ist uns keine urkundliche Angabe bekannt, auch sehr unwahrscheinlich. So ziemlich übereinstimmend mit unsrer Schätzung der Ritterzahl berichtet die Colmarer Chronik (a. a. O. S. 138) König Rudolf sei im Sept. 1276 mit 2000 gerüsteten Rossen (Rittern) von Nürnberg aus in Niederbaiern eingerückt.

[20] SZu . 359. „die Swâbe vuoren mit im abe
den er nicht gap grôze habe
. . . . Pracht
etlicher ouch dur mâgeschaft (Verwandtschaft)
des küneges und der künegin,
durch daz muoß ir geverte sin.
(darum machten diese die Heerfahrt mit)."
Ottokars von Horneck Reimchronik (aus Maßmanns Kaiserchronik II, S. 587).

[21] Zu S. 361. In Betreff der königlichen Missionen des Grafen Heinrich von Fürstenberg zu den Städten der Hansa und nach Lamparten vgl. Fürstenbergisches Urkundenbuch, herausg. von Archivrath Dr. Riezler in Donaueschingen, Bd. I, Nr. 493. 502. 507.

[22] Zu S. 362. Geschah laut Urkunde vom 27. Septbr. 1277. Böhmer, Regesten S. 89.

[23] Zu S. 364. Großer Hoftag des Königs Rudolf zu Nürnberg den größten Theil des November und Dezember 1274. Und schon im nächsten Jahr war derselbe den ganzen Februar, 1276 den ganzen Januar über dort.

[24] Zu S. 365. Ottokar von Horneck (Steier), Dienstmann des reichen Herrn Otto von Lichtenstein, dessen Reimchronik wir wiederholt citirt, rühmt in dem Nachruf, welchen er Graf Albert von Hohenberg widmet, von demselben:

„klage ellende diet (armes Volk der fahrenden Sänger)
die von kumber dicke (oft) schiet
grâve Albrechtes miltiu hant."
Ottokars Reimchronik, vollendet 1312, Kap. 671.

[25] Zu S. 365. Während mehrere Sänger (wie Rumeland, Konrad von Würzburg, Sunnenburg) den König Rudolf überschwenglich preisen, tadeln andere (z. B. der Unverzagte, Stolle, der Schulmeister von Eßlingen) bitter dessen Geiz gegen die Sänger. So schließt ersterer des Königs sonstiges Lob mit dem Vorwurf:

„Der meister singen, gigen, sagen,
Daz hört er gerne, unt git in darumbe niht."

Und Meister Stolle singt von Rudolf:

„Der künic von Rôme engit ouch niht,
und hât doch küniges guot"

und schließt also:

„erne git ouch niht, der künic Ruodolf,
swaz ieman von im singet oder geseit."

v. d. Hagen Minnesinger, 3. Band, S. 5. 45.

26 Zu S. 365. Die Chronik von Colmar in deutscher Uebersetzung von Dr. H. Pabst nach der Ausgabe der Mon. Germ. S. 122, Note 2.

27 Zu S. 365. In den Mon. Zoll. II, Nr. 118. 138. 204. u. a. O., werden dieselben zu den Jahren 1269, 1274 und 1278 als Zeugen in Urkunden des Burggrafen Friedrich III. von Nürnberg aufgeführt.

28 Zu S. 366. Also beschreibt Wolfram von Eschenbach in seinem Parzival 127. 327 ff. die im 13. Jahrhundert übliche Narrenkleidung.

29 Zu S. 368. „Comiti Rudolfo, adversario nostro, qui pro Romanorum rege se gerit — (Herzog Heinrich von Niederbaiern) — imminente necessitatis articulo — a nobis recedens turpiter, impudenter adhesit." Brief Ottokars vom Ende Sept. 1276. Kopp a. a. O. I, S. 157, Note 7.

30 Zu S. 369. Wenn die Chronik von Colmar (a. a. O. S. 138) den Zuzug des Herzogs von Niederbaiern aber allein zu 1000 Ritter auf gerüsteten (gepanzerten) Rossen angibt, so erscheint uns das um ein Namhaftes zuviel. Derselbe wird dem seines Bruders etwa gleich gewesen sein.

31 Zu S. 369. 19. Septbr. 1276. Foedus ministerialium Styriae et Carinthiae etc.

M. Gerberti codex epistolaris Rudolfi I. in M. Herrgott et R. Heer monumenta dom. Austriac. S. 299.

32 Zu S. 370. „Nu waz ouch von Wildon
chomen herr Hertneid,
von dem kunig in der zeit,
der pracht die gewissen mer
daz der kunig her nyder wer."

Ottokars von Horneck Reimchronik, Kap. 124.

33 Zu S. 374. Siehe Anm. 29.

34 Zu S. 375. Heinrich von Kunring, Leutolds Vetter, des Böhmenkönigs Eidam, blieb auf seines Schwiegervaters Seite. J. E. Kopp, Rudolf von Habsburg, ein dramatisches Gedicht 1856.

35 Zu S. 376. Von der Hagens Minnesinger Bd. I, S. 353. u. Bd. IV, S. 307 ff., Bd. II, S. 70, Bd. IV, S. 411. K. Bartsch, deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrhunderts S. 228 ff. v. Arx, Geschichten des Kanton St. Gallen Bd. I, S. 319 ff. 527.

36 Zu S. 383. Ottokars Reimchronik, Kap. 571.

37 Zu S. 384. So die Chronik von Colmar a. a. O. S. 133.

38 Zu S. 385. Ottokars Reimchronik, Kap. 126.

39 Zu S. 388. Ottokars Reimchronik, Kap. 126.

40 Zu S. 391. Ottokars Reimchronik, Kap. 127. Mit vollem Recht sagt Lorenz a. a. O. Bd. II, S. 146, Note 1, es sei dies eines der schönsten Kapitel der Reimchronik. Die Rede des Bischofs ergreife in dramatischer Weise, wenn man natürlich auch nicht für die Worte einstehen könne.

[41] Zu S. 391. Ottokars von Horneck Reimchronik, Kap. 129. In Betreff des Ceremoniels und Hergangs der Belehnung des Königs Ottokar von Böhmen durch König Rudolf von Habsburg glaubten wir mehr der Erzählung der Reimchronik des Steirer Dienstmannen Ottokar (von Horneck), dessen Herr, Otto von Lichtenstein, angewohnt hat, folgen zu sollen, als der Colmarer Chronik. Die Erzählung der letzteren, Rudolf sei von der Ankunft des Böhmenkönigs gleichsam überrascht worden, habe in aller Eile sich nur den Mantel seines Schreibers umgeworfen und, auf einem „Schemel" sitzend, ohne Weiteres die Belehnung vorgenommen, kommt uns durchaus nicht glaubhaft vor und wird zu den zahlreichen, über den Habsburger vorhandenen Anekdoten gezählt werden müssen. Bei unserer Darstellung der Belehnung Ottokars schwebte uns auch die des Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit der Markgrafschaft Brandenburg durch Kaiser Sigismund am 18. April 1417 vor, wie solche die aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammende Richentaler Chronik von Constanz erzählt, deren schöne Konstanzer Handschrift den Belehnungsakt auch durch Abbildungen erläutert. Vergl. v. Riedel „Zehn Jahre aus der Geschichte des preußischen Königshauses" Berlin 1851, das Titelblatt und die Bilder zwischen S. 288 u. 289; ferner J. Marmor, Geschichtl. Topographie der Stadt Constanz, wo S. 151 ff. der Belehnungsbericht der genannten Chronik buchstäblich abgedruckt ist.

[42] Zu S. 394. Dieselbe haben wir Ottokars von Horneck Reimchronik, Kap. 132 und 133 entnommen. Bei dem Umstande, daß auch andere Berichte sagen, des Böhmenkönigs Friedensbruch sei vornehmlich den Aufreizungen seiner stolzen Gemahlin zuzuschreiben, ist man nicht berechtigt zu sagen, Ottokar habe alles rein erfunden, wenn man gleich natürlich nicht Wort für Wort nehmen darf. Und wenn nach Palacky (Gesch. v. Böhmen II, S. 251) Ottokar „seiner über den Verlust so schöner Länder trostlosen Gemahlin" nach dem Friedensschluß und seiner Belehnung geschrieben: „Meiner geliebten Gemahlin, der Königin von Böhmen, Heil und Starkmuth im Unglücke! Nachdem es uns vielleicht verdientermaßen widerfahren, daß wir Länder verloren, die mit vieler Mühe, mit vielem Blut erworben worden, ziemt es uns nicht, uns der Trauer und weibischen Klagen darüber hinzugeben u. s. w.", so scheint er eben gefürchtet zu haben, er werde von seiner Gemahlin mit bitteren Vorwürfen empfangen werden. Siehe auch Böhmers Regesten zu Ottokar von Böhmen S. 454 ff. Namentlich hat das Chronicon Sampet. apud Menken 3, 289 „His ita peractis (Friede zwischen Ottokar und Rudolf und Belehnung des Ersteren mit Böhmen und Mähren) rex Boemorum domum revertitur, torvoque vultu a regina suscipitur dicente: ipsum nullius esse valoris, qui se simplici comiti tam breviter subiugasset. Unde rex nimis turbatus sollicitatur et quid agere debeat ignorat."

Anmerkungen zum neunten Abschnitt.

[1] Zu S. 396. Ueber unsere Motive bei der Aufnahme dieses Abschnitts in unseren Bilderkreis s. die erste Anmerkung zum 8. Abschnitt dieses Bandes. Die außer den bereits dort genannten, hiezu benützten zahlreichen Quellen und Hilfsmittel finden sich an den betreffenden Stellen meist angegeben. Die wichtigsten Quellen über die Schlacht auf dem Marchfelde, von welcher man mehrere, mitunter von einander abweichende und zum Theil sehr mangelhafte Darstellungen besitzt, haben wir bei der so großen historischen Bedeutsamkeit derselben dagegen besonders zusammengestellt und unsere Resultate daraus gezogen. Siehe Anm. 38.

[2] Zu S. 397. Mon. Zoll. II., Nr. 170 f. 184 ff. 186. Fürstenbergisches Urkundenbuch I, Nr. 515 ff.

[3] Zu S. 398. Der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Freising und Passau übertrugen 1277 Rudolfs Söhnen, Albrecht, Hartmann und Rudolf, natürlich auf des Vaters Verwendung, die zahlreichen und ansehnlichen Lehen, welche die vormaligen Herzoge von Oesterreich, Steier, Kärnthen und Krain von ihren Kirchen getragen. Mon. Zoll. II, Nr. 176 f. 184. 189. 191. 193.

[4] Zu S. 400. Die Kolmarer Chronik sagt daher ganz richtig, daß der König von Böhmen seine Unterwerfung bereut habe, als er gesehen, daß „der römische König zwar viele Güter besessen, aber doch immer in großer Dürftigkeit war."

[5] Zu S. 401. Die Abmahnungen der Räthe des Böhmenkönigs betreffend, s. Ottokars von Horneck Reimchronik Kap. 133. 134.

[6] Zu S. 402. S. K. Rudolfs Bericht über die Schlacht zwischen ihm und Ottokar von Böhmen bei Bodmann, codex epistolaris Rudolfi S. 90. Vgl. auch unten Anm. 38 die Quellen der Schlacht betreffend.

[7] Zu S. 404. Albero von Kunring wird neben des Königs ältesten Söhnen Albrecht und Hartmann und treuesten Anhängern (z. B. dem Bischof Heinrich von Basel, den Grafen Heinrich von Fürstenberg, Eberhard von Katzenelnbogen und Burkard von Hohenberg, Alberts Bruder) noch als Zeuge einer Urkunde aufgeführt, welche derselbe am 3. Mai 1278 zu Wien ausgestellt hat. Mon. Zoll. II, Nr. 198. Böhmers Regesten S. 91 und Kopp a. a. O. I, S. 207, Note 4, haben das Zeugenverzeichniß vollständiger.

[8] Zu S. 406. S. in unserer Gesch. d. Gr. v. Zollern-Hohenberg das Charakterbild der Königin S. 351 ff. und insbesondere S. 353, Note 1.

[9] Zu S. 407. S. die Chronik von Kolmar a. a. O. S. 122, Note 1. Nach den Jahrbüchern von Basel und den größern Jahrbüchern von Kolmar S. 61, 62 muß Rudolf als großer Liebhaber von Naturseltenheiten bekannt gewesen sein, denn erstere berichten S. 26 folgendes: „Zu Rollweiler, einem Schlosse bei Sultz (Ollweiler zwischen Sultz und Wattweiler im Elsaß), wurde die Hirnschale einer großen Schlange und ihre Zunge, vom Volke „Roterzunge" genannt, aufgefunden und dem König Rudolf als Kleinod übergeben: sie besaß nach der Volksmeinung die Kraft, Gift zu verrathen." Und nach den größeren

Jahrbüchern von Kolmar kaufte Rudolf einen Papagei-Käfig für 30 Pfund Silber, obgleich es ihm sonst sehr an Geld fehlte.

10 Zu S. 407. In Betreff der Frage, ob Graf Burkard am 3. Mai zu Wien gewesen sei, s. Anm. 7. Graf Albert von Hohenberg findet man aber eben am 3. Mai 1278 zu Marchthal an der Donau in Schwaben als „iudex provincialis" thätig und am 24. Juni 1278 mit Herzog Ludwig von Baiern und mehreren Grafen, u. a. Eberhard von Katzenelnbogen zu Hagenau. Mon. Hohenb., Nr. 79 u. 80 (s. Anm. 18). Letzterer, der am 3. Mai zu Wien war, muß aber wieder dahin zurückgekehrt sein (s. unten).

11 Zu S. 408. Abgedruckt in Bodmanns Codex epistolaris Rvdolfi I. rom. regis, S. 68, der aber das dem Inhalt nach unzweifelhaft für unsern Grafen Albert von Hohenberg, den Bruder von Rudolfs Gemahlin, bestimmte Schreiben irrig an den König von Ungarn gerichtet sein läßt, da es dort die Ueberschrift hat: „Rudolfi etc., ad Regem Hungariae, de supetiis et auxiliis sibi ferendis contra Ottocarum R. Bohemiae."

12 Zu S. 408. So ist es ohne Zweifel zu verstehen, wenn K. Rudolf in dem Brief sagt: „meditansque circumspecte, siquod futurae de nobis promotionis et exaltationis beneficium praestolari volueris." Beispiele von Erhebung vom Grafen- in den Fürstenstand durch K. Rudolf sind auch sonst bekannt. Vergl. Böhmers Regesten Nr. 859. Trug sich Graf Albert etwa mit dem Gedanken, Herzog von Schwaben zu werden?

13 Zu S. 410. Graf Heinrich von Fürstenberg war, wie wir wohl wissen, damals allerdings noch nicht unseres Grafen Albert Schwiegervater, und wir verweisen in Betreff dieser unserer Abweichung von den thatsächlich-historischen Verhältnissen auf unsere 1. Anmerkung zum 11. Abschnitt des 1. Bandes.

14 Zu S. 411. An Graf Albert von Hohenberg ist ohne Zweifel das Schreiben des Königs Rudolf betitelt: „Pro bonis recvperandis imperio" gerichtet, welches also lautet: „Inter coetera, quae nobis parere possunt augmenta laetitiae, illud quasi potissime placidum votis nostris accideret, quod vulgaris tenet opinio, et ad notitiam multitudinis perveniret quod bona Imperii pridem in illis distracta confiniis ad jus nostrum et Imperii strenue revocasses. Cum igitur de tuae fidei puritate fiduciam plenissimam habeamus, quod haec et alia honori nostro congruentia debeas exequi toto posse, rogamus attentius te hortantes, quatenus invocato super hoc consilio et auxilio NN. ad eorundem bonorum distractorum et alienatorum recuperationem efficaciter elabores." Codex epistolaris Rudolfi I. Rom. regis. Fr. Jos. Bodmann S. 170.

15 Zu S. 412. S. das Nähere im 1. u. 2. Kapitel des 14. Abschnitts von diesem Bande, insbesondere S. 521—524.

16 Zu S. 412. „Rudolfus romanus rex discordiam inter nobiles viros N. et N. Comiti de Hohenberg sororio et fideli suo dilecto committit decidendum." Bodmann a. a. O. S. 166.

17 Zu S. 413. Die Chronik von Kolmar a. a. O. berichtet S. 143 zum Jahr 1278, König Ottokar von Böhmen habe Boten mit Versprechungen an die Bischöfe, Grafen und Herren am Rhein gesandt, sie möchten dem König Rudolf

doch ja nicht zu Hilfe kommen, ihn im Gegentheil nach Kräften bekämpfen. Das hätten Einzelne auch nach Möglichkeit gethan und würden es noch mehr gethan haben, wenn dem Könige ein Unglück zugestoßen wäre. Vergl. auch die Quellen zur Schlacht unter Nr. 1.

[18] Zu S. 414. Am 24. Juni 1278, zur Zeit, da die Feindseligkeiten zwischen den deutschen und böhmischen Streithaufen bereits begonnen hatten, verbanden sich in der Reichsstadt Hagenau Herzog Ludwig von Baiern, Pfalzgraf bei Rhein und mehrere Grafen, darunter Albert von Hohenberg und Eberhard von Katzenelnbogen mit den rheinischen und anderen Städten — Basel, Kolmar, Straßburg, Hagenau, Speier, Worms, Frankfurt, Mainz, Friedberg, Wetzlar, Boppard u. a. — „attendentes et considerantes inconstanciam rerum humanarum nec non ob reverentiam sacri Imperii" zu einem Landfrieden. Mon. Hohenb., Nr. 80.

[19] Zu S. 420. Daß Graf Burkard von Hohenberg, der jüngere Bruder unseres Helden Albert, in den Tagen des Mai 1278, da K. Rudolf von dem ihm nahe bevorstehenden Kampfe mit dem Böhmenkönig sichere Kunde erhalten und darauf nach allen Seiten Boten in das Reich gesandt hat, zum Zuzug aufzufordern, in Wien am Hoflager seines königlichen Schwagers gewesen, und diesem auch eine Hilfsschar zugeführt hat, geht aus folgenden Gründen mit größter Wahrscheinlichkeit hervor: Zuvörderst wird man aus dem Umstande, daß bloß an Graf Albert eine schriftliche Aufforderung zum Zuzug ergangen und in derselben nicht auch sein Bruder mit eingeschlossen, desselben darin mit keiner Silbe erwähnt ist, schließen dürfen, daß Letzterer in den Nothtagen des Königs zu Wien bei diesem selbst gewesen. So dürfte denn, wenn in einer am 3. Mai 1278 von Rudolf ausgestellten Urkunde neben anderen Grafen z. B. Heinrich von Fürstenberg und Eberhard von Katzenelnbogen ein Graf .... von (?) Tottenberg als Zeuge genannt wird, Böhmer Recht behalten, wenn er in seinen Regesten dafür Hohenberg setzt. Vgl. übrigens dessen Verbesserungen und Zusätze S. 16 und Kopp a. a. O. I. S. 207, Note 4.

Und selbst wenn Kopp, welcher meint, es sei statt Tottenberg Tokkenburg zu lesen, Recht hat, und Graf Burkard auch in keiner anderen uns erhaltenen oder bekannt gewordenen Urkunde des Königs aus jener Zeit und im Laufe der nächsten als Zeuge genannt wird, so kann derselbe doch damals immerhin in Wien gewesen sein.

Was nun die Frage anbetrifft, ob Burkard seinem königlichen Schwager zu Hilfe gezogen, so ist dieselbe aus folgenden Gründen gleichfalls mit größter Wahrscheinlichkeit zu bejahen.

Für's Erste ist von vornherein nicht anzunehmen, daß Angesichts der höchst gefahrvollen Lage des Königs in Wien, wo sich auch dessen Ehegemahl und Kinder befanden, des dringendsten Hilferufs an Graf Albert und in Erwägung, daß dieser demselben nicht hat folgen können, auch Graf Burkard seinem so sehr bedrängten Schwager nicht zu Hilfe gezogen sein soll. Für's andere spricht für die Bejahung der Frage, daß die Steirische Reimchronik in Kap. 139 meldet, es seien dem Könige „aus swebischen Kreißen" nur drei „Grafen", die von „Hochenloch", Fürstenberg und Hoheneck zu Hilfe gekommen.

Lassen wir den ersten, welcher weder Graf noch Schwabe war, aber die Heerfahrt mitgemacht hat, weg, so bleiben noch zwei schwäbische Grafen als Zuzügler übrig, und zwar war nach urkundlichen Zeugnissen der von Fürstenberg am 3. Mai und 22. Juli 1278 bei dem Könige zu Wien, am 19. August in dessen Lager bei Marcheck, muß somit, wenn man den Bericht der Kolmarer und Klingenberger Chronik hinzunimmt, in der Zwischenzeit in der Heimat gewesen sein, um seine Mannen aufzubieten. Dabei ist zu erwägen, daß es keine schwäbische Grafen von Hoheneck, wohl aber freie Herren dieses Namens gegeben, deren Burgsitz sich noch bei dem heutigen Ludwigsburg erhalten hat. Hat nun die Reimchronik, welcher die Landsmannschaften im Reiche draußen natürlich nicht bekannt waren, statt Hohenberg — Hoheneck geschrieben, so ist das sehr erklärlich und verzeihlich. Der Name Hohenberg war ihr ohnedies weniger geläufig, da sie unsern berühmten und ihr wohlbekannten Grafen Albert als von „Hairloch" (Haigerloch) aufführt, insbesondere ist aber zu betonen, daß sie Kap. 538 selbst statt Haigerloch — „Hohenloch" setzt, indem sie Albert als „Grafen von Hohenloch" auftreten läßt.

Endlich ist bezüglich der Frage, ob Graf Heinrich von Fürstenberg der einzige schwäbische Graf gewesen, welcher König Rudolf in dem zweiten Feldzuge gegen Ottokar von Böhmen zu Hilfe gekommen, oder ob es noch ein zweiter, und zwar Graf Burkard von Hohenberg gethan hat, folgendes in Betracht zu ziehen. Nach dem Bericht der Kolmarer Chronik a. a. O. S. 145 ist, als der Bischof von Basel mit dem Habsburgischen Landvogt des Elsaßes an der Spitze ihrer Haufen durch Schwaben fuhren, zu demselben ein Graf, dessen Geschlechtsname ihr aber unbekannt war, mit hundert Rittern, welche gepanzerte Rosse hatten, gestoßen, um mit ihnen nach Oesterreich zu ziehen. In diesem schwäbischen Grafen erkennt man gemeinhin und nicht mit Unrecht den Grafen Heinrich von Fürstenberg, Rudolfs Blutsverwandten und treuen Anhänger; hält man aber in Betreff der angeblichen hundert Ritter, welche er dem Könige gestellt haben soll, dagegen, daß dessen gleichnamiger Enkel im Jahr 1315 Herzog Friedrich dem Schönen von Oesterreich gegen Zusicherung eines Dienstgeltes zugesagt hat, er wolle ihm in dem Kriege mit Ludwig von Baiern, seinem Kron-Rivalen, 24 Ritter stellen, so erscheinen die hundert Ritter, mit welchen sein Vater 1278 nach Oesterreich gezogen sein soll, für diesen allein als allzuviel und man muß annehmen, es sei unter denselben auch noch der Zuzug eines andern schwäbischen Grafen begriffen gewesen, wobei man nach Obigem am füglichsten an Burkard von Hohenberg zu denken hat. Dieser scheint aber, zumal er in der oben erwähnten, im Lager von Marcheck gegebenen Urkunde des Königs nicht als Zeuge, auch in der Geschichte der Schlacht gar nicht genannt wird, diese mit seinen Mannen nicht mitgemacht, sondern von seinem königlichen Schwager eine andere Verwendung erhalten zu haben. Wir haben angenommen, er sei des Königs Wunsch und Befehl zufolge für alle Fälle zum Schutz der Königin, seiner Schwester, mit seinen Mannen in Wien zurückgeblieben.

20 Zu S. 420. In Betreff des von Ramswag und seiner Söhne siehe Böhmers Regesten zum 15. Oktober 1278, des von Wasichenstein in Böhmers acta imperii selecta die Urkunde Rudolfs zum 29. November des genannten

Jahres, in Bezug auf die beiden andern elsäßischen Herren siehe „die größeren Jahrbücher von Kolmar“ a. a. O. S. 33. — Die Klingenberger Chronik (herausgegeben von Dr. A. Henne von Sargans 1861), läßt sich S. 31 ff. in Betreff derer, welche Rudolf 1278 zugezogen sind, also vernehmen: „do mant künig ruodolf alle des richs stette, fürsten vnd herren vnd ander sin guote fründ vnd gönner. Also kam wenig von swaben vnd von dem rin jm zuo hilfe. — — doch kament diss nachgeschribnen herren manlich vnd trostlich zuo jm, vnd hulffent jm striten mit iren rittern vnd knechten: bischoff hainrich von basel, her fridrich von Kempten der kanzler, fridrich der rich burggraf von nürenberg, graff hainrich von fürstenberg, den zwaien herren was des kuniges banner empfolchen, marggraf hainrich von baden (hachberg) mit vil ritter vnd knechten, her berhtolt von schnabelburg (richtiger Eschenbach), der von Tüffen (St. Gallen), her gerhard von Gössikon, her Albrecht von schenkenberg, gotfrid von hohenlow, cuonrat wernher von hadstatt.“ In Betreff von König Rudolfs ältestem Sohn, welcher noch am 7. August 1278 in den Stammlanden war und nicht an der Schlacht Theil genommen, siehe Kopp a. a. O. I. Seite 253. Note 1.

21 Zu S. 421. Die vorgenannten Grafen und Herren ergeben sich aus einer Urkunde vom 22. Juli 1278. Den alten Burggrafen von Nürnberg betreffend ist zu bemerken, daß derselbe am 16. Juni 1278 „nomine nostro et Conradi fratris nostri“ zu Nürnberg den Lehenrevers über die Eichstädtischen Lehen ausstellte. Burggraf Konrad von Nürnberg der jüngere, welchen man schon am 3. Mai 1278 bei dem Könige zu Wien trifft, während sein älterer Bruder um diese Zeit nicht mehr dort war, blieb in Wien, wie aus der am 22. Juli 1278 dort ausgestellten Urkunde des Königs hervorgeht. S. Mon. Zoll. II. Nr. 200 u. 201.

22 Zu S. 422. Am 19. August 1278 bestätigt K. Rudolf „apud Marchegge in castris“ auf Bitte des Grafen Heinrich von Fürstenberg dessen Städten Villingen, Dornstetten ꝛc. die Freiheit von auswärtigen Gerichten. Fürstenbergisches Urkundenbuch Nr. 525.

23 Zu S. 423. Closener Straßburger Chronik (aus der Mitte des 14. Jahrh. auf Grund älterer Quellen) S. 48 und Ottokars Reimchronik Kap. 59. 63.

24 Zu S. 424. Siehe unten in Anmerkung 38 (Quellen zur Geschichte der Schlacht) unter Nr. 8.

25 Zu S. 425. „Dje Herren do vil drat (schnell)
Wurden ez ze Rat,
Dje Valben (Kumanen) gaben jn den Syn
Wen der ander Tag erschin,
Daz man daz vernem,
Daz man mändlich (mannhaft) zu Veld chem,
Als ob sy streiten sollten.“

26 Zu S. 425. Siehe Anmerkung 38. (Quellen zur Geschichte der Schlacht) unter Nr. 7.

27 Zu S. 426. Ueber die numerische Stärke, in welcher die beiden Heere in der Schlacht auf dem Marchfeld gegen einander gezogen, sind keine bestimmten zuverlässigen Berichte auf uns gekommen. Im

Allgemeinen geben beinahe alle Quellen das böhmische Heer als stärker denn das deutsch-ungarische an, doch weichen auch diese Berichte sehr von einander ab; so sagt die Reimchronik in Kapitel 148, jenes sei viermal, das Chronicon Austr. (bei Rauch II, 270), es sei noch einmal so stark gewesen, als dieses. Eine qualitatife und wohl auch quantitatife Ueberlegenheit wird anzunehmen sein, wenn man einerseits erwägt, welch' kurze Zeit Rudolf und der ihm aufrichtig ergebenen Partei zu Rüstungen geblieben, wie gering und minder mächtig diese war und solche selbst beim besten Willen dem Aufruf zum Zuzug theilweise nicht hat rechtzeitig folgen können, andererseits an die umfassenden und so erfolgreichen Bemühungen des mächtigen Böhmenkönigs, unter Deutschen und anderen Fürsten sich Bundesgenossen zu verschaffen, denkt.

Im Einzelnen gehen die auf uns gekommenen numerischen Angaben über die Stärke beider Heere selbst in zeitgenössischen Berichten weit aus einander. So sagt die bei Bodmann a. a. O. S. 88 abgedruckte „narratio" eines warmen, aber schlecht unterrichteten Anhängers von Rudolf von der Schlacht, das böhmische Heer habe aus gemeinem Volk, schlecht bewaffneten Rinderhirten bestanden und blos (??) 6000 Mann gezählt, was quantitatif und qualitatif* sicher höchst unrichtig ist; gibt dagegen das Rudolf zugezogene ungarische Heer auf 40,000 Ungarn und 16,000 Kumanen an. Dies ist nun dagegen gewiß viel zu hoch gegriffen; die Angabe der Chronik von Kolmar, das ungarische Heer habe 15,000 Reiter gezählt, aber wohl glaubhaft. Wie hoch sich im Ganzen die Zahl der deutschen Streiter unter Rudolf belaufen, gibt keine Quelle an; man hat nur einzelne bestimmte Angaben, so z. B. daß der salzburgische Zuzug aus 300, der Basler, elsäßische und schwäbische zusammen aus 200 Rittern bestanden habe. Die stärksten Haufen werden außer Salzburg dem Könige wohl aus Tyrol, Steiermark und Kärnthen zugezogen sein. Auch das Herzogthum Oesterreich stellte nach der Kolmarer Chronik eine große Zahl Ritter, wie denn Rudolfs rechter Flügel nebst Kumanen aus Oesterreichern bestand. Eine stattliche Schar hat ohne Zweifel auch der alte Burggraf von Nürnberg hergeführt. Nicht von großem Belang aber war wohl der Zuzug aus den Rheinlanden. Und wenn wir das Heer, welches im Jahr 1276 bei Rudolf in und um Nürnberg gestanden, nach hoher Schätzung auf 5000 Mann angegeben und angenommen, es sei durch den bald darauf erfolgten Anschluß des Herzogs von Niederbaiern und andere Zuzüge aus Oesterreich, Steier und Tyrol vor Wien auf 10,000 angewachsen, so kann man, da bei dem zweiten Feldzug sowohl Ober- als Niederbaiern fehlten und nur wenige Grafen zu Rudolf gestoßen sind, dessen deutsche Streitkräfte in der Schlacht auf dem Marchfelde höchstens zu 5000—6000,** das

* Aus dem Schreiben Rudolfs an den Dogen von Venedig (s. 1) geht unter anderem im Gegentheil hervor, daß der höhere böhmische Adel in Ottokars Heer stark vertreten war.

** Nimmt man die Zuzüge aus Salzburg, Tyrol, Kärnthen, Steiermark und Oesterreich je zu 300 Rittern an, rechnet dazu die 200 Basler, Elsäßer und Schwaben, schätzt die Schar des Burggrafen und des Grafen von Katzenelnbogen je auf 50 Ritter und nimmt nach den Verhältnißzahlen des Ottokar gesandten niederbaierischen Hilfscorps die Zahl der mit ausgezogenen leicht bewaffneten Reiter zusammen zu 1800, die der Bogenschützen zu 900 an, so erhält man zusammen 4500.

vereinigte deutsch-ungarische Heer somit nur etwa zu 20,000 Mann anschlagen. Das böhmische Heer dagegen gibt die in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts geschriebene Chronik des Abts Johann von Viktring bei Klagenfurt, „des bedeutendsten Historikers des späteren Mittelalters, welcher reiche Gelegenheit hatte, sich über die Zeitgeschichte zu instruiren", auf 30,000 Mann an, was ziemlich richtig sein mag. So war denn nach unserer obigen Schätzung des vereinigten deutsch-ungarischen Heeres diesem das böhmische an Zahl wirklich überlegen, doch nicht in dem Grade, wie die oben angeführten Berichte angeben.

Schließlich lassen wir hier füglich einige Notizen, die Truppengattungen betreffend, aus welchen beide Heere zusammengesetzt waren, folgen.

Der Zeit und den Schlachtberichten (insbesondere der Reimchronik und Rudolfs Brief an den Pabst) nach muß man annehmen, daß die Ritterschaft wenn auch nicht quantitatif so doch qualitatif die Hauptwaffe war. Man hat auch über die Ritter in beiden Heeren einige Zahlen-Angaben; so soll nach dem Chronicon Austr. das böhmische Heer 1100, der Kolmarer Chronik zufolge dagegen 900 Ritter gezählt haben; gewiß ist, daß die dem Böhmenkönig zugesandte Hilfsmannschaft des Herzogs von Niederbaiern 200 Ritter zählte, und der Zuzug zum deutschen Heer von Basel, aus dem Elsaß und Schwaben deren ebenso viel hatte.

Die übrigen numerisch stärksten Haufen ergeben sich mitunter aus dem Bestand der eben erwähnten baierischen Mannschaft, denn diese zählte außer den 200 Rittern ebenso viele „Leichtbewaffnete" und hundert Bogenschützen, und zu diesen Waffengattungen gehörten in Rudolfs Heere auch die Kumanen und der größte Theil der Ungarn, unter denen sich indeß auch eine namhafte Zahl rittermäßiger Streiter befand. Bei den Haufen, welche gegenüber den Rittern als Leichtbewaffnete aufgeführt werden, müssen im Einzelnen unterschieden werden die Edelknechte (armigeri nobiles) von adeligem oder doch ritterbürtigem Herkommen und die gemeinen reisigen Knechte. Erstere hießen Speerknappen, denn sie führten neben dem kürzeren Knappenschwert als Hauptwaffe Speere (Lanzen) und ritten leichtere (kleinere) Pferde. Da es manchem „Edelknappen", zumal wenn er nicht dem hohen Adel angehörte, auch nach angetretenem Mannesalter nicht so bald gelungen ist, die Ritterwürde zu erlangen, ja mancher derselben sein Lebtag Edelknecht geblieben, eine Heerfahrt aber die Rittersporen einbringen konnte, so zählten die Aufgebote der Fürsten und Grafen im Mittelalter in der Regel mehr oder weniger zahlreiche Haufen von „Speerknappen".* So zählte nach Kapitel 149 der Steirer Reimchronik auch das deutsche Heer in der Schlacht auf dem Marchfelde Haufen von Edelknechten, von denen mancher kurz vor dem Kampfe zum Ritter geschlagen wurde. Die Knechte, welche als Hörige ihrer Herren oder als Söldner („Sarjante") mit ausgezogen waren, kämpften theilweise zu Pferd (reisige Knechte), meist aber zu Fuß und waren mit Bogen und

* Herzog Albrecht von Oesterreich führte, als er nach der Schlacht bei Göllheim (1298) zur Krönung nach Aachen fuhr, neben zahlreicher Ritterschaft 800 Speerknappen mit sich und dazu viel geringes (gemeines) Kriegsvolk. — Die Mannschaft, welche Herzog Rudolf von Baiern dem König Adolf vom Hause Nassau zuführte, zählte außer 100 „verdachten Rossen" (Ritterrossen) 60 „sperknappen".

Armbrust, langen Spießen, Streitäxten, Keulen, zum Theil auch mit kurzen Schwertern bewaffnet. Wie in der Schilderung, welche die Steirer Reimchronik von dem blutigen Kampf auf dem Marchfelde macht, so wird auch sonst in mittelalterlichen Schlachtberichten des von den Rittern verachteten „gemeinen" Kriegsvolks meist gar nicht oder nur wenig gedacht. Nichts desto weniger wurde schon im Mittelalter von erfahrenen Kriegsmännern die Unentbehrlichkeit eines starken Fußvolks neben der Ritterschaft anerkannt, wenn man in einer Feldschlacht auf Sieg hoffen wollte.* Insbesondere war auch König Rudolf, dessen Kriegserfahrung die Zeitgenossen so sehr rühmen, dieser Ansicht. Er soll auf der Heerfahrt gegen Burgund (s. Abschn. 11 S. 482) den seine Nation hoch ehrenden Ausspruch gethan haben: „er getraue sich mit 4000 auserlesenen deutschen Rittern und 40,000 Mann deutschen Fußvolks gegen jedwede Macht der Welt den Sieg zu behaupten.**

[28] Zu S. 427. Also machten es einst die Ungarn in der Schlacht auf dem Lechfelde (955) und fielen so dem deutschen Heere unter König Otto I. in den Rücken.

[29] Zu S. 428. Der weithin sichtbare „Sturmvan" und das Königsbanner (Kap. 156 der Reimchronik) standen als Sammlungs- (Orientirungs-) Zeichen in der Mitte, beziehungsweise bei König Rudolf, wie denn dieser (Kap. 163 der Reimchronik) befohlen, den für gefangen ausgegebenen König Ottokar „zu den vanen" beziehungsweise zu ihm herzuführen, woraus zugleich hervorgeht, daß außer der Sturmfahne bei dem Könige noch eine andere entfaltet worden.

[30] Zu S. 429. Als der alte Haslauer den König um die Ehre, das Banner des rechten Flügels (der Oesterreicher) tragen zu dürfen, bat, ritt er „aus seiner Rotte herfür", und nachdem er es erhalten, „in die vodriste schar"; soll wohl heißen, in die vorderste Rotte seiner (der Ritter) Schar. Reimchronik, Kap. 148.

„die viere und jene viere
uz den gebilde ich schiere (schnell)
zwo ganze rotte,"
(d. h. je vier Mann hoch.)
Gottfrieds von Straßburg Tristan, Ausg. von K. Bechstein, V. 6893 ff.

[31] Zu S. 429. Also beschreibt die Colmarer Chronik a. a. O. S. 182 zum Jahr 1298 einen Kerntrupp von Fußvolk.

[32] Zu S. 430. „Vnd der Rotmaister schuef
vmb den spicz vorn;

* König Adolf vom Hause Nassau griff, ohne das Anrücken des ihm von den Reichsstädten zugesagten zahlreichen Fußvolks abgewartet zu haben, den Herzog Albrecht von Oesterreich 1298 bei Göllheim an und verlor die Schlacht. Vergebens hatten ihn erfahrene Führer seiner Rittergeschwader gewarnt und nach den Worten der in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts geschriebenen Chronik des Matthias von Neuenburg gesagt: „aciem suam equitum esse minus fortem". Ausgabe von Studer S. 31.

** Chronik des Matthias von Neuenburg (sonst Albertus Argentinensis) a. a. O. S. 24.

darczu gehörten nicht torn,
Sy mueßten manhait walten
die den spicz solden halten u. s. w.

Und König Rudolf sagt in dem Briefe an den Dogen von Venedig (s. die Quellen zur Schlacht unter Punkt 3) „procedentes cuneos acierum nostrarum adiunximus stationi hostium“.

[33] Zu S. 430. Als Graf Eberhard von Katzenelnbogen nach äußerst heftigem Zweikampf mit dem Böhmenkönig aus vielen Wunden blutend an sicherem Orte der Walstatt angekommen war und ihm dort von den Seinigen die zerhauene, von Blut triefende Rüstung abgenommen wurde, da war auch der niederrheinische fahrende Sänger, welcher die Schlacht auf dem Marchfelde und seinen Helden, den Grafen von Katzenelnbogen besungen, zugegen, denn er sagt (Vers 115 ff.):

„und dis mine ougen namen war:
„up golt von zabel (schwarz) ein adelar
„was geslain und gelait,
„vomme (vom) riche hie dese waipen drait;
„vom arde (von Geburt) hie ander waipen hait:
„ein lewe in hoher werde stait,
„vom keule (in rother Farbe) up golt geslain.“

R. v. Liliencron „die Böhmenschlacht“ in den „historischen Volksliedern der Deutschen“ erstem Bande S. 7.

[34] Zu S. 432. So erzählt die im Jahr 1340 vollendete Chronik des Abts Johann vom Kloster Victring bei Klagenfurt, welche zu den besten des späteren Mittelalters gehört. Ausgabe in Böhmers fontes I, S. 310.

[35] Zu S. 432. R. v. Liliencron a. a. O. die Böhmenschlacht, V. 53—64.

[36] Zu S. 432. Wenn Manche behaupten, in der Schlacht sei kein Helmkleinod getragen worden, so erweist es sich als nicht allgemein richtig. Als nämlich Leutold von Regensberg (im Zürichgau) dem Burggrafen Friedrich IV. von Nürnberg, an welchen er 1317 sein Helmkleinod das „Brackenhaupt“ um 36 Mark Silber verkauft hatte, diesem besonders das Recht zuerkannte, es auch zu führen, sagte er: „wan ich den selben helm gefvoret han, vnd in gewer (Besitz) gehebt han herverte, reisen, Turnije, zem ernst vnd ouch zem schimpfe“ u. s. w. Mon. Zoll. II, Nr. 521. 523.

[37] Zu S. 434. Fr. Palacky, Geschichte von Böhmen II, S. 265.

[38] Zu S. 435. Quellen und Hilfsmittel zu unserer Geschichte und Schilderung der Schlacht „auf dem Marchfelde“. Skizze derselben.

Ein vollständiger, gleichzeitiger und mit Sachkenntniß geschriebener Bericht über dieselbe ist nicht auf uns gekommen. Am ausführlichsten noch sind die Schreiben, welche König Rudolf wenige Tage nach der Schlacht an den Pabst und den Dogen von Venedig über dieselbe geschrieben. Ersteres ist in Bodmann codex epistolaris Rudolfi I, Rom. Regis S. 91 und letzteres, das schon den Tag nach der Schlacht geschrieben worden, in Kopp a. a. O. I, S. 893 abgedruckt. Kürzer und weniger belangreich ist dagegen ein gleichfalls bei Bodmann

a. a. O. S. 90 abgedruckter Bericht des römischen Königs. Die von einem unbekannten warmen Anhänger des Königs Rudolf herrührende und auch bei Bodmann S. 88 abgedruckte „narratio de proelio Rudolfi R. R. cum Ottocaro R. Boh.“ ist durchaus unbrauchbar, da sie grobe historische Verstöße enthält. Dagegen ist die Urkunde, welche Rudolf im September 1279 dem Ritter Heinrich Walter von Ramswag (aus dem Thurgau) ausgestellt hat, eine sehr wichtige Quelle für uns. Endlich liefern außer einigen böhmischen Zeitbüchern mehrere Chroniken aus dem Ende des 13. oder der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, besonders die Salzburger, Colmarer, ferner die des Matthias von Neuenburg im Breisgau, vor Allem aber die Reimchronik des Steirers Ottokar, auf welche wir unten noch besonders zurückkommen werden, einzelne wichtige Angaben. Wir stellen das in vorstehend angegebenen Quellen enthaltene wichtigste Material zunächst übersichtlich in Auszügen zusammen.

1. In dem erwähnten kurzen Bericht Rudolfs über die Schlacht (B. S. 90) sagt derselbe: — „qui (Ottocarus) de diversis mundi partibus infinitam militiam muneribus suis corruptam, in nostram et imperii subversionem omnimodam congregavit, congredientes intrepidè, eum gladiorum nostrorum ictibus fecimus interire, et cum eo regni Bohemiae potiores; reliqui verò se ad fugae praesidium convertentes, aut ab insequentibus sunt detenti, aut in fluvio adjacente submersi, quorum omnium numerus ad duodecim millia aestimatur.“

2. Das Schreiben Rudolfs an den Pabst enthält folgende wichtige Angaben:

a) „Dictus siquidem Rex in festo pentecostes proxime praeterito contra terras Imperii castra movens ipsasque rapinarum et incendiorum vastitati subjiciens, castra quaedam et opida hostiliter expugnavit.“

b) „Sic itaque in crastino beati Bartholomaei Apostoli nos et filius noster et amicus karissimus, Rex Ungariae illustris, eo loco locavimus castra nostra, ubi ab exercitu Regis Bohemiae vix ad miliare theutonicum distabamus. Manè verò sextae feriae, aeterni Dei auxilio invocato processimus, signisque belligeris elevatis eo pervenimus, ubi Rex Bohemiae dispositis aciebus finem praelii exspectabat.“

c) „Illic milites utriusque, dum signa hinc inde perspiciunt, fero impetu glomerantur in unum, illic de virium paritate inter nos strictis ensibus disputatur; tantus quoque inerat parti utrilibet triumphandi affectus, ut morte victoriam comparare, et vincere moriendo, rem dignam et debitam quilibet aestimaret. Illic milites strenui equorum ungulis substernuntur, illic tanto sanguine humano terra perfunditur, ut nedum pugnantibus sed et pugnae duritiam intuentibus, vitae taedium esse posset.“

d) „Tandem vero militia nostra non suâ, sed Dei omnipotentis virtute praevalens, milites Regis Bohemiae in amnem vicinum impulit, ubi ferè omnes aut gladio interempti, aut flumine suffocati, aut capti ab hostibus defecerunt, sic, quod fugae praesidium paucis profuit; nam ferè omnes apud nos aut capti aut mortui remanserunt.“ Auch die Steirer Reimchronik berichtet in Kap. 165, daß Tausende des böhmischen Heeres

namentlich Polen in der March ertranken, ebensoviel von den leichten ungarischen und rumänischen Reitern gefangen worden seien.

e) „Licet autem Rex praedictus militum suorum agmina dissipata videret, seque ferè ab omnibus derelictum, adhuc tamen victricibus signis nostris cedere noluit, sed more et animo gygante, virtute mirabili se defendit, donec quidam ex nostris militibus ipsum mortaliter vulneratum unâ cum dextrario dejecerunt; tunc demum ille Rex magnificus cum victoria vitam perdidit."

3. Aus König Rudolfs schon am Tage nach der Schlacht abgefaßtem Schreiben an den Dogen von Venedig, heben wir folgende Stellen aus: „Sciat itaque vestra prouidentia, quod nos feria quinta proxima post festum Bartholomei (apostoli) eo loco locauimus castra nostra, quo (für quod) a tentoriis (nicht territoriis) dicti regis Bohemie uix ad spatium dimidij milliaris (nicht milliarij) Theutonici distabamus; mane uero sexte ferie subsequentis una cum dilecto filio et amico nostro carissimo, illustri rege Hungarie, procedentes cuneos (nicht cunctos) acierum nostrarum adiunximus stationi hostium; sicque (nicht sic quod) hora diei quasi sexta inter nos grauis pugna committitur, in qua dictus rex Bohemie more strenui pugilis uiriliter se defendens, tandem deuictus occubuit. ... In quo etiam bello nobiles regni Bohemie, et alii qui cum ipso rege uenerant potiores, aut mortui gladio ceciderunt, aut victi (nicht victo) certamine, dum ad fuge praesidium se conuerterent, ab insequentibus sunt detenti."

4. In der Urkunde vom September 1279, mit welcher König Rudolf dem Ritter Heinrich Walter von Ramswag für seine Dienste 500 Mark Silber auf die Freivogtei im oberen Thurgau verschreibt, sagt er u. A.: „Da er vns vf hub vß dem bach, da wir nider geschlagen lagent, da mit er vns des lebens gehalf, vnd den val, der vns mit geding vf was gesetzt,* den want er vns." Böhmer a. a. O. S. 100, Nr. 505 und Kopp a. a. O. I, S. 264, Note 4. — Die von Ramswag führten nach dem Wappenbuch der Reichenauer Chronik von Gall Oheim zwei gekrönte Löwen im Schilde. Ist solches Wappen etwa von König Rudolf verliehen worden?

5. Die Chronik des Matthias von Neuenburg i. Br. (Ausgabe von Studer) berichtet S. 17 in Betreff des Beginns der Schlacht Folgendes: „Heinricus quoque Schoerlin Swevus, episcopi Basiliensis servitor, habens equum indomitum pressuram cornus seu acuciei exercitus regis sufferre non valens, tacto equo cum calcaribus primus Bohemos invasit, dixitque rex: tempus est, ut illi juvetur." Da Matthias, der seine Chronik in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts geschrieben, ein hochgestellter Beamter des Bischofs von Straßburg gewesen, Basler und Elsäßische Ritter die Schlacht auf dem Marchfelde mitgemacht haben, und der fragliche Basler so genau bezeichnet wird, so darf man dem Bericht wohl Glauben schenken.

6. Die von einem Dominikanermönch in der zweiten Hälfte des 13. Jahr-

* Der uns nach einem (Ottokar von Böhmen) gegebenen Versprechen zugefügt worden u. s. w.

hunderts geschriebene Chronik von Colmar berichtet (S. 148), eine Anzahl von Nichtstreitern (Welt- und Ordensgeistliche, Laienbrüder u. A.), welche mit dem deutschen Heere ausgezogen sind und sich auf einem der Walstatt benachbarten Hügel aufgestellt haben, um von dem Herrn der Heerscharen für ihre Brüder den Sieg zu erflehen, hätten die Beobachtung gemacht, daß „im Heere des böhmischen Königs hellster Glanz und übermäßige Hitze auf den Rüstungen gelegen, während Rudolfs Heer, wohin es sich gewendet, von einer kühlenden Wolke bedeckt gewesen sei," was, wenn man es dieser leicht erklärlichen Fassung entkleidet, wohl sagen will, die Streiter des böhmischen Heeres hätten während der Schlacht der Sonne das Gesicht, die des deutschen dagegen den Rücken zugekehrt.

7. Die Steirer Reimchronik beschreibt nach Aussage von Solchen, welche die große Recognoscirung des böhmischen Lagers (s. S. 425) mitgemacht, das Terrain, auf welchem dasselbe gestanden und die Schlacht sich entsponnen, sowie die Gestalt der bömischen Lagerstellung also:

„Ez lag der kunig Ottakher
Pey dem Weidinpach auf aim Akher
(Feld, das Kruterfeld zwischen Jedensspeigen und Dürnkrut)
Der waz lang und prait,
Er het sich so gelait
Darin ze einem Raif
Mit ainem umbswaif,
Und sain her groz
Die March — vil nahen vmbsloz,
Da het er streitenß sich pewegen,
Dapey vil nahent waz gelegen
Ain perig* gefuegen und nicht hoch."

Das böhmische Heer war somit in seinem Lager nach der bereits festgesetzten Schlachtordnung aufgestellt, wie auch König Rudolf in seinem Schreiben an den Babst sagt. (S. oben unter 2 b.)

Auffallend karg spricht sich die Reimchronik über das Lager aus, welches das deutsch-ungarische Heer am 25. August, dem Tag vor der Schlacht, bezogen. Es sind nur da und dort zerstreute Notizen, welche sie gibt. So berichtet sie, übereinstimmend mit König Rudolfs Angaben (s. oben 2 b und 3) in Kap. 142 auch, daß beide Lager „nit gar ein Meil" von einander entfernt gewesen seien und fügt an, zwischen denselben habe sich ein in Länge und Breite sehr ausgedehntes Röhricht („Moor, Moos"), ohne Zweifel um den Weidenbach befunden, über welches, wie man in beiden Heeren vor der kleinen Recognoscirung der Kumanen (s. S. 424) gemeint, „kein Roz komen möcht'." Und in Kap. 151 läßt sie sich über den Anmarsch Rudolfs gegen den Feind also vernehmen:

„Daz her mit mendleichen siten (zum Kampfe gerüstet),
Vber den Perig chom (kam) geriten
In die Eben. Da sahen
Sy die Veint her gahen (eilen)

* War wohl der, auf dem die böhmischen Wartleute standen (Kap. 142).

Ze streit wol gewart (bewehrt)
Gestrikht und geschart."

Rudolfs Lager, von dem aus er am Morgen des 26. August gegen den Feind rückte, stand also in dem mit sanften Hügeln bedeckten Terrain zwischen dem Weidenbach und den höheren Bergen bei Stillfried und Ebenthal. Es muß in Betreff der Ausdehnung und Gestalt des Terrains, auf welchem die beiden Lager gestanden und die Schlacht geschlagen wurde, in Erwägung gezogen werden, daß um jene Zeit die March aus der Gegend von Jedensspeigen um eine gute halbe Meile mehr ostwärts bis in die Nähe der ungarischen Stadt Gajar (auf manchen Karten Gayring) lief, erst von da sich westwärts wandte und etwa mitten zwischen Stillfried und Dürnkrut die Richtung des jetzigen Laufes angenommen hat. Hieraus geht hervor, daß das böhmische Lager den von West nach Ost ausgedehnteren Strich des Kruterfeldes eingenommen hat.

8. Zu den chronologischen Angaben, welche Rudolfs Schreiben an den Pabst und Dogen enthalten (s. 2b und 3) über den Tag (nämlich 25. August), an welchem derselbe mit seinem Heere bis auf eine halbe (beziehungsweise ganze) deutsche Meile dem feindlichen Lager nahe gerückt, kommt noch die Notiz der Reimchronik (in Kap. 143), daß von Seiten des vereinigten deutschen und ungarischen Heeres an einem „Mittichen" (Mittwoch, feria quarta) eine große bewaffnete Recognoscirung* des feindlichen vorgenommen worden sei. Die Schlacht erfolgte an „feria sexta", also an dem nächsten Freitag, die große Recognoscirung fand also am 24. August (an Bartholomäi) statt. Die an dem vorhergehenden Tage durch die Kumanen auf eigene Faust unternommene Ueberrumpelung eines vorgeschobenen feindlichen Postens war also am 23., somit an dem Tag nach der Vereinigung des deutschen und ungarischen Heeres, welche nach dem Chronicon Salisburgense am 22. zu Stande gekommen. Zur Zeit dieser kleinen Recognoscirung am 23. August hatten Rudolf und der Ungarkönig ohne Zweifel in dem stark hügeligen Terrain, welches sich von Stillfried westwärts zieht, zunächst das erste gemeinschaftliche Lager bezogen, denn nach Kap. 142 der Reimchronik „schutten" (schütteten) die von der Ueberrumplung der böhmischen Feldwache zurückgekehrten Kumanen die abgeschnittenen, noch in den Helmen steckenden Köpfe von gegen hundert von ihnen getödteten Polen vor ihm, da er mit dem jungen Ungarkönig vor seine „hütten (Hütte, Zelt) saz, uf daz graz". Den Tag darnach, also am 24. August, fand nach Kap. 143 der Reimchronik eine von König Rudolf selbst angeordnete, große bewaffnete Recognoscirung des feindlichen Lagers statt, somit war das Lager, welches von dem vereinigten deutsch-ungarischen Heer am 25. August bezogen wurde und nur ein bis zwei Stunden von dem feindlichen entfernt war, das zweite und lag ohne Zweifel auf den Ausläufern, welche sich von der Hügelkette bei Stillfried nordwärts zum rechten Ufer des Weidenbachs ziehen.

9. Wir haben noch Einiges über die Steirer Reimchronik, welche für unsere Schilderung des so denkwürdigen blutigen Kampfes auf dem Marchfelde, als einer mittelalterlichen Ritterschlacht, und für sonstige Spezialitäten haupt-

* „daz man mändleich zu veld chem, als ob sy streiten solten."

sächlich Quelle gewesen, nachzutragen. Wenn den S. 679 genannten Chroniken in Bezug auf einzelne, den sonstigen guten Quellen nicht widersprechende Angaben Glauben beizumessen ist, da viele Ritter aus Salzburg, dem Elsaß und Breisgau (letztere unter dem Markgrafen Heinrich von Hachberg-Baden) an der Schlacht Theil genommen und manche derselben auch wohl ihre Heimat wieder gesehen haben, so gilt dies in viel höherem Grade für die Chronik des Steirers Ottokar. Dieser ist seiner Zeit von „Meister Conrad von Rotenburg" (a. d. T.), welcher ehedem an König Manfreds Hofe in Italien gelebt, in der Dichtkunst unterwiesen und in die Schriften der alten Meister eingeführt worden, stand schon 1278 in Diensten des reichen steirischen Ritters Otto von Lichtenstein, welcher — wie die Reimchronik übereinstimmend mit der demselben im Februar 1279 von Rudolf ausgestellten Urkunde (bei Böhmer a. a. O. S. 98) in Kap. 163 meldet — die Schlacht nicht bloß überhaupt mitgemacht, sondern in derselben, wie auch sonst bei Rudolf eine hervorragende Rolle gespielt hat. Und zwar ist Ottokar, nachdem er bereits das volle Mannesalter angetreten, mit Otto von Lichtenstein ohne Zweifel als Knappe oder in anderer dienstlicher Eigenschaft ausgezogen und hat der Schlacht, wenn auch nicht gerade als Streiter, höchst wahrscheinlich angewohnt. Er ist wohl von seinem Dienstherrn, einem Sohne des bekannten Dichters Ulrich von Lichtenstein, mit Abfassung seiner Reimchronik beauftragt, von demselben, wie auch andern Mitkämpfern aus Steier und Oestreich berathen und belehrt worden und konnte so mitunter wohl wissen, wie man geschart war, wem man gegenüber gestanden, mit wem die oder jene Schar gefochten und mit welchem Erfolg. Der Reimdichter gibt auch über die auf König Rudolf gemachten Angriffe, den Fall und das schließliche, schreckliche Ende des Böhmenkönigs u. A. spezielle Berichte, die nur auf Aussagen von Augenzeugen beruhen können. O. Lorenz sagt daher in seinem sehr verdienstlichen Werk über Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter (2. Aufl. S. 204) mit Recht: „Schilderungen Ottokars, wie die der Hochzeitsfeierlichkeit in Iglau (s. am Schlusse des 9. Abschnittes) oder der Schlacht im Marchfeld, sieht man es wohl an, daß sie der unmittelbarsten Anschauung oder dem kurz vorher gehörten, von den Mithandelnden gegebenen Berichte ihren Ursprung verdanken." Doch kann letztere, die Schilderung der Schlacht, nur mit großer Vorsicht als Quelle und Leitfaden gebraucht werden, wenn es sich darum handelt, den Verlauf, die verschiedenen Stadien, Beginn, Fortgang und Ende der Schlacht zu bestimmen und darzustellen. In dieser Beziehung finden sich gewaltige Verstöße in seinem Reimwerk, wie schon die Ueberschriften der Kapitel 154 bis 159 zeigen, denn die von Kap. 154, mit welchem die Erzählung, beziehungsweise Schilderung der Schlacht beginnt, lautet: „Wie sie angerent haben vnd wie Kunig Ruedolf mit siner Schar durchdrungen hab durch des von Behaim;" und die des nächsten Kapitels: „wie sy nu mit einander gevochten haben und wie der alt Haselawer daz Panyr vber Oesterreich gefurt hab", und darin wird erzählt, wie die Schar der Oestreicher die ihnen gegenüber stehenden Polen total geschlagen; in Kapitel 159 wird der höchst gefährliche Fall des Königs Rudolf und das Auftreten der deutschen Nachhut gemeldet. Es ist aber unzweifelhaft, daß die Schlacht nicht durch die in Rudolfs Heere auf dem rechten Flügel stehenden Oestreicher, sondern den im

Centrum, bei dem König selbst stehenden Basler Haufen eröffnet wurde (s. in der Anm. Quelle 5), daß das Durchbrechen der böhmischen Schlachtreihe und das Zurückwerfen der Polen durch die deutsche Nachhut und die von Rudolf wieder gesammelte östreichische Schar und andere deutsche Haufen erst nach des Königs Fall und gegen das Ende der Schlacht erfolgt sei.

Der Reimdichter Ottokar hat bei der Abfassung seines Schlachtberichtes offenbar die Verherrlichung der deutschen Ritterschaft, besonders derjenigen seiner Heimat im Auge gehabt, erwähnt daher der Leistungen anderer Waffengattungen, der Speerknappen und deutschen Bogenschützen u. s. w. gar nicht und hebt vornehmlich die ritterlich-romantische Seite des Kampfes hervor, wie er denn Kap. 154 mit welchem seine Schilderung der Schlacht beginnt, also anhebt:

„Wer ich nu so chlueg!
Daz ich mit Gefueg
Die Gleichniß fund,
Da man pey versten chund
Den hurtleichen Chrach" u. s. w.

Und indem er später (Kap. 161) schildert, wie mannhaft der Böhmenkönig, nachdem er seine Sache verloren und sich verlassen gesehen, gefochten, um sich durchzuschlagen, besingt er mit Anspielung auf die alte deutsche Heldensage dessen Tapferkeit, Stärke und ritterliche Kunst also:

„Doch wisst sicherleich,
Daz von Bern Herr Dietreich
Solich Ellent nie wart schein
Gen Seyfrid dem Hurnein
In dem Rosengarten,
Als man von Behaim, dem zarten,
Da sah pegen und tun."

10. An des Steirers poetische Schilderung der Schlacht bei Stillfried und Dürnkrut schließt sich eng an das schöne, leider aber nur in einem Fragment auf uns gekommene Gedicht, welches ein dem Namen nach nicht bekannter, fahrender Sänger vom Mittel- oder Niederrhein über dieselbe verfaßt hat. Da derselbe in ganz ähnlicher Weise auch die Schlacht bei Göllheim zwischen Adolf von Nassau und Herzog Albrecht von Oestreich besungen, so scheint er zu jenen fahrenden Sängern des Mittelalters gehört zu haben, welche den Schlachten, wenn auch nicht als Mitkämpfer, anwohnten, um dieselben und ihnen näher bekannte hohe Ritter, welche mitgefochten und deren Gunst sie sich zu erfreuen hatten, zu besingen. Unser fahrender Sänger ist sehr wahrscheinlich im Gefolge des Grafen Eberhard von Katzenelnbogen nach Oestreich gezogen und demselben auf das Schlachtfeld an der March gefolgt, denn er sagt: er habe gesehen („dis mine ougen namen war"), wie man dem aus der Schlacht zurückgekehrten, aus vielen Wunden blutenden Grafen von Katzenelnbogen die zerhauene Rüstung abgenommen habe. Das Fragment des Gedichts von dem rheinländischen fahrenden Sänger, welches wir auch benützt, ist in den „historischen Volksliedern der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrh., gesammelt und erläutert von R. v. Liliencron" I, S. 4 ff. abgedruckt.

Hilfsmittel zu unserer Geschichte und Schilderung der Schlacht auf dem „Marchfelde“.

Von Karten benützten wir vornehmlich die Karte des K. K. General-Quartiermeisterstabs vom Erzherzogthum Oesterreich von 1843, insbesondere Nr. 12. — Kopp a. a. O. gibt in Bd. I, S. 250 bis 273 die an Details wohl vollständigste, aber nichts weniger als klare, übersichtliche und sachlich richtige Darstellung des Verlaufs der Schlacht. Eine ungleich bessere dagegen gibt O. Lorenz in seiner deutschen Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert II, S. 228—240, und wir konnten seinen Ansichten über den Verlauf der Schlacht auch meist beistimmen. Doch weicht unsere Darstellung schon darum wesentlich von der Lorenz'schen ab, da wir, dem Charakter unseres Werks entsprechend, uns die Aufgabe gestellt haben, zugleich ein auch weitere Leserkreise ansprechendes Bild einer Ritterschlacht zu liefern. Desto weniger konnten wir den Darstellungen des Fürsten von Lichnowsky in seiner Geschichte des Hauses Habsburg I, S. 245—254, der Palackys im zweiten Band seiner Geschichte von Böhmen S. 263 ff., endlich derjenigen in der östreichischen militärischen Zeitschrift Bd. II, S. 227 ff. folgen. Wenn der Bericht des Fürsten von Lichnowsky ausführlich, dabei aber manche unhaltbare Angabe enthält, so ist derjenige von Palacky auffallend kurz und nicht selten offenbar unrichtig, so wenn er sagt, das Heer Rudolfs sei ungleich stärker gewesen als das böhmische. Die Darstellung der östreichischen militärischen Zeitschrift enthält über die Aufstellung der beiden Heere, die Walstatt und den Verlauf der Schlacht unrichtige, mindestens sehr unwahrscheinliche Angaben, insbesondere offenbare historische Verstöße, so, wenn sie S. 225 sagt, die vom Bischof von Basel hergeführte Schar habe 1000 Ritter und 200 Bogenschützen gezählt, ferner wenn sie S. 231 meldet, „Prinz Albrecht“ habe als einer der Führer die Schlacht mitgemacht, und S. 237, Ulrich der lange Kapeller habe König Rudolf aus der großen Lebensgefahr gerettet u. a. m.

Aus den vorstehenden zuverlässigen Quellen-Angaben läßt sich folgende, unserem Schlachtbild zu Grunde liegende Skizze entwerfen. Wie sich schon aus der Richtung des Anmarschs der beiden Heere gegen einander ergibt, aus dem Bericht der Chronik von Kolmar (s. oben unter Punkt 6) aber besonders hervorgeht, war beim Beginn des Kampfes die Front der Schlachtreihe des böhmischen Heeres gegen Süden, die des deutsch-ungarischen gegen Norden gerichtet, und jenes lehnte seinen linken, dieses seinen rechten Flügel an die March. Der Böhmenkönig hatte von Anfang an den großen Vortheil, das für ihn sehr günstige Schlachtfeld gewählt zu haben, indem er sich mit seinem überhaupt, besonders aber an schwerer Reiterei überlegenen Heere in dem breitesten Theil der großen Ebene des „Kruterfeldes“, angelehnt rechts an die dasselbe begrenzenden Höhen, links an die reißende March aufstellte (s. Punkt 7). Dort bezog er ein nach seiner Schlachtordnung aufgestelltes Lager und wollte nach seinem ursprünglichen Plane in dieser vortheilhaften Stellung den Angriff des Feindes abwarten (s. Punkt 2 h). Eben auch den günstigen numerischen Verhältnissen seines Heeres und seiner Stellung entsprechend, sollte seine Schlachtordnung eine bis an die Berge rechts und die March links reichende halbmondförmige Linie bilden (s. Punkt 7). Damit hatte er die Absicht ausgesprochen, das an Zahl schwächere

Heer seines Gegners zu überflügeln, einzuschließen und am Ende zu erdrücken, zu vernichten oder zur Uebergabe zu nöthigen.

Diesen Plan hat aber sein kalt überlegender kriegserfahrener Gegner nach der großen von ihm angeordneten Recognoscirung des Terrains und böhmischen Lagers am 24. August klar durchschaut und sich der eisernen Umarmung seines Gegners schon vor Beginn der Schlacht mit Erfolg zu entziehen gewußt, indem er sehr langsam gegen denselben anrückte,* und so seinen hitzigen und, wie es scheint, siegesgewissen Feind aus seiner vortheilhaften Stellung herauslockte. Dieses langsame Anrücken des Rudolfinischen Heeres, das zudem ein hügeliges Terrain zu passiren hatte, gegen das böhmische, macht es auch erklärlich, warum es so lange angestanden, bis beide Heere handgemein wurden. Der langsame Marsch des deutschen und der eilige des böhmischen Heeres hatte die Folge, daß es zum Kampf kam in demjenigen Strich der bekannten Ebene, welcher damals eine von West nach Ost geringere Erbreitung hatte, als der, in welchem das böhmische Lager gestanden (s. Punkt 7). Ottokars Heer mußte in Folge davon eine kürzere Front annehmen, was doppelten Nachtheil für dasselbe hatte: so war es für's Erste zur Ueberflüglung des Feindes weniger angethan, für's Andere das Terrain der vortheilhaften Verwendung der schweren Reitergeschwader nicht so günstig, wodurch bei dem mangelnden Raum mitunter das fürchterliche Kampfgewühl entstanden, von welchem Punkt 2c wie auch die Reimchronik wiederholt berichtet. Rudolfs Heer dagegen war nun stark genug, um den ebenen Plan zu füllen, und hatte in den zahlreichen ungarischen und kumanischen Reiterhaufen eine geeignete Waffe, um der Ueberflüglung zu begegnen.

Im Uebrigen hatte des römischen Königs Schlachtplan, wenn er seinem Gegner eine totale Niederlage beibringen und dessen Widerstand gründlich brechen wollte, nicht blos darauf abzuzielen, das feindliche Heer überhaupt zurückzuwerfen und zu besiegen, sondern möglichst zu vernichten. Dies konnte aber nur erreicht werden, wenn demselben der Rückzug nach Norden abgeschnitten, es auf beiden Flügeln umgangen und gegen die March gedrängt werden würde. Und so kam es auch, wie man aus Punkt 2d von Rudolfs Brief an den Pabst und dessen allgemeinen Bericht über die Schlacht (s. Punkt 1) und den Angaben der Reimchronik schließen muß. Die Hauptaufgabe fiel dabei in erster Linie Rudolfs linkem Flügel und sodann dessen Centrum zu, welche beide deßhalb auch viel stärker waren als der rechte Flügel. Die Mitte, welche — durch einen unbedeutenden Vorfall herbeigeführt — die Schlacht eröffnete (s. Punkt 5), hinderte nach mehrstündigem, auf beiden Seiten gleich hartnäckigem Kampfe (Punkt 2c) wenigstens die feindliche am Vordringen, darnach gelang es dem Bericht der Reimchronik zufolge Rudolfs linkem Flügel, den Ungarn, unterstützt von dem nächsten Haufen der Mitte, der steirischen Ritterschaft unter dem Burggrafen von Nürnberg, den rechten feindlichen Flügel nach Nordost zurückzuwerfen, worauf auch das böhmische Centrum seine Stellung nicht mehr behaupten konnte, sondern von dem deutschen in derselben Richtung zurückgedrängt wurde. Bei diesen glän-

* Die Reimchronik meldet Kap. 149 und 150: „der kunig (Rudolf) schuef und pat, daz man von der stat (Lagerstatt) muesleich (mit Muße) solde stapfen" (im Schritt reiten).

zenden Erfolgen des Rudolfinischen linken Flügels und Centrums, welche durch den schmachvollen Abzug der böhmischen Nachhut allerdings wesentlich gefördert wurden, konnte auch der Sieg des linken böhmischen Flügels, welcher den rechten deutschen (die Oesterreicher) über den Weidenbach zurückwarf, wobei Rudolf persönlich in die größte Gefahr gekommen (s. Punkt 4), das Treffen nicht mehr für den Böhmenkönig herstellen. Im Gegentheil hatte das allzuweite, vereinzelte Vordringen des linken böhmischen Flügels bei dem energischen Eingreifen der deutschen Nachhut, unterstützt von andern starken deutschen Haufen unter König Rudolfs persönlicher Führung nach dem Bericht der Steirer und Kolmarer Chronik schließlich die Folge, daß Rudolf und seine Nachhut zwischen der Mitte und dem linken Flügel des böhmischen Heeres durchbrach und dieses so in zwei große Haufen getrennt wurde, von denen der rechte Flügel und das Centrum von dem linken und der Mitte des deutschen, der vorher siegreich gewesene linke böhmische von der Nachhut und dem wieder vordringenden rechten Flügel und anderen Scharen des deutschen Heeres immer mehr der March zugedrängt wurde. Bei diesem Verlauf und dem für den Böhmenkönig und sein Heer so überaus unglücklichen Ausgang der Schlacht (s. Punkt 1 und 2 d. e.) müssen beide Heere schließlich eine totale Front-Veränderung in der Weise gemacht haben, daß das böhmische der March den Rücken, das deutsche die Front zugekehrt hat und dabei jenes von diesem im Norden und Süden überflügelt worden ist.

[39] Zu S. 435. K. v. Liliencron a. a. O., die Böhmenschlacht, V. 11—13.

[40] Zu S. 435. Ebendort, V. 6 f. und Hoffmann von Fallersleben, Geschichte des deutschen Kirchenlieds S. 72.

[41] Zu S. 436. K. v. Liliencron, „die Böhmenschlacht" a. a. O., V. 14 bis 33.

[42] Zu S. 437. Diesen Vorfall erzählt die Chronik des Matthias von Neuenburg (i. Br.), welcher in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts als bischöflicher Beamter zu Straßburg gelebt hat. Neueste Ausgabe von G. Studer, Bern 1866, S. 17. Da der Basler Ritter so genau bezeichnet ist, so darf man nicht wohl an der Richtigkeit dieser Angabe zweifeln.

[43] Zu S. 438. Mit dieser, der Steirer Reimchronik (Kap. 154 bis 158) entnommenen Schilderung des Ritterkampfes stimmt ganz König Rudolfs Bericht von der Schlacht an den Pabst. S. in den Quellen zur Schlacht, Anm. 38, unter Punkt 2 c.

[44] Zu S. 439. Daß bei der Schar, an deren Spitze sich König Rudolf gestellt, um den seinen rechten Flügel heftig drängenden Feind zurückzuwerfen, wobei er persönlich in die größte Lebensgefahr gekommen, Ritter vom Rhein und aus Schwaben, wozu für jene Zeit auch der Thurgau gehörte, standen, geht daraus hervor, daß der Ritter, welcher zunächst ihn rettete, Heinrich Walter von Ramswag aus dem Thurgau gewesen, Graf Eberhard von Katzenelnbogen sich dem Böhmenkönig, welcher Rudolf im Schlachtgetümmel aufsuchte, entgegengeworfen. S. unten.

[45] Zu S. 440. Vergl. in Anm. 38 Nr. 4 die Quellen zur Schlacht. Johannis Vitodurani Chronicon (Ausgabe von G. v. Wyß) erzählt S. 26 auch den von König Rudolf erlittenen schweren Fall und seine Rettung durch den Ritter von Ramswag („quidam miles suus vocatus de Ramswag").

[46] Zu S. 440. Die Reimchronik berichtet in Kap. 159 unmittelbar nachdem sie erzählt hat, daß der Thüringer Ritter wieder wohlbehalten zum böhmischen Heere zurückgekehrt sei, wie König Ottokar sich alsbald aufgemacht habe, um sich mit einem Haufen seiner Ritter auf das Gefolge des römischen Königs zu werfen.

[47] Zu S. 441. Die Reimchronik sagt im Kapitel 159 wohl, der tapfere Böhmenkönig habe im Schlachtgetümmel den römischen König aufgesucht, um sich an seinem „Widerwart“ zu rächen, von einem Zweikampf zwischen beiden aber nichts, noch viel weniger etwas davon, daß Ottokar in diesem Zweikampf mit Rudolf, wobei dieser von dem Grafen von Katzenelnbogen unterstützt worden, gefallen sei. Sicherlich wäre ihr solch' äußerst wichtige Katastrophe nicht unbekannt und von ihr nicht unberichtet geblieben, wie sie auch den Hergang von dem Fall und Tod des Böhmenkönigs auf dem Schlachtfelde ja ganz ausführlich erzählt. Die Angabe des niederrheinischen Dichters, daß es nicht nur zwischen Ottokar und dem Grafen von Katzenelnbogen (s. Vers 86 ff.), sondern auch zwischen ersterem und König Rudolf zu einem äußerst heftigen Kampfe gekommen (s. Vers 77—85) und der Böhmenkönig in demselben schließlich unterlegen und gefallen sei (s. Vers 92—96), erscheint daher unrichtig. Und wenn er richtig sagt, es sei dem König Rudolf von seiner Umgebung zu einem neuen Rosse verholfen worden, so geschah nach der hierin gewiß gut unterrichteten Reimchronik das nach Rudolfs Zusammenstoß mit dem Thüringer Ritter.

[48] Zu S. 441. S. Anm. 33.

[49] Zu S. 442. Siehe am Schluß von Anm. 38 unsere aus den dortigen Quellen entworfene Skizze der Schlacht.

[50] Zu S. 443. Closener, Straßburger Chronik, Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart I, S. 67. Gefecht bei Hausbergen 1262: „Do die gerittenen under enander worent kummen und etwie lange hetten gestritten, do komment die fusgonden burgere den iren noch, so sü schiereste mochtent und umbezugent das her, frunde und fiende, und stachent der frunde und fiende ros, wante sü in den nöten eins vor deme andern nüt wol erkennen mochtent, wande (sü) ouch des erwiset worent von dem alten Liebenzeller, daz sü sollent erstechen der fründe und der fiende ros allesament.“

[51] Zu S. 444. In dem Treffen bei Leinstetten (siehe den letzten Abschnitt dieses Bandes) stachen die von Graf Albert von Hohenberg bewaffneten Bauern die Rosse der feindlichen Ritter todt. Herzog Albrecht von Oesterreich gab vor der Schlacht bei Göllheim gegen König Adolf vom Hause Nassau (1298) den Befehl, man solle die feindlichen Haufen umzingeln und die Rosse derselben niedermachen. Die Ritterschwerter waren hiezu nicht geeignet, da sie keine scharfe Spitze hatten, auch war es unritterlich, das Pferd des Gegners zu verwunden. (S. Iwein, B. 71,116 ff.)

[52] Zu S. 444. Also beschreibt die Reimchronik in Kap. 271 ff. das Gefecht eines Haufens von östreichischen und schwäbischen Rittern, welch' letztere in Diensten des Herzogs Albrecht standen, mit mehreren hundert berittenen ungarischen Bogenschützen in einer Fehde des genannten Herzogs mit dem ungarischen Grafen Yban im Jahr 1286.

53 Zu S. 444. Uebereinstimmend sagen die Berichte des Königs Rudolf und die Reimchronik, daß eine große Masse des böhmischen Heeres in der March ertrunken sei.

54 Zu S. 445. So die Reimchronik. Auch König Rudolf gibt ihm dieses ehrende Zeugniß. Siehe Anm. 38 unter Punkt 2 e.

55 Zu S. 446. Für diesen Moment gelten die Worte des rheinischen Dichters Vers 96: „Do lach der Beheimer vur dem Romer doit".

56 Zu S. 447. Erstere Angabe macht K. Rudolf selbst in seinem kurzen Bericht von der Schlacht (s. Quellen zu dieser — Anm. 38 unter Punkt 1), auch in dem Schreiben an den Pabst (s. Anm. 38 Punkt 2 d) sagt er: es sei fast das ganze feindliche Heer theils getödtet, theils gefangen worden, theils ertrunken. Letztere Zahl geben die größeren Jahrbücher und die Chronik von Kolmar a. a. O. an S. 33. 148.

57 Zu S. 447. Schon am 27. August 1278 meldet König Rudolf von seinem Lager bei Feldsberg in Mähren (drei Meilen vom Schlachtfelde) dem Dogen von Venedig seinen Sieg. Kopp a. a. O. I. S. 272. Die Angabe der Reimchronik, Rudolf sei nach „Vrlugs siten vnz an den dritten tag auf dem wal still gelegen", ist somit nicht richtig.

58 Zu S. 449. Diesen Nachruf, welcher ohne Zweifel von einem unbekannten fahrenden Sänger stammt, gegen welchen der sangliebende Böhmenkönig freigebig gewesen, hat die Kolmarer Chronik a. a. O. S. 149. Wir haben ihn aber Bartsch „deutsche Liederdichter aus dem 12. bis 14. Jahrhundert" S. 300 entnommen.

59 Zu S. 452. In Kapitel 173 ff. der Reimchronik des ritterbürtigen steirischen Dichters Ottokar, welcher mit anderem „edlem Gesinde" im Gefolge des reichen und angesehenen Steirer Herren Otto von Lichtenstein angewohnt hat, denn derselbe sagt Kapitel 174:

„Der künig schuf do
daz (in dem Saal des Frauenhauses) immer zwischen zwo
ein ritter nidersaz.
Do stund ich vnd maz
in meinen gedanken
daz die frawen blanken rc. rc."

60 Zu S. 452. Man trifft denselben nebst Anderen im Dezbr. 1278 zu Wien bei seinem königlichen Schwager (Mon. Hohenb. Nr. 83), woraus man denn mit anderem zusammen genommen den Schluß ziehen darf, daß durch Alberts Nichttheilnahme an der zweiten Heerfahrt das gute Einvernehmen zwischen diesem und dem König nicht gestört worden ist.

61 Zu S. 453. „Gar schiere (bald) ein ende nam der tanz.
juncfrouwen mit varwen glanz (blühender Gesichtsfarbe)
sâzen dort und hie:
die riter sâzen zwischen sie."

Schilderung eines Ritterfestes in Wolframs von Eschenbach Parcival. Ausgabe von K. Bartsch III. S. 16.

62 Zu S. 454. Ein Meistersänger vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts, genannt der Unverzagte, rühmt von König Rudolf:

„er minnet got vnd ist an triuwen staete;
er eret got vnd alle werden vrouwen."
von der Hagen Minnesinger III. S. 45.

63 Zu S. 454. Der Magnet spielte ehedem in der Minne eine große Rolle, denn Konrad von Megenberg sagt in seinem Buch von der Natur aus dem 14. Jahrhundert. Ausgabe von Fr. Pfeiffer S. 451: „Magnes der stain ist eisenvar (eisenfarbig). der zeucht das eisen an sich, wenn der adamas (Diamant) nicht gegenwärtich ist. man spricht auch, daz der stain nütz sei in der zaubraer kunst. er hât ain wunderleich kraft, sam (nämlich) man spricht: welher man well wizzen, ob sein fraw ain êpraecherinn sei oder niht, der leg ir den stain under daz haupt, wenn si slâf. ist si dann staet (treu) und frum, sô umbvacht si iren êman mit den armen in dem slâf. ist si aber unstaet und valsch, sô vellt si in dem slâf von dem pett, sam ob (wie wenn) si davon gestôzen sei."

64 Zu S. 454. Die Heimführung der Bräute erfolgte, sobald die Bräutigame das Jünglingsalter angetreten. Leser, welche sich im Uebrigen für diese „Kinderhochzeit" (nicht Verlobung) interessiren, mögen Kapitel 175 der steirer Reim-Chronik (in Pez, script. rer. austriac. III.) nachlesen.

Anmerkungen zum zehnten Abschnitt.

1 Zu S. 455. Die Hauptquelle zu dem „klösterlichen Besuch" ist eine gleichzeitige Aufzeichnung eines Mitglieds von dem vormaligen Sindelfinger Chorherrnstift, welche S. 14 also lautet: In die Osualdi Regis (5. Aug.) MCCIXXX Comes Gotefridus de Bebelingen aut de Tuwingen versus Bebenhusam ivit cum armatis: et violenter sacristigiam intrauit ad rapiendum aurum et argentum, si multum invenisset. Eine spätere handschriftliche Quelle, welche der Verfasser vor 25 Jahren bei seiner Bearbeitung der Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen benützth at, deren Aufzeichner ihm aber leider nicht mehr bekannt ist — waren wohl entweder die handschriftlichen Aufzeichnungen Gabelkhovers (St.-Archiv) oder die des Crusius (Universitäts-Bibliothek Tübingen) — hat die Notiz, daß die Mönche von dem Anschlag des Grafen bei Zeit Wind bekommen, ihre Werthsachen zuvor auf die Seite geschafft und den „Räubern" Truhen und Schränke geöffnet haben.

2 Zu S. 455. Im August 1280 waren er und sein Bruder Burkard bei ihrem königlichen Schwager zu Wien, im Oktober des gleichen Jahres in dessen Lager vor Deutschbrod in Böhmen. Siehe S. 136 dieses Bandes.

3 Zu S. 456. Die Pfalzgrafen von Tübingen und nach ihnen die Grafen von Wirtenberg als die Besitznachfolger der ersteren hatten das Recht der „Hundelege" in dem Kloster Bebenhausen. Da mußten außerhalb der Jagdzeit Jagdhunde unterhalten und verpflegt werden, zu welchem Behufe dort die nöthigen Jäger und Knechte, welche auch verköstigt werden mußten, stationirt waren. War im Umkreis des Klosters gejagt worden, so mußten darnach in demselben auch

Jäger, Knechte und Hunde verpflegt werden, und nicht selten sprach auch der Graf mit seinem Gefolge bei solcher Gelegenheit in dem Kloster ein. Vgl. auch L. Uhlands Gedicht: „Der letzte Pfalzgraf“.

4 Zu S. 456. In der Geschichte der Stadt Tübingen wird sehr frühe eine Judengasse genannt.

5 Zu S. 457. Zeuge bei Graf Götz: 1286 in Tübingen Ritter Aigelwart, genannt Rize. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. wird häufig genannt Ritter Friedrich von Gomaringen, dessen Geschlecht mit dem Beinamen „der Wilde“ vorkommt. S. unsere Gesch. d. Pfalzgrafen v. Tübingen S. 193. 402. Urkundenbuch S. 218.

6 Zu S. 463. Im Jahr 1286 schenkte Graf Götz mit Zustimmung seiner Gemahlin dem Kloster Bebenhausen das Patronat der Kirche in Echterdingen (auf den „Fildern“) und das Dorf Schönaich (O.A. Böblingen) sammt dem Patronat der dortigen Kirche. S. unsere Gesch. d. Pfalzgrafen von Tübingen S. 298.

Anmerkungen zum elften Abschnitt.

1 Zu S. 464. Hauptquellen und Hilfsmittel: Böhmers Regesta imperii 1246—1313, nebst erstem und zweitem Ergänzungsheft. Stuttgart. J. G. Cotta 1844. 1849. 1857. — Gotfrid de Ensmingen bei Böhmer, fontes rer. germanic. II. S. 111—147. — Colmarer Annalen, Ausgabe von Ch. Gérard et J. Liblin oder Böhmer fontes II. S. 1—43. — Ottokars (von Horneck) steirische Reimchronik in Pez, script. rer. Austr. T. III. K. 317 ff. und 327 ff. — Matthias von Neuenburg (sonst Albertus Argentinensis von Urstisius herausg.) in Böhmers fontes Bd. IV., auch in einer 1867 von Studer erschienenen besonderen Ausgabe. — Des Abts Johann von Viktring bei Klagenfurt Chronik. Ausgabe in Böhmers fontes, Bd. I. — J. J. Chiffletii Vesontio. Mit Urkunden Lvgduni 1618. — Dunod, histoire du royaume de Bourgogne I. II. Dijon 1735—37. — Dunod, memoires pour servir à l'histoire du comté de Bourgogne. Besançon 1740. — Clerc, essai sur l'histoire de la Franche-Comté. I. II. Besançon 1870. Der Verfasser hat nach seiner ausdrücklichen Versicherung bis jetzt nicht veröffentlichte archivalische Quellen benützt. — E. Kopp, Geschichte der eidgenössischen Bünde mit Urkunden. Bd. I. II, 2. Leipzig 1845. 1871. — O. Lorenz, deutsche Geschichte im 13. u. 14. Jahrhundert Bd. II. — Rudolf von Habsburg vor seiner Thronbesteigung, Vortrag gehalten von Prof. Dr. A. Huber, wirkl. Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Wien 1873.

2 Zu S. 468. Ottokars, steirische Reimchronik Kap. 281 f.

3 Zu S. 468. Si (Isabelle) waz tohter vnd kint
des herzogen von Titschaw (Dijon),
Wann do ir vater waz gesessen
daz waz nahent gemessen

Hin gen Frankreich:
Da sizent hoch grafen frei,
der fürstenthumb vnd ir lant
Sind lehen von dez riches hant,
Und sullen im wesen dinsthaft:
Die hat mit siner kraft
Der von Frankreich bracht darzu
Daz sie im spat vnd frue
Musten vndertenig wesen."
Ottokars steirische Reimchronik Kap. 282.

[4] Zu S. 468. Hievon erzählt auch die Zimmerische Chronik. Bd. IV. S. 405.

[5] Zu S. 474. Siehe die von Graf Stillfried herausgegebenen Mon. Zoll. II. Nr. 62—81.

[6] Zu S. 475. In einer Urkunde spricht dieser von Otto als „dilecto et fideli comiti nostro Burgundiae", und es trifft ganz gut zu, wenn die Annales Girardi de Roo 42—43 sagen, K. Rudolf habe den Feldzug gegen Otto vornehmlich deßhalb unternommen: quod Reginaldus, comes Montis Biligardi, ejusque frater Otto, Burgundiae comes, Gallorum regno quam Germanico Imperio addictiores, suarum ditionum jura illius potius quam hujus beneficia accepta ferre viderentur." Clerc, a. a. O. I. S. 479, Note 3 und S. 481, Note 2. Und übereinstimmend damit und ganz unabhängig davon spricht sich die Steirische Reimchronik auch so über die Ursachen des Feldzugs aus.

[7] Zu S. 476. Jn Chiffletii Vesontio Urkunde S. 230 f.

[8] Zu S. 477. In Chiffletii Vesontio. Urkunde vom 21. Dezbr. 1283, S. 231 f.

[9] Zu S. 477. Nach Urkunde Nr. 585 (Fürstenb. Urkundenbuch I) waren die letztgenannten vier bei dem Könige am 1. Juni 1283 zu Rheinfelden, von wo derselbe die Heerfahrt antrat.

[10] Zu S. 477. Der junge Fürstenberger Graf und letztere zwei werden neben den obgenannten Bischöfen, dem Markgrafen, dem Burggrafen und Albert von Hohenberg am 23. Aug. 1283 bei dem Könige zu Freiburg im Oechtlande genannt. Vergl. auch das Fürstenb. Urkundenbuch I. Nr. 587.

[11] Zu S. 478. „Rudolfus, rex, obsedit Paterniacum (Peterlingen) et edificavit circa munitiones et domos, stupas, intendens eos (die Einwohner von P.) cogere per alimentorum penuriam tradere civitatem." Annales Colm. Böhmer fontes S. 119.

[12] Zu S. 479. Es ist dies wohl der erste angebliche „Friede", dessen Stipulationen Böhmer a. a. O. in s. Regesten Nr. 762 S. 121 gibt.

[13] Zu S. 479. Diesen Streifzug nennt der steirische Reimdichter Ottokar einen „Woldan", was sonst einen Haufen Krieger bedeutet, welcher auf Beute auszieht.

[14] Zu S. 481. Nach anderen, insbesondere der Steirer Reimchronik nahm Robert nicht an der Heerfahrt gegen Rudolf Theil, sondern suchte zu vermitteln.

[15] Zu S. 481. Dieser wurde im Jahr 1288 von Bischof Peter von Basel

befehdet, trug aber, unterstützt von den Grafen von Mömpelgard und Burgund wie auch der Stadt Bisanz, den Sieg davon. Chiffletii Vesontio I. S. 233.

16 Zu S. 482. Die Steirer Reimchronik leiht dieser Kap. 327 f. Ausdruck.

17 Zu S. 482. Matthiae Nüwenburgensis Chronica. Ausgabe von Studer S. 23 und Gotfridus de Ensmingen in Böhmer fontes II. S. 127.

18 Zu S. 482. Matthiae Nüwenburgensis Chronica a. a. O. S. 24.

19 Zu S. 482. Clerc nimmt in seiner histoire de la Franche Comté I. S. 482 das deutsche Heer zu 14000 Fußgänger und 6000 Reitern an, ohne indeß eine Quelle hiefür anzugeben.

20 Zu S. 482. Der Abt von Cisterz sagt auch in seinem Briefe v. 24. Mai 1290 an den Pabst: „Ad cumulum vero desolationis majoris, tertia septimana mensis Augusti nuper praeteriti, quando fruges consueverunt recolligi, Rodulfus d. gr. Rex Alemanniae cum exercitu copiosae multitudinis militum et peditum civitatem Bisuntinam obsedit etc.“ Dunod, histoire du second royaume de Bourgogne etc. II. S. 604.

21 Zu S. 483. Ego Volchardus de Owe nobilis profecturus ad expeditionem regis etc. Urkunde vom 16. Juni 1289, abgedruckt in Mone's Zeitschr. für die Geschichte des Oberrheins Bd. IV. S. 128.

22 Zu S. 483. „Nos Ludewicus comes palatinus de Tuwingen — quod nos intendentes in partes extraneas in domini Regis . . . negotiis proficisci etc. Urkunde vom 13. Juli 1289. Urkundenbuch unserer Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen Nr. 50.

23 Zu S. 484. Rudolf hatte Johann am 13. Sept. 1288 im Lager vor Bern Lausanne zu Lehen gegeben und sonstige Gunst erwiesen. Böhmers Regesten S. 140 und Clerc a. a. O. I. S. 457. 480 f.

24 Zu S. 484. „Ahi! wie manig Panir swebt ob ritterlichen Scharn, der Kunig begund varn.“ Des Steirers Ottokar Reimchronik Kap. 327.

25 Zu S. 485. Es ist dies das „carrocium“ der italienischen Städte. Daß aber auch deutsche Städte z. B. Mainz solche Fahnenwagen (Carrosche) geführt, ergibt sich aus des Steirers Ottokar Reimchronik Kap. 678.

26 Zu S. 486. Die Steirische Reimchronik spricht in Kapitel 715 bei Erzählung der Belagerung von Bingen durch K. Albrecht im Jahr 1301 von einem „Maister Rot-Ermeleyn“, welcher es gut verstand, Mauerbrecher („Katzen“) Wurfmaschinen (Mangen und Bleiden“) und „Ebenhoche“ (hölzerne Thürme) zu bauen. Bei dieser Belagerung wurden auch unterirdische Gänge bis unter die Mauern hindurch gemacht. Mit den Wurfmaschinen warf man aber nicht blos Steine, welche beständig mit Wagen herbeigeführt werden mußten, sondern auch Schwefelfeuer („wildes Feuer“) und mit brennbaren Stoffen gefüllte Kugeln:

„gros kugeln, do was innen
daz da solt brinnen,
wenn es nieder viel,
und das fewr daraus wiel (wallte).

K. Albrechts Belagerung von Kuttenberg. Steirische Reimchronik Kap. 311, S. 272; Kap. 789, S. 796.

Herzog Heinrich von Breslau führte auf einem Heerzug 1200 Wagen mit „Speise“ für ein ganzes Jahr mit sich. Rheimchronik Kap. 218. — In der Fehde, welche Rudolf von Habsburg als Graf 1268 mit dem Bischof von Basel hatte, führte er auf Wagen Schiffe mit, um über den Rhein setzen zu können, wann und wo er wollte. Chronicon Colmariense in Böhmer fontes II. S. 48. — König Ottokar von Böhmen führte bei einem Feldzug gegen Ungarn auf 400 Wagen Belagerungs-Maschinen, auf anderen hundert „ein Prukken von Holzwerich von manigen stukhen gewalten,“ um über die Donau eine Brücke schlagen zu können. Des Steirers Ottokar Reimchronik Kap. 92. — Wolfram von Eschenbach spricht in seinem Parzival (Ausgabe von K. Bartsch Bd. I. S. 70, V. 61 f.) von einer „Schifprücke“. — Als König Rudolf im April 1288 das Schloß Weißenburg im Kletgau, unterhalb Schaffhausen, von dem aus Straßenraub getrieben worden war, belagerte, ließ er die Burg durch Untergrabung des Felsens, auf dem sie stand, zu Fall bringen. Chronicon Vitodurani 11, b. — Als Herzog Albrecht von Oestreich, Rudolfs Sohn, im Jahr 1292 das Schloß Nellenburg (in Schwaben) belagerte, ließ er den Hauptthurm untergraben, dann durch ein starkes eichenes Gerüst stützen, dieses darnach anzünden und also den Thurm zu Fall bringen. Der war aber von so festem Mauerwerk, daß er in einem Stück den Berg hinabstürzte, wobei wunderbarerweise einer der sechs Waffenknechte, welche sich darin befunden hatten, unverletzt blieb, während die andern dabei das Leben einbüßten. Ottokars Reimchronik Kap. 548. —

[27] Zu S. 486. S. die Karte der Grafschaft von Burgund in Dunod, mémoires du comté de Bourgogne v. 1740 zu S. 376.

[28] Zu S. 486. Dem Feinde möglichst großen Schaden durch Verwüstung seines Gebiets und Raub zuzufügen, fand man im Mittelalter ganz gerechtfertigt, wie denn die Steirische Reimchronik eben in ihrem Bericht von der burgundischen Heerfahrt Kap. 327 sagt:

„daz im (dem Gr. v. Burgund) der kunig waz gehaz (feind),
daz er zeigt er im wol
waz veint veinten tun sol.“

[29] Zu S. 486. Chifflet in seinem Vesontio a. a. O. sagt S. 233: König Rudolf habe auf seinem Zuge gegen Bisanz zuerst Mömpelgard genommen, und auch Clerc (histoire de la Franche Comté) I. S. 482 berichtet, das deutsche Heer habe schon im Anfang des Feldzugs sich Mömpelgards bemächtigt; und O. Lorenz in s. deutschen Gesch. im 13. u. 14. Jahrh. wirft in Bd. II. S. 435 die Frage auf, ob die Belagerung von Mömpelgard, welche die Colmarer Annalen (S. 25) in das Jahr 1288 setzen, nicht richtiger in dem Feldzug 1289 erfolgt sei?

[30] Zu S. 487. Haymes de Faucogney donne au couvent de Bellevaux, pour remède de son arme (âme) et pour restitution de dommages qu'il haut esotenu por chief de l'ost Monseigneur le comte de Bourgoigne, qui haut logié sur lour, quarante sols d'estevenans par an. Charte de 1289. cartul. de Bellevaux. Clerc, a. a. O. I. S. 482, Note 3.

[31] Zu S. 487. S. Dunod, mémoires a. a. O. S. 716 f.

[32] Zu S. 487. Bericht des Abts von Cisterz vom 24. Mai 1290 an den

Pabst über den Zustand der „Bisuntiner" Kirche. Dunod, histoire de la Bourgogne II. S. 604. Siehe Anm. 20.

[33] Zu S. 488. Dieses wie die angeblichen Sturmversuche nach sehr alten einheimischen Ueberlieferungen. Clerc, a. a. O. II. S. 6, Note 2.

[34] Zu S. 488. So S. 326 die Chronik des Abts Johann von Biktring bei Klagenfurt, „des bedeutendsten Historikers des späteren Mittelalters."

[35] Zu S. 489. Matthiae Nüwenburgensis Chronica a. a. O. S. 23.

[36] Zu S. 489. Als der Burgundenkönig Günther seine Heerfahrt gegen die Sachsen antrat, „Volkêre dem küenen bevolhen wart der vane." Nibelungenlied Nr. 173. Holzmann'sche Ausgabe.

[37] Zu S. 489. Des Steirers Ottokar Reimchronik Kap. 329.

[38] Zu S. 490. „Videntes eorum adversarios — licet tamen nulli omnino hominum patere posset additus ad eosdem, nisi per magna dispendia, variaque pericula et cedem hominum magnam: pre nimia tamen belli letitia ipsi principes Alemannie more Theutonicorum in eorum adversarios furere volentes." Gotfried von Ensmingen Böhmer, fontes II. S. 128.

[39] Zu S. 491. „Quidam ex eis dixit: Nosco regem talem ut si deberet manibus et pedibus serpere, nos invadet." Matthiae Nüwenburgensis Chronica a. a. O.

[40] Zu S. 491. Ersteren nennen die Steirische Reimchronik Kap. 330 und das Chronicon Salisburgense 388 C., letzteren nennt Gotfrid von Ensmingen a. a. O. S. 128.

[41] Zu S. 491. Der übernahm es auch, schloß aber später, nachdem die von Seiten der Stadt mit K. Rudolf angeknüpften Verhandlungen erfolglos geblieben waren, mit derselben einen Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit, so daß der ganze Handel im Sand verlief.

[42] Zu S. 491. Pfalzgraf Otto schließt: „auctoritate et mandato domini Rodulfi" im Monat Mai 1291 ein Bündniß mit dem Bischof von Basel. Clerc, a. a. O. I. S. 49.

[43] Zu S. 492. Obgleich Pfalzgraf Otto einen Sohn und zwei Töchter hinterlassen, hatte Frankreich doch die Grafschaft Burgund im Jahr 1307 bereits an sich gebracht.

[44] Zu S. 492. Der Steirer Ottokar in Kap. 671 seiner Reimchronik. Derselbe war Dienstmann oder Knappe des berühmten Ritters Otto von Lichtenstein, welcher im Dienste König Rudolfs eine hervorragende Rolle gespielt, seinem Dienstmann, einem „geschulten Meister", den Auftrag zur Abfassung seiner Reimchronik gegeben und demselben hiezu manches Material geliefert hat. Vergl. O. Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter Bd. I. S. 200 ff.

Anmerkungen zum zwölften Abschnitt.

1 Zu S. 493. So hieß der von dem Wurmlinger Kapellen-Berge bis zur Pfalz Hohen-Tübingen sich hinziehende, die Thäler des Neckars und der Ammer scheidende Höhenzug, in welchem auffallender Weise die Jagd den Grafen von Hohenberg-Rotenburg zustand. S. unsere Geschichte dieser Grafen S. 528. In Betreff von Rotenberg und Ramhart s. S. 31 des ersten Bandes.

2 Zu S. 494 ff. „Der Pfaffe Amis" von dem mittelalterlichen Dichter, der Stricker genannt, welcher in Oesterreich gelebt hat und um die Mitte des 13. Jahrhunderts gestorben ist, steht unter den mittelalterlichen Produkten der heiteren humorischen Richtung oben an, und ist der Glanzpunkt der Stricker'schen Dichtung. Vergl. Erzählungen und Schwänke, hrsg. von Karl Lambel. Leipzig 1872. 12. Band der deutschen Klassiker des Mittelalters, begründet von Fr. Pfeiffer. S. 3 ff. Wir geben zur Bequemlichkeit unserer Leser dieses Stück der Schelmenstreiche des Pfaffen Ameis nach der neuhochdeutschen Uebertragung von S. Berlit, Leipzig, O. Wigand, 1851.

3 Zu S. 500. Wir benützten zu den Minneliedern des H. v. W. v. d. Hagens Minnesinger Bd. II. S. 67—69 und K. Bartschs, deutsche Liederdichter S. 196, geben sie aber nicht in der Ursprache, indeß auch nicht in einer freien neuhochdeutschen Uebertragung, sondern in thunlichster Anpassung an das Original, damit sich der Leser doch einige Vorstellung von solchem machen kann.

4 Zu S. 502. Am 15. Juni 1281 ist u. a. Zeuge einer auf der Burg Achalm von Graf Albert und seinem Bruder Burkard an das Johanniter-Haus zu Rotweil gemachten Schenkung „Bruder B. der Commendur von Hemmendorf"; in einer Urkunde vom 26. Febr. 1288, eine Kaufshandlung der Johanniter in Hemmendorf betreffend, wird u. a. aufgeführt: „bruder Dietrich der prior". Mon. Hohenb. Nr. 89 u. 115.

5 Zu S. 503 ff. Nach dem Abdruck der Zimmer'schen Chronik Bd. I. S. 286 ff. Wir erlaubten uns aber die durch den Charakter unseres Werkes bedingten Abkürzungen, beziehungsweise Abänderungen zu machen.

Anmerkungen zum dreizehnten Abschnitt.

1 Zu S. 507. Hauptquellen hiezu waren in erster Linie: „der Winsbecke und die Winsbeckin" oder „des Vater(s) und der Muoter Lêre", hrsg. von M. Haupt, Leipzig 1845. Der Verfasser der väterlichen Lehren ist nach Haupt (S. XII) sehr wahrscheinlich ein baierischer oder fränkischer ritterlicher Dichter des 13. Jahrh.; der Mutter Lehre von einem andern Dichter, welcher die Manier des Winsbecke nachgeahmt, aber eine in jeder Beziehung geringere Arbeit geliefert hat. Sodann der „Wälsche Gast" des Thomasin von Zirclaria. Ausgabe von H. Rückert. Quedlinburg und Leipzig 1852. Die älteste Pergament-Handschrift

(die Erbacher) ist vom Jahr 1248, was einen Anhaltspunkt für das Alter des Buchs gibt. Die älteste Anstandslehre für Frauen schrieb der Troubadour Garin der Braune in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. S. Jahrbuch für romanische und englische Literatur, Berlin 1861. III. — eine Schrift, welche uns aber nicht zu Gebote stand. Einzelnes Material lieferte uns auch der Roman „Tristan und Isolde" von Gotfried von Straßburg. Unter den Hilfsmitteln nennen wir Weinholds „deutsche Frauen".

[2] Zu S. 507.

„Ir (der Königstochter Isolt, der Blonden) meister der spieleman
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
Under (anderen) lêren
Gap er ir eine unmüezekeit (Aufgabe zu lernen)
die heizen wir môrâliteit,
diu kunst diu lêret schone site:
dâ solten alle frouwen mite
in ir jugent unmüezig (beschäftigt) wesen (sein).
môrâliteit daz süeze lesen (die Lehre)
deist (die ist) saelec unde reine.
ir lêre hat gemeine (befaßt sich gleich)
mit der werlde und mit gote.
si lêret uns in ir gebote
got unde der werlde gevallen."

Gotfrieds von Straßburg Roman Tristan und Isolde. V. 8004 ff.

Anmerkungen zum vierzehnten Abschnitt.

[1] Zu S. 515. Hauptquellen und Hilfsmittel: Gotfridi de Ensmingen Argentinensis gesta Rudolfi et Alberti reg. rom. 1273—1299 in Böhmers fontes II, S. 111 ff. — Chronici Sindelfingensis quae supersunt etc. Edidit C. Fr. Haug 1836. — Annales Colmarienses in Böhmers fontes II, S. 1 ff. — Des Steirers Ottokar Reimchronik a. a. O. — Mon. Zoll. I, herausgeg. von Stillfried und Märcker. — Unsere Mon. Hohenbergica. — Stälins wirt. Geschichte, Bd. III. — Unsere Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen und Grafen von Zollern-Hohenberg. — Pfaffs Geschichte der Stadt Stuttgart. Beschreibung der Oberämter Nürtingen, Stuttgart, Ludwigsburg u. A. m.

[2] Zu S. 515. Nach der Ueberlieferung soll der große Frankenkaiser Karl solches den Schwaben verliehen haben und wurde von diesen noch im 14. Jahrhundert beansprucht. Siehe unsere Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg S. 216.

[3] Zu S. 516. So schrieb sich schon im Jahr 1245 Burkard, der Vater unseres Helden, „diuina prouidente clementia comes de Hohenberg"; so

führten bald darnach andere Grafen, wie die von Calw (1253), Zollern (1255), Fürstenberg (1263), unser Held selbst (1264) den Titel „dei gratia comes de . . .“

[4] Zu S. 516. Die noch in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts vorhandenen Ruinen der allem nach nicht sonderlich groß gewesenen Burg wurden damals abgebrochen, um einer an deren Stelle zu erbauenden Gruft-Kapelle für die verewigte Königin Katharina Platz zu machen, und in derselben wurde auch König Wilhelm 1864 beigesetzt. Noch ist, in der Sakristei der Gruft-Kirche eingemauert, das Steindenkmal erhalten, welches besagt, daß die Kapelle der Burg am 7. Februar 1083 von Bischof Adelbert zu Worms eingeweiht worden sei.

[5] Zu S. 517. Analog wie die ehedem pfalzgräflich-tübingische Stadt und Burg Herrenberg, ein Name, der noch im 14. Jahrhundert mitunter hieß der „herren berg“. — „Wirt“ bezeichnet im Mittelhochdeutschen neben Hausherr auch Landesherr; „Wirtin“ die Hausfrau, Frau des Wirthes. Nibelungenlied, Strophe 126:

„do sprach der wirt des landes“
(König Günther von Worms).

In Grieshabers Predigten 2, 20:

„daz der man sine wirtinne
sol reht haben als sich selber.“

Für die obige, uns annehmbar erscheinende Erklärung des Namens Wirtenberg hat man auch eine räumlich sehr nahe liegende Analogie in der Burg „Frauenberg“ (d. i. berg, burg der Frau), welche ehedem nahe bei Stuttgart, auf der Feuerbacher Heide stand (s. unten). A. Schott (über den Ursprung der deutschen Ortsnamen um Stuttgart S. 16) und andere denken bei W. an das keltische Virodunum.

[6] Zu S. 518. Es sollen ihnen, wenn sie auf den zuvor verabredeten Verrath eingehen würden, von Rom 7000 Mark Silber und das Herzogthum Schwaben versprochen worden sein. Allerdings ist der, der solches berichtet, ein vertrauter, warmer Anhänger der Staufer gewesen.

[7] Zu S. 519. Siehe unsere Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen S. 201. 217.

[8] Zu S. 520. Graf Ulrich wohnte an und wirkte ohne Zweifel mit, als König Richard dem von ihm den Herzogen von Baiern gegebenen Versprechen gemäß kurz nach seiner Wahl am 25. Nov. 1257 zu Bacharach am Rhein durch seine Machtboten auf's Evangelium die Zusage hatte beschwören lassen, er wolle Konradin alsbald nach seiner Krönung mit dem Herzogthum Schwaben belehnen, aber ganz und gar nicht Wort hielt. Auch war Ulrich einer der schwäbischen Grafen, welche im August 1262 dem erst zehnjährigen Konradin in Konstanz ihre Huldigung darbrachten. S. Abschn. 3 dieses Bandes, Böhmers Reg. von 1844 unter Reichssachen, S. 354 und von 1849, S. 283.

[9] Zu S. 520.

„Kanel (Fürst von Parmennien) bevalch sin liut und sin lant
an sines marschalkes hant,

eines herren von dem lande,
an dem er triuwe erkande." —
„Er ist hie marschalc über diz lant."
Gotfrieds von Straßburg Tristan, V. 462 ff. 8888.

[10] Zu S. 522. Albert kommt vom 1. Nov. 1274 bis in das Todesjahr Rudolfs als „aduocatus terrae, judex provincie", Berthold u. A. 1278 als „aduocatus Augustensis" vor. Im Jahr 1286 traf übrigens Rudolf in Betreff der Vogtei über Augsburg und Bezirk eine andere Bestimmung.

[11] Zu S. 522. Das strenge Schreiben K. Rudolfs bei Bodmann (S. 170) „pro bonis recoperandis imperio" paßt ganz auf Schwaben und ist ohne Zweifel an einen Landvogt desselben, sehr wahrscheinlich an Albert von H. gerichtet; in demselben sagt der König u. A.: „quod bona Imperio pridem in illis distracta confiniis ad jus nostrum et Imperii strenue revocasses. Cum igitur de tuae fidei puritate fiduciam plenissimam habeamus, quod haec et alia honori nostro congruentia debeas exequi toto posse, rogamus attentius te hortantes, quatenus invocato super hoc consilio et auxilio N. N. ad eorundem bonorum distractorum et alienatorum recuperationem efficaciter elabores."

[12] Zu S. 523. Das Bild derselben in dem bekannten Werk Merians vom Jahr 1643 (s. Oberamtsbeschreibung von Ludwigsburg zu S. 248) hat noch ganz das Gepräge einer festen mittelalterlichen Stadt.

[13] Zu S. 523. Nach einem Eintrag in einem alten Gesangbuch, das sich ehedem in der St. Bartholomäus-Kirche zu Markgröningen befand, und von Crusius (Manuscript Nr. 446 auf der K. Universitätsbibliothek) wie auch Gabelkhofer benützt wurde.

[14] Zu 524. „Anniversarius dies comitis Hartmanni in Grúningen celebrandus est die Francisci. Fuit is in campo captus Sabbatho proximo ante Dominicam Iudica ann. 1280 et obiit in captivitate die Francisci. So die Notiz des oben (Anm. 13) erwähnten Gesangbuchs. Uebereinstimmend damit hat die gleichzeitige Sindelfinger Chronik S. 14: „Comes de Gráningen circa festum Michaelis mortuus est in Asperch in captivitate." Man wird daraus schließen dürfen, daß Graf Ulrich von der Asperger Linie des Hauses Tübingen wiederum auf Alberts Seite gegen Hartmann gekämpft hat. Die aneinander grenzenden Besitzungen Ulrichs und Hartmanns mögen zu Händeln geführt haben.

[15] Zu S. 524. Die eine hatte die Umschrift: „Lucas, Marcus, Mathäus, Johannes patroni. Anno dni 1272 id. no. conflata sum auctore comite Hartmanno." Auf der andern war zu lesen: „Sancta Maria mater, Marcus, Lucas, Mathäus, Johannes. Comes Hartmannus de Grüningen qui (h)abet filiam dni de Eberst(ein)." Im Jahr 1855 wurden aber leider sämmtliche Glocken umgegossen.

[16] Zu S. 525. Grimm, Mythologie, 2. Ausgabe I, S. 361.

[17] Zu S. 525. Bei beiden Friedensschlüssen in den Jahren 1286 u. 1287 (s. unten) wurde Graf Eberhard von dem Könige aufgegeben, er solle seine Schulden bei Christen und Juden bezahlen, wie er auch schon im Jahr 1281

zur Veräußerung einer ansehnlichen Besitzung schritt. Stälin a. a. O. III, S. 49, Note 4.

[18] Zu S. 525. Die Annales colmarienses (a. a. O. S. 22) nennen ihn „cognatus regis" und Gotfried von Ensmingen a. a. O. sagt S. 120: König Rudolf sei Eberhard „vinculo consanguinitatis astrictus" gewesen. Näheres hierüber ist aber nicht bekannt.

[19] Zu S. 526. Da uns nur die Feindseligkeiten Alberts gegen Eberhard von der Sindelfinger Chronik, welche sich besonders für jenen interessirt hat, überliefert sind, so kann es scheinen, Albert sei der herausfordernde Theil gewesen; aus den Bedingungen aber, unter welchen König Rudolf laut Urkunde vom 10. Novbr. 1286 den Grafen Eberhard wieder zu „Hulden und Gnaden" angenommen (s. unten), muß man das Gegentheil schließen, es sei denn, man wolle annehmen, der Habsburger habe sich eine offenbare Parteilichkeit zu Gunsten seines Schwagers zu Schulden kommen lassen, wogegen aber der ganze Hergang und die Fassung der Urkunde entschieden spricht.

[20] Zu S. 526. 1285. „In purificatione (Lichtmeß) de nocte Marscalcus (Ludovicus de Wirtenberg) captus fuit." — „Die Margarethae (13. Juli) cives Lewinberch (Leonberg, wirtenbergische Unterthanen) capti sunt a civibus de Grúningen (Hohenberg). — 1286. multa damna post Epiphaniae (6. Jan.) incendiis et rapinis facta sunt Eberhardo comiti de Wirtenberch in omnibus bonis suis." Sindelfinger Chronik S. 18 f.

[21] Zu S. 527. „Die vesten vnd daz gute zu Nürtingen", Besitzung des Grafen Ulrich von W., Sohns von Eberhard dem Erlauchten. Urkunde vom 5. Dez. 1327. Vergl. Mon. Hohenb. a. a. O. Nr. 309. Vergl. auch Anm. 23.

[22] Zu S. 527. Wir haben, freundlichst geleitet und berathen von Herrn Stiftungspfleger Rübel in Nürtingen, die Terrain-Verhältnisse und Gebäulichkeiten selbst eingesehen und uns lebhaft überzeugt, daß es sich nicht bloß um die Belagerung und Erstürmung eines Kirchhofs, wie der Verfasser der Sindelfinger Chronik (Anm. 23), ein geistlicher Herr, meint, gehandelt haben kann.

[23] Zu S. 527. „Cimiterium Nuwertingen obsessum fuit: sed mandato Regis omnes recesserunt: qui post exaltat. Crucis (14. Sept.) id destruxit." Sindelfinger Chronik S. 19.

[24] Zu S. 528. Davon führt noch heute der ziemlich steile, hohe Abfall des „Grünbergs", wie die kleine Hochebene heißt, gegen das Neckarthal, im Güterbuch und auf der Flurkarte von Nürtingen den Namen „Rudolfshalde", im Volksmunde „Rudlinshalde". Als vor Jahren beim Bau der Straße nach Oberboihingen der „Grünberg" durchstochen wurde, fand man Gebeine von Menschen und Pferden, Stücke von Rüstungen (einen eisernen Helm) u. a. Wäre aber der eine oder andere Ritter in dem nur ganz kurze Zeit bezogen gewesenen Lager gestorben, nicht in der Schlacht gefallen, so hätte man die wenigen Leichname wohl in dem benachbarten Oberboihingen, welches Graf Albert gehörte, beerdigt.

[25] Zu S. 528. Dadurch kam auch der Verfasser der oft erwähnten Sindelfinger Chronik, ein Chorherr des Stifts Sindelfingen, welcher einem zu Wurm-

lingen (O.A. Rotenburg) ansäßigen Rittergeschlecht angehörte, in großen Schaden, daher er hier in seinem Bericht ausführlicher ist als sonst.

26 Zu S. 528. Darauf mag neben dem Namen (1229, 1275 Stutgarten, 1250 Stuotgardia) das Siegel erweisen, welches die Stadt schon 1312 geführt: darin in einem herzförmigen Mittelschilde zwei Pferde übereinander, das obere größer als das untere. Das jetzige, mit einer säugenden schwarzen Stute, ist aus viel späterer Zeit.

27 Zu S. 528. Die Sindelfinger Chronik führt zum Jahr 1286 „Stuchgarten" wiederholt als „civitas" auf.

28 Zu S. 528. Am 1. Jan. 1294 fand dort, verherrlicht durch die Anwesenheit der Königin Imagina (Gemahlin Adolfs von Nassau), welche von der Achalm dahin gekommen war, die Taufe einer Tochter des Grafen Ulrich von Wirtenberg statt. Sindelfinger Chronik a. a. O. S. 28 und Trittenheims Hirschauer Chronik II, S. 61.

29 Zu S. 528. Noch im 14. Jahrhundert bestand Stuttgart nur aus der innern oder Altstadt, welche noch zu Anfang unseres Jahrhunderts zumeist die obere Königsstraße, die Eberhards- und Karlsstraße umfaßte und deren Häuser am dichtesten um das alte Schloß standen. Im Jahr 1334 stand zwar bereits die St. Leonhards-Kapelle (jetzige St. Leonhardskirche) aber inmitten von Aeckern, Wiesen und Gärten und 1350 hatte die Stadt nicht mehr als 600 zinsende Bürger.

30 Zu S. 528. An jene erinnert noch die Bezeichnung „unter der Mauer" und an diesen „der Zwinger" hinter der Krähenschule, in der Eberhardsstraße.

31 Zu S. 529. Auf der Weißenburg stellte Graf Ulrich 1263 eine Urkunde aus. Dieselbe wurde 1287 nicht erobert; die „Rainspurg" dagegen, welche 1286 genannt wird.

32 Zu S. 529. 1251 wird Wolfram von Frauenberg in einer Urkunde des Grafen Ulrich von Wirtenberg erwähnt.

33 Zu S. 529. Diese drei werden unter den „septem castra", welche K. Rudolf Juli 1287 erobert und zerstört hat, von der Sindelfinger Chronik S. 22 namentlich aufgeführt. Von noch anderen Burgen um Stuttgart, wie der „Räuberburg" u. a. erzählen nur sagenhafte Ueberlieferungen.

34 Zu S. 529. „Eodem die (23. Oct.) comes Burchardus cum comite Friderico de Zollern (apud) Schalginge (Balginge i. e. Balingen) conflictum habuit, et multi capti et interfecti fuerunt ex parte B.(urchardi) et Alberti com. de Hohenberch, qui tunc fuit Stucharten." Sindelfinger Chronik S. 20 mit Verbesserungen von Gabelkhofer.

35 Zu S. 529. Dieser gehörte ohne Zweifel zu Graf Alberts Mannschaft, denn er war an dessen Stelle Vogt des Stifts Sindelfingen, wird auch sonst neben demselben genannt. Unter dem Taufstein der Kirche in Grötzingen befindet sich sein Grabstein.

36 Zu S. 530. Geschah sehr wahrscheinlich in Folge der Erbstreitigkeiten zwischen den beiden stammverwandten Häusern. Oder war Burkard beordert, die Zollerische Streitmacht zu beschäftigen und zu hindern, dem Grafen von Wirtenberg zu Hilfe zu ziehen?

37 Zu S. 530. „In octava Galli (23. Oct.) Episcopus Moguntinus Stucharten cum magno comitatu venit in auxilium regis.“ Sindelfinger Chronik S. 20.

38 Zu S. 530. „In die animarum (2. Nov.) venit legatus in Columbariam.“ — Tedio affectus rex composuit cum domino de Wirtinberc et ad legatum in Spiram venire disposuit festinanter. Annales Colmarienses. Böhmer, fontes II, S. 22.

39 Zu S. 531. Noch 1420 wird Stuttgart unter den wirtenbergischen Reichslehen aufgeführt. Steinhofers wirtenb. Chronik II, S. 705.

40 Zu S. 532. Die Urkunde ist vollständig abgedruckt in den Mon. Zoll. I, Nr. 226.

41 Zu S. 532. Anregung und Berechtigung hiezu hat uns gegeben: die Friedens-Urkunde vom 23. October 1287 (s. unten), in welcher Eberhard gleich Eingangs auferlegt wird, „dem Reiche fortan getreu und dienstbar zu sein“, sodann folgender, allerdings offenbar zu stark aufgetragener Bericht des Straßburger Notars Gotfried von Ensmingen (Böhmer, fontes II, S. 119): „Post modicum vero tempus seminator discordiarum dyabolus, videns mundum in tranquillo constitutum, zyzanyam seminavit inter quindecim comites de terra Swevie, videlicet de Monteforti, de Helfenstein, de Wirtenberch, de Tockenburg et eorum in hac parte complices ex una et inter dominum Rudolfum Romanorum regem ex altera, qui omnes contra regem predictum conspiraverunt et in mortem eius fuerunt machinati acuentes acies suas et metati sunt castra conantes ad destructionem culminis regie maiestatis.“ Und Stälin, der leider zu früh dahingegangene Altmeister der schwäbischen Geschichtsschreibung, sagt in seiner Wirtenb. Geschichte Bd. III, S. 53.: „Wiederholt bildete er (der junge Graf Eberhard von Wirtenberg) einen förmlichen aufrührerischen Bund gegen König Rudolf und das Reich, aber trotz aller Anstrengungen des Königs wurde er nicht vollständig gedemüthigt.“

42 Zu S. 533. Siehe oben Anm. 20.

43 Zu S. 534. Die Zimmerische Chronik Bd. I, S. 144. 145., übereinstimmend mit Stälin III, S. 33 f. Unsere Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg S. 599.

44 Zu S. 535. Der junge Graf Friedrich von Zollern, um den es sich hier handelt, war mit Kunigunde, der ältesten, Eberhard von Wirtenberg mit Irmengard, der jüngsten Tochter des Markgrafen Rudolf I. von Baden, vermählt.

45 Zu S. 535. „Ante Nativitatem (1286) Dni Rex Rudolfus venit Hohinberch et Rotwile. Ibidem festum natale celebravit. Comitem Albertum et Comites de Collere reconciliavit.“ — 1287. Comes Fridericus, junior de Zolre, captus fuit feria secunda post Ascens. Dni (19. Mai). Sindelfinger Chronik S. 21.

46 Zu S. 536. Vergl. Hohenzollern, Beschreibung und Geschichte der Burg nebst Forschungen über den Urstamm der Grafen von Zollern. Von Dr. R. Graf Stillfried-Alcantara 1870, S. 38 f.

47 Zu S. 536. Graf Ulrich, Eberhards Vater, hatte die Reichsstadt Eßlingen, welche zu König Konrad IV. gehalten, befehdet und ihren Bürgern

großen Schaden zugefügt, laut einer Urkunde Konradins vom 28. Dez. 1266. — S. unten den Krieg zwischen Eberhard selbst und den Eßlingern 1287.

48 Zu S. 537. Wie aus dem zweiten Friedensschluß vom 23. October 1287 hervorgeht (s. unten), waren um diese Zeit weder die genannten beiden Burgen von Eberhard übergeben, noch seine Schulden bezahlt.

49 Zu S. 537. „Idem (König Rudolf) post Egidii (1. Sept.) Ezzelingae a monachis et clericis annonam et vinum expressit.“ Sindelfinger Chronik Seite 19.

50 Zu S. 537. Wolfram, ein naher Anverwandter des Diepold, welcher 1286 von den Königlichen bei Hedelfingen erschlagen worden, hielt es mit Eberhard von Wirtenberg, B. v. Bl. war Vasall desselben.

51 Zu S. 540. Unter Anderem in einer Urkunde vom 16. Januar 1280 (im Archiv zu Stuttgart), theilweise abgedruckt in Crusius Annal. Suev. III, 150 kommt „Magister Heinricus rector scolarum in Ezzelingen“ als Schiedsrichter in einem Rechtsstreit zwischen den Pfarrern der benachbarten Dörfer Münster und Altenburg (dieses abgegangen bei Cannstatt) vor. Derselbe war Rektor der dortigen lat. Schule (sog. deutsche gab es damals nicht), hatte Lehrer unter sich, dichtete auch Lieder, in denen er die Minne und den Frühling besang, übrigens auch den König Rudolf mit Spott überschüttete. S. von der Hagen, deutsche Minnesinger Bd. III, S. 137—140. und Bd. IV, S. 448 f. K. Bartsch, deutsche Liederdichter S. LVIII und 232. Stälin a. a. O. III, S. 754.

52 Zu S. 540. Ulricus, comes de Wirtenberc, vineas quas habet mon. Sirmenowe (Kloster Sirnau) apud Stutgarten a precaria etc. immunes esse vult. Urkunde vom 16. Juli 1263 auf der „Wizenburc“ ausgestellt. Stälin a. a. O. II, S. 500.

53 Zu S. 540. Als König Rudolf einmal in Eßlingen eingeritten, soll einer aus der um ihn sich drängenden Volksmenge gerufen: „vor dieser Habichtsnase kann man nicht vorbeikommen,“ der König aber darauf sein Gesicht zur Seite gewandt und geantwortet haben: „nun wird dich meine Nase nicht mehr daran hindern.“ So die Chronik des Abts Victring (in Klagenfurt) von 1318. Bei diesem spöttischen Spaßvogel darf man mit von der Hagen wohl an den Eßlinger Schulmeister denken.

54 Zu S. 544. v. d. Hagen, Minnesinger Bd. II, S. 137 f.

55 Zu S. 544. „Postea (nach dem Friedensschluß vom 10. Nov. 1286) hic (Graf Eberhard von Wirtenberg) Stucharten rursus muro vallavit contra juramentum et promissionem Regi factam.“ Sindelfinger Chronik S. 20.

56 Zu S. 545. Letztere zwei werden mit Swigger von Gundelfingen in der Friedens-Urkunde vom 23. October 1287 (Sattler, Grafen von Wirtenberg I, Beil. Nr. 11) als Anhänger des Königs genannt.

57 Zu S. 545. 1288 in die Cathedrae Petri (22. Februar) Rudolfus Comes Scherer (von Tübingen, Alberts Neffe und vormaliger Mündel) Malmishan (Malmsheim, O.A. Leonberg) fuit vulneratus et sui a Trutwino dicto Hemmelinch de Cuppingen. Sindelfinger Chronik S. 23.

58 Zu S. 545. Dieser machte Rudolfs Zug gegen den Grafen von Helfenstein (s. sogleich) nicht mit, wird wenigstens in der am 31. August 1287 vor

Herwartstein gegebenen Urkunde unter den Zeugen nicht genannt. Mon. Zoll. II, Nr. 325.

59 Zu S. 546. Mon. Zoll. II, Nr. 325. — Des Steirers Ottokar Reimchronik, Kap. 319 ff. in Pez, script. rer. austriae T. III. Stälin a. a. O. III, S. 60.

60 Zu S. 546. „Die Assumptionis Ebirhardus de Wirtinberche et Gothefridus de Bobelingen Comites habuerunt conflictum cum civibus in Ezzelingen prope Durinkan. Et ibi multi occisi et capti fuerunt." Sindelfinger Chronik S. 22. Pfister stellt in seiner wirtenb. Gesch. S. 66 f. Götz auf die Seite der Eßlinger, eine Verwechslung mit einem späteren Treffen 1311.

61 Zu S. 546. Alles dies geschah nach den Berichten der gleichzeitigen Sindelfinger Chronik S. 22 in der zweiten Hälfte des August.

62 Zu S. 547. Die Zimmerische Chronik sagt Bd. I (91. Publikation des liter. Vereins in Stuttgart) S. 165: „Hernach hat sich Markgraf Rudolf bei dem römischen könig ußgesent, seine Helfer und Helferhelfer hat er stecken lassen."

63 Zu S. 547. „Qualiter sibi (dem Könige) esset (Eberhard) vinculo consanguinitatis astrictus." So Gotfried v. E. Auch die Annales Colmarienses führen Eberhard als „cognatus regis" auf. Woher aber diese Verwandtschaft kam, weiß man nicht.

64 Zu S. 547. So erzählt der Straßburger Notar Gotfried von Ensmingen a. a. O. S. 120. und bei den intimen Beziehungen des Habsburgers zu Straßburg, sowie dem Umstande, daß sicherlich auch damals Straßburger in dessen Heere gestanden, dürfte dieser Bericht nicht ganz zu verwerfen sein.

65 Zu S. 548. Also die Zimmerische Chronik Bd. I, S. 165, mit dem ausdrücklichen Beisatz, daß sie diesen Bericht aus „alten geschriften" der wirtenbergischen Archive geschöpft habe. Auch die Annales Colmarienses a. a. O. haben S. 22: „Ipse eciam dominus de Wirtenberc cognatus regis obsessus de castro descendit et ad pedes advolutus se et sua tradidit in regiam potestatem."

Anmerkungen zum fünfzehnten Abschnitt.

1 Zu S. 549. Anregung zu diesem Abschnitt haben uns zwei in unseren Mon. Hohenb. Nr. 127 u. 128 abgedruckte Urkunden vom 12. Juli 1291 gegeben, nach welchen eine der Töchter unseres Helden in dem Kloster Kirchberg den Schleier genommen und das Elternpaar bei diesem Anlaß dem Gotteshause den Weiler Anhausen (jetzt nur noch Anhäuser Mühle bei Bubsheim, OA. Spaichingen) geschenkt hat. — Die Bearbeitung dieses Abschnitts haben wir in der Hauptsache der Güte des Herrn Stadtpfarrers Maucher in Neckarsulm, welcher sich auch sonst lebhaft für dieses Werk interessirt hat, zu verdanken.

2 Zu S. 549. Quellen und Hilfsmittel zu Abschnitt 15. Das handschriftliche „Schwesterbuch" des Klosters Kirchberg, welches Johanna, die letzte in ihrem Heimatorte Wurmlingen verstorbene Schwester, dem Verfasser geschenkt

hatte, später von ihm einem geistlichen Herrn geliehen worden und nun leider nicht mehr in seinem Besitz ist. — Formb vnd weis die profession zu machen vnd schwarzen weil (Schleier) zu empfangen. Handschrift. — „Constitutions des soeurs dominicales du second ordre. Traduites et accompagnées de commentaires par Le R. P. Fr. Marie-Ambroise Potton des frères prêcheurs.“ Paris librairie V.e Poussieleque et fils. 1864. — Officium ad ponendum velum monialibus. Druckschrift ohne Angabe des Verfassers. Erstere Handschrift und die genannten beiden Druckschriften wurden dem Verfasser unter freundlicher Vermittlung des Herrn Dr. Ph. Strauch, Docenten an der hiesigen Universität, gütigst zur Benützung überlassen von Sr. Hochwürden dem Herrn Pater Heinrich Denifle, Priester des Dominikaner-Ordens zu Graz in Steiermark. — Handschrift 1 betitelt: Hienach volgt die ordnung wie man es halten soll mit den gestin so si zuem ersten in daz closter auffgenommen werden ꝛc. Handschrift 2 betitelt: „Item hernach steht die ordnung wie mans helt wenn eine gehorsam tut.“ Beide Handschriften wurden dem Verfasser von dem Germanischen Museum in Nürnberg gefälligst mitgetheilt.

[3] Zu S. 552. Albert der Heilige, Presbyter und Mönch in dem Kloster Ober-Altaich (Baiern), welcher in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. lebte, gehörte dem schwäbischen Grafenhause Hohenberg an. Vgl. unsere Gesch. desselben S. 327 ff.

[4] Zu S. 554. Die Sage vom heiligen Grâl und Parceval. Vortrag im polytechnischen Verein zu Bayreuth am 30. Jan. 1878 gehalten v. L. Kraußold, Doctor der Theologie, Consistorialrath ꝛc. ꝛc. Erlangen, Verlag von Andreas Deichert. 1878.

[5] Zu S. 557. Nach dem Kirchberger „Schwesterbuch“ (s. Anm. 2) traten schon bei der Stiftung des Klosters Williburgis u. Kunegundis, zwei Gräfinnen von Hohenberg, in dasselbe ein (s. Anm. 6). — Als die Wittwe eines freien Herren von Waldeck (Burgruine zwischen Wildberg und Calw) und Verwandten unseres Grafen Albert in dem Kloster Kirchberg den Schleier genommen hatte, wies ihr dieser aus einem seiner Höfe bei Steinhofen (O.A. Hechingen) 4 Mark Silber Zinse und Gilten an. Urkunde vom 15. Juni 1284. Mon. Hohenb. Nr. 97.

[6] Zu S. 561. Das bereits erwähnte „Schwesterbuch“ des Klosters Kirchberg hat folgenden Eintrag: „Umb daß Jahr 1240 wahr der 4. general Joannes theutonicus genandt; als dieser die teutsche Provinz besucht, ist selber aus Schikhung Gottes mit 9 seiner ordensbrieder hieher kommen, und hat obigen gräffinen (Frau Elisabetha gräffin von (?) Bürn, Frau Williburgis und Kunigundis, bede leibliche Schwestern und gräffinen von Hochenberg) neben noch andern am h. Palmtag den h. orden geben und eingeklaidet.“

[7] Zu S. 563. Der Chor singt dabei: „Annulo suo subarrhavit me et immensis monilibus ornavit me.“

[8] Zu S. 564. „Ista est virgo sapiens, quam Dominus vigilantem invenit, quae, accepta lampade, sumpsit secum oleum.“

[9] Zu S. 565. Siehe Anm. 1.

Anmerkungen zum sechzehnten Abschnitt.

[1] Zu S. 568. Diese Fehde berichtet ziemlich umständlich die Sindelfinger Chronik S. 25.

[2] Zu S. 569. „Eodem anno, post Nicolai (6. Dec.) Comes Albertus et Comes Ulricus (Eberhardus) de Wirtinberch liberos suos copulaverunt in civitate Grieningen. Nuptiae factae sunt 15. K. Janu. in civitate prope Tüwingen, Rotinburch, solenniter, multis praesentibus. Sindelfinger Chronik a. a. O. S. 25. Graf Eberhard v. W., Alberts Gegner, nannte sich, um seinen früh verstorbenen Bruder Ulrich zu ehren, auch Ulrich. Die Brautleute dieser Hochzeit waren: Ulrich (auch Eberhard genannt), Graf Eberhards Sohn, und Irmengard, die vierte Tochter Alberts; beide müssen aber im Jahr 1291 noch sehr jung gewesen sein; man hat also hier auch eine Kinderhochzeit (wie oben S. 451). Die weiteren Nachweise finden sich in unserer Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg S. 115 und in den Nachträgen S. 624. Vergl. auch Stälin III. S. 713.

[3] Zu S. 569. Hauptquellen für uns waren: Der Turnei zu Friesach in Kärnthen im Mai 1224, besungen von dem Steirer Ritter und Sänger Ulrich von Lichtenstein, welcher solchen mitgemacht hat, in seinem Frauendienst a. a. O. S. 79—96. Ferner das Turnier von Neuenburg bei Wien Mai 1227, ebenfalls in Ulrichs Frauendienst S. 293 ff. „Der Turnei von Nantheyz" (Nantes) von Konrad von Würzburg (wahrscheinlich ein Basler), abgedruckt in H. F. Maßmanns Denkmäler deutscher Sprache und Litteratur aus Handschriften des 8. bis 16. Jahrh. Erstes Heft S. 138—148. Hartmanns von Owe Erec S. 78 ff. (Ausgabe von Bech). — Wolframs von Eschenbach Parzival (Ausgabe von K. Bartsch) 2. Buch S. 68 ff. und 16. Buch S. 759 ff. u. a. m. — Zu der Beschreibung der Wappen (Schilde) benützten wir die Urkundenbücher unserer Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen und Grafen von Zollern-Hohenberg, wo wir häufig die angehängten Siegel beschrieben haben, ferner „des Conrad Grünenberg, Ritters und Burgers zu Costenz, Wappenbuch von 1483." In Farbendruck herausgegeben von Dr. R. Graf Stillfried — Alcantara und A. O. Hildebrand. Starke, Görlitz 1875. Ein höchst interessantes, instruktives Prachtwerk, von welchem bis jetzt 18 Lieferungen herausgekommen sind. — Sodann die Züricher Wappenrolle und des Lutz von Lutzenhardt handschriftliche, im St.-Archiv zu Stuttgart befindliche Geschichte von Rotenburg, die sehr viele gut gezeichnete und schön gemalte Wappen enthält, welche in den Bildern fast immer mit unsern Urkundensiegeln übereinstimmen, endlich das auf dem Rathhaus zu Rotenburg liegende Wappenbuch von Andreas Siegler, Maler des Raths, dem Stadtschreiber und kaiserlichen Notar daselbst vom Jahr 1602.

[4] Zu S. 570. „Die stachen hin durch hôhen muot,
die andern dort wan (nur) umb daz guot:
Dâ tjostirt manges ritters lîp (Leib)
durch anders niht wan durch diu wîp (Weib):

so stachen die durch lernen dâ,
jen(e) durch prîs dort anderswâ."
Ulrichs von Lichtenstein Frauendienst, Ausgabe von K. Lachmann S. 70 V. 27 ff.

[5] Zu S. 570. H. Leyser, deutsche Predigten des 13. u. 14. Jahrh. 39, 6.

[6] Zu S. 570. „Nû hân ich iuch den turnei (die zum Turnier angemeldeten Ritter) mit roten rehte gar enzwei geteilet." — „islich rotmaister tiwer bat die sinen &c." Ulrich von Lichtenstein S. 81 V. 25 f. S. 82 V. 18 f. — Bei dem Turnier von Nantes machte man nach Konrad von Würzburg zwei „Scharen", jede von (?) 2000 Rittern; der „Hauptmann" der einen war König Richard von Engellant, der der andern der Vogt von Kerlingen (König von Frankreich); bei dieser standen die „Walhen" (Welschen, Franzosen), bei Richards die „Tutsche" Deutschen). Jede Schar war in „Rotten" getheilt, solche führten unter Richard der König von Dänemark, der Herzog von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg u. a. m. Die Rotten von des Königs von Frankreich Schar standen unter dem König von Navarra, dem Fürsten von Lutringen u. a. Die Hauptleute aber zogen an der Spitze ihrer „Scharen" zum Ring.

[7] Zu S. 572. Dieses Helmkleinod — später Uracher Hift- oder Jägerhorn genannt — hat schon das wirtenbergische Grafenwappen in der Züricher Wappenrolle Nr. 26, welche aus dem Ende der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammt. — Das Siegel des Grafen Ulrich von Wirtenberg vom Jahr 1335, ein großes Reitersiegel, zeigt auf der Brust (dem Wappenrock), dem Schilde, der Pferdsdecke (an mehreren Stellen) die drei Hirschhörner; der Helm und der Kopf des Rosses tragen das Hifthorn. Urkundenbuch unserer Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen S. 141. Ueber das wirtenbergische Grafenwappen vergleiche auch die als Manuscript gedruckte Monographie des Fürsten K. von Hohenlohe-Waldenburg „über das Fürstenbergische Wappen" S. 22 u. a. O.

[8] Zu S. 573. „Dâ vor sô macht man grôzen schal:
min busunaer die bliesen dô
mit kunst ein reisenot vil hô."
Ulrichs von Lichtenstein Frauendienst a. a. O. S. 295. V. 26 ff.

[9] Zu S. 573. „den muot diu ors geviengen von der süezen reisenote." Krone, Sch. 775. Mittelhochdeutsches Wörterbuch von Müller und Zarncke II. S. 418.

[10] Zu S. 574. Ulrich von Lichtenstein sagt a. a. O. S. 458 am Schlusse eines anderen Marschliedes zu einer Ausreise (Ritterfahrt): „diu liet gesungen wurden vil."

[11] Zu S. 574. Ulrich von Lichtenstein a. a. O. S. 403 ff. „daz ist eine ûzreise." Wir geben vier Strophen davon mit denjenigen Abänderungen (bez. Erklärungen des Originals), welche uns für das Verständniß eines größeren Leserkreises nöthig erschienen.

[12] Zu S. 575. Mit diesem Helmschmuck hat die Züricher Wappenrolle aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Nr. 31 das gräflich-zollerische Wappen. Später findet man als Helmkleinod das Brackenhaupt.

[13] Zu S. 576. Offenbar eine Anspielung auf die saftigen Wiesengründe

der lustsamen Aue und den nahen von jeher und bis in unsere Zeit herab an Edelwild (Hirschen) reichen, großen Forst.

14 Zu S. 577. S. Nr. 48 der Mon. Hohenbergica.

15 Zu S. 579. „Silber, golt, vil wol geleit,
ûf zendel dâ manger sneit.
swer des alles niht moht han
den sah man sniden puderân."
Ulrichs von Lichtenstein Beschreibung des Turniers bei Friesach.

16 Zu S. 581. Alle von Theilnehmern selbst herrührenden Schilderungen der Turniere betonen besonders dieses Hin- und Herwogen des Kampfes.

17 Zu S. 581. Solches Werfen auf eine Flanke des Gegners und theilweise Umfassung derselben kam wirklich bei Turnieren vor. So sagt Ulrich von Lichtenstein in seinem Bericht von dem Turnier bei Friesach (in Kärnthen) a. a. O. S. 85 u. a. Als Hadmâr von Küenringe, der Anführer einer Rotte, von der gegen ihn gezogenen des von Stubenberg zurückgeworfen worden, sei demselben eine andere in der Weise zu Hilfe gekommen, daß der Anführer der letzteren „ze triviers" („à travers", von der Seite her) auf die siegreiche eingerannt sei und diese „umb ein tail" umritten (umgangen) habe.

18 Zu S. 583. „Schar und Schar verworren
Vf der vil hurtelichen vart."
— — — — — — — —
„do sich die rotten flahten
— — — — — — — —
Schar vnder Schar geflohten."
— — — — — — — —
„Vf der planire gruene
Wart von in ein gestuerme
Als ob die binen wuerme
Stuermeten vm ein honicvaz."
Der Turnei von Nantes a. a. O. S. 145. 147.

19 Zu S. 583. In dem Turnei von Nantes a. a. O. S. 140 wird ein Bockskopf mit vergoldeten Hörnern genannt; die Herren von Blankenstein führten auf ihrem Helme zwei Steinbockhörner.

20 Zu S. 583. „Die zimer die da glizzen
Von wunnenklicher varwe
Due wurden alle garwe (gar, ganz)
Zefueret (zerschlagen) vf dem helm."
„Do sprungen fueres flammen
Vz helmen also grozze
Als von dem ambozze
Die genstern (Funken) von dem ysen."
Der Turnei von Nantes a. a. O. S. 145. 147.

21 Zu S. 584. „Hie wart gerufet Engellant
Do wart Frankerich geschrit,

Vz eine schimpfe (Spiel) wart ein strit
Gemachet bi den stunden."
Der Turnei von Nantes a. a. O. S. 147.

[22] Zu S. 585. Ulrichs von Lichtenstein Frauendienst a. a. O. S. 96 V. 3 ff. — Im Jahr 1341 kommt urkundlich schon eine „Judangassun" in der Stadt Rotenburg vor, wie sich diese auch bei den Judenverfolgungen um die Mitte des 14. Jahrh. stark betheiligte. Noch heißt ein Wiesengewand im dortigen Neckarthal das „Judenloch", offenbar ein Massengrab, in welches die ermordeten Juden geworfen wurden.

[23] Zu S. 586. „Swaz er (König Richard) mit siner hant erstreit
Orse vnd guoter dinge
Daz gab er vf dem ringe
Den Knappen algeliche."
Der Turnei von Nantes a. a. O. S. 148.

[24] Zu S. 586. „Ritter vnd varnde diet
Mit hohen Gaben er beriet."
Der Turnei von Nantes a. a. O. S. 148.

[25] Zu S. 587. Deutsche Gedichte des Mittelalters von v. d. Hagen und Büsching Bd. I. V. S. 3701 ff. Vergl. auch „Leben und Dichten der deutschen Spielleute im Mittelalter" von Dr. Fr. Vogt. Halle a. S. 1876.

[26] Zu S. 589. K. Weinhold, die deutschen Frauen. S. 355. Aus Ruodlieb Fragm. III. V. 84—99, in den von J. Grimm u. A. Schmeller herausgeg. lat. Gedichten des 10. u. 11. Jahrh.

[27] Zu S. 589. In der Aebtissin Herrad „hortus deliciarum" findet sich mit der Ueberschrift „ludus monstrorum" ein Tockenspiel abgebildet; es sind zwei Ritter, die miteinander fechten. Vergl. auch K. Weinhold, die deutschen Frauen im Mittelalter S. 357.

Anmerkungen zum siebzehnten Abschnitt.

[1] Zu S. 590. Quellen und Hilfsmittel hiezu: Unsere Gesch. der Grafen Zollern-Hohenberg, Stuttgart 1862, S. 89 ff., welche die benützten Quellen an Ort und Stelle angibt; insbesondere „die Wahl des Grafen Adolf von Nassau zum römischen König 1292", eine von uns bearbeitete und von dem Verein für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung 1870 herausgegebene Quellenschrift.

[2] Zu S. 590. Dieselben waren: Der Erzbischof von Mainz, als Erzkanzler des deutschen Reichs, der von Trier als Kanzler des ehedem zu demselben gehörigen Königreichs Arelat (Burgund, s. S. 464 f. dieses Bandes), der von Köln als Kanzler von Italien (der Lombardei), der Herzog von Baiern, als Pfalzgraf bei Rhein (zugleich Truchseß), der Herzog von Sachsen als Marschall, der Markgraf von Brandenburg als Kämmerer, endlich der König von Böhmen als Schenke des deutschen Reichs. Indeß war das Kurfürsten-Collegium um jene Zeit noch nicht staatsrechtlich geregelt.

[3] Zu S. 591. Siehe unsere Wahl des Grafen Adolf von Nassau zum römischen König S. 37.

[4] Zu S. 592. Siehe des Steirers Ottokars Reimchronik, Kap. 538.

[5] Zu S. 593. Idem dux Austriae post Pascha venit ad terram istam et a civitate Grúningen die Vitalis Martyris (28. April) versus Francinfurt ad curiam ad eligendum Regem ivit cum magno comitatu: et ibi elegerunt in regem Adolfum Comitem de Nazzo. Sindelf. Chronik S. 26.

[6] Zu S. 596. Der Mechtilde Mutter, Gertrud oder Anna, König Rudolfs Gemahlin, war bekanntlich unseres Helden leibliche Schwester. Herzog Rudolf von Oberbaiern und Pfalzgraf bei Rhein, Gertrudens Enkel, ist der Stammvater des baierischen Königshauses, somit rollt in dessen Adern auch Zollern-Hohenbergisches Blut.

[7] Zu S. 596. Haupt-Quellen und Hilfsmittel zu diesem Kapitel. Konrads von Ammenhausen Gedicht — „das Schachzabelbuch", beendigt im Jahr 1337, abgedruckt in den „Beiträgen zur Geschichte und Literatur" vorzüglich aus den Archiven und Bibliotheken des Kantons Aargau, herausg. von Dr. H. Kurz und Paul Weissenbach, Heft I, S. 52 ff. Der Verfasser war Pfarrer zu Stein am Rhein und Mönch in dem dortigen Benediktinerkloster, und gehörte seiner Geburt nach einem Thurgauischen Rittergeschlechte an. Sein Bericht erscheint zuverlässig und unparteiisch, denn er sagt anfangs desselben:

„Bi minen ziten hab ich vernomen
Von den: die es wisten woel
Des ich nicht verswigen soel
Vnd sags doch niut gerne
Jedoch mag ich sin nicht enberen
Ich muß es ouch hie vnder sagen
Vnd mag es duerch niut verdagen (verschweigen)
Do der Herre wol geboern." — u. s. w.

Des Steirers Ottokar (von Horneck) Reimchronik, abgedruckt in Pez, scriptor. rer. Austriac. Bd. III. Ein Theil davon findet sich mit verbessertem Text in Maßmanns Kaiserchronik Bd. II, S. 543—672, welche wir benützt haben. Die Chronik wurde im Jahr 1312 vollendet, jedenfalls aber schon im 13. Jahrhundert begonnen. Ottokar beruft sich in seinem Bericht von dem Treffen bei Oberndorf (Leinstetten) in Kap. 670 f. auf Augenzeugen, solche, welche auf der baierischen Seite mitgefochten, denn er sagt:

„Wie es da ergye
Wen man slug oder vye,
Des frag den von Ellerbach,
Der es hört vnd sach."

Burkard von Ellerbach [in der vormaligen Markgrafschaft Burgau (Baiern)] focht darnach in der Schlacht bei Göllheim auf Adolfs von Nassau Seite mit. — Die Fortsetzungen des Annalenwerks von dem Abt Hermann († 1275) des Klosters Nieder-Altaich (Baiern, Amt Straubing), insbesondere die „Continuatio" des von Nieder-Altaich stammenden Regensburger Kanonikus Eberhard, welche eigentlich mehr eine selbständige Arbeit ist und den Zeitraum von 1273

bis 1305 umfaßt. Vergl. auch Ottokar Lorenz, deutsche Geschichtsquellen im Mittelalter Bd. I, S. 146 ff. Die Klöster Ober- und Nieder-Altaich standen ehedem miteinander in geschäftlichem und literarischem Verkehr. Der Ober-Altaicher Presbyter und Mönch Albert der Heilige († 1311) gehörte dem Grafenhause Hohenberg-Haigerloch an. (Unsere Gesch. desselben S. 327 f.) So ist es denn erklärlich, daß die in Böhmers fontes II und III abgedruckten Fortsetzungen die einzigen Quellen sind, welche (S. 557) Monat und Tag des Treffens bei Oberndorf (Leinstetten) bezw. von Alberts Tod angeben. Die Annales Heinrici de Rebdorf in Frehers Germ. rer. scriptores I, S. 610 geben nur den Monat April an. — Das Chronicon Colmariense in Böhmers fontes II, 1—96. Vollständig herausgeg. von Ch. Gérard und Liblin, Colmar 1854. — Matthiae Neoburgensis chronica in Böhmers fontes IV, 149—276. Neueste Ausgabe von Studer, früher unter dem Titel „Albertus Argentinensis", herausg. von Urstisius Germ. historicorum illustrium I, II, S. 97—166. Matthias von Neuenburg war Prokurator des geistlichen Gerichts unter Bischof Berthold von Straßburg (1328—1353) und zeigt sich näher bekannt mit dem Geschlechte der Grafen von Hohenberg, insbesondere unserem Grafen Albert. — Des bischöflich-straßburgischen Notars Gottfried von Ensmingen Gesta Rudolfi et Alberti reg. Rom. in Böhmers fontes II, S. 111—147. — Das Chronicon des Johannes Victoriensis (Abts Johann des Cisterzienser-Klosters Victring bei Klagenfurt) in Böhmers fontes I, 271—450. — Vergl. auch unsere Geschichte der Wahl des Grafen Adolf von Nassau zum römischen König 1292 (s. Anm. 1). — Unsere Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg S. 100—110.

8 Zu S. 596. Zu Ersterem waren u. A. aus Schwaben bereits gestoßen Graf Ulrich von Helfenstein, zu Letzterem unseres Helden Bruder, Burkard, ferner die Grafen Eberhard von Wirtenberg, Egon von Freiburg, Rudolf und Hugo von Montfort-Werdenberg-Sargans (bezw. Heiligenberg). Neutral blieben in dem Kronenstreit zwischen König Adolf und Herzog Albrecht von den schwäbischen Großen: die Herzoge von Teck, die Markgrafen von Baden, Hachberg und Burgau, die Grafen von Aichelberg, Berg, Fürstenberg, Sulz, Tübingen, Vaihingen und Zollern; es ist wenigstens keine zuverlässige Aufzeichnung uns überliefert, welche die Stellung, die dieselben eingenommen, angibt. Vergleiche unseren Kampf um das Reich. Tübingen 1858, S. 39.

9 Zu S. 596. Oberndorf (Oberamtsstadt), in tief eingeschnittenem engem Thale des obern Neckar, so ziemlich auf gleicher Höhe mit Ulm, von wo bis Riedlingen eine längs der Donau, weiterhin über die Alb durch Gamertingen, Ebingen, Balingen, Rosenfeld sich hinziehende Straße eben nach Oberndorf führte. Dieses selbst hatte zwei Verbindungswege mit dem Kinzigthal, einen längeren, südwestlichen über Schramberg, Hornberg, nach Hausach und Haßlach, und einen kürzeren westlichen über Fluorn, Schiltach und Wolfach nach Hausach und Haßlach. Ueber Haßlach war auch König Adolf gekommen, als er von Ulm an den oberen Neckar und von diesem in's Breisgau gerückt. Oberndorf besaßen zu Graf Alberts Zeiten die Herzoge von Teck als Oberschenken von St. Gallen, es lag also nicht in seiner Grafschaft, sondern kam erst 1375 an sein Haus. Leinstetten, etwa 2 ½ Stunden nordwärts von Oberndorf, in dem sehr engen

Thale der Glatt, welche unterhalb des gleichnamigen Städtchens (K. Pr. O.A. Haigerloch) in den Neckar ausmündet. In L. stand zu unseres Helden Zeit eine Burg, der Sitz von hohenbergischen Lehens- und Dienstleuten; der Ort selbst gehörte zur Grafschaft Hohenberg.

10 Zu S. 597. Die alten Berichte weichen in dieser Beziehung sehr von einander ab: Konrad von Ammenhausen a. a. O. sagt: „Hertzog Otto wande (wähnte) fridlich dur das lant desselben grauen riten“. Die Colmarer Chronik dagegen berichtet S. 346: Graf Albert habe dem Baiernherzog in Passau (s. S. 596.) offen erklärt, er werde ihm den Durchzug durch seine Grafschaft wehren. Daß Albert in seiner Grafschaft zurückgeblieben und nicht bereits zu seinem Neffen gestoßen war, spricht stark dafür, daß er einen Angriff auf den nachrückenden Herzog Otto im Sinne hatte.

11 Zu S. 597. Cont. Herm. Altah. „Erat autem pugna XV kal. maii (apr. 17) prope civitatem Oberndorff, in quam ipse dux intravit cum exercitu suo.“ — Auch sonst bezeichnet „prope“ in mittelalterlichen Quellen keine unmittelbare Nähe. So hat die Sindelfinger Chronik S. 25: „in civitate Rotinburch prope Túwingen“; beide Städte liegen aber just von einander so weit entfernt wie Oberndorf und Leinstetten.

12 Zu S. 597. Konrad von Ammenhausen a. a. O. berichtet, mehr als 40 seiner Ritter hätten ihn im Stiche gelassen und nur wenige um ihn ausgehalten.

13 Zu S. 598. Vergl. Anm. 7.

14 Zu S. 598. Matthiae Neoburgensis Chronica a. a. O. sagen von diesen feigen hohenbergischen Rittern, sie seien davongejagt: „sicut canes quibus alligantur vesicae, quibus impositae sunt fabae“ führen nach Bericht eines Gewährsmannes die Ritter von Weitingen (O.A. Horb) unter denen, die sich also mit Schmach bedeckt, namentlich auf, und bemerken, diese Ritter werden daher die „Lemmer von Wittingen“ genannt und führen ein Lamm als Helmzier. So findet man es allerdings später, aber das Geschlecht hatte lange vor dem Jahr 1298 den Beinamen das „Lamp“.

15 Zu S. 598. „Vmb helff er si do ane schre
Vnd mande si, daz si nicht vergessen,
Das si ze den ziten sessen
Vff dien rossen die er in hette gegeben,
Das si im hülffen retten sin leben
Das sere vff der wage lage.“
Konrad von Ammenhausen a. a. O.

16 Zu S. 598. „den beiern was diu lêre
von ir hêrren gegeben,
sie solden alle dar nâch streben,
daz grâve Albrecht koeme darnieder
wan (da) man vor noch sider (seither)
einen ritter niender (nirgends) weste,
der sô gar der beste
waere an ritterlicher tât.“
Ottokars Reimchronik, Kap. 611.

[17] Zu S. 598. „Ein strit war da begangen
unde ein nitspil (ernster Kampf),
daz ich in langem zil
hän hoeren nit bediuten
daz van sô lützeln (wenigen) liuten
sie gevohten so sêre."
Ottokars Reimchronik, Kap. 677.

[18] Zu S. 598. Diese blutige Katastrophe erzählt bloß die Colmarer Chronik.

[19] Zu S. 598. Matthiae Neoburgensis Chronica berichten ausdrücklich: „Albertus fuit occisus in proprio comitatu suo per quendam ducem Bavariae juxta castrum Lintstetten." Und Martinus Minorita, eine schwäbische Quelle, sagt im Anhang: „Comes Albertus de Hohenberg mitis et animosus auunculus prefati ducis (Austrie) pugnam iniens cum Ottone duce Bauarie adiutore regis Adolfi apud Linsteten cum (?) cc viris interiit." — Zu der nun folgenden Schilderung des Kampfes hat uns nebst den Quellen Anregung gegeben das am Schlusse dieses Bandes angefügte Bild, welches in der Manessischen Lieder-Handschrift zu Paris dem Minnelied unseres Helden (s. S. 319 f. dieses Bandes) voransteht, und von dem das seltene, von Graf Stillfried herausgegebene, höchst interessante Prachtwerk: „Alterthümer und Kunstdenkmale des erlauchten Hauses Hohenzollern" ein Facsimile gibt, welchem mit gütiger Erlaubniß des Grafen unsere Illustration getreu, nur in etwas kleinerem Maßstabe nachgebildet ist.

[20] Zu S. 600. Die Colmarer Chronik berichtet: „post longam concertationem comes Burcardus (soll heißen Albertus) laesus de dextrario cecidit." —

[21] Zu S. 600. „Quod dilectus noster ministerialis Marquardus miles de Ehingen." etc. Urkunde des Grafen Albert vom 14. Octbr. 1279. Mon. Hohenb. Nr. 85. Derselbe noch 1291. 1294 „Marquardus miles dictus de Ehingen — Reinhardus filius." Mon. Hohenb. Nr. 149.

[22] Zu S. 601. Also läßt Wolfram von Eschenbach im zweiten Bruchstück seines Titurel den todtwund auf der Walstatt liegenden Helden Gahmuret beten. K. Bartsch's Ausgabe des W. v. E. Parzival und Titurel Bd. III, S. 247.

[23] Zu S. 601. Albert vermählte sich, als Margaretha im März 1296 gestorben, zum dritten Male mit Ursula, einer geborenen Gräfin von Oettingen.

[24] Zu S. 601. „Verwâpent under helm er (Gahmuret, todtwund auf einem grünen Wiesenplan liegend) sprach sîn bihte (seine Beichte)." Wolfram von Eschenbach Titurel a. a. O. S. 244.

[25] Zu S. 601. „Do man in (den von Hagen ermordeten Sigfrid)
züm münster brâhte, vil der glocken klanc
man hôrte von den pfaffen vil michel gesanc."
Das Nibelungenlied, Ausgabe von A. Holtzmann, S. 122, V. 1052 f.

[26] Zu S. 602. Wolframs von Eschenbach Titurel a. a. O. 250.

[27] Zu S. 602. „Unser von dem Burgstall Liechtenfels — — — hat es ain wisen, wurt noch heutigs dags die Creuzwisen genannt, darauf steen

noch bei unser zeiten vil staine gehawene creuz, sein in ander gehawene stain in boden eingelassen, an denen ains tails die wappen auch namen und jarzallen gehawen gewesen, deren, so in dieser vecht uf selbiger wisen und walstatt umbkommen, unter denen namlich ein graf von hochenberg gewest." Zimmerische Chronik, 91. Publikation des liter. Vereins in Stuttgart, S. 250.

[28] Zu S. 603. Wir waren vor einigen Jahren an Ort und Stelle und haben, freundlichst begleitet und berathen von Herrn Pfarrer Thuma, die Umgegend wie auch die Flurkarten von Leinstetten eingesehen.

[29] Zu S. 604. Aeußere Umschrift: Strvctvs. fvit. iste. lapis. ex jvssv. Alberti. comitis. de. Hohenberch. svper. sva. collaterale. nomine. Margareta. quae. fvit. natione. de. Vvrstenberck.

Umschrift um den Hohenberger Schild:

† Tvmvlati. comes. Bvrghardvs. pater. comitis. Alberti. et. comes. Albertvs. filivs. svvs.

Umschrift um den Fürstenberger Schild:

Fvit. hic. tvmvlata. in. crastino. (sancte). Perpetue. svb. isto. lapide.

Vergl. die letzte Illustration zu diesem Bande, das Fürstenbergische Urkundenbuch, bearbeitet von Dr. Sigmund Riezler, Fürstlicher Archivrath 1877, Bd. I, S. 327 und Graf Stillfrieds „älteste Grabstätten des Hauses Hohenzollern" in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Hohenzollern, Jahrg. VII, 1873—1874.

[30] Zu S. 605. Mon. Hohenb. Nr. 273. 295.

[31] Zu S. 605. Es mögen hier Platz finden die Zeugnisse von Ottokar a. a. O., Kap. 671 und Konrad von Ammenhausen a. a. O. I, S. 54 f. — Abt Johann von Victring a. a. O. berichtet u. A.: „Comes (Albertus) occiditur, vir mirificus et famosus."

Personen-, Orts- und Sach-Register.

Abkürzungen: S. (Seite), G. B. (Großherzogthum Baden), K. W. O.A. (Königl. Württ. Oberamt), K. Pr. (Königlich-Preußisch).

A.

F.

G.

J.

K.

O.

P.

R.

U.

V.

W.

Z.

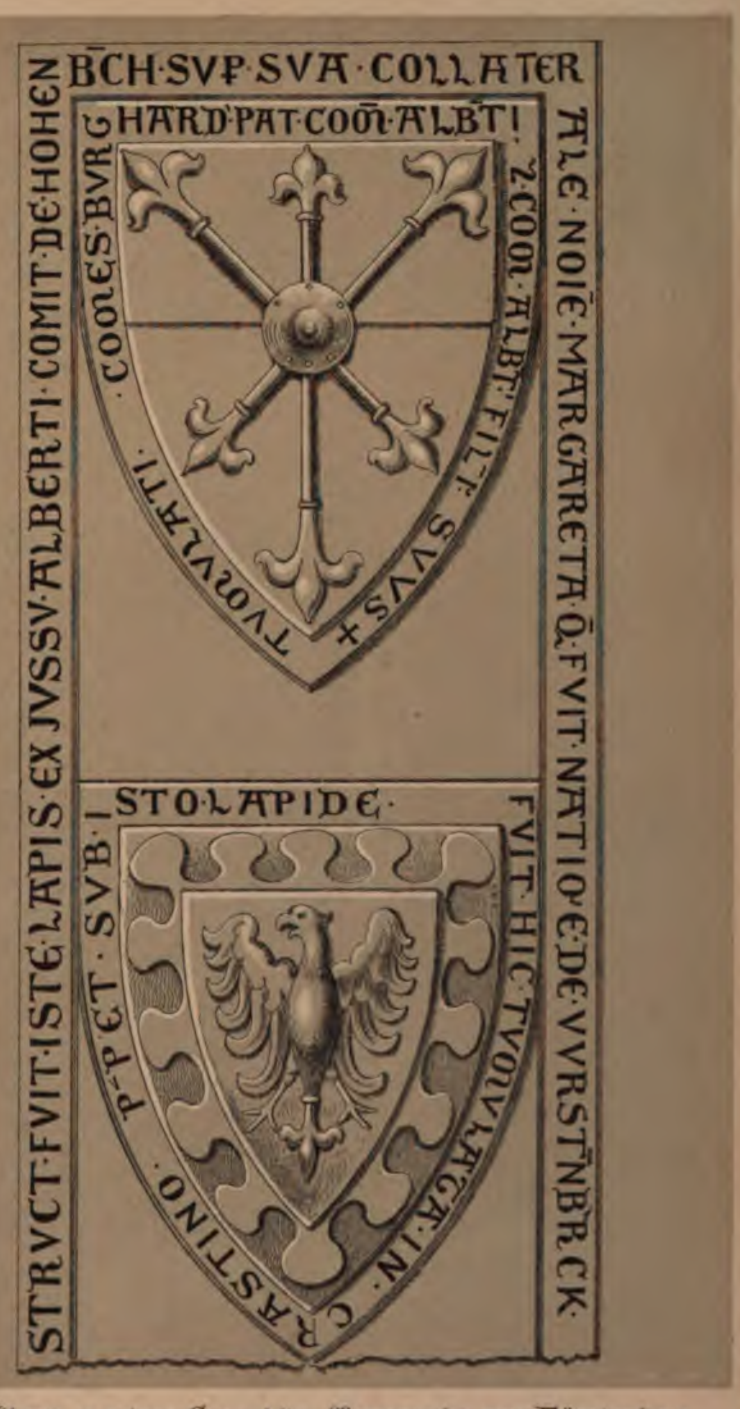


Lith. Anstalt v. Ch. Votteler, Stuttgart

Graf Alberts letzter Kampf bei Leinstetten.



Graf Alberts u. seiner Gemahlin, Margaretha von Fürstenberg
Grabstein im vormaligen Kloster Kirchberg bei Haigerloc



Graf Alberts u. seiner Gemahlin, Margaretha von Fürstenberg
Grabstein im vormaligen Kloster Kirchberg bei Haigerloch.

